


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS






SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE




SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE
RI
TAS

Bilder aus der Fremde.

Für die Heimath gezeichnet

von

Lothar Bucher.

Erster Band:

Unterwegs.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1862.

Unterwegs.

Von

Lothar Bucher.



Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1862.



Niemand kann tiefer als ich von der Mangelhaftigkeit einer Schriftstellerei überzeugt sein, wie ich sie seit dem Jahre 1850 im Auslande getrieben habe.

Wer hin und wieder einen Gegenstand, auf den ihn systematische Studien geführt haben, für eine Zeitung bearbeitet, wer eine bestimmte Verbesserung in Staat oder Gesellschaft mit Hülfe der Tagespresse durchzusetzen sucht, ja auch wer regelmäßig die Neuigkeiten eines Ortes zu sammeln und zu melden hat, sie alle werden nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von dem Zustande jemandes haben, der den Stoff, den ein jeder Morgen bringt, aufzunehmen und bis zum Abend irgendwie zu verarbeiten, ihm irgend eine Seite abzugewinnen hat, nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von der Zersplitterung der Zeit und der Kraft, von der eigenen Unbefriedigtheit, worunter er zu leiden hat. Einen Gegenstand, den er schon beherrscht, erschöpfend zu behandeln, verbieten ihm der Raum der Zeitung und die Verwöhnung des Lesers; sich über einen Gegen-

stand, der ihm fremd, vollständig zu unterrichten, dazu gebricht es ihm während der Arbeit an Zeit; und den Anregungen, die er empfängt, zu folgen, die Lücken seines Wissens, die er entdeckt hat, auszufüllen, die weit auseinander liegenden Dinge, an die er angestreift ist, unter einen höhern Gesichtspunkt zu bringen, die krude Masse, die im Laufe des Jahres unter seine Feder gekommen, zu klären, dazu will die ersehnte Muße sich niemals einstellen.

Freilich wird er von Andern damit getröstet, das liege einmal in der Journalistik, und die Journalistik sei doch nothwendig. Freilich kann er sich selbst den etwas bessern Trost geben, daß er in der heutigen Weltordnung das Geschäft der Hummel versieht, die, von einer Blüthe zur andern gehend, die Gräser befruchtet und wesentlich zum Gedeihen der Wiese beiträgt, weshalb beiläufig bemerkt, ein verständiger Landwirth sie schonen wird.

Aber es bedurfte noch einer andern Rechtfertigung, ehe ich mich entschließen konnte, von den Aufsätzen, die ich für die Berliner National-Zeitung und einige andere Blätter geschrieben, eine Auswahl wieder abdrucken zu lassen. Ich fand diese Rechtfertigung, indem ich die Reihenfolge der ganzen Masse und die Nachbarschaft, in der die einzelnen Artikel standen, überschaute. Ich erkannte in dem Einzelnen Einflüsse, unter denen ich und der Leser gestanden und die ich und wahrscheinlich der Leser auch vergessen, und sah, daß in dem Ganzen die Kontinuität meiner eigenen Entwicklung stärker ausgeprägt ist, als ich mir bewußt gewesen war. Ich

habe deshalb auch manche Ansicht stehen lassen, die heute überwunden, und manche Polemik, die heute nicht mehr nöthig ist; und habe überhaupt die Veränderungen des ursprünglichen Textes darauf beschränkt, Stylverbesserungen vorzunehmen, hin und wieder einen Uebergang einzuschieben oder eine Anspielung auf schon vergessene, gleichzeitige Vorgänge zu erläutern. Nur in den Stücken, die ich aus den Berichten über die pariser Industrie-Ausstellung ausgewählt, finden sich längere Zusätze, die schon in Paris zum Zweck eines damals nicht zu Stande gekommenen Abdruckes gemacht waren. Außerdem sind die Reisebriefe über Italien durch die für die Zeitung nicht geeignete Epistel an den Politikus ergänzt, in der sie erst ihren inneren Abschluß erhalten. Als ich im Jahre 1854 einige Gedanken über die englische Verfassung und das, was man in Deutschland unter englischer Verfassung verstand, in einer kleinen Schrift aussprach, weil ich es unmöglich gefunden, jeder irrigen Vorstellung, die ich in der deutschen Presse oder in mir selbst entdeckte, durch einen besonderen Artikel zu widersprechen, jeden Widerspruch, den ich erfuhr, durch einen besonderen Artikel zu beantworten, wurde in einer vielgelesenen Berliner Zeitung (25. Februar 1855) also geurtheilt:

„Als ob das deutsche Begriffsvermögen ganz verkommen, die geistigen Gehörnerven bei uns so überzart geworden seien, daß sie kein lautes Wort, keinen scharfen Ton vertrügen, als ob Deutschland, wie Vogel Strauß, den Kopf in den Busch stecke, nichts sehen und nichts hören wolle,

intolerant und indolent bis auf's Aeußerste, und als ob es irgend eine politische Geheimlehre gäbe, deren unverhüllter Glanz unsere blöden Augen verblenden müsse und die der wohlmeinende Inhaber und Bewahrer nur hie und da in einzelnen Geistesfunken gleich Glühwürmern höchstens durchblitzen lassen dürfe — werden mit ängstlicher, mißtrauischer Bedächtigkeit dem kranken Mann von dem vermeintlich in Bereitschaft gehaltenen starken Heiltrank ab und zu spärliche Tropfen in homöopathischer Verdünnung gereicht.

„Uns will bedünken, daß der Verfasser einzelne Aeußerungen einzelner Personen bei zufälligen Gesprächen über dies und jenes für allgemeine deutsche Meinungs-Aeußerungen und Glaubensbekenntnisse genommen und sich durch Generalisiren solcher verlorenen Einzelheiten, durch darauf gegründete Kombinationen und Konstruktionen ein gespenstisches deutsches Publikum geschaffen hat, dessen selbstgebildeten Schemen er eine fortwährende Geisterschlacht liefert.

„Hat ein einzelner Deutscher den Verfasser in London gebeten, ihm nicht auch sein Letztes, „den Glauben an England und Lord Palmerston", zu rauben: so mag das Anlaß sein, diesem verzweifelnden Götzendiener alle beliebigen Verhaltungen zu machen; aber ihn mit ganz Deutschland zu identifiziren, den Jammer des einzelnen Deutschen als den Jammerzustand des Deutschen an sich zu nehmen, dazu fehlt jede logische und thatsächliche Berechtigung."

Da ich nicht des Vermögens war, den deutschen Geist an sich aus dem Reich der Mütter oder wo er sonst zu

Hause sein mag, zu citiren und zu befragen, so hatte ich mir meine Vorstellung von dem, was man in Deutschland über England denke, allerdings aus den Aeußerungen einzelner Personen in der Unterhaltung, im Briefwechsel, in Leitartikeln und Büchern gebildet; und wenn ich eine bestäubte Sammlung solcher Zeugnisse vor mir ausbreite, so glaube ich die Frage, wer das liberale deutsche Publikum von damals richtig angesehen habe, der Rezensent oder ich, ruhig dem Verdikt des liberalen deutschen Publikums von heute unterwerfen zu können. Daß das letztere meine Ansicht darüber, welche Politik wir gegen Italien unter den obwaltenden Verhältnissen zu beobachten haben, nicht theilt, das wird wahrscheinlich kein Rezensent bestreiten. Ich habe es für Recht gehalten, diesen Gegensatz ganz scharf, so viel an mir lag, hinzustellen, nicht ohne die Hoffnung, ihn dadurch schließlich zu mildern.

Dieser erste Band enthält Aufsätze, die auf Reisen und Wanderungen geschrieben sind; der zweite soll politische Aufsätze, Kritiken und Schilderungen aus London bringen, die zum Theil nicht in der deutschen Presse erschienen sind.

Berlin, 1. März 1862.

L. Bucher.

Inhalt.

Seite

Ein Tag in Frankreich.

London, Januar 1852.

Das war der Briefträger. Wie der Schlag durch die Räume des Hauses zittert und durch die Seelen seiner Bewohner, einiger wenigstens! Wer nur alle halbe Jahr ein Schreiben erhält, daß Nichts zu schreiben sei, oder wer täglich einige Dutzend Geschäftsbriefe erbricht, mag den Klopfer gleichgiltig hören; aber wer selten den Tag mit einem weißen Stein bezeichnet, muß, dünkt mich, oft genug in dem Humor sein, den Briefträger für die Schicksalsgöttin anzusehen oder die Welt für einen ungeheuern Zitterrochen, dessen friedliche Elektricität sich in dem Schlage entladet.

Das Schreiben rief mich in Geschäften nach Calais, falls ich kein Bedenken hätte, und zwar sofort. Was kann dabei bedenklich sein, über den Kanal zu gehen? brummte ich. Das Meer thut denen nichts zu Leide, die es lieb haben. Aber ich meditirte weiter und fand, daß noch andere Dinge in Betracht kamen, als Geographie und Medizin. Ich erinnerte mich, daß auf der anderen Seite des Wassers sehr stark regiert wird. Hast du, fragte ich mich, stets mit gebührender Ehrfurcht von dem erhabenen Prinzen gesprochen, dem Zeigefinger der Vorsehung? Hast du nichts Erschießliches oder Cayennebares geschrieben und gedacht? Glaubst du an das Eigenthum und an Rose Tamisier? Nur Eine dieser Fragen konnte ich mir genügend beantworten.

Ich glaube zwar nicht an das goldene Kalb, aber an das Eigenthum; denn Eigenthum ist Freiheit. Ich bin in diesem Punkte viel napoleonischer als Louis Napoleon; ich glaube nicht, daß ich gegen die Erben Louis Philipps die actio Pauliana angestellt haben würde, auch wenn ich mich in der besonders günstigen Lage befunden hätte, Kläger, Richter und Vollstrecker in einer Person zu sein. In Betreff des Fräuleins Tamisier und ihrer behexten Oblate war mein Gewissen nicht rein, und, was nun gar den erhabenen Prinzen betrifft, so hatte ich Nukahiva reichlich verdient.

Aber wer „so hoch gestellt ist," kann ja so kleine Sünder nicht erkennen, und ein englischer Paß ist noch immer eine gute Sache. Ich sah erst nach dem Bradshaw, dann nach der Uhr. Bradshaw heißt auf Deutsch Coursbuch des Generalpostamts, nur mit dem Unterschiede, daß es nicht von dem Generalpostamt, sondern von einem Mr. Bradshaw geschrieben ist. Bradshaw besagte, daß der Mailtrain um 8½ Uhr abgeht, und die Uhr wies 10 Minuten zu 8. Ich mußte noch den Plan der Stadt zu Rathe nehmen. Er zeigte von meiner Wohnung nach dem Bahnhof 4 Meilen. Also gerade Zeit. Man richtet sich hier nicht so ein, daß man „eine gute Viertelstunde vorher da ist." Ein paar gute Viertelstunden machen einen Arbeitstag und ein Tag ist ein Stück Geld. Es giebt auf allen englischen Bahnen, die ich gesehen, nur Ein Wartezimmer, in dem man einigermaßen komfortable warten kann; es ist auf der Station von Windsor für die Königin eingerichtet. Der Nachtsack ist bald gepackt, wenn man nach dem Schlüssel nicht zu suchen braucht, weil er in einem Worte besteht, und adhesive addresses vorräthig hat, d. h. fertige Etiquettes für das Gepäck, die man wie Briefmarken aufklebt. Ich brauchte ja nur etwa dasselbe mitzunehmen, was Yorik mit in die Dover Landkutsche nahm, ohne „das Paar schwarzseidner Kniehosen". Und konnte ich

denn nicht statt der Kniehosen den Yorick selbst einstecken? Wer weiß, wie lange er Calais nicht gesehen hatte; und ich hatte ihn so lange nicht gelesen! Freilich nimmt er etwas Platz weg in der alten Original-Ausgabe von 1768, in zwei Bänden mit 18 Zeilen fingerlanger Buchstaben auf jeder Seite, dem Verzeichniß der Pränumeranten voran und Lederdeckeln für die Ewigkeit. Aber das Alles gehört so nothwendig zu dem Buche, wie die Kniehosen zum Yorick. Also eingepackt! Schlag 8 Uhr rollte das Cab vor die Thür, 25 Minuten zu 9 in den Bahnhof.

Die Lokomotive faucht und schnaubt aus den Nüstern; die rothe Laterne stiert wie ein Cyklopenauge in die Nacht hinaus. Die Porter in ihren Fustianjacken schleppen Gebirge von Packeten vor sich her, wie Ameisen ihre Puppen. „Globe, Sir? Standard, Sir? Sun, Sir?“ schreien die Zeitungsjungen, „nehmen Sie'n, Sixpence das Stück! Sehr wichtig! Neuestes von Frankreich! Zwei schreckliche Mordthaten in Irland! Sixpence das Stück!“ Hier wird Abschied genommen, da wird Abschied genommen, überall wird Abschied genommen. Einer geht nach Calcutta und sagt so gleichgültig good bye, als wenn er nach Richmond reiste. Männer wickeln ihren abreisenden Frauen Plaids um die Füße. Frauen ermahnen ihre abreisenden Männer, sich vor Erkältung und Sonnenstich, und vor einstürzenden Tunneln zu hüten, auch keine Frösche zu essen in Frankreich. Der Hammer hebt aus, um halb zu schlagen; die Wagenthüren klappen zu, ein schriller Pfiff, und die wilde Jagd braust über die Häuser hin.

Rechts und links schauen erleuchtete Dachfenster uns neugierig an; dort tritt ein Kirchthurm trotzig hart an den Wagen, unter uns ein Meer von Funken, als spiegelte der gestirnte Himmel sich in der Nachtluft, die feucht und schwer auf der Erde lagert. Allmälig treten die Häuser zurück; die Bahn senkt sich, erreicht den Boden und bohrt sich in meilenlangen Tunneln durch den Kreidefelsen. Der Mailtrain hält nur auf wenigen

Zwischenstationen an und rollt in drei Stunden die 90 Meilen nach Dover hinab. Ich weiß die Zeit, wo man nicht so schnell reiste. Man stand um 4 Uhr auf, machte 10 Meilen in 16 Stunden und hatte Muße, alle Futterkrippen und Wirthshausschilder zu studiren, bis man sie auswendig wußte. Und doch wurde einem die Fahrt nicht so lang, weil man den Raum noch mit der kurzen, die Zeit mit der langen Elle maß.

Was läßt sich 1852 in drei Stunden nicht Alles grübeln? Man macht im Auslande eine eigenthümliche Beobachtung an sich selbst. Ganze Ideenkreise des früheren Lebens sind wie weggewischt aus der Erinnerung; man muß sich Mühe geben, sie wiederzufinden. Dagegen treten Bilder aus der frühesten Jugend in wunderbarer Frische hervor, ohne daß man sich des Gedankenganges bewußt wird, der auf sie führt. Es ist, als hätte man aus „Lethe's stillem Strom“ geschöpft. Aber der Trunk hat nicht mehr die ganze Kraft, die ihm die Alten zuschrieben, und doch wieder eine größere Kraft. Er kann das nicht wegschwemmen, was des Bewahrens werth ist, aber er vermag es in unverwüstliche Farben zu kleiden. Es bedurfte einer Reise im Januar, um mich einmal wieder daran zu erinnern, daß ich oft genug im Januar gereist bin. Wie war das doch? Der Schnee knirscht, der Sturm treibt die Eisflocken wie Nadelspitzen gegen das Gesicht. Man trinkt ein Gebräu, auf chinesisch Warm-Bier, und steckt die Füße in ein Instrument, geheißen Fuß-Sack. Die armen Leute aber, die weder das Eine, noch das Andere haben, und ein trockenes Reis auflesen, begehen ein Verbrechen, genannt Frevel, und diese Frevel zu bestrafen, gilt bei den Chinesen für eine sehr geistreiche Beschäftigung. Weg mit dem Bilde! Es zerstiebt vor der Seeluft, die gesund und ambrosisch herüberweht. Die Bahn läuft auf schmalem Pfade hin, eingekeilt zwischen der Klippe, still und hoch, und

der ruhelosen See. Unser müdes Eisenroß erquickt sich in dem Schaume, der über die Brustwehr sprüht.

Von Dover habe ich Nichts zu sagen, als daß ich wünsche, Sir James Brooke, der so vortrefflich mit Seeräubern umzugehen weiß, möge einst Nachfolger des eisernen Herzogs als Warden des Hafens werden. Dreimal glücklich der Neuling, der Dover verläßt, ohne von Lastträgern, Cableuten, Omnibuskondukteuren, Gastwirthen, Kellnern, Kommissionären und Straßenjungen ausgeplündert zu sein! Gnade der französischen Invasionsarmee, wenn sie nach Dover kommt!

Das letzte Mal hatte ich die Ueberfahrt während der Ausstellung gemacht. Fast die ganze Gesellschaft bestand damals aus behäbigen Süddeutschen, braven Leuten, mit einem weicheren Dialekte und einem vergnügteren Herzen, als wir es im Norden haben, aber auch mit einer reicheren Beredtsamkeit, als wir sie leiden mögen. Es war eine prachtvolle Sommernacht, das Meer sanft bewegt und leuchtend. Sah man der Welle entgegen, so war es nicht der schwarze, dräuende Rachen, sondern eine leuchtende Furche, in die unsichtbare Hände einen Schauer goldener Saaten schütteten. Sah man ihr nach, so war es nicht der schuppige Hals einer wüthend dahin schießenden Schlange, sondern ein wehendes Haar mit Brillanten besteckt. Feuer sprühte unter dem Bug hervor; ein Strahlengürtel zeichnete den Weg, den wir gekommen. Daran war recht viel zu sehen; auch Manches zu denken; aber eigentlich nicht viel zu reden. „Betrachten Sie, Herr Kriminalrath, diese merkwürdige Erscheinung —". Von der Weltausstellung heimkehren, auf der großen Völkerstraße schwimmen, das Meerleuchten sehen und Jemanden Herr Kriminalrath nennen! „Ei, Herr Jesus! Nu ja doch! Ich erinnere mich einer schönen Beschreibung". — „Ich auch, Humboldt!" — „südliche Breitengrade" — „vegetabilische Substanzen" — „phosphorescirende Thierchen" — „Elektrizität erzeugende

Reibung". — Ich will verdammt sein, wenn aus der ganzen Gesellschaft ein Einziger die Erscheinung ordentlich angesehen, geschweige denn genossen hat. Sie stritten sich darüber, was in den Büchern stehe, bis Einer anfing: „Aber um darauf zurückzukommen, es ist merkwürdig, wie unkorrekt die Engländer das Englisch sprechen. Ich weiß bestimmt, daß Burckhardt's Grammatik" — Und was für komische Milch die Leute in London haben, Frau Geheime" —. Die Frau Geheime war mein Tod. Ich verzichtete auf das Quarterdeck, dessen Benutzung ich mit schwerem Gelde erkauft hatte. Zwischen den Räderkasten schien es so still. Aber wehe! Ein Voigtländer lehnte über den Bord und setzte seinem Nachbar in sächsischem Französisch auseinander, daß er sonst eine vortreffliche Consichtitutschion habe — wahrscheinlich seit dem Mai 1849 — aber gerade heute —. Die Sprache der Natur stopfte ihm und zugleich dem Nachbar den Mund. Weshalb hatte er sich auch windwärts hinausgelehnt! In solchen Krisen hält ein kluger Hausvater sich hübsch leewärts. Ich rettete mich an den Bugspriet. Ein Matrose kauerte darauf, zerpflückte mit unsterblichem Ernste einen Zweig und verstreuete die Blätter in das Feuermeer. Wir vertrugen uns.

Diesmal gab es kein Meerleuchten und keine Landsleute. Die See hatte ihr graues Winterhabit und die dazu gehörige Laune. Sie war wie eine Hausfrau, die große Wäsche hat. Man erweist ihr in solchen Verhältnissen die größte Artigkeit, wenn man sich so wenig als möglich um sie bekümmert. In der Kajüte saßen zwei Amerikaner, die genau vor vierzehn Tagen von Halifax abgereist waren, am Kamin, und spieen abwechselnd in die Kohlen. Ich konnte mir von einem halben Dutzend Sophas die Kissen zusammentragen und schlief wie ich mich gebettet. Ich hatte schon bösere Nächte auf dem Meere zugebracht.

Das Hin- und Herlaufen schwerer Stiefel und ein takt-

mäßiges Klappern über meinem Kopfe weckten mich. Ich kenne das Geräusch. Man legt die Wurftaue zurecht, wie einen Wachsstock. Wir müssen am Hafen sein. Es sieht finster aus in Frankreich; noch kein Morgenroth am Himmel. Nur das fächerförmig ausstrahlende Licht der rotirenden Lampen streicht in gleichen Pausen gespenstig über uns hin und verschwindet an der Küste. Wir laufen langsam zwischen den Molen hinauf, die Maschine steht, das Tau fliegt hinüber, wir liegen fest. Es ist gleichgültig, ob man zwei Minuten früher oder später das Land betritt, und doch drängt sich Alles nach der Landungsbrücke, auf die Gefahr, in's Wasser zu fallen. Ich glaube zu wissen, woher das kommt. Das zitternde Geräusch des ungeduldig ausströmenden Dampfes magnetisirt uns.

Ich hasse Nichts so, als die Redensart: so Etwas ist heutzutage unmöglich. Alles ist heutzutage möglich. Aber was hilft das Murren? Alle Obrigkeit ist von Gott, sagen die Herren von Gerlach und von Montalembert, ausgenommen in Freiburg und in Irland. Also ist diese breitbeinige, säbelschleppende Maske auch von Gott. — Die Douane fand so wenig in dem Gepäck, als die Polizei in dem Paß von Mr. Smith etwas Staatsgefährliches.

Ich war würdig befunden, den französischen Boden zu betreten, die französische Luft zu athmen, die an den Ecken angeschlagenen Dekrete des Herrn L —, ich wollte sagen, des erhabenen Prinzen umsonst zu lesen, und soviel englisches Geld dort zu lassen, als ich wollte oder konnte. Gerührt über diese Güte hielt ich meinen Einzug.

Es war inzwischen hell geworden. Einer meiner Bekannten behauptet, daß Calais, „natürlich wie Stargard aussehe.“ Ich kenne Stargard nicht, will es aber schon glauben. Calais hat Etwas von einer norddeutschen, nichthanseatischen Stadt. In der Bauart und Einrichtung der Häuser und der ganzen

Physiognomie zeugt Nichts davon, daß die Engländer 200 Jahre lang die Stadt besaßen. Keine umgitterte Arena vor dem Hause, keine verschlossene Hausthüren, kein blitzblanker Klopfer, keine Guillotinenfenster, keine Chimneypots, keine Reinlichkeit, obgleich ich von der Schule her eine dunkle Erinnerung habe, daß Seife zu den Haupterzeugnissen des Ortes gehört. Nur die englischen Inschriften der Schilder neben den französischen erinnern daran, daß Calais das Thor ist, was nach England führt, daß mancher Offizier auf Halbsold hier seine Pension verzehrt, und daß die kleine Londoner Bourgeoisie ihre Töchter hier Französisch lernen läßt. Richtig, da ist eine academy for young ladies.

Ich konnte zwar nicht behaupten, regelmäßig aufgestanden zu sein, hielt mich aber doch berechtigt, zu frühstücken. Ich mußte doch eine Grenzscheide setzen, damit mir die Nacht und der Tag nicht in einander liefen. Der Mensch muß auch in der Fremde seine Ordnung haben, und wenn man auf der Reise sein Morgenbrod einnimmt — wie unsere Vorfahren statt des häßlichen Wortes Frühstück sagten — so studirt man Länder- und Völkerkunde. Ein scharfer Beobachter hat gesagt, daß es keine zwei Orte in der Welt gäbe, in denen die Semmeln gleich seien. Bodenbeschaffenheit, Klima, Besitz- und Kulturverhältnisse, Müllerei, Zunftzwang oder Gewerbefreiheit, Wasser — alles das kann man mit ein wenig Nachhülfe aus dem Bissen Weißbrod herauslesen. Es ist ein verwünschter Unterschied, ob ein Volk Weizen, Roggen, Fichtenrinde, Mais, Grütze, Reis oder Kartoffeln verzehrt. Dem deutschen Volke wäre geholfen, wenn es einmal drei Jahr lang tüchtig Weizenbrod und Roastbeef speiste. Durch Mäßigkeitstraktätchen wird das Schnapstrinken nicht ausgerottet werden, aber wohl durch ein gut Stück Fleisch.

Die Geschäfte waren bald besorgt; das nächste Schiff ging erst um 2 Uhr Nachts; ich konnte also noch behaglich flaniren,

und auf einen Tag thue ich das recht gern, besonders mit dem Sterne in der Tasche.

Das war ja unzweifelhaft derselbe Gasthof, in dem Yorick logirte, dort das Thor, von dem er spricht, hier die Remise, in der er die Vorrede schrieb. Vielleicht hatte auf dieser Stelle der Franziskanermönch ihm die Tabacksdose überreicht. Und jetzt begreife ich auf einmal, was mir lange unbegreiflich war, weshalb der Zollverein der londoner Polizei eine Dose verehrt hat. Zarte, empfindsame Seele, der Zollverein! Ich kann es dem Leser nicht jedesmal erzählen, wann ich die „Sentimental journey" nachlas; ich drücke es durch doppelte Gänsefüßchen aus.

Aber erst noch ein Geschäft; der Garçon überreicht das Fremdenbuch. Wie fülle ich denn gleich die Rubrik „Charakter" aus? In England lernt man sich so als chemisch reinen Menschen fühlen.

„„Ich theile die Reisenden in folgende Klassen: 1) faule, 2) zudringliche, 3) aufschneidende, 4) anmaßliche, 5) eitle, 6) spleenbesessene, 7) frevelhafte, 8) unglückliche, 9) harmlose, 10) einfältige, 11) empfindsame.""

Yorick kannte eine Klasse nicht, die heute das Dutzend voll macht, ausgewiesene. Ich bezeichnete meinen Charakter als harmlos.

Als ich mit meinem Freunde in der Muttersprache plaudernd, über den Hof ging, fanden sich Landsleute zu uns. Das deutsche Element ist einmal dazu bestimmt, die ganze Welt zu rev —, Mißvergnügen in der ganzen Welt zu erregen. Zwei Drittel der Namen, die jetzt von der Julisäule vertilgt worden, um nach einiger Zeit glorreich wiederhergestellt zu werden, sind deutsch. Deutsche Kaufleute in Manchester begannen die Agitation gegen die Korngesetze und legten damit die Axt an die Wurzel der englischen Aristokratie. Die Deutschen sind der Sauerteig,

der in die amerikanische Republik gefallen ist. Jemehr Deutschen das Vaterland verleidet wird,

„„Tant pis, pour Madlle. Janatone.

Da Mademoiselle Janatone die Tochter des Wirthes war und der Wirth voraussetzte, daß ich noch grün im Französischen sei, so nahm er sich die Freiheit, mich in Kenntniß zu setzen, daß ich nicht hätte sagen sollen tant pis, sondern tant mieux.““

Wir sortirten die Landsleute nach den obigen Kategorien, fanden die eine sehr stark vertreten und

„„entfernten uns; denn ein Engländer reist nicht, um Engländer zu sehen.““

Als wir an der Ecke des Marktes nach dem Wege fragten, kam nicht

„„ein französischer Kapitän““

aber ein Sergeant-major auf uns zugehüpft und bot uns artig seine Dienste an. Er sagte nicht,

„„daß er die Ehre gehabt habe, an dem Bombardement von Brüssel Theil zu nehmen, und daß die Stadt sehr schön gelegen sei pour cela““, aber er trug rothe Hosen und benachrichtigte mich, oder vielmehr meine englische Reisemütze, daß in der Citadelle eine Kirche stehe, welche die Engländer zur Zeit der Jungfrau von Orleans erbaut hätten. Also sahen wir die Citadelle, die Richelieu ausgebaut hat, die Kirche, die als Pulverschuppen dient, die Aussicht von den Wällen, die nicht sehr erquicklich ist, und endlich die Kaserne.

Es ist recht sonderbar, daß hohe Obrigkeit so gegen die Socialisten, Fourieristen und wie sie heißen, eifert, da sie selbst fast in jeder Stadt das Modell eines Phalanstère hingesetzt hat. Da hat jeder Soldat sein schönes Bett, auf einem Brette, das von der Decke hängt, lagert das Brot und an der Wand ist der „Grundriß des Schnupftuches“ angeschlagen, „auf welchem der Inhalt des Tornisters zur Inspektion ausgebreitet ist.“ Die

Bewohner säen nicht, sie ernten nicht, und doch finden sie jeden Morgen ihr Brot auf dem Brette. Der Staat bettet, kleidet, nährt sie; der Staat, „das große Unding, welches Jeden in den Stand setzen soll, auf Kosten aller Uebrigen zu leben." Soll der hungernde Arbeiter sich nicht fragen: wenn 400,000 Mann so gebettet, genährt, gekleidet werden, warum nicht 7 Millionen?

„„Ein grober Rock, einmal in drei Jahren erneuert, und magere Kost sind kein großer Gegenstand; und das Bedauernswerthe ist, mein guter Vater, daß diese Dinge mit so wenig Fleiß in der Welt erworben werden können und Euer Orden doch den Fond in Anspruch nimmt, der das Eigenthum der Lahmen, Blinden, Alten und Schwachen ist. Wir Engländer unterscheiden zwischen denen, die das Brod von ihrer Hände Arbeit essen wollen und denen, die anderer Leute Brod essen und keinen andern Zweck des Lebens haben, als es in Faulheit und Unwissenheit hinzubringen, um ihrer Gottesfürchtigkeit willen.""

Damals mußten wohl die Mönche die wahren Volksvertreter sein; und eine künftige Zeit wird über die Kasernen denken, wie wir über die Klöster — wo es erlaubt ist. Ich habe eine Vermuthung, woher alle der Unfug kommt, und wenn sie schon irgendwo ausgesprochen ist, so schadet es nicht, sie zu wiederholen. Ich habe in dem Archive meiner Vaterstadt alte Dokumente gesehen, bestäubte, vergilbte, würmerzerfressene, also hochachtbare Pergamente, und wenn die Männer der historischen Schule nur die anerkennen, obwohl sie nicht von edlen Junckherren, sondern von vesten lieben getreuen Bürgern handeln, so will ich auf der Stelle ein Konservativer werden. In den Freibriefen steht z. B., daß wenn Serenissimus nicht zu Dank regiert, Veste Liebe Getreue sich einen andern Serenissimus zu wählen wohlbefugt; und ich fordere die Professoren sämmtlicher deutscher Universitäten, die mit und die ohne Futter im Talar, heraus,

nachzuweisen, wann, wo und wie besagte Pakte auf rechtsgültige Weise aufgehoben sind. Aus solchen Pergamenten lernt man aber noch andere interessante Dinge. Unsere Vorfahren führten über ihren Staatshaushalt viel besser Buch als wir. Für die Kosten seiner Hofhaltung waren dem Landesherrn bestimmte Einkünfte angewiesen, bestimmt nicht immer der Summe, aber wohl der Quelle nach. Er hatte z. B. drei Heller von der Tonne Bier und ein Pfund Finkenaugen von gewissen Grundstücken. Einen Militäretat gab es für gewöhnlich gar nicht; die Ritter hatten ihre Güter und Zehnten nebst Patrimonialgerichtsbarkeit und Domanialpolizei nicht umsonst; sie hatten Kriegsdienste dafür zu thun und bekamen weder Traktament, noch Servis, noch Kleiderzulage, noch Tischgelder, noch Rationen, noch Belagerungszustandszulage. Sollten aber noch einige Fähnlein Landsknechte angeworben werden, so hatten Veste Liebe Getreue erst eine besondere Steuer zu bewilligen. Jede Stadt brachte nicht blos die Kosten ihrer Verwaltung selbst auf — dies Privilegium ist ihnen geblieben — sondern verwaltete sich auch selbst. Sollte einmal eine Einrichtung für das ganze Land getroffen werden, so hieß es wieder: wo nehmen wir das Geld her? Man wußte von jedem Pfennig Ausgabe, wo er herkam, und von jedem Pfennig Einnahme, wo er blieb. Vom Staat war sehr wenig die Rede, und der Bürger hielt sich stets gegenwärtig, daß „Staat", „Regierung", „landesherrliches Aerar" nur Kunstausdrücke waren für seine eigene Tasche. Deshalb besann er sich gar sehr, Ansprüche an den Staat zu machen. Allmälig fanden es aber die Landesherren für gut, nicht mehr um Subsidien zu bitten, sondern sich Steuern zu nehmen, so viel sie wollten, und wo sie dazu kommen konnten, und nicht mehr jede Einnahme auf ein bestimmtes Conto zu bringen, sondern Alles in Einen Topf zu werfen, drauf los zu wirthschaften und nicht einmal Rechnung zu legen. Seitdem hat sich die Vorstellung entwickelt,

daß der Staat ein mystisches Wesen, ein unerschöpflicher Fortunatussäckel sei. Die Masse des Volkes sieht einzelne Klassen, die der Schüssel zunächst stehen, unaufhörlich hineingreifen und sich Meliorationsgelder, unverzinsliche Darlehne, Englische Pferde-Einführungs-Vorschüsse, Ueberrieselungsprämien, Kadettenhaus-Freistellen, Pensionen, und der Himmel weiß was noch herausholen. Warum wir nicht auch? sagen sie und vergessen, daß sie das Alles hineingelegt haben, was die Privilegirten herausnehmen. Nur bei dem Bauer haben sich die richtigen Vorstellungen erhalten, weil die Domainenbehörde ihm sein Geld tropfenweis abfordert, ein paar Pfennige für das Amtsblatt, ein paar für die Gesetzsammlung, besondere Posten und Pöstchen für Landarmenhaus, Provinzial-Landtags-Deputirten-Diäten, Taubstummen-Institut und Landwehrpferde. Er weiß ganz genau, daß eine neue Einnahme ihm ein neues Item in der Ausgabe bringen würde. Deshalb macht der Bauer keine Ansprüche an den Staat, als daß er ihn so viel als möglich ungeschoren lasse.

„Haben Sie denn den Grundriß des Schnupftuchs nicht bald ausstudirt?“ fragte mein Begleiter. Ich hatte wahrhaftig ganz vergessen, daß wir in einer französischen Kaserne waren. Unsere militärische Promenade war beendigt und es entstand die Frage, wie sich gegen den Sergeant-major zu revanchiren, mit welchen Worten oder mit harter Münze. Ein Franzose hätte den ersten Weg gewählt, ein Engländer den zweiten, aber der Deutsche ist ein merkwürdig zartfühlendes Thier. Satory! sagte mein Freund. Saucißchen! erwiderte ich. Austern! sagte er mit dem Ausdruck tiefer Ueberzeugung. — Also geschah es. Wir verschluckten einige Dutzend Naturkinder, à la Rousseau erzogen, vor einer Viertelstunde erst von der Klippe losgebrochen. Sie sind magerer, aber doch besser als die englischen, die in dem Ostender Pensionat erzogen sind.

Wir haben einen Cursus der Kriegswissenschaften durchgemacht, sagte ich, lassen Sie uns jetzt eine Friedensindustrie betrachten. Gehen wir nach dem unterseeischen Telegraphen. Welche Vorstellung wohl mancher Binnenländer von diesem ungeheuern Institute haben mag? Ich wette, er denkt sich ein Gebäude, dessen Dimensionen den riesigen Gedanken ausdrücken. Ich hatte nie daran gedacht, wie eigentlich „der Submarine" aussieht, muß aber gestehen, daß ich doch überrascht war. Ein schmaler Hof führt zu einer noch schmaleren Thür, und diese in ein ganz schmales, einfenstriges Zimmerchen. An der einen Seite ein Tisch mit Drahtrollen und allerlei Schurrmurr, an der andern ein Bureau und darauf ein Ding wie eine Stutzuhr, der Nadel-Telegraph. Voilà tout! Aus einer Ecke der Diele kommt der Draht von England hervor. Genau über dem Zimmer ist das Bureau des französischen Telegraphen. Man brauchte den englischen Draht nur wie einen Klingelzug durch die Decke hinauf zu leiten, um ihn an den französischen zu knüpfen, der von dort ununterbrochen nach Warschau und Triest läuft. Aber die beiden Telegraphen vertragen sich nicht, wie das öfter vorkommt, wenn Leute zusammen in einem Hause wohnen. Sie maulen, die beiderseitigen Beamten grüßen sich nicht, sondern schicken sich die Depeschen schriftlich zu, treppauf, treppab. Und für ihre Zänkerei muß das Publikum mit Zeit und Geld bezahlen. Und leider ist das nicht Alles. Der unterseeische Telegraph in London nimmt nur englische Depeschen an, der französische in Calais nur französische. Also muß eine deutsche Depesche, die z. B. von London nach Berlin geht, erst in's Englische, dann in's Französische, dann wieder in's Deutsche übersetzt werden. Es ist ein Wunder, daß nicht noch weit mehr dummes Zeug herauskommt. Außerdem aber telegraphiren die Engländer und Franzosen die Zahlen nicht in Ziffern, sondern mit Buchstaben und rechnen auch darnach die Zahl der Worte.

1852 z. B. ist auf der englischen Linie one thousand eight hundred fifty two, 6 Worte, in Belgien und Deutschland wird eine fünfzifferige Zahl für Ein Wort gerechnet. 80 ist in England ein Wort, eigthy, in Frankreich zwei, quatre-vingt. Endlich steigt der englische und der französische Tarif von 10 zu 10 Worten, der belgische und der deutsche von 20 auf 50, von 50 auf 100 Worte. Sollte man es glauben, daß eine so praktische Einrichtung so unpraktisch eingerichtet sein kann! Muß denn die europäische Diplomatie für das schwere Geld, was sie kostet, immer nur Circularnoten gegen die Vergötterung menschlicher Weisheit und Requisitionen wegen Ausweisung von Flüchtlingen schreiben? Kann sie nicht in Paris, London, Wien, Frankfurt oder an einem anderen Orte, wo sie vollständig vertreten ist, nach einem guten Diner eine halbe Stunde dazu verwenden, eine Sache in Ordnung zu bringen, die freilich mit der höhern Volksbeglückung nichts zu thun hat? Ein Tarif für ganz Europa und Telegraphisten, welche der drei Sprachen kundig sind! Ich weiß, was man darauf sagen wird: der Zeitungsschreiber hat keine Einsicht in die Schwierigkeiten. Aber ich habe auch darauf eine Antwort in Bereitschaft. Die „Times“ hat es durchgesetzt, daß ihre indischen Depeschen englisch durchtelegraphirt werden von Triest nach London. Ein englisches Journal hat den Vortheil, und das deutsche Publikum, was nicht blos für die Benutzung, sondern auch für die Anlage der Linien bezahlt, soll ihn entbehren! Heißt das Wahrung der materiellen Interessen?

Während wir diese kritischen Betrachtungen mit den Beamten pflogen und uns, wie ich verrathen muß, vielleicht nicht ganz in den Schranken des anständigen und ehrerbietigen Tadels bewegten, fing es in dem Schnurrmurr an zu rasseln. Der Morsesche Drucktelegraph, den man nur „des Scherzes wegen“ hält, wie ein Beamter mich belehrte, fing an zu arbeiten. Aus

dem Räderwerk schob sich ein schmaler Streifen Papier hervor, auf dem in zierlichen Lettern zu lesen: **send something, there is a lady here.** In Dover war eine wißbegierige Dame. Wir wurden auch wißbegierig und sagten ihr 21 Meilen weit in's Ohr: wir wünschen den Namen zu wissen. Kaum war der letzte Buchstabe telegraphirt, so klapperte die Maschine von Neuem und präsentirte uns die Visitenkarte: **Miss Parson. — Thank you, Miss Parson, how do you do?** schrieben wir zurück, und ich hatte so das beispiellose Kunststück zu Stande gebracht, mich mit einer Miß zu unterhalten, ohne ihr vorgestellt zu sein.

Ich habe einmal einen Dorfpastor eine Predigt darüber halten hören, wie es im Himmelreich aussähe. Der Mann strengte seine Phantasie auf's Aeußerste an, tauchte seinen Pinsel in die glühendsten Farben. Aber was kann eine Phantasie leisten, die vor einem Menschenalter in Helmstädt studirt, seitdem keine Zeitung gelesen, aber viel Ukermärker geraucht hatte? Er hatte nicht einmal den Morse'schen Drucktelegraphen in seinen Himmel aufgenommen. Und der kann doch sicher nicht fehlen; die Seligen wären ja sonst schlechter daran, als wir Erdenwürmer. Ich denke mir sogar, es müssen noch einige erhebliche Patente daran angebracht sein, etwa bessere Schwärze, denn auf diesem Streifen, den ich mir mitgenommen habe, sind die Buchstaben noch gar zu blaß.

Und wozu quälst Du Dich, unermüdlicher, fleißiger Menschengeist? Was helfen Dir Deine wunderbaren Entdeckungen? Die Gewalt nimmt sie Dir weg und schmiedet Ketten daraus. Deine glorreichste Erfindung befördert — Steckbriefe! Lege die Hände in den Schooß, Du findest jenseits ja das Alles fertig und keine Steckbriefe dabei.

Jetzt aber noch etwas Natur! Hinaus auf den Molo! Die Fluth rauscht heran und wühlt den Tang auf, der die Quadern bedeckt; man riecht das Jod in der Luft. Die Fischerkähne

wiegen sich in Triolentakt, und gravitätisch ziehen die Indienfahrer nach Westen. Die „Segler der Lüfte“ fehlen auch nicht; aber bekommen sie auch Grüße mit an das Heimathland? Nein! nicht an das Land. Diese Schnecken- und Schollensentimentalität ist eine furchtbare Bundesgenossin des Despotismus. Was wollte denn die günstiger gestellte Minorität anfangen, wenn die Majorität einmal resolut ihre sieben Sachen zusammenpackte und mit ihren Göttern von dannen zöge? Am Vater der Ströme ist Platz genug, man könnte im Westen ein ganzes Europa mit den richtigen Dimensionen und klimatischen Verhältnissen in die leere Landkarte zeichnen. Und dann möchte ich einmal das zurückbleibende Skelett von Staat sehen, dem Fleisch und Blut davon gelaufen. Es ist eigentlich recht wunderbar, daß wir das umgekehrte Experiment noch nicht erlebt haben. Die günstiger Gestellten regieren und besteuern uns bekanntlich blos aus Menschenliebe, weil wir uns ohne sie gar nicht zu helfen wüßten, und bejammern es als ein schweres Kreuz, daß sie unter einer solchen Rotte leben müssen. Sie sind eigentlich die Lämmer, welche der Welt Sünde und Unvernunft tragen. Und was das Härteste ist, kein Mensch glaubt ihnen das; die Rotte bildet sich ein, daß sie sich selbst regieren könne. Warum also nicht durch ein großes Experiment ihre Unentbehrlichkeit beweisen und die trotzige Masse auf das Empfindlichste züchtigen?

Auf dem Hafendamm kann man übrigens auch Geschichte studiren. Am Eingange bezeichnet eine Säule den Platz, wo Ludwig XVIII. nach dem Sturze Napoleon's landete. Die Inschrift wurde nach der Julirevolution zerstört. Weiterhin erzählt eine Platte, daß der Nestor der Könige und Mlle. Adelaide nebst anderen hohen Herrschaften geruht haben, in einem Boote vom Sturme überrascht und mit nassen Füßen hier gelandet zu werden. Alexander weinte, daß sein Vater ihm nichts zu thun übrig lasse. Der Neffe braucht sich nicht so über seinen Onkel

zu beklagen. Es ist noch viel Großes zu vollbringen. Richten Sie Ihren Adlerblick hierher, erhabener Prinz, zehnjähriger Kaiser, Kaiser auf Kündigung, Voigt'scher Kaiser! Flechten Sie eine neue Blüthe in den Kranz Ihres Ruhmes. Lassen Sie die eine Inschrift auskratzen, ausbeizen, oder auf irgend einem Wege, den Ihr erfinderisches Genie entdecken wird, zerstören und die andere wieder herstellen. Und weiß man die alte nicht mehr — denn Frankreich vergißt schnell — so lassen Sie auf die Säule schreiben: Frankreich gräunt sich ohne einen König.

Die Fischer haben ihren Fang auf das Pflaster geworfen und verlosen ihn in Kaveln. Kavel ist ein gutes deutsches Wort, und es braucht mich Niemand darum auszulachen. Flundern, Schollen, Seezungen, Steinbutten et hoc genus omne; Seitenschwimmer insgesammt. Kommt da wieder ein altes Bild hervor! In welchem Winkel der Erde scharwerkst du jetzt, kunstreicher Verfertiger des Pleuronectus Phlesus? Schreibst du noch Makamen und dreigereimte Jamben mit Noten von Zadebeck — sanft ruhe seine Asche! — und anderen Gelehrten.

Das Mittag war ehrlich verdient.

„„Nach Tisch trank ich die Gesundheit des Königs von Frankreich und fühlte mich einen Zoll größer.““

Nein, ich trank nicht die Gesundheit des Königs von Frankreich und fühlte mich nicht einen Zoll größer. Ich that das vielleicht deshalb nicht, weil ich nicht „„eine Quartflasche Burgunder zu 2 Livres““ getrunken hatte. Ich that etwas ganz anderes. Ich sah auf der Tafel umher, dann nach dem Schenktisch, fühlte an alle Taschen, holte ihren Inhalt hervor, Portmonnaie, Schreibtafel und Cigarrentasche, und forderte ein Schwefelholz.

On ne fume pas ici, bemerkte der Kellner.

Mann des Polizeistaats, sagte ich, Anhänger der Präventionstheorie, bureaukratischer Kellner, Franzose! Was kümmern

Dich Handlungen, die noch nicht geschehen sind? Ein englischer Waiter würde den Schnitzer nicht gemacht haben.

Ich setzte mich allerdings nicht in die Unkosten, ihm das mit Worten zu sagen. Aber ich sagte das und noch unendlich viel mehr durch den furchtbaren Blick, mit dem ich meine Forderung wiederholte. Er brachte mir ein Schwefelholz, und ich schnitzte mir einen Zahnstocher.

Wer einmal von England auf das Festland hinüberspringt, versäumt gewiß nicht, in ein Kaffeehaus zu gehen. Häuser, in denen man eine schwarze Flüssigkeit aus Tassen trinkt, giebt es in London auch. Aber wo ist ein heiterer Saal unter dem Präsidium der Comtoirdame, mit Geschwätz und Gelächter und rasselnden Dominosteinen? Für manche Launen ist das englische Zellengefängniß recht bequem, und im Laufe der Jahre verlernt es die Zunge herauszuschmecken, ob Cichorie, gebrannte Pferdeleber oder gemahlene Sargbretter den Hauptbestandtheil des Mocca bilden. Aber hin und wieder hat man auch das Wirthshausleben gern. Es ist jetzt 6 Uhr. In Dover und in ganz England rückt man jetzt die Lehnstühle im Halbkreise um das Kamin und ist froh, nach der Tagesarbeit außerhalb des Hauses den Abend am eigenen Heerde zu verbringen. In Calais und in ganz Frankreich marschirt die Familie in's Wirthshaus. Madame placirt das Jüngste in die Ecke und ist liebenswürdig. An dem nächsten Tische saß eine Frau, die ein Wachtelhündchen auf dem Schooße hielt. Ein anderer Vierfuß sprang hervor, seine Aufmerksamkeit zu bezeigen. Va-t-en, infidèle! herrschte ihn die Dame an, mit einem Aufwand von komischem Pathos, der in den ganzen vereinigten Königreichen außerhalb des berufsmäßigen Schauspielerstandes nicht aufzutreiben ist, auch nicht unter den Liebhabern, die zum Besten der Literaturzunft Bulwer's neuestes Drama spielen.

Die Gruppe um unsern Tisch vermehrte sich. Es waren

Leute aus aller Herren Länder da, als ein Franzose uns artig einlud, Abends auf den Ball zu gehen.

Ist's ein Maskenball? fragte mein Freund.

Wie so?

Weil ich mit meinen Reisestiefeln und der Schooßweste einen Ifflandschen Oberförster vorstellen könnte.

Für die Logen brauchen Sie nicht Toilette zu machen.

Ich gehe hin! warf Einer dazwischen, aber freilich, mir fehlen Handschuh —

Und mir eine Weste —

Und mir Schuhzeug —

Und mir — brachte Einer zögernd und zerknirscht heraus — mir fehlt die Nationalkokarde. Ich glaube, er nannte die fürstlich schwarzburg-rudolstädtische mittlerer Linie.

Aber, meine Herren, es ist ja nur ein Wohlthätigkeitsball, beruhigte der Franzmann; Handschuhe sind zwei Häuser von hier zu haben, und in Betreff der übrigen Mängel, vertrauen Sie meiner Versicherung, die haben nichts zu bedeuten.

Also der Wohlthätigkeit sind durch den Mangel der National-Kokarde keine Schranken gesetzt? fragte der Rudolstädter aufathmend.

Nicht im Mindesten! Ich verstehe allerdings nicht recht — swarzbourg —? wie nannten Sie das Kleidungsstück doch, das Ihnen fehlt?

Ja, ich hab' es auch bis auf den heutigen Tag nicht recht verstanden, erwiederte der Gefragte. Sehen Sie, mit der Kokarde verliert man auch den Patriotismus, und wenn man keinen Patriotismus mehr hat, dann kann man auch keine Stiefel mehr machen. So haben sie's mir auf der Amtsstube vorgelesen, Alles von Rechts wegen. Es ist aber nicht wahr. Ich habe heimlich dort noch ein Paar Stiefel gemacht, und ob sie

faßen? Und in Calais nahm ich's mit Jedem auf; der Maire ist mein Kunde.

Ach, jetzt verstehe ich, sagte der Franzose. Monsieur sind ein politischer Verbrecher. Attroupement? Haß und Verachtung? Unterwühlung des Eigenthums, der Rente, der Familie und der Jesuiten? Nicht wahr, etwas der Art? Wir kennen das?

Es war noch viel länger, lautete die Antwort. Verdacht des entfernten Versuchs zu einem Conat der Verleitung — — Ich bring's nicht mehr zusammen. Aber wegen Verdacht bin ich bestraft, das weiß ich, und Donnerwetter — dabei schlug der Rudolstädter auf den Tisch — die Herren haben sich ja geirrt! Ich hatte ja den Verdacht gar nicht begangen, sondern der Bürgermeister, also hätten sie den bestrafen müssen. Was meinen Sie, Herr Landsmann, wandte er sich zu mir, soll ich noch appelliren?

Ich sagte ihm etwas in's Ohr und wir gingen sämmtlich auf den Ball.

Die tanzende Wohlthätigkeit oder der wohlthätige Tanz ging im Theater vor sich. Eine deutsche Provinzialstadt von 10,000 Einwohnern hat schwerlich ein solches Lokal aufzuweisen; ein geräumiges Parterre, zwei Reihen Logen, Gas und ein rother, blutrother Vorhang. Und kein Belagerungszustand? fragte ich mich; man hat den Bonaparte doch zu schwarz gemalt. Das Haus war zum Erdrücken voll; die Männer von Calais thaten wohl im Schweiße ihres Angesichts; den Damen war auch heiß, sie hatten aber kein Entree bezahlt. Ich postirte mich mit dem Oberförster in eine Loge und zog die neueste „Times“ hervor, die ich eingeschmuggelt hatte. Die „Times“ kann prächtig schreiben, wenn sie will, sagte ich. Lesen Sie, sagte mein Nachbar.

„Die Empfindung überdauert die Thatsachen und der Gedanke überdauert die Empfindungen. Als Rom nach fünf Jahr-

hunderten ruhmvoller Unabhängigkeit und würdiger Freiheit sich unter die Herrschaft seines größten Feldherrn und Staatsmannes beugte, und dann, nach kurzem Widerstande, sich an den verschmitzten Neffen gefangen gab, hat es die unruhige und ungebildete Bevölkerung der Weltstadt schwerlich sehr gedrückt und beschämt, daß sie zum Sklaventhum hinabsank. Sie hatte ja immer noch periodisch Brod und Geld vollauf; — sie hatte ja nach wie vor ihre Freude an Aufzügen und Triumphen, und sie gab wenig darauf, ob der Sieg, den das glänzende Schaugepränge feierte, über einen auswärtigen Feind erfochten war oder über aufständische Bürger. Es war ein Festtag, das genügte der leichtsinnigen und gedankenlosen Masse. Zerstreuung bot ihr der Circus, das Theater. Die wilden Thiere waren so wüthig, die Gladiatoren so thierisch unter dem Kaiserreich wie unter der Republik. Was mehr konnte eine verderbte, käufliche Menge begehren? Sie lebte unter einem Tyrannen, aber der Tyrann beeinträchtigte weder das Vergnügen, das er ihr ließ, noch verwundete er die Selbstachtung, die sie nicht besaß."

Demi-chaine anglaise! schrie der **maître de plaisir** mit einem Luftsprung.

Die „Times" schreibt einzig, sagte der Oberförster, indem er sich die Hände rieb. Bitte, lesen Sie weiter.

„Ganz anders waren die Empfindungen, welche diese gewaltsame Veränderung in den höheren und gebildeten Klassen erzeugte. In einer der ergreifendsten Stellen seiner tragischen Erzählung hat der Geschichtschreiber des „Verfalles und Unterganges des römischen Reiches" geschildert, wie die römische Aristokratie seufzte unter der Wucht ihrer eigenen Verderbtheit und der militärischen Gewaltherrschaft ihrer Kaiser. „„Aus der griechischen Philosophie, sagt er, hatten sie die wahrsten und freiesten Vorstellungen aufgenommen von der Würde der menschlichen Natur und der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Geschichte ihres eigenen Landes hatte sie Achtung gelehrt vor einem Gemeinwesen mit Freiheit, Bürgertugend und siegreichem Erfolge, Abscheu vor den gelungenen Verbrechen eines Cäsar und Augustus, und tief innerliche Verachtung für die Tyrannen, denen sie mit der verworfensten Schmeichelei huldigten." " Jedes folgende Verbrechen, jeder neue Eingriff in die Rechte des Senates und des Volkes, jede neue Insulte gegen die einst unverletzbare Würde des römischen Bürgers war ihnen eine doppelte Quelle des Kummers und der Indignation. Wurde ein Römer verbannt in die brennenden Sandwüsten Numidiens, an die ungastlichen Ufer des schwarzen Meeres oder in den knappen Umkreis einer griechischen Felsinsel, so verschmolz im Busen des Patriziers die Trauer um den wackeren Freund und die gerechte Besorgniß um sein eigenes Leben, seine eigene Freiheit, mit einer brennenden, freilich nutzlosen Entrüstung über den schnöden Angriff auf die Grundgesetze der Gesellschaft und die ewigen Rechte des Menschengeschlechts. Empfanden sie den Verlust der Freiheit, so empfanden sie noch schneidender den Schimpf der Knechtschaft. Ihre politische Bildung überdauerte den Ruin des Rechtszustandes, auf dem ihre Bildung beruhte, und die Freiheit vergangener Zeiten warf noch ihren schwarzen Trauerschatten auf die düstere Sklaverei der Gegenwart. So waren Männer mit den Grundsätzen und Anschauungen eines Zeitalters gezwungen, inmitten der Realitäten eines andern zu leben, und so wurden die Leiden, denen eine ganze Klasse des Volkes unter einer langen Reihe von Tyrannen erlag, durch die Schärfe des Kontrastes zum Unerträglichen gesteigert. Die Sittenlosigkeit, die Käuflichkeit, das unruhige Treiben der alten Republik, Alles war vergessen, und ihrem glorreichen Bilde wandte sich, als sie gefallen war, eine reinere und aufrichtigere Verehrung zu, als sie in allen Triumphen ihrer Beredtsamkeit und allem Glanz ihrer Waffenthaten genossen hatte."

„Die erste französische Revolution hat in Frankreich so jede Spur des Lehnswesens zerstört, und spätere Ereignisse haben die Verwaltung so centralisirt, daß Frankreich eine schlagendere Aehnlichkeit mit den Völkern der alten Welt darbietet, als irgend ein anderes Land. Die Männer, die noch vor zwei Monaten die Seele seiner Armeen, die Orakel seiner Berathungen waren, hatten in ihrer wechselvollen Laufbahn fast jede Form der Regierung, jede Laune der Revolution erfahren. Wie mannigfach aber auch ihre Erlebnisse gewesen waren, bei jedem Wechsel hatten sie etwas gefunden, das ihren nationalen Stolz befriedigte, eine wahrhafte, wenn auch unvollkommene und vorübergehende Größe, derentwegen sie sich beglückwünschen mochten. Das Kaiserreich mit all seinem Blutvergießen, all seinem Despotismus konnte auf ein Blendwerk des Genies, auf den Eklat seiner Siege pochen, und einem eitlen, kriegerischen Volke mag es verziehen werden, wenn es vergaß, daß es zuvor seinen eigenen Nacken unter das Joch gebeugt hatte, welches es den anderen Völkern Europa's auflegte. Die Restauration ward von der Demüthigung ob fremder Eroberung begleitet, aber der legale Sinn begrüßte freudig die rückkehrenden Erben hundert historischer Namen und beugte sich mit aufrichtiger Verehrung vor den Nachfolgern Ludwigs des Heiligen und des vierten Heinrichs. Eine uncensirte Presse und die freie Debatte begannen das Land politisch zu bilden, und der Schlummer ward gebrochen, der durch funfzehn Kriegsjahre bleiern auf Frankreich gelegen hatte. Die Revolution von 1830 erregte eine andere Seite des Nationalgefühls. Das Volk konnte stolz sein auf die Tapferkeit seiner Bürger, auf die Einsicht des Monarchen, den die Volksstimme auf den Thron gerufen."

Der Staub, den der Contretanz aufgerührt, flog mir in den Mund; ich mußte mich heftig räuspern —

„und auf die Aussicht auf konstitutionelle Freiheit und

gemäßigte Reform. Selbst die Katastrophe von 1848 hatte zwar viel des Traurigen, aber nichts Erniedrigendes. Sie gab Grund zu Furcht, Unbehaglichkeit, traurigen Ahnungen, aber nicht zur Scham. Alle diese Wandelungen sind vorüber. Das Kaiserreich, die Restauration, die Revolution, die Republik, jedes hat seine Lehre gegeben, und alles hat endlich Platz gemacht einem Zustande der Dinge, in welchem das eitelste Menschenkind vergeblich nach einem Gegenstande des Glückwunsches, das stolzeste vergeblich nach einer Nahrung seines Stolzes suchte. Mit welchem Gefühl müssen Männer, welche an Freiheit in Rede, Schrift und Handlung gewohnt sind, auf den hohlen Abgrund blicken, der so plötzlich alle die Freiheiten verschlungen hat! Wären sie erzogen in der zahmen Schule orientalischer Höfe, wo die politische Thätigkeit sich nicht höher versteigt als zur Wahl eines Herrn, und den Gehorsam von einem Herrn auf den andern zu übertragen, das äußerste Recht des Bürgers ist, so würden die französischen Staatsmänner unsere Sympathie verdienen, als Beeinträchtigte, Verbannte, Heimathlose. Aber um wieviel mehr sind sie zu unserer Theilnahme berechtigt, wenn wir bedenken, daß sie so gut wie wir mit den Formen eines freien Staatslebens bekannt, mit Talenten und Erfahrungen begabt sind, die ihnen die höchste gesellschaftliche Entwicklung sichern würden, wenn sie nicht das Unglück hätten, Franzosen zu sein."

Schwefelholz! schaltete mein Zuhörer ein.

„Auf welchem Punkte kann das Auge des gebildeten Franzosen mit der leisesten Befriedigung ruhen? Der Sklave findet zuweilen darin einen Trost, die großen Eigenschaften seines Herrn zu rühmen. Aber die Schmeichelei selbst muß diesmal verstummen, denn Frankreich hat sich vor Napoleon dem Zweiten erniedrigt, ohne eine einzige der Entschuldigungen, welche der Unterwerfung unter Napoleon den Ersten zu Statten kamen.

Die Tyrannei ist weit größer, ihr Werkzeug unendlich kleiner. Der Geringste unter den Verbannten hat ein Recht zu erröthen, wenn man ihn mit denen vergleichen wollte, die ihn verurtheilt, vertrieben haben. Die Kirche hat sich erniedrigt durch das Bündniß mit den Inhabern einer so wenig edlen Gewalt. Die Armee ist, anstatt der Retter, der Scharfrichter Frankreichs geworden, die Mittelklassen sind erschreckt und schweigend, die niederen Stände sorglos und mit Allem zufrieden. So mögen wir denn wohl die Gefühle eines modernen französischen Staatsmannes mit denen vergleichen, die Thraseas oder Helvidius unter den ersten Cäsaren in der Brust hegten. Glücklicherweise aber hat unsere Zeit einen Vortheil voraus. Innerhalb der Grenzen Frankreichs, in Algier und Cayenne mag Schrecken und Spionerie die Zunge lähmen, die Feder stumpf machen; aber Frankreich ist nicht die Welt, wie einst das römische Reich, und sein Weh braucht nicht des zögernden Gerichtes der Zukunft zu harren."

Vortrefflich! sagte der Oberförster. Wie nennt sich der Artikel?

Gar nicht nennt er sich! erwiderte ich. Die englische Tagespresse hat nicht Eure schlechte Sitte, den Leitartikeln Ueberschriften zu geben.

Womit wollen Sie das beleidigende Urtheil über die deutsche Presse rechtfertigen?

Mein Urtheil steht auf drei Gründen, wie ein Dreifuß, also ganz fest; sintemal sich durch jede drei Punkte eine Ebene legen läßt. Erstens verhindert ein solches Aushängeschild die Spannung und die der Spannung folgende Ueberraschung, die oft den englischen Artikeln einen so großen Reiz geben. Die Ueberschrift verführt zweitens als concentrirte Inhaltsanzeige den Leser zur Trägheit und drittens als Disposition den Schriftsteller zu ungebührlicher Vollständigkeit. Hier fühlt der nicht ganz gedankenlose Leser sich angeregt, die Ueberschrift zu suchen, er muß

sie finden, wenn er im Gespräch den Artikel bezeichnen will. Ohne eine sehr weitläuftige Formulirung geräth die Ueberschrift in der Regel zu weit und verführt den Schriftsteller eine Broschüre zu schreiben anstatt eines Jouralartikels. In England hat ein Leader zwischen 5 und 6000 Buchstaben, und das ist gerade genug, um mit einem Gedanken fertig zu werden. Sind doch bei Marathon 10,000 Athener mit dem ganzen Perserheere fertig geworden.

Die Sache läßt sich hören. Aber wir wollen doch nicht aus der Loge in Calais ein Redaktionsbureau machen. Lassen Sie uns jetzt einmal ausschauen nach den Leuten, „die Achtung hegen vor einem Gemeinwesen voll Freiheit, Abscheu vor den gelungenen Verbrechen eines Oktavian und tiefinnerliche Verachtung für den Tyrannen, dem sie mit verworfener Schmeichelei huldigen." Sehen Sie, die Dame da drüben ist gedankenvoll wie Thraseas, und ihr Nachbar blickt schwärmerisch wie Helvidius.

Ich glaube, Sie irren Sich. Die aufgeworfenen Lippen und die Hobelspahnlocken verrathen die Engländerin, und ihrem dicken Arme, der zufällig seit einer Viertelstunde auf der Brüstung liegt, nicht dem glorreichen Bilde der gefallenen Republik, gilt der andachtsvolle Blick ihres Nachbarn. Ich glaube, Sie werden ebenso wenig ein Exemplar der Aristokratie finden, die um die Freiheiten des Landes seufzt, als ich einen Rothen habe entdecken können. Rothe Hosen und Rentiers, die über die drohende Vermögenssteuer seufzen, das ist Alles.

Und so lassen wir denn zum Henker die Politik! Lernen wir feine französische Sitten. Wie sich das dreht und ziert und säuselt! „„Und wenn ich sieben Jahre lang zu guter Lebensart abgerichtet würde, ich lernte das nicht,"" meint Yorick. Wir strichen im Hause umher; aus einer Thür quoll ein Geruch von Punsch, Cigarren und Hasenbraten. Die Damen aßen **blanc-manger**; eigentlich aßen sie aber kein **blanc-manger**,

sondern Bordonnaise oder irgend ein Gericht mit hochtönendem Titel. Die aus andern Sprachen übernommenen Namen von Speisen haben gewöhnlich in ihrer Heimath längst die Bedeutung verloren, welche ihnen eine vorübergehende Mode beilegte. Man würde in Frankreich sonderbar angesehen werden, wenn man sich von der Konditorfrau ein paar Baisers forderte.

Es war spät geworden. Die Damen legten ihre Shawls ab, um Cotillon zu tanzen. Ich wickelte meinen Shawl um den Hals, um auf das Schiff zu gehen. Aus einer finsteren Ecke des Bollwerks überfiel mich noch einmal das gelbe Bandelier, um zu sehen, ob ich etwa Einer von denen sei, deren Anwesenheit in Frankreich höheren Orts gewünscht wird. Man erlaubte mir gnädigst, von dannen zu gehen.

Go on! sagte der Kapitän.

Adieu belle France! sagte ich und sah nach der Uhr. Ich war gerade 24 Stunden in Calais gewesen.

Kent.

London, 1856.

1. Der Salt.

Küste ist ein gelehrtes, vornehmes, kaltes Wort, das nur geographische Vorstellungen erzeugt; Strand würde ich lieber sagen. Strand reimt sich auf Sand, wie Zecher auf Becher. Der Sand bildet flache Ufer mit Dünen dahinter. Auf dem Sande lebt eine eigene Welt. Er selber lebt. Wer hat nicht einmal am Strande gesessen, während der Wind scharf längs der Küste hinstrich, und den Sandkörnchen zugesehen, die an ihm vorüber tanzten, und sie nach dem Woher und Wohin gefragt? Wer weiß nicht, daß die Dünen wandern? Sonderbare Pflanzen mit geometrischen Liebhabereien zeichnen ihre Hieroglyphen in die Flächen, welche Sturm oder Brandung glatt gestrichen. Ist der Wind einmal rund um den Kompaß gegangen, so haben die herabhängenden Spitzen des Strandhafers einen zierlichen Zirkel um den Stamm der Pflanze geschlagen. Einem Carex, wenn ich nicht irre, gehören die Wurzeln an, die horizontal und schnurgerade hinlaufend, immer in gleichen Entfernungen eine Pflanze treiben und, indem sie sich unter den verschiedensten Winkeln kreuzen, Muster, wie die Alhambra sie kennt, in den weißen Teppich sticken. Der salzige Thau nährt die Distel und malt die schwarze Weide. Knorrige Apfelbäume

kämpfen um ihr Leben auf dem Kamm der Düne, und an dem innern Abhange reift die Südfrucht des Strandes, die Brombeere. Zu einem Strande gehören Fischernetze, Rohrhütten, Boote auf dem Trocknen und Dörfer mit Strauchzäunen und gekappten Weiden. Und hinter dem Strauchzaun muß ein Ziehbrunnen stehen, umgeben von weißen Lilien und trikoloren Wicken; und hinter dem Ziehbrunnen ein Haus mit Estrich und Rohrdach, in das sich Badegäste theilen mit fußschleppenden Rindern.

Einen solchen Strand hat England wohl gar nicht; sandige Dünenufer sind da, und wir sehen uns ein andermal auf ihnen um. Die Küste von Kent hat mit dem südlichen Ufer der Ostsee nichts gemein als das Meer, und auch das ist ganz anders, schöner, aber fremd, wegen der Ebbe und Fluth. Jeder Ort an der Küste wird von Badegästen besucht und hat seine besonderen Vorzüge; wen aber nach einem Aequivalent für den Strand verlangt, der muß Folkestone wählen. Er findet da keine Dünen, keine Sandvegetation, keine Dörfer mit Strauchzäunen; aber die Kreide hat auch ihr eigenes Leben wie der Sand, arm an Formen, aber nährend für die Phantasie.

Folkestone selbst steht nicht auf Kreide; einige hundert Schritte von der Stadt bricht die weiße Klippenreihe ab, die von Dover her die Küste einfaßt, und geht in Sandstein über. In einem engen Thale, das ein Flüßchen durch den Sandstein gebrochen, und auf einem Vorlande, das theils durch herabgestürztes Gestein, theils durch die Anschwemmungen des Flüßchens entstanden zu sein scheint, liegt die Stadt. Dies Vorland ist einst viel größer gewesen und mit Kirchen und Klöstern bedeckt. Seit 500 Jahren hat die Stadt sich vor den Angriffen der See Schritt vor Schritt zurückgezogen in das Thal und auf seine Abhänge, und von der See gesehen, erscheinen die Häuser wie eine Heerde Schaafe, die, in eine Schlucht getrieben,

in dem ersten Augenblicke Halt gemacht, da der Hund sie in Ruhe ließ. Ein jedes ist nur gerade so weit von dem kleinen Hafen abgerückt, als es durchaus mußte; jedes hat sich durch Gäßchen, Treppen und Durchgänge die kürzeste Verbindung mit dem Hafen zu erhalten gesucht, und wenn man den Grundriß der Stadt aufzeichnete, so würde er aussehen, wie das Skelett eines der Blätter, in denen alle Rippen von dem Stiele auslaufen. Jede Straße führt nach dem Hafen, aber an Querverbindungen fehlt es so sehr, daß man zuweilen, um aus einer in die andere zu gelangen, entweder nach dem Hafen hinabsteigen oder bis in's Feld hinausgehen muß. So lange als möglich hat man sich innerhalb der schützenden Abhänge gehalten, und selbst an die steilsten Stellen Häuser angeklebt, die nur auf Treppen zugänglich; von der alten Stadt ist nur die Kirche mit ihrem kurzen, stämmigen Thurme oben hinausgestellt in den kalten Wind. Soviel von der Geschichte der Stadt kann man sich selbst ablesen, wenn man sie durchwandert; ein wichtiges Element ihres Gedeihens erräth man erst, wenn man unter den alten Häusern die Keller und Höhlen sieht, einst die Verstecke für geschmuggelte Waaren. Die Herabsetzung der Zölle und die bessere Einrichtung der Küstenwache haben dies Geschäft zerstört. Seit Erbauung der Eisenbahn ist auf der westlichen Klippe ein neuer Stadttheil entstanden, der nichts Eigenthümliches hat und im Winter leer steht; landeinwärts bedecken sich die Hügel, die eine Aussicht über die Stadt weg auf das Meer haben, von Jahr zu Jahr mit weißen Häuschen. Der Fremde hat also die Wahl unter drei Oertlichkeiten, jede mit ihren Vorzügen und Nachtheilen. Der neue Stadttheil sieht auf das Meer, am Fuße der Klippen hinab und ist monoton; die alte Stadt, von Schiffern und Fischern gebaut, hat natürlich nirgends einen Blick auf das Meer, aber ist so reizend absonderlich; die verstreuten Häuser landeinwärts liegen im Grünen und bieten die reichste

Aussicht, aber sind entfernt von der See. Auch die Lebensweise ist nach der Lokalität verschieden. Im Westende sitzt man am Rande der Klippe, schaut nach den blauen Bergen Frankreichs hinüber, liest die Leihbibliothek durch, macht mindestens zweimal des Tages Toilette und sieht im Allgemeinen gelangweilt aus. Wer die Erinnerung an den Strand im Kopfe und den londoner Staub in der Nase hat, wird sich im Grünen ansiedeln, fern von der Civilisation des Westens.

Uebrigens bedarf es keiner Flucht, um den Berührungen mit einer englischen Bade-Gesellschaft zu entgehen. Eine Badegesellschaft in dem Sinne, den man in Deutschland, namentlich an kleinen Orten, mit dem Worte verbindet, existirt gar nicht, sondern nur eine Anhäufung von Individuen, die sich mechanisch zu einander verhalten, wie die Kiesel an dem Ufer. Hin und wieder führt das Beisammenleben wohl zu Bekanntschaften, aber das Korporationsgefühl, wie ich es nennen möchte, das die leichtern Formen des Umganges, die gemeinsamen Unternehmungen und Einrichtungen erzeugt, ist auch in dem kleinsten englischen Badeorte nicht vorhanden. Die „Times“ hat im August d. J. einmal die Reisewuth ihrer Landsleute daraus erklärt, daß sie sich ihre Heimath so unausstehlich langweilig gemacht hätten. Die „Times“ ist kompetent darüber zu urtheilen; aber es bleibt immer die Frage, weshalb gebehrdet man sich zu Hause so langweilig, während man im Auslande nicht blos zusieht, sondern mit Eifer Theil nimmt? Niemand ist lebenslustiger und menschenfreundlicher als die Engländerin in Paris. Doch um sich die Frage aufzuwerfen, braucht man nicht in einen Badeort zu gehen, sie sieht einem überall in das Gesicht. Hier haben wir anderes genug zu denken.

Der erste Gedanke jedes Tages ist zu berechnen, wann Hochwasser sein wird, denn das Bad während der Ebbe ist nicht angenehm, soll auch weniger kräftigend sein. Es geht in den

englischen Seebädern viel ungenirter zu, als man bei der nationalen Prüderie erwarten sollte. In allen, die ich besucht habe, sind die Badekarren in einer Reihe aufgefahren und werden von Herren und Damen zu denselben Stunden benutzt; höchstens ist jedem Geschlechte eine bestimmte Hälfte der Karrenreihe angewiesen. In Folkestone ist jeder Karren vermittelst einer Kette an einer feststehenden Winde befestigt, so daß man ihn auf dem ziemlich steil abfallenden Ufer hinablassen oder aufwinden kann. Wegen der Steile des Ufers sind die Grenzen der Fluth und der Ebbe nicht weit von einander entfernt. Der Uferrand besteht aus Rollkieseln, in die man bei jedem Schritte mit einem Geräusch einsinkt, das in der Stille der Nacht und bei ruhiger See mehrere Hundert Schritte weit zu hören ist und im Dunkeln sonderbare akustische Täuschungen erzeugt. Aber sobald das Wasser ein wenig gefallen, kommt ein fester Sand zum Vorschein. Die eilf Badekarren — es waren ursprünglich ihrer zwölf gewesen, aber die See hatte einen, vermuthlich den Judas, verschlungen — bilden den einzigen Mittelpunkt, der die zerstreuten Atome anzieht, während der Woche, denn am Sonntag zu baden ist irreligiös; und bei schönem Wetter ist die Scene recht bunt, daß man es sich schon gefallen läßt, eine halbe Stunde zu warten; aber sie hat keine Aehnlichkeit mit dem Strande. Ein schmales Vorland von Kieseln, mit denen die Welle rasselt; dahinter eine senkrechte Klippe, von der elegante Häuser herabsehen und in diesem Augenblick eine Pension auf der Zickzacktreppe herabsteigt, vier und zwanzig ganz kleine Misses, paarweise marschirend, von einer großen Miß voran und einer großen hinten zur Schwemme eskortirt; rechts am Horizonte das Vorgebirge Dungeneß, links die Shakespeares-Klippe bei Dover, gegenüber, wenn die Luft klar, die Hügel bei Boulogne; am Ufer eine bunte Gesellschaft, die Damen unter pilzförmigen Hüten, die Herren unter Regenschirmen zum

Schutz gegen die brennende Sonne zusammengekauert wie ein hottentottischer Kraal. Nur eine Figur steht aufrecht, schweißtriefenden Angesichts und mit Feldherrnblicke bald das Lager der Wartenden, bald die Batterie von Karren überschauend, fährt plötzlich rasselnden Trittes auf einen Regenschirm zu und schreit ihn an: Jetzt Sie, Sir; Numero sieben für Sie, Sir! Er hat die Anmeldungen in einem Taschenbuch verzeichnet, auch die meinige; und doch kennt er meinen Namen und sicher die meisten Namen nicht; er muß sich einer Hieroglyphenschrift bedienen, wie die weiland Obstfrau in Bonn, und würde gute Karikaturen machen, wenn er zeichnen könnte.

Ich habe Grund zu dem Verdachte, daß bei schönem Wetter zwei Feinde der Civilisation einen andern Badeplatz aufsuchen, von dem der Durchreisende nichts sieht. Oestlich von der Stadt bildet das Meer eine Bucht. Am Ufer hin kann man nicht zu ihr gelangen; denn der Fuß der senkrechten Felsen ist von einem Gürtel herabgestürzter Blöcke umgeben, die von der Fluth bedeckt werden und auch während der Ebbe unpassirbar sind wegen schlüpfrigen Seegrases, mit dem sie dicht bewachsen. Man muß oben an dem Rande der Klippen hingehen, die auf einer dünnen Erdschicht einen feinen, festen Rasen tragen. Die grüne Trift erstreckt sich weit landeinwärts, dient als Schaafweide und ist durch eiserne Zäune in Koppeln getheilt. Diese eisernen Bewährungen, die allerwärts die lebendige Hecke zu verdrängen anfangen und damit einen charakteristischen Zug der englischen Landschaft zerstören, sind hier nothwendig. Die Erdschicht ist zu dünn, die Lage zu ausgesetzt für die Hainbuche oder den Hagedorn; und ein Lattenzaun käme in der holzarmen Gegend, wenn nicht in der Anlage, doch durch die Unterhaltung zu theuer zu stehen. Aber schön sind die Eisenzäune nicht; zum Glück machen sie sich in der Regel nicht sehr bemerklich; wo sie gegen einen abstechenden Hintergrund hervortreten, geben sie der Land-

schaft das Ansehen, als sei Jemand mit einem ungeheuern Rostral darüber gefahren. Ich bezweifle, ob das Eisen in Deutschland schon so billig ist, daß man sie nachmachen könnte, und vermuthe, daß die Schaafe an der See sich noch lange mit dem Pflock und dem Stricke werden behelfen müssen. Indessen will ich das Notensystem doch beschreiben. Alle zehn Schritt steht ein eiserner Pfosten, wenn man so sagen kann, ohne einen „irischen Bull“ zu begehen, vier Fuß hoch, zwei Zoll breit, einen halben Zoll dick, mit einem gabelförmigen Fuße, der in der Erde steckt, und vier oder fünf Mal in der Dicke durchbohrt; durch die Löcher laufen Eisendrähte von der Stärke eines Gänsekiels. So entsteht eine Bewährung die das Vieh weder durchbrechen, noch übersteigen kann.

Aber Badegäste steigen darüber weg und sind in einer guten Viertelstunde an dem westlichen Ufer von East Weire Bay, das ziemlich genau von Norden nach Süden läuft und in Copt Point endigt. Hier hört die Civilisation auf. Daß da in irgend einer Falte eine Schifferwohnung liegt, nicht größer als eine Kajüte, braucht man ja nicht zu wissen, und die drei Martellothürme, welche die Bai bestreichen, machten mir das erste Mal, als ich sie sah, den Eindruck, als seien sie die Schornsteine einer unterirdischen Cyklopenwerkstatt. Ich wußte damals noch nicht, daß ich wirklich auf einer sehr merkwürdigen, vielleicht einzigen Naturwerkstätte stand. Es war der unbeschreiblich verlassene Charakter der Gegend, der die Vorstellung erweckte. Die Stadt ist durch einen kahlen, grünen Rücken verdeckt. Das Ufer, etwa 200 Fuß hoch, fällt allmählig ab, sieht zerrissen und schwärzlich aus, mit einer magern, schilfartigen und blassen Vegetation dürftig bestanden. Gegen den Winkel der Bai stößt blendend weiße Kreide an diese schwarze Masse und steigt schnell zu der schroffen und viel höhern Mauer auf, die bis nach Dover führt. Kein Fahrzeug besucht die Bai, kein Mensch geht am

3*

Ufer hin, kein Vogel streicht über den schwarzen Abhang. Es muß mit diesem Winkel seine absonderliche Bewandtniß haben. Die schwärzliche Erde, die zum Vorschein kommt, wo die Rasendecke abbricht, könnte man auf den ersten Blick für Fruchterde halten, wenn sie nicht eine so erbärmliche Vegetation trüge und nicht nach dem leisesten Regenschauer sich zu einem zähen Teig zusammenballte, der sich lawinenmäßig an die Stiefel hängt. Auf der Mitte des Abhanges ist dieser Teig an vielen Stellen permanent in Folge zahlreicher Quellen, die zu Tage kommen und unaufhörlich kleine Erdrutsche veranlassen. Ganz unten im Bereich der Fluth hat dieselbe Masse die Consistenz eines mürben Ziegelsteines, und wenn man die außerordentlich harten Blöcke untersucht, die um den Fuß des Abhanges zerstreut liegen und nur bei voller Ebbe ganz hervortreten, so überzeugt man sich, daß sie Produkte derselben Masse sind. An manchen Stellen sieht man deutlich, wie eine breite Schicht noch weich hinabgerutscht, dabei in Blöcke zerbrochen ist und wie diese Blöcke versteinert sind. Sie haben an Volum verloren und liegen daher nicht mehr hart aneinander; aber die Zwischenräume, die sie trennen, sind eben nichts als die vergrößerten Risse der weichen Masse, und wer eine Zehnpferdekraft in seinen zehn Fingern hätte, der würde sie zusammenschieben können, wie die Scherben eines Topfes. Ja mehr, die Knubbel — das Wort mag nicht salonfähig sein, aber es ist unentbehrlich — die auf den Steinblöcken zu bemerken, sind schwerlich etwas anderes, als die kleinen Erhöhungen, welche die Binse in dem feuchten Boden gebildet hatte, versteinertes Schilfgeflüster. Mit einiger Mühe kann man alle Uebergangsstufen verfolgen, die trockne, zerreibliche Erde, den weichen Teig, die festere Paste, die sich noch mit dem Messer schneiden läßt, dann Stücke von der Consistenz eines Luftziegels, die sich nur noch brechen lassen, endlich den Felsen, von dem ohne eiserne Werkzeuge auch nicht der kleinste Splitter los-

zuschlagen ist. Die drei Thürme sind also die Schornsteine eines Ziegelofens, in dem das Seewasser, so sieht es aus, die Stelle des Feuers vertritt.

Ich muß gestehen oder ich kann mich rühmen, wie man will, daß dieser deutsche Gedanke, aus dem höchstens ein Feuilleton zu machen, schnell dem englischen wich, daß man aus der Masse vielleicht Krüge, Wasserröhren, Gesimse und andere Baustücke machen und darauf ein Patent nehmen könne. Für den Zweck käme natürlich Alles darauf an, wieviel Zeit zu der letzten Verwandlung gehört, ein paar Jahre oder ein paar Schöpfungsperioden oder ein mäßiges Mittel zwischen beiden, etwa das Alter, mit dem der Thorner Honigkuchenteig zur Reife kommt. An Ort und Stelle war darüber nichts zu erfahren und die Erzeugnisse eines Industriezweiges, mit dem man mir schon zuvorgekommen, geben schlechte Hoffnung. In Folkestone und in Dover steckt man nämlich Ammonshörner und andere Versteinerungen in einen Klumpen dieser Paste, trocknet ihn und bietet ihn den Fremden, namentlich den Ausländern mit der Versicherung an, daß dieses Stück leibhaftigen Felsens fünfhundert Fuß tief unter der Erde gefunden und mit dem Meißel zu der Gestalt abgerundet und überhaupt die größte Naturmerkwürdigkeit sei, die jemals da gewesen. So wie diese Stücke verkauft werden, haben sie eine ziemliche Consistenz, aber mit der Zeit, anstatt sich zu verhärten, zerfallen sie in Staub. Aehnliche Industrien werden an der ganzen Küste betrieben. Hier und da giebt es einen Säemann, der beim Einbruch des Winters seine Saat dem Meere anvertraut — dicke Flaschenscherben, die er in einem abgelegenen Winkel unter die Kiesel steckt und im folgenden Sommer, vielleicht nach zwei oder drei Jahren, wieder aufsucht, und den jungen Damen als See-Opale verkauft. Zuweilen versteht er sich mit einem zweiten Industriellen, einem Goldschmidt, bei dem die Damen sich irgend eine Fassung zu

den gekauften oder selbst gefundenen Opalen bestellen und nach einiger Zeit einen Schmuck empfangen, der längst vorräthig, aber im Kasten verwahrt war. Obgleich die Kreide sehr reich an Fossilien ist, so habe ich doch zuweilen metallische Stücke gesehen, die stark nach Birmingham aussehen. Und wenn diese kunstfleißige Stadt ächte Buddhas nach China und unächte Goldklumpen nach Australien ausführt, weshalb sollte sie nicht verkupferte Ammoniten machen?

In zwei Encyklopädien und einem Handbuch der Geologie habe ich nachträglich viel und mancherlei über Weire Bay gefunden, nur nicht, was ich wissen wollte. Die Stelle ist geologisch merkwürdig, und nach ihr heißt die schwärzliche Masse Folkestone marl, Folkestone Mergel, oder mit einem Provinzialismus galt.

Gegen den Winkel der Bucht ist eine Schicht feinen Sandes angespült. An manchen Stellen fließen die Quellen, die den Abhang herab kommen, in kleinen Rinnsalen über ihn weg, dem Meere zu; an anderen haben sie die unheilbare Neigung, Triebsand zu bilden, aber nur ganz in Miniatur und darum ungefährlich. In den Dünen, welche das baltische Meer von den Süßwasserseen trennen, liegt der Triebsand zuweilen so tief, daß Menschen und Pferde und Wagen darin versinken. Hier ist der Sand, den das Meer angespült, ganz fest; aber so wie das Wasser der einen Quelle, von dem Galt herabfallend, ihn berührt, geht es die sonderbare mechanische Verbindung mit ihm ein, die wie eine chemische aussieht, wie ein Haferbrei. Nach einiger Zeit ist der Sand gesättigt, das nachströmende Wasser bleibt über ihm stehen und bildet eine neue Schicht von Triebsand. Wieder nach einiger Zeit trocknet der Triebsand und so entstehen zierliche Gebilde, einige Zoll hoch, aber weit nach dem Meere hinauslaufend, die wie lilliputische Basaltgebirge aussehen. Wo endlich die Quellen über Kreide herabkommen und

einer Schicht kleiner, bohnengroßer Steine begegnen, da bilden sie ein festes Konglomerat, eine zwerghafte Nachahmung der römischen Mauern von Flint und Mörtel. Also nicht Cyclopen, sondern die Gnomen haben in diesem Winkel ihr Laboratorium eingerichtet.

Aber deswegen allein würde ich den Leser nicht den weiten Weg geführt haben, auch einen großartigen, einzigen Anblick sollen wir dem nassen Sande noch verdanken. Die Ebbe hat begonnen; zusehends zieht sich das Wasser vom Ufer zurück; nach vier Stunden finden wir fast die ganze Bai trocken, statt des wogenden Meeres eine Sandfläche so eben wie ein Estrich. Von der Fluthmarke im Winkel der Bucht bis zum Wasser hätten wir eine Viertelstunde scharf zu gehen. Um diese weite Entfernung in der gesetzten Zeit zu durchlaufen, muß die Ebbe sich so schnell zurückziehen und die Abdachung ist so unmerklich, daß der Sand nicht Zeit hat zu trocknen. Leichten und schnellen Schrittes können wir über ihn weggehen, ohne über die Sohlen einzusinken, aber hinter uns füllen sich die Fußtapfen mit Wasser. So wird die Fläche zu einem wunderbar vollkommenen Spiegel, der die Ufer und das Gewölk in Umrissen und Farben so treu wiedergiebt, wie ein ruhiges und sehr klares Wasser es nur thun könnte. Aber der nasse Sand thut mehr. Seine Oberfläche bildet keine so vollkommene Ebene wie ein ruhiges Wasser; jedes Körnchen bildet eine kleine Erhöhung, jedes Körnchen ist in unzählige, mikroskopische Facetten geschliffen, die, jede von einer feinen Wasserschicht bedeckt, nach allen Seiten hin das Licht reflektiren. So erkläre ich mir wenigstens den feuchten, glitzernden Firniß, der auf dem Spiegelbilde liegt, ohne seine Deutlichkeit zu beeinträchtigen.

Und über diesen Spiegel kann man weggehen; und ein gar prächtiges Ding ist es und etwas graulich, in der Dämmerung

von der zurückkehrenden Fluth, unsichtbar und brausend, verfolgt, unter den Abendwolken über die Abendwolken wegzugehen.

2. Die Kreide.

Da wo die Kreide und der Galt an einander stoßen, steigt das Terrain landeinwärts schnell zu einer grünen Kuppe auf, genannt der Warren, deren Höhe über den Meeresspiegel 6 bis 700 Fuß betragen muß; denn ein Wirthshaus mit der klassischen Inschrift Siste viator, an dem jenseitigen Abhange, soll 576 Fuß hoch liegen. Der Warren besteht aus Kreide mit einer dünnen Rasendecke, und in ihm stoßen zwei Kreidegebirge unter einem stumpfen Winkel zusammen, das eine, das längs der Küste von Dover herkommt, ein anderes, das nordwestlich in das Innere läuft. Der Raum des Winkels ist niedriger als die beiden Schenkel, aber immer noch bedeutend höher als das Ufer, und wenn die Gestalt der Hügel noch einen Zweifel ließe, so verräth die Farbe der Wege, die sich über dies Tafelland ziehen, daß es gleichfalls aus Kreide besteht. Wer Rügen kennt, dem müssen zwei Unterschiede von der dortigen Formation in die Augen fallen, die vielen kegelförmigen Hügel und der gänzliche Mangel an Bäumen. Die Kreide trägt hier nichts als ein knappes grünes Kleid, so knapp an manchen Stellen, daß es geplatzt ist und die weiße Haut sehen läßt.

Verfolgen wir zunächst die Linie nach Dover zu; es ist klassischer Grund. Dies sind die weißen Klippen, die nach Calais hinüberleuchten, die als die gastlichen in der politischen Mythologie gefeiert werden.

Albion's earliest beauties,
Thy cliffs dear Dover! harbour and hotel —
And last, not least, to strangers uninstructed,
Thy long, long bills, whence nothing is deducted.

Der Reisende fährt an ihrem Fuße und, wo sie unmittelbar aus dem Wasser aufsteigen, in Tunneln durch sie hin; wir nahmen unsern Weg oben am Rande. An Weire-Bey tritt der Höhenzug etwas vom Ufer zurück, und der Zwischenraum ist mit niedrigen Hügeln gefüllt, von ihrer Gestalt die Kalkdünen genannt. Zwischen ihnen läuft die Eisenbahn hin, die, von der Höhe angesehen, mit ihren Zügen wie ein Kinderspielzeug aussieht. Weiterhin rücken die Klippen hart an das Meer, meistens senkrecht, an manchen Stellen sogar überhängend und überall zu steil, um irgend eine Vegetation zu tragen. Bis nach Dover hin werden sie durch keine Schlucht unterbrochen; auf den ganzen sechs Meilen ergießt sich nicht das kleinste Gewässer in das Meer. Von dem Rande fällt das Terrain ab in ein parallel laufendes Thal; aber auch dort sieht man sich vergebens nach dem kleinsten Wasserspiegel um. Diese Wasserlosigkeit ist ein anderer eigenthümlicher Zug der Kreidelandschaften; und um so greller der Abstich gegen das lebendige Meer, von dessen tausend Wellchen die Sonne wiederstrahlt. Die Klippen laufen nicht in einer geraden Linie fort; Einbuchtungen und Vorsprünge wechseln ab, schieben sich in der Ferne wie Coulissen zusammen und lassen uns die verschiedenen Kreideformationen bequem betrachten, die ganz reine, die röthliche und die mit Flint vermischte. Habe ich es früher schon erwähnt, daß man diese Feuersteine zu einem Gallert auflöst und damit die Butter verfälscht?

Von Dover sieht man nichts, als bis man dicht davor, auf der „Shakespeare's-Klippe“ steht. Der Felsen heißt so nach einer Stelle in König Lear, die auf ihn bezogen wird:

— Wie grauenvoll
Und schwindelnd ist's, so tief hinab zu schauen!
Die Kräh'n und Dohlen, die die Mitt' umflattern,
Sehn kaum wie Käfer aus — halbwegs hinab
Hängt Einer, Fenchel sammelnd — schrecklich Handwerk!
Mich dünkt, er scheint nicht größer als sein Kopf.

Die Fischer, die am Strande gehn entlang,
Sind Mäusen gleich; das hohe Schiff am Anker
Verjüngt zu seinem Boot, das Boot zum Tönnchen,
Beinah zu klein dem Blick; die dumpfe Brandung,
Die murmelnd auf zahllosen Kieseln tobt,
Schallt nicht bis hier. Ich will nicht mehr hinabsehn,
Daß nicht mein Hirn sich dreht, mein wirrer Blick
Mich taumelnd stürzt hinab.

Ich habe nach der Beschreibung nichts weiter zu sagen, als daß man wohl thut sie nicht zu lesen, ehe man die Stelle besucht; sie spannt die Erwartung etwas zu hoch, und von dem Meerfenchel und seinen Einsammlern ist nichts zu bemerken. Wer in Dover landet, sieht zur Linken das trotzige Profil der Klippe. Von ihrer Spitze überblickt man die Stadt, die auf einem schmalen Vorlande eingeklemmt liegt, das alte Schloß jenseits derselben und die großartigen Befestigungen, die auf den Höhen landeinwärts seit drei Jahren erbaut worden.

Dover ist auch ein Badeort, aber von allen, die ich gesehen habe, derjenige, der mir am wenigsten zusagen würde. Man badet mitten in der Stadt an einem chaussirten Platze, der an der andern Seite mit Häusern besetzt ist, also eigentlich auf der Straße. Die einzige Sehenswürdigkeit ist das Kastell auf einem Kalkfelsen, wie die grauere Farbe verräth, der gegen das Meer zu steil abfällt, auf den anderen Seiten in Terrassen, die alle mit Festungswerken bedeckt sind. Auf dem höchsten Punkte steht eine schwarze Ruine, ein Werk der Römer, von der Sage nach den bekannten flachen Ziegeln Cäsars Thurm genannt. Jedes folgende Zeitalter erweiterte und verstärkte die Werke, ein Thurm ist aus der Zeit Kanut des Großen, der innerste Hof das Werk Gundulphi's von Rochester, der unter Wilhelm I. Bischof und Ingenieur war; aber wie es den Bergfestungen zu ergehen pflegt, so wurde auch Dover Castle unter Karl I. von zwölf Dover Bürgern an einer Stelle erstiegen, die

man für unersteiglich gehalten hatte, und für das Parlament erobert. Von oben sieht man in ein Thal hinab, das die Klippenreihe durchbrechend sich nach Norden zieht. Ihm folgt die Straße nach Canterbury, einst der große Heerweg nach London. Die verschiedenen Bestandtheile der Festung, die römische Ruine, die normännischen Thürme, und die modernen rothen Festungsmauern, auf einen Blick übersehen, haben etwas Inkongruentes, und denselben Eindruck macht ein Panorama, das man von der Spitze überschaut. Namentlich stört es, daß in den Bassins einer so großen Seestadt nichts als ein Postdampfer und ein oder zwei Kohlenschiffe und auf der Rhede gar keine Fahrzeuge zu sehen sind. Auch täuscht man sich in der gewöhnlichen Voraussetzung, daß Dover „an der Ecke" liege; die Küste läuft noch eine weite Strecke nach Osten fort, ehe sie sich bei South Foreland nach Norden wendet. Dover hat nach Norden keine Eisenbahnverbindung, und die nächsten sehenswerthen Punkte in jener Richtung, Walmer Castle und Deal, sind bequemer auf einem andern Ausfluge zu erreichen.

Sehr verschieden ist die Landschaft, wenn man von dem Warren die Bergkette verfolgt, die landeinwärts läuft; und während man mit einem Gange nach Dover befriedigt ist, findet man diese Gegend bei jedem Besuche anziehender. Ihr erster Eindruck ist überwiegend der der Sonderbarkeit. Die mathematisch regelmäßigen Kegel, die theils wie Vorposten vor dem Gebirgszuge stehen, theils durch schmale Kämme mit ihm zusammenhängen, die ebenso regelmäßigen Trichter, die steilen, nach der Schnur abfallenden Abhänge, die regelmäßigen Curven der Einbiegungen und der Vorsprünge, dazu der Mangel an Bäumen und an Wasser geben der Landschaft das Ansehen eines Gebirgsmodelles in Gyps, und so täuschend ist der Eindruck an manchen Stellen, wo kein Gebäude oder anderer Maßstab zu sehen ist, daß man die Dimensionen auf eine unglaubliche Weise

unterschätzt. Der Eindruck, daß das Ganze gemacht sei, wird unterstützt durch die horizontalen Pfade, die in der Entfernung von etwa zwei Fuß längs der meisten Abhänge hinlaufen, in der Regel genau horizontal, zuweilen etwas schräge und dann parallel mit dem obern Rande. Diese Pfade, gerade so breit, daß ein Mensch mit Vorsicht darauf gehen kann, sind entweder gar nicht oder doch schwach mit Gras bewachsen, während die kleinen Abhänge, die sie trennen, mit einem üppigen Grün bedeckt sind. Vermittelst derselben wird es den Kühen möglich, an Abhängen von 60 Grad und mehr ganz behaglich zu weiden, und sie bedienen sich ihrer mit einer Sicherheit und Geschicklichkeit, die man sonst nur an den Ziegen gewohnt ist. Ueber ihre Entstehung habe ich Menschen und Bücher vergeblich befragt. Von Büchern erfuhr ich gar nichts, von Menschen in der Regel, daß diese Pfade ein Werk der Natur, zuweilen, daß sie von den Kühen ausgetreten seien. Daß die Kühe sie im Stande halten, ist zu begreifen, aber die außerordentliche Regelmäßigkeit macht es unwahrscheinlich, daß sie auch die ursprünglichen Wegebaumeister gewesen. Daß sie vor Menschengedenken von Menschenhänden angelegt, ist mir auch nicht glaublich, seit ich erfahren, daß sie auch in manchen Gegenden Irlands existiren. Daß Paddy sich die Mühe gegeben haben sollte, davon ist keine Rede.

Auch die Ansicht einiger Schriftsteller, daß der eine Hügel, genannt der Zuckerhut, von Menschen aufgeworfen sei, etwa als Grabmal eines Heerführers, möchte ich nicht theilen. Allerdings ist die Regelmäßigkeit überraschend; ein anderer kleinerer Hügel, der einige Meilen landeinwärts steht, hat eine noch vollkommenere Kegelgestalt; und wenn hier einmal eine Naturkraft gewaltet hat, die unzählige Male ähnliche Formen erzeugt hat, weshalb sollte ihr nicht ein- oder zweimal ein richtiger Kegel gerathen sein? Kreide, sagen uns die Naturforscher, besteht aus den Schalen kleiner Austern. Hat ein Wasserstrudel oder ein Wir-

belwind den Haufen zusammengefegt und wie auf der Drechselbank abgedreht? Ist die Auster, deren Gehäuse die Spitze des Berges bildet, die Stammmutter oder die letzte Erbin aller anderen gewesen? Wer weiß? Aber das ist sicher, daß sie in jeder tieferen Schicht eines breiteren Unterbaues bedurfte, als sie zuerst ihre Stelle einnahm; wenn man aus einer Pyramide von Kanonenkugeln irgendwo eine herausnimmt, so muß die oberste herabfallen. Und deshalb kam ich auf dem Zuckerhut zu der Einsicht, daß man über gewisse Dinge nicht disputiren muß. Jede politische Anschauung, die nicht einfach aufgenommen, sondern erarbeitet ist, bildet die Spitze eines Kegels von Thatsachen, Beobachtungen, Schlüssen. Sie disputirend zu vertheidigen und den Gegner zur Ueberzeugung zu bringen, müßte man sich wieder durch den ganzen Kegel hinabarbeiten. Ich nahm mir also vor, nicht mehr zu widersprechen, wenn einer sagt: Lord Palmerston ist der große Gegner Rußlands.

Ueber dem Zuckerhut liegt der Schloßberg, höher und von unregelmäßiger Gestalt, dessen Gipfel mit weitläuftigen Verschanzungen bedeckt ist, die natürlich „Cäsars Lager" heißen. Wahrscheinlich mit nicht besserem Rechte als die Ruine in Dover so getauft; ja es ist zweifelhaft, ob die Anlage überhaupt römisch und nicht viel älter ist. Ein Bach, der an dem Fuße des südwestlichen Abhanges hinläuft, bildet ziemlich genau die Grenze der Kreide, jenseits unter dem niedrigen Hügellande liegt Sandstein, und das Hochland, das am Horizont zu sehen, ist der Weald.

In einer engen Schlucht, in der wohl einst Kirschen gewachsen sein müssen, denn sie heißt der Kirschgarten, bricht aus der Kreide ein schöner und reicher Quell, der der Stadt das Trinkwasser liefert und der heiligen Eanswith Gelegenheit zu einem Wunder gab. Sie winkte dem Wasser und es folgte ihr bergauf nach der Westklippe von Folkestone und füllte einen Teich

vor dem Kloster, der heute und diesen Tag noch besteht, sagt ein Wegweiser von 1856 und fügt eine Abbildung bei. Am letzten Tage meines Aufenthaltes entdeckte ich endlich die Stelle, wo der Teich gewesen war. Entweder hat der Zauber seine Kraft verloren oder die communicirenden Röhren müssen irgendwo einen Leck bekommen haben. Vielleicht erlosch das Wunder, als Harvey 1578 in Folkestone geboren wurde, der Entdecker des Blutumlaufes.

Viel andere wunderbare Dinge sind noch allhier geschehen und eine wunderbare Aehnlichkeit haben sie mit den Ereignissen in einer berühmten Stadt Thraciens und einer andern nicht ganz so berühmten hinter dem Gollenberge. Die Geschichte von einem Bürgermeister, der einen Kürbis ausbrütet, muß wohl eine Mitgift der Völkerwanderung sein; ist sie doch neuerdings in einer kalmückischen Fabelsammlung entdeckt worden. Aber zwei finde ich, die neu und eigenthümlich sind. Als die Gärten einmal sehr von Sperlingen heimgesucht waren, beschlossen Bürgerschaft und Rath, daß jeglicher Spatz ergriffen und von der westlichen Klippe wie von dem trapejischen Felsen hinabgestürzt werden solle, auf daß er den Hals breche. Ein andermal wurde verordnet, daß den Enten die Schnäbel abgefeilt werden sollten, damit sie künftig nicht mehr fräßen als die Hühner. Die Berechtigung der guten Stadt zu so ungewöhnlicher Weisheit ist in ihrem Namen gefunden; Folkestone giebt als Anagram Kent's fools, und daran muß die Königin Elisabeth wohl gedacht haben, als sie 1573 den Ort mit ihrem Besuch beehrte. Der Bürgermeister hatte den guten Geschmack, auf seinem Amtsstuhle sitzend und mit diesem Knittelverse die Königin zu empfangen:

Most gracious Queene,
Welcome to Folksteene!

Worauf sie mit Geistesgegenwart antwortete:

Most precious foole,
Get off that stoole!

Und in guter Laune darüber war sie **very merrye and dit eate of dyvers dishes,** wie die Chronik berichtet. Das Diner war von der Frau Bürgermeisterin angerichtet und bestand aus CLX verschiedenen Gerichten. Wieder ein Stück verloren gegangene Civilisation! Troß Eisenbahn und Telegraphen verstehen die heutigen Folkestonerinnen nichts zu bereiten als **rump steak** und **mutton chop** und verkümmerte, handgroße Flundern.

Die Fischerei ist nicht viel werth an dieser Küste, und ich würde sie gar nicht erwähnen, wenn St. Rumbold nicht wäre. Wer ist St. Rumbold? Ein wunderbarer Heiliger, dessen Geschichte ich in Lambarde's **Perambalation of Kent,** London 1570, also verzeichnet finde:

Ein heidnischer König von Northumberland hatte die christliche Tochter Königs Penda geheirathet und wurde durch sie bekehrt. Auf einer Wiese bei Walton gebar sie einen Sohn, der sofort nach der Geburt dreimal mit starker Stimme rief: **Christianus sum,** und in gutem Latein das Verlangen äußerte, auf der Stelle getauft zu werden, (was ein Widerspruch gegen seine erste Erklärung zu sein scheint) und zwar auf den Namen Rumbold und in einem hohlen Steine, der in der Nähe lag. Das Gefolge des Königs versuchte den Stein herbeizuholen, aber vergebens. Da winkte Rumbold zweien Priestern und sie hoben mit Leichtigkeit die Last. Nachdem er sich noch drei Tage auf Erden aufgehalten und viele Wunder verrichtet, fuhr Rumbold gen Himmel und wurde seit der Zeit bis zur Kirchenverbesserung als Heiliger verehrt in der Kirche zu Boxley. Allda stand an einem Pfeiler ein steinernes Bild, das ihn vorstellte, und so schwer war es, daß der stärkste Mann es nicht heben konnte. Aber in dem Pfeiler war eine Mechanik, vermittelst deren die Priester helfen konnten, wenn sie wollten, mehr oder weniger.

Wer vor dem Bilde seine Andacht verrichtete, der gewann große Gaben und Gnaden, aber nur, wenn er vorher das Standbild aufgehoben zum Zeichen, daß er so reines Wandels sei, wie die beiden Priester, die den Taufstein getragen. Wie es nun auch mit der Reinigkeit der Priester beschaffen gewesen sein mag, Sanct Rumbold wollte sich nimmer heben lassen, wenn ihm nicht weidlich geopfert war, was denen Frauen und Jungfrauen zuweilen viel Geld gekostet. Die Fischersleute in Folkestone haben darum eine Einrichtung gehabt, immer mit dem Heiligen auf gutem Fuß zu sein. Sie haben das ganze Jahr durch von jedem Fange die zwei besten Fische ausgesucht und den Erlös bis Weihnachten aufgespart, wenn sie alle nach Boxley gegangen und das Geld geopfert und das Standbild mit Leichtigkeit aufgehoben haben. Seit sie nicht mehr nach Boxley gehen, halten sie von dem Gelde um Weihnachten einen Schmaus.

So thun sie heute noch. Und die Geschichte beweist, daß die auf Gegenseitigkeit gegründeten Versicherungs-Gesellschaften lange, lange vorher dagewesen sind, ehe man in London daran dachte, sich gegen Fenstereinwerfen oder gegen Zwillinge, für jetzt die höchste Entwickelung des Assekuranzwesens, zu versichern.

3. Der Weald.

Weald bedeutet als Nennwort Wald und ist etymologisch dasselbe Wort, kommt aber in dieser Bedeutung kaum noch vor, sondern ist Eigenname geworden: erst für den Wald, der einst die westliche Hälfte von Kent und die anstoßenden Theile von Surrey und Sussex bedeckte, dann seit der Wald ausgerodet, für die Gegend und seit es eine Wissenschaft der Geologie giebt, für die eigenthümliche Gebirgsart, die hier und da zu Tage steht und überall den Untergrund bildet. Von jedem hohen Punkte sind die Grenzen gegen die Kreide ziemlich deutlich zu erkennen,

denn das verwitterte Wealdgestein giebt eine fruchtbare Erde, die, wo nicht Korn, doch einen reichen Baumschlag trägt. Einst wuchsen auf dem Weald Palmen und Baumfarn, unter denen Rieseneidechsen ihr Wesen trieben, dann ein Eichenforst, in den Cassivelaunus sich von Nordosten her vor den römischen Legionen zurückzog; und als er schon stark gelichtet war, wurde auf dem Weald, in der südwestlichen Ecke, zum zweiten Male das Schicksal der Insel entschieden, bei Hastings.

Zwischen den Weald und die Kreide ist, wie erwähnt, ein Streif von grünem Sandstein eingeschoben, der gegen das Meer zu am breitesten wird und eine steile Mauer bildet. Auf ihr nehmen wir unsern Weg nach Westen und zwar um die Zeit des Sonnenunterganges; denn das gehört dazu, um eine der lieblichsten Aussichten, welche diese Küste bietet, ganz zu genießen. Eine Schlucht unterbricht plötzlich die Felsenreihe, und zwischen ihren gegen das Meer auslaufenden Rändern liegt Sandgate, so hart an das Ufer gerückt, daß der Schaum der Brandung die Balkons der zierlichen Landhäuser benetzt.

Sandgate hat mich wieder mit einem alten Freunde ausgesöhnt, dem Rauch. Rauch belebt die Landschaft, wie das Wasser thut, und in einem höheren Grade, sei es, daß er von einem brennenden Queckhaufen weiß und schwerfällig sich über die Stoppelfelder wälzt, oder, von einem ländlichen Heerde aufsteigend, in bläulichen Ringeln durch grüne Blätter bricht, oder auf einem Meiler ruht in der Fichtenwüste, oder um feurige Hochöfen das Sternenlicht verhüllt, ob er, von der winterlichen Sonne rosig gefärbt, die erste Lebensregung erwachender Städte, von beschneiten Dächern aufwallt, oder als letzter Athemzug einschlummernder Dörfer in der Dämmerung zerfließt; aber nicht wenn er in grauer gestaltloser Masse über London aufgeschüttet liegt, ein Kehrichthaufen der Atmosphäre. Dank dem vielen Reisig, das man an der Küste brennt, der geschützten Lage des

Ortes und der Stellung der Sonne pflegt am Abend über Sandgate ein bläulicher, wogender Schleier zu liegen, und solche Schleier reizen. Er fehlt natürlich auf den zahlreichen Abbildungen, die auf Briefbogen nach Deutschland gegangen sein werden, nach dem Norden, so lange die deutsche Legion auf Shorncliff lag, nach dem Süden, seit sie von der schweizer Legin abgelöst ist. Denn die meisten Schweizer, die uns auf dem Wege singend oder schwatzend begegneten, müssen in Schwaben gewachsen sein; sogar in dem Munde der Straßenjungen in Folkestone, die es den Soldaten abgehört, verrieth das „Gottverdammi" den schwäbischen Accent den Lehrmeister.

Das Lager steht grade oberhalb Sandgate und sieht gesund und langweilig aus. Von Wallensteins Lagr hat es nichts; keine Zelte, keine grünen Reiser, keine Wachtfeuer, keine Mannigfaltigkeit der Uniformen, keine Musik, keinen Schacher, keine Gustel von Blasewitz, ja zu der Tageszeit, da ich es sah, weder einen langen Peter von Itzehoe noch sonst, außer den Schildwachen, irgend eine Menschenseele. Durch das Lager zu gehen, von breiten Straßen rechtwinklig durchschnitten, mit seinen hölzernen Häusern mit offenstehenden Thüren, eines wie das andere außen und innen, machte einen ganz ähnlichen Eindruck, wie wenn man auf dem Dache eines Londoner Omnibus durch die Vorstädte fährt und meilenweit im zweiten und dritten Stockwerk immer dasselbe Schiebefenster sieht, immer mit derselben halben Gardine, immer gleich hoch aufgeschoben und dahinter immer denselben Mahagoni-Toilettenspiegel, immer auf derselben Kommode.

Von Shorncliff an entfernt sich die Küste von dem Höhenzuge und läßt ein immer breiteres Vorland. Dasselbe ist erst während der letzten Jahrhunderte entstanden, denn das an dem Abhange gelegene Städtchen Hythe, jetzt eine Meile vom Meere entfernt, war einer von den Fünfhäfen, Cinque ports, welche

gegen die Verpflichtung, Kriegsschiffe zu stellen, besondere Privilegien genossen. Noch weiter nach Westen hat ein solches Zurücktreten des Meeres seit viel älteren Zeiten und in viel größerem Maaßstabe stattgefunden; aber um diese merkwürdige Stelle zu erreichen, müssen wir auf einem kleinen Umwege Saltwood Castle mitnehmen, eine der schönsten Ruinen im Süden von England.

Ihre zwei erhaltenen Thürme sehen aus dichtem Laubwerk vor, und auch sonst ist alles wie in der Matthison'schen Elegie, nur daß ein Pachtbauer sich in den Trümmern eingerichtet hat. Der Thorweg, den die beiden Thürme flankiren, ist zugemauert und bildet die Wohnstube. Die Thür, zugleich Hausthür und Stubenthür, steht offen und läßt in der bescheidenen Einrichtung hundert Dinge sehen, deren die sehr edlen und sehr mächtigen Constabel von Saltwood sich nicht zu erfreuen hatten, die tickende schwarzwalder Uhr, das Bücherbrett, das Kästchen mit Thee und Zucker, die Büchse mit Streichhölzern. Haben wir, wie uns so oft zugeredet wird, den Schloßherrn zu bedauern, daß er alle diese Dinge entbehrte? So wenig, wie wir uns selbst bedauern, daß wir alle die Erfindungen und Bequemlichkeiten entbehren, die nach fünfhundert Jahren jeder Bauer benutzen wird. Wen kommt ein solches Bedauern je an, es sei denn als ein flüchtiges Gedankenspiel? Wie in Kent alles mit Julius Cäsar oder Thomas a Becket in Verbindung gebracht wird, so sollen auch die vier Ritter, die den Erzbischof erschlugen, auf ihrem Wege von Boulogne nach Canterbury hier übernachtet haben. Was von der Burg noch steht, die Thorthürme, die innere Ringmauer, die Bankethalle, muß aus der Zeit der Eduards sein.

Ein Marsch von zwei Stunden bringt uns nach Lymne Castle, wo der Höhenzug sich nach Norden, landeinwärts, wendet und die Aussicht auf die Romney Marshes eröffnet. Nach ähnlichen Formationen errieth ich die geologische Geschichte

der Gegend, und aus Büchern hatte ich nur zu lernen, daß die Veränderungen, die zuletzt geschehen, verhältnißmäßig neu sind. Das weite Marschland muß ein Meerbusen, der Höhenzug, der es im Bogen umgiebt, muß die Küste gewesen sein; aber von Torf, den ich vermuthete, konnte ich nichts erfragen, trotz zahlreicher Kanäle, die man wie auf einer Karte übersieht. Am Fuß des Abhanges liegt gewaltiges Trümmerwerk, die Reste einer römischen Festung, die den Portus Lemanis vertheidigte. Neuerliche Nachgrabungen haben den ganzen Grundriß bloßgelegt, die drei befestigten Landseiten, während die vierte nach dem Meer, jetzt nach der Marsch, offen war, die steinerne Schwelle der Porta decumana mit den ausgeschliffenen Wagengeleisen und den Löchern, in denen die Thürzapfen sich drehten, und haben die Tradition, daß ein Erdbeben die Festung zerstört, insoweit bestätigt, daß Erdrutsche hier die Mauern durchbrochen, dort auf die Seite geworfen haben. Die Trümmer, die heute noch über der Erde stehen, schließen einen Raum von vier Morgen ein; zu Lambarde's Zeit waren sie über 10—12 Morgen zu verfolgen.

Rings umher sind Rester römischer Villen gefunden, darunter ein vollständiges Fundament mit einem halbrunden Ausbau nach der See und mit Holzasche in der unterirdischen Feueranlage. Die Römer müssen auch ihre Feueranlage gehabt haben, und Saison ist die Höhe der Civilisation; aber Civilisation hatten sie doch nicht; civilisatio ist Mönchslatein und bedeutet die Umleitung einer Criminalklage in eine Civilklage, das Civilmachen. Die Römer hatten mores et instituta, und diese dürftigen, konkreten Ausdrücke verleiteten sie zu der Annahme, daß andere Völker auch Sitten und Einrichtungen hätten, und daß man dieselben mit den ihrigen Stück für Stück vergleichen und manches schlechter, manches besser finden könne. Die traurigen Folgen zeigen sich an Tacitus; „Civilisation" würde ihn vor den son-

derbaren Einfall bewahrt haben, seinen Landsleuten, die in solchen Villen die Saison verlebten, die halbnackten Deutschen als Muster vorzuhalten. Wie geschmackvoll das Wort ist, sprachlich betrachtet, wie es die Begriffe klärt, die schwierigsten politischen Fragen löst, wie es das politische Gespräch so fruchtbar macht! Dank und Ruhm dem Mönch, der uns civilisatio gegeben.

Noch zu der Zeit, da die Dänen die englische Küste plünderten, muß hier manches anders ausgesehen haben; denn die Seekönige fuhren auf ihren Schiffen bis nach Appledore hinauf, einem Städtchen, das jetzt mitten im Lande nicht einmal an einem Flusse liegt. Und in Lymne wurde der Warden of the Cinque Ports in sein Amt eingeführt. Die Marsch, zwölf englische Meilen lang und achte breit, ist durch einen Damm gegen hohe Fluthen geschützt, und ihre Deichverfassung ist in vielen ähnlich gelegenen Landschaften Englands zum Muster genommen. Sie dient als Weide und ist daher nur dünn bevölkert. Man hält sie für ungesund, und merkwürdiger Weise ist auch das Gras dem Vieh nur so lange zuträglich, als es ganz niedrig ist; sobald es unter einer besondern Gunst der Witterung schneller wächst, als die regelmäßigen Bewohner fressen können, so nimmt man fremde Kostgänger für ein geringes Weidegeld, im Falle der Noth sogar umsonst, auf.

Lymne Castle war zuletzt eine Residenz des Erzbischofs von Canterbury. Ein Flügel, der noch ganz erhalten ist, wird von einem Pächter bewohnt, alles andere ist verschwunden. In einem der niedrigeren Zimmer, die halb in der Dicke der Mauern liegen, wohnte Erasmus bei seinem zweiten Besuch in England als Gast des Erzbischofs, Erasmus, dem die Alten alles und die neueren Sprachen barbarisch waren, der während seines langen Aufenthaltes in England, Frankreich, Italien es unter seiner Würde hielt, die Landessprachen zu lernen und sich über die Unannehmlichkeiten, in die er darüber gerieth, damit tröstete, die Gelehr-

samkeit bringe es so mit sich. Giebt es kein Mittel zwischen Erasmus und dem Civilisationsjubel, keine höhere Einheit, die das Neugewonnene zu schützen, für das Ueberlieferte zu danken und nach dem Verlorenen zu ringen weiß?

Der Weg am Ufer der Marsch hin hat nichts Einladendes; wir wenden uns nordwärts, um die Eisenbahn zu erreichen, die uns nach Hastings führen soll, das zwar schon außerhalb der Grafschaft Kent, aber noch innerhalb des Weald liegt. Das nächste große Kirchspiel ist Aldington, dessen reiche Pfarre man dem Erasmus gab, damit er sie durch einen Vicar verwalten lasse und durch den Ueberschuß der Einkünfte sorgenfrei werde. Unweit des dazu gehörigen Dörfchens Court-of-Street liegen an einem einsamen Weiher die Ruinen einer Kapelle, in der die „heilige Maid von Kent" 1525 und während der folgenden Jahre ihr Wesen trieb. Lassen wir uns die Geschichte von Lambarde erzählen. Ich unternehme es nicht, seine Sprache in ein Deutsch zu übertragen, das sich zu dem heutigen verhält wie sein Englisch zu dem heutigen, was eine Aufgabe von unverhältnißmäßiger Schwierigkeit sein würde. Auf der andern Seite aber sträubt sich diese gothische Schrift (black letter) gegen das moderne Deutsch. Ein paar altmodische Formen hier und da werden wenigstens den Leser erinnern, daß unser Gewährsmann im 16. Jahrhundert schrieb.

„Der Feind des Menschengeschlechtes und Fürst der Finsterniß, Satan der Teufel, wahrnehmend, daß die glänzenden Strahlen von Gottes heiliger Wahrheit und froher Botschaft die dicken Wolken der Unwissenheit durchdrungen und nicht nur dem Volke in Germanien, sondern auch den Einwohnern dieser Insel den wahren Weg zu ihrer Erlösung gezeigt hatten von verdammlichem Irrthum, Götzendienst und päpstlichem Aberglauben; und fürchtend, daß wenn er sich jetzt nicht rühre, er in Gefahr sei, unzählige seiner Unterthanen zu verlieren und mit

ihnen einen nicht geringen Theil seines geistlichen Königreichs, begann aller Orten künstliche Praktiken mit seinen Mönchen, Pfaffen und Nonnen und dem ganzen Troß seiner geistlichen Armee, um die einfältigen Gemüther in hergebrachter Unterthänigkeit zu halten und seine angemaßte Herrschaft in hergebrachter Gloria, Meinung und Verehrung zu bewahren. Und unter den verschiedenen Streichen, so er zu dem Ende ausgeführt, war einer, den die heilige Maid von Kent in der Kapelle dieses Städtchens gespielet, so boshaftig in dem Anschlage, so verderblich in der Ausführung und so offenkundig in der Entdeckung als nur irgend einer.

„Sintemal aber die Mitten und das Ende dieses Aufzuges frisch in der Erinnerung vieler Lebenden sind und im Auslande jedermänniglich durch Bücher offenbaret; der Beginn aber weniger bekannt und wahrscheinlich im Laufe der Zeiten ganz würde vergessen werden, so nicht einer ihn aufzeichnete, so will ich den Anfang beschreiben und zwar so, wie es von denen geschehen, die für das behauptete Wunder aufgestanden, in einem kleinen Pamphlet, betitelt: A marveilous woorke of late done at Court of Streete in Kent, and published to the devout people of that time for their spirituall consolation.

„Um Osterzeit im 7. Jahre der Regierung König Heinrich VIII. begab es sich, daß eine gewisse Magd, geheißen Elisabeth Barton, dermalen in Diensten von Thomas Kob in dem Kirchspiel von Aldington, zwölf Meilen von Canterbury, mit einer großen Maladie in ihrem Körper geschlagen wurde, die von Zeit zu Zeit bis zu ihrer Kehle hinaufstieg und ganz ausbündig wurde. Während solcher Zeiten hatte es den Anschein, daß sie in den letzten Todeskämpfen wäre; worauf die Krankheit nachgelassen und wieder in den Rumpf hinabgegangen ist. So blieb es sieben Monate und mehr, bis sie eines Tages, da

sie wieder einen Anfall gehabt, vorhergesagt, daß das Kind ihres Brodherrn sterben werde, was auch sogleich eingetroffen.

„Diese Prophezeihung hat zuerst die Bewunderung des Volkes erweckt und von da an, in den folgenden Anfällen und Krämpfen, obgleich sie scheinbar wie eine Todte dagelegen und nicht ein Glied gerühret, hat sie verschiedene Dinge klärlich angegeben, so während der Zeit in den Kirchen und an andern Orten geschehen, und durch Zeichen so deutlich beschrieben, als wenn sie dieselben mit ihren Augen sähe. Und wieder nach einer Zeit hat sie angefangen von Himmel, Höllen und Fegefeuer zu erzählen, dazu von den Freuden und Leiden, so verschiedene abgeschiedene Seelen daselbst hätten. Dazwischen hat sie tapfer gegen Verderbniß der Sitten gepredigt und übles Leben, hat das Volk ermahnt, die Kirche zu repariren, Messe zu hören, in die Beichte zu gehen, zu unserer lieben Frauen und den Heiligen zu beten."

Lambard erzählt dann weiter, wie der Pfarrer von Aldington, der Amtsnachfolger von Erasmus, und andere Herren, darunter der Erzbischof, vom Könige beauftragt worden, die Wunder zu untersuchen, alles richtig befunden, sehr gerührt gewesen und die heilige Magd nach Canterbury gebracht, wo sie ihr Gebahren fortgesetzt. Den ferneren Verlauf, den er als bekannt vorausgesetzt und daher nur kurz berührt, entnehmen wir aus anderen Quellen. Als Heinrich VIII. Lust bekam, Anna von Boleyn zu heirathen, zum großen Aergerniß der Geistlichkeit, ließ die Maid von Kent sich zu der Prophezeiung verleiten, daß der König die Heirath nicht ein Jahr überleben werde. Sie wurde vor die Sternkammer gebracht und sammt dem Pfarrer von Aldington und mehreren andern in Tyburn hingerichtet; oder wie Lambarde sich ausdrückt: „Worauf ihr Thun und Treiben noch einmal untersuchet von andern Männern, ihre List zu Schanden gemacht, ihre papistischen Helfershelfer entdecket

und gebührendermaßen enthauptet und der Teufel, ihr Meister, rund und nett auf den Sand gesetzt."

An dieser Geschichte können wir den Fortschritt messen: die unbehülfliche Beschreibung von dem Zustande der heiligen Maid geben wir mit Einem und wie graziösen Worte — Somnambulismus, und den geistlichen Herrn von Salette haben wir nicht hingerichtet; übrigens ist wohl alles beim Alten.

Die nächste Eisenbahnstation ist Westenhanger, der Ort wieder ein Stück Album der englischen Geschichte, der Name eine philologische Kuriosität. Das Wort kann sich rühmen, durch den halben Kompaß gegangen zu sein; aus Le Hangre, der ältesten Schreibart, ist Ostenhanger geworden, dann Eastenhanger, dann Westenhanger. In dem einen Thurme, der noch steht und nach ihr genannt wird, soll die schöne Rosamunde, die Geliebte Heinrichs II., versteckt und gefangen gehalten sein, bevor sie nach Woodstock bei Oxford gebracht wurde. Gewiß ist, daß das Schloß dem berühmten Geschlechte der Criols gehörte, von Bertram, einem der Führer in dem Kampfe gegen Heinrich III., bis auf Thomas, den letzten seines Geschlechtes, der in dem Kriege der beiden Rosen bei St. Albans blieb, daß Heinrich VIII. es durch Tausch erwarb und Elisabeth es zu besuchen pflegte. Sie gab es einem Finanzpächter zu Lehn, auf dessen Reichthum kein Segen ruhte. Prozesse und Erbstreitigkeiten brachten erst die Ländereien, dann den Park, endlich die Baumaterialien unter den Hammer, und an dem Thurm der schönen Rosamunde scheuern sich heute die Schweine des Bauern, der die Ruine bewohnt. Freilich unser ist die Erde und der Lebende hat Recht; man kann nicht alle alten Gebäude erhalten, nur weil sie alt sind. Aber solche Verwüstungen, wie sie hier in Westenhanger erst in der neuesten Zeit mit der Vernichtung alles Zerstörbaren ein Ende genommen, wie das Zerhacken der prächtigsten Schnitzereien zu Feuerholz, sind, sogar freihändlerisch

betrachtet, eine Barbarei. So sorgfältig die Antiquare jeden Winkel durchstöbert und beschrieben haben, so gleichgültig ist im Allgemeinen die Bevölkerung. Der gegenwärtige Bewohner von Lymne Castle bemerkte auf die Aeußerung, daß in der Nähe die Ruinen des römischen Lagers liegen müßten, mit einigem Befremden: „In der That? Ja, da unten am Abhange ist altes Mauerwerk?" Und er hätte die beste Auskunft ganz in der Nähe haben können; in dem nächsten Wirthshause brachte die Wirthin, als wir nach diesem und jenem gefragt, aus der Speisekammer, die Landbrod, Marschkäse und eigengebrautes Bier gespendet hatte, zum Nachtisch eine schätzbare Topographie in Folio zum Vorschein, schweinsledern und nach Aepfeln duftend. Wenn in den Volksschulen für Beides nicht Zeit und Raum ist, so wäre es die Frage, ob ein lebendiges Bild früherer Culturzustände, etwa wie Thomas Wright es in einem sehr lobenswerthen Buche aus den in England vorhandenen Ueberresten für die römische, die celtische und die sächsische Periode zusammengestellt hat, nicht zusagender und nährender wäre, als der Catalog von Namen und von Haupt- und Staatsactionen. Würde man nicht die Ilias lieber entbehren als die Odyssee?

Bei Westenhanger sagen wir dem letzten Vorposten der Kreidekegel Lebewohl, und alsbald erscheinen Kühe statt der Schafe. Bei Ashford gehen wir auf die Zweigbahn nach Hastings über. Die alte Stadt liegt eingeklemmt auf einem ganz schmalen Vorlande am Fuße eines steilen Felsens. Sie hat keinen Hafen; die Segelstangen der kleinen auf's Trockene gezogenen Fischerboote reichen bis in die Straßen hinein. Den Felsen krönen die Ruinen eines Schlosses, mit geschmackvollen Gartenanlagen ausgefüllt, aus denen man gerade in die Schornsteine und nach der andern Seite auf die Wealdformation hinabsieht. Sie trägt hier nur eine sehr dünne Erdschicht und erscheint des-

wegen kahl und öde. Nach Westen geht die Stadt in einen seit zehn Jahren entstandenen fashionablen Badeort St. Leonards, eine unabsehbare Reihe von Hotels und Logierhäusern, über.

Alte Erinnerungen machen uns ungeduldig gegen alle das Moderne; ist nicht von der Schule her in das Gedächtniß eingehammert „1066 Landung und Schlacht bei Hastings“? Wo landete Wilhelm, wo war die Schlacht? Beide Punkte liegen nicht in der unmittelbaren Nähe der Stadt. Die Landung geschah bei Pevensey, 12 bis 13 Meilen westlich von Hastings, damals eine Stadt, heute ein Dorf, damals hart an der Küste, jetzt beinahe eine Meile davon gelegen. Die Schlacht war bei dem Dorfe Senlac, sieben Meilen landeinwärts, seitdem Battle geheißen. Man erreicht es auf der Eisenbahn, die, wie so oft, seine Physiognomie verzerrt hat. Der Bahnhof liegt ein wenig ab, und der Weg von da führt der Quere in das Dorf. Die alte Straße ist öde und hat nach dem einen Ende zu das eigenthümliche und nicht zu beschreibende Ansehen, bei dem man sich fragt: kann das wohl überhaupt irgend wohin führen? Versucht man es aber doch, zwischen einer melancholischen Mauer auf der einen und einem ausdruckslosen Felde auf der andern Seite fort zu gehen, so entdeckt man, daß die Mauer einmal ein Ende nimmt und sich an ein wüstes, alterthümliches Gebäude anschließt, in dem nur die Einfahrt im Stande erhalten ist. Dies Gebäude war das Thorzimmer der Abtei, die Wilhelm zum Gedächtniß des Sieges gründete. Von den übrigen Gebäuden stehen nur zerstreute Trümmer, zwischen denen ein modernes Wohnhaus des gegenwärtigen Besitzers mit Benutzung eines Stückes Kreuzgang aufgeführt ist. Wo der Hauptaltar der Kirche stand, war Harold gefallen, und der Park, von diesem Punkte sanft nach allen Seiten abfallend, schließt den Raum ein, auf dem die Schlacht entschieden wurde. Wo Harold fiel, da hatte er sein Banner aufgepflanzt, bewacht von den Lon-

donern; den Abhang bedeckte die sächsische Armee, an den Flanken durch leichte Verschanzungen gedeckt. Schwach an Reiterei erwarteten sie den Angriff; und alles Ungestüm der Normannen prallte an ihren festen Reihen ab, bis eine verstellte Flucht sie aus der günstigen Stellung lockte. Von sieben Uhr Morgens bis Sonnenuntergang schwankte die Waage der Schlacht zwischen den Feldrufen Aide Dieu! und God Almigthy! Fünfzehntausend Normannen hatte der Sieg gekostet, und mancher harte Strauß war noch zu fechten, ehe England unterjocht war.

Auf der Esplanade in St. Leonard's spazieren zwei ältliche Herren [Palmerston und Creptowitsch]. Ist es wahr, daß sie von einer sanftern Art wissen, England zu unterjochen, durch ein paar gewisperte Worte, ein paar geschriebene Zeilen, ein paar Tropfen Druckerschwärze? Ist es wahr, daß der eine die Koalition zur Wiederherstellung Polens 1831 zerschlagen hat? Ja; der Wortlaut seiner Depesche steht in Louis Blanc's Geschichte der zehn Jahre. Ist es wahr, daß Canning — wir sehen vom Schlosse in Hastings nach seinem bescheidenen Landsitze an den Fischteichen hinüber — der einen Monat nach Unterzeichnung des Vertrages zur Pacificirung Griechenlands an geistiger Aufregung starb, von einem der Vorgänger des andern in eine Falle gelockt worden war, aus der kein Ausweg, als entweder den Vertrag zeichnen, den seine bessere Erkenntniß verwarf, oder zu bekennen, daß er ein Protokoll unterschrieben, in dem er ein Wort, ein einziges Wort, nicht recht erwogen? Ja; in einer der Warschauer Depeschen giebt der Graf Nesselrode dem Fürsten Lieven diese Instruktion: „Wenn Sie bei Herrn Canning gegen alles Erwarten auf eine unbesiegliche Abneigung stoßen sollten, einen Vertrag unseren Wünschen gemäß abzuschließen .... so vertraut der Kaiser Ihrer Klugheit ein Mittel der Unterhandlung an, das Sie in Reserve halten und nur im

Falle der äußersten Noth gebrauchen wollen. Es besteht darin, die Aufmerksamkeit Herrn Cannings auf den §. 3 des Protokolls vom 4. April zu richten und ihn darauf zu führen, daß nach diesem Paragraphen die kontrahirenden Theile sich das Recht vorbehalten, gemeinschaftlich oder einzeln ihre Verhältnisse zur Pforte zu benützen, um sie zu den für die Placificirung Griechenlands erforderlichen Arrangements zu bringen.“ Canning's Zweck war gewesen und er glaubte ihn erreicht zu haben, Rußland an jedem einseitigen Schritte zu hindern.

Sind alle die andern Dinge wahr, die Wilhelm IV. für wahr gehalten, die von den Dächern gepredigt und nie widerlegt, nie beantwortet, nie zum Gegenstande einer Verläumdungsklage gemacht sind? Oder ist das alles eine ungeheure Hallucination?

„Es sind jetzt 2000 Jahre, daß der Streit zwischen Demosthenes und Aeschines vor dem Richterstuhle der Geschichte schwebt; und noch immer ist die Entscheidung nicht gegeben, ob der eine ein Verräther oder der andere ein Feigling war; — das aber ist gewiß, daß die Athener blind waren und Philipp verschmitzt, und daß die Freiheit Griechenlands unterging.“

4. Canterbury.

Nach Canterbury darf man nicht reisen, muß man wallfahrten; das schuldet man nicht den Gebeinen des heiligen Thomas a Becket, aber dem englischen Boccaccio und seinen Canterbury tales. Aber wenn es einem heutzutage schwer gemacht wird zu reisen, wie erst zu wallfahrten? Denn ich nenne es nicht Reisen, wie ein Packet befördert zu werden, unter den schönsten Aussichtspunkten in einem finstern Tunnel durchzugehen und irgendwo anzukommen.

So ergriff ich denn gern die Gelegenheit, als ich mich östlich von Canterbury, außerhalb der Eisenbahnverbindung befand, nach der alten Hauptstadt von Kent eine Wallfahrt zu machen mit Frühaufstehen und einem zusammengelegten Butterbrode, mit Berg und Thal, mit Staub und Regen. Es war nicht im April,

> When smale foules maken melodie,
> That sleep alle night with open eye.

Auch hatte ich keine 28 Gefährten — das alte Englisch ist so liebenswürdig und für den Norddeutschen so leicht verständlich, wenn er die Wörter nicht mit dem Auge, sondern mit den Ohren lesen will! Keinen Ritter —

> At mortal batailles hadde he ben fiftene

auch keine Nonne —

> a Priorese;
> Ful wel she sange the service divine,
> Entuned in hire nose ful swetely,
> She lette no morsel from hire lippes falle,
> Ne wette hire fingers in her sauce depe —

auch keinen Mönch —

> Ful swetely herde he confession,
> And pleasant was his absolution —

auch keine Wittwe von Bath —

> She was a worthy woman all hire live,
> Housbondes at the chirche dore had she had five
> Withouten other compagnie in youthe.

Ich hatte nur einen Gefährten; er wird seine Geschichte auch wohl erzählen, aber ich weiß nicht, ob

> We shal have a souper at youre aller cost.

Chaucer's Pilger kommen bekanntlich gar nicht nach Canterbury; aus ihm hatte ich also nichts über den Ort gelernt. Andere Bücher hatte ich nicht angesehen; denn, alles erwogen,

ist es am Zweckmäßigsten, über die Gegenden, die man bereist, erst nach der Rückkehr etwas zu lesen. Jedes Gebäude ohne Farben nimmt sich in der Abbildung schöner aus als in der Wirklichkeit: hat man das Bild vorher gesehen, so findet man sich unangenehm enttäuscht; nachher gesehen, verschönert es die Erinnerung. Geschichtliche und andere Notizen, dem ersten besten Lungerer oder der Apfelfrau an der Kirchthür abgefragt, oder während des Aufsteigens einer Wendeltreppe aus einem an Ort und Stelle gekauften Pamphlet aufgerafft, sind vielleicht nicht so genau, aber gewiß viel unterhaltender, als die gediegenen Reisewerke. Und zuweilen genauer. Habe ich nicht eben die prächtigen Ruinen einer Abtei, von denen ich in Canterbury nichts gesehen, in einem Buche beschrieben und abgebildet gefunden, mit der Anhangsnote: „Diese Ruinen sind vor einigen Jahren theils abgetragen, theils zu einem Missionsseminar verbaut worden?" Hat man aber wirklich etwas übersehen, so berechtigt die Entdeckung, an einen zweiten Besuch zu denken; und was ist angenehmer, als Reisepläne machen?

Ich wußte also von Canterbury nichts, als daß der eine Erzbischof daselbst die bekannte Unannehmlichkeit gehabt, der andere, Anselmus, den Beweis für das Dasein Gottes ausgesonnen: Wir denken uns unter Gott den Inbegriff aller Vollkommenheiten; das Sein ist auch eine Vollkommenheit; folglich ist Gott. Dieselbe Beweisführung ist auf andern Gebieten brauchbar, zum Beispiel: Obersatz: Wir denken uns unter der Verfassung eines bestimmten Landes den Inbegriff aller Vollkommenheiten. Untersatz: Dieser oder jener Zustand ist eine Vollkommenheit. Schluß: Folglich existirt der betreffende Zustand in dem betreffenden Lande. Corollarium: Wer da behaupten sollte, daß das Ding, gleich der Abtei, theils abgetragen, theils zu ganz andern Instituten verbaut sei, der ist ein politischer Atheist und werde „vernichtet".

Ueber dem Grübeln sind wir am Thore angekommen. Schöner Augenblick, wenn man eine unbekannte Gasse hinabsieht! Lockende Aussicht, ein paar Stunden zu flaniren, um die Wälle und über die Märkte der Stadt zu gehen, wenn sie dergleichen haben sollte, andernfalls die Entdeckung zu machen, daß sie keine hat, sich mit Absicht zu verirren und aus Zufall wieder zurecht zu finden, nach dem Stande der Sonne oder nach dem Strich des Windes zu steuern! Zwiefach schön und lockend, wenn man im Jahre 313 mal denselben Weg macht und jeden spitzen Pflasterstein im Finstern zu vermeiden weiß.

Canterbury ist eine Stadt, in der die Herren von Manchester sich sehr unglücklich fühlen müßten; ich würde sie dahin verbannen, wenn ich Macht über das Fegefeuer hätte. Seine Häuser sind von Holz mit überhängenden Stockwerken; die Balkenköpfe ragen vor und sind mit Schnitzwerk verziert, hier an dem Barbierladen z. B. mit Teufelsmasken. Verschwendung von Holz, von Arbeit, von Humor — denn wer bezahlt dafür, daß er die Fratze ansieht? Nicht ein Haus ist wie das andere, und ich vermuthe, die Menschen sind auch noch weit von dem regelmäßigen Stempel der Civilisation entfernt. Denn die Arbeitstheilung ist noch sehr mangelhaft. Dieser Barbier z. B. hat den Hintergrund seines Ladens mit Vogelhecken bedeckt und verkauft neue Lieder, gedruckt in diesem Jahre. Bei dem Uebergange von einer Beschäftigung zur andern muß der Mann Zeit verlieren, und in keiner kann er es zu der höchsten erreichbaren Vollkommenheit bringen. Vollends hat er das Fenster aufstehen und läßt die freundliche Herbstsonne hineinscheinen, anstatt die Scheiben mit Kalk anzustreichen. Die Luft ist hell und weich; der Bach, der um die Stadt fließt, klar, ohne eine Spur von Indigobrühe oder Steinkohlenwasser. Kinder spielen auf der Straße, anstatt in den Fabriken zu arbeiten. Die Stadt ist, nationalökonomisch betrachtet, im Zustande der Wildheit.

Deshalb fliegen um die Thürme der Kathedrale die Dohlen, alte Bekannte aus David Copperfield. Sie pflegten mit klerikaler Würde hinter dem guten alten Herrn herzuwandeln auf diesem stillen beschatteten Platze, der die Kirche auf zwei Seiten umgiebt. Das Gebäude, eins der größten und, wie versichert wird, eins der schönsten in England, ist nach wiederholten Zerstörungen und Veränderungen im 15. Jahrhundert vollendet. Das Schiff und zwei Flügel sind im Style jener Zeit, zwei andere Flügel, deren einer einen spitzen Winkel mit dem Schiffe bildet, sind normannisch, mit Rundbogen und glatten Säulen; der Chor läuft in eine Rotunde aus, die auf den Fundamenten eines römischen Tempels stehen soll. Gestiftet ist die Kirche von Augustin, dem Apostel der Briten. Auffallenderweise für eine protestantische Kirche stand die Thüre offen, obgleich es Wochentag war. Ein Schritt hinein erklärte diese Anomalie: das Schiff ist unbenutzt und leer, und in den Chor, der allein dem Gottesdienst bestimmt ist und die Sehenswürdigkeiten enthält, öffnet nur der übliche Sixpence den Eintritt. Den unentgeltlichen Theil der Kirche muß jeder kalt finden, ausgenommen vielleicht ein Pfründeninhaber — ich meine kalt für das Auge. Das lange Rechteck, dessen mathematisch regelmäßige Figur einem mit impertinenter Deutlichkeit in das Gesicht springt, die langen, durch nichts unterbrochenen Wände, das skrupulöse Kalkweiß, mit dem alles abgeputzt ist, das ungedämpfte Sonnenlicht, das die Schatten, scharf und wie nach der Schnur gezogen, auf Fußboden und Wände wirft, — das alles machte mir den Eindruck wie die „Körper", an denen man die Perspektive und das Schattiren lernt, und die ich seit der ersten Bekanntschaft aufrichtig gehaßt habe. Einige Reste alter Glasmalerei, in den Spitzen zweier Fenster erhalten, sahen traurig in diese stereometrische Einöde hinab. Es war eine Barbarei, diese Fenster zu zertrümmern; aber es ist eine größere Barbarei, deren das sieben-

zehnte Jahrhundert unfähig gewesen wäre, das eine Fenster, das etwa zum vierten Theile erhalten war, auseinander zu nehmen und die Stücke wie Medaillons in eine Fläche von weißem Glase einzusetzen. Warum nicht einen Torso zerschlagen und die einzelnen Glieder in neue Statuen einfügen?

An den Längenwänden sind ohne Rücksicht auf Symmetrie einige Gedenktafeln angebracht für Offiziere der Regimenter, die in Canterbury in Garnison gelegen. Die Bildhauerei daran ist nicht bemerkenswerth, abgesehen von dem Versuche, zwei englische Infanteristen in Marmor, mit gewissenhaft ausgeführten Uniformstücken, die in halberhabener Arbeit wie Schildhalter neben der einen Tafel stehen, als Hermen zu benutzen, die unermeßlich langen, dicht unter den Schultern beginnenden Beinkleider nach unten zu in unbestimmte Umrisse verlaufen zu lassen. Der eine macht Gewehr beim Fuß, der andere hält seine Muskete horizontal unter dem Arm, den Kolben nach vorn. Dieser um mehr als einen Fuß aus der Fläche vorspringende Gewehrkolben ist eins der außerordentlichsten Bildwerke, die mir vorgekommen. Unter den Inschriften fielen mir zwei auf. Von einem Offizier, der bei Waterloo geblieben, war gesagt: „**He was taken from this sublunary scene, fighting for the cause of an injured monarch**", er wurde von dieser Welt unter dem Monde genommen, kämpfend für die Sache eines gekränkten Fürsten. Unter der langen Reihe derer, die in Cabul geblieben, hieß es von einem, er sei gefallen „durch die Hand eines nichtswürdigen Meuchelmörders, eines muhamedanischen Fanatikers." Das soll wohl heißen, daß der Muhamedaner ihn ohne die Formen des ehrlichen Kampfes, ohne Warnung angegriffen. War der Krieg gegen Cabul etwas anderes?

Jenseits des Sixpence beginnen die Merkwürdigkeiten, und die größte ist natürlich der Altar in einer Seitenkapelle, vor dem Thomas Becket erschlagen wurde. Man wird darauf auf-

merksam gemacht, daß in eine Steinplatte des Fußbodens ein kleines Stück eingesetzt ist; das herausgenommene Stück, mit dem Blute des Erzbischofs befleckt, befinde sich im Vatikan, in ein goldnes Netzwerk eingefaßt. Das eigentliche Ziel der Wallfahrten war aber nicht hier; eine ausgetretene Rinne, welche die Stufen hinauf, rings um den kreisförmigen Ausbau des Chores, die Dreieinigkeitskapelle, läuft, bezeichnet den Weg, den die Wanderameisen von Pilgern zu nehmen pflegten zu dem Reliquienschrein des sächsischen Priesters, den die normännischen Kavaliere erschlagen in einem Kompetenzkonflikt. Unter dieser Kapelle befindet sich eine Krypte, die jetzt keinen andern Zweck hat, als den Neugierigen gezeigt zu werden. Aus einem anstoßenden Garten fällt durch grüne Blätter gerade soviel Licht in das halb bußfertige, halb mollige Dunkel, daß man an den Kapitälern der Pfeiler Thiere von Ninive mit Teufelsgesichtern erkennen kann.

Die Kirche ist reich an Grabmälern. Auf dem Grabe des schwarzen Prinzen liegt seine vollständige Rüstung, der Helm ist mit der Kopfhaut eines Leoparden bedeckt, auf dem Schilde die Wappen Englands und Frankreichs gekreuzt. Das Marmorgrab des Erzbischofs Chicheley, gestorben 1443, zeigt reiche Spuren von Polychromie, in blau, roth und gold. Ein verwittertes Monument bezeichnet das Grab des Erzbischofs Sudbury, der von Wat Tyler 1381 hingerichtet wurde. Die Figur des Erzbischofs Peckham, aus Eichenholz geschnitten, liegt da an die fünfhundert Jahr und das Holz ist noch so gesund wie an dem Tage, da es gefällt wurde.

Lebendige Erzbischöfe lassen sich in Canterbury selten sehen, außer bei der Inthronisation, bei der sie einen marmornen Sitz der angelsächsischen Könige benutzen. Ich schließe daraus, daß die Feierlichkeit im Sommer stattzufinden pflegt. Uebrigens residirt der Primas von England in Lambeth, auf der Süd-

seite von London. Von seinem Palaste in Canterbury, in dem um Pfingsten 1520 Karl V. mit der Königin von England und Heinrich VIII. mit des Kaisers Mutter tanzte, ist wenig mehr übrig, als ein schöner Kreuzgang, der den Palast mit der Kirche verband.

Die Kirche ist ein Album der englischen Geschichte; was in Deutschland nur mit der Geschichte einer Provinz verflochten, oder nur dem Gelehrten verständlich ist, das ist in England Gemeingut Aller. Aber nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt, bis zur Thronbesteigung der hannöverschen Dynastie. Ich habe immer wieder die Beobachtung zu machen, daß die Geschichte nur etwa bis zu Jakob II. im Volke lebt. Von den Georgs, von Wilhelm III. wissen die Kastellane zu erzählen, man sieht ihre Conterfeis und ihre Statuen, hört von ihren Maitressen; aber dem Volke ist das 17. Jahrhundert ohne Vergleich besser bekannt, als das 18., und die Hofgeschichte wird seit Wilhelm gleichsam eine auswärtige Angelegenheit. Mit aller Kunst wird Macaulay seinen Helden nie zum Helden des englischen Volkes machen.

Die Kreuz- und Querzüge durch die Stadt und ihre nächste Umgebung erspare ich dem Leser; er kann alles Sehenswerthe von einem Punkte überschauen, von dem Dungeon Hill, einem kegelförmigen Aufwurf in der südwestlichen Ecke der Ringmauer. Auf der Spitze angelangt, werden wir von einem Manne in abgetragener Kleidung angeredet, der uns jeden Schornstein und jeden Baumgipfel erklärt, uns mit lateinischen, normannischen, angelsächsischen, dänischen und celtischen Etymologien überschüttet und im Anfange der Wörter das H. wegläßt, wo es steht, und zusetzt, wo es fehlt — eine Eigenthümlichkeit, die etwa dieselbe Bildungsstufe verräth wie die Verwechselung des Mir und Mich. Ein halbes Dutzend Brochüren kommen aus einem Burgverließ von Tasche zum Vorschein,

verschwinden darin und kommen wieder vor — jedenfalls eine Geschichte von Canterbury. In seine Beschreibungen mischt sich hin und wieder eine poetische Wendung; ich wette, er fabrizirt alle Gelegenheitsgedichte, die in der Stadt konsumirt werden. Für den ersten Umblick verbitten wir uns seine Erläuterungen.

Wenn man mich mit verbundenen Augen hierher gebracht hätte, so würde ich wissen, daß ich auf eine kleine Stadt hinabsähe; ich höre es. Kleine Städte haben ihre ganz besondere Stimme, singen ihr eignes mehrstimmiges Lied. Den Grundton bildet das Wagengerassel, mannigfach modulirt, je nachdem hier oder da ein Fuhrwerk sich in Trab setzt oder aus einer Querstraße, die den Schall gedämpft, in eine Längsstraße einbiegt, die uns wie ein Sprachrohr das Geräusch zuträgt, oder umgekehrt. Diese Wechsel machen das Anschwellen und Abnehmen des Tones, die Beschleunigung und Verzögerung des Tempo. Da kommt eben ein Wagen mit leeren Braufässern crescendo die Gasse hinab. Auf dieser stätigen Modulation schwimmen und tanzen allerlei muthwillige Triolen und andere Figuren — Hammerschläge auf einem Ambos, Hundegebell, das Klappern des Böttchers, das Gezwitscher und Getrippel einer erlösten Schule, das Klingeln von Hausthüren und das Pfeifen der Amsel am offenen Fenster des Schuhflickers, der in einer Nische der Stadtmauer sein Schwalbennest gebaut hat. An jeder alten Stadtmauer wohnt ein Schuhflicker und jeder Schuhflicker an einer alten Stadtmauer hat eine Amsel. Aber den Hauptmusikanten habe ich noch nicht genannt, es ist der Kupferschmidt. Den Refrein des alten Volksliedes habe ich für recht albern gehalten, bis mir eines Tages der tiefe Sinn offenbar wurde —

Es ist doch kein Städtchen so klein,
Ein Kupferschmied muß darin sein.

Wer den Reim gemacht, hat ein feines Ohr gehabt und ein



frisches Herz; und darum ist sein Name nicht erhalten. Der Hammer des Kupferschmieds ist die Zunge der Kleinstadt. Ein Dorf konnte keinen Kupferschmied haben, als noch die Zünfte und Bannrechte bestanden, und die großen Städte machen keine Orchestermusik. Der Rhythmus des Kupferschmieds ist eigensinnig, bizarr, unfaßbar. Er geht nie so weiter, wie man es erwartet, und er arbeitet ewig nach einem beruhigenden Schlusse zu, ohne ihn zu erreichen. Wenn man ihn gedämpft haben möchte, bricht er in tobende, wahnsinnige Hast aus, und wenn man ihn zur Vollständigkeit des Concertes am nothwendigsten braucht, schnappt er ab. Das Geräusch einer kleinen Stadt ist eine Opernmusik, aber mit der Eigenthümlichkeit, daß der Zuhörer sie dirigirt. Das Geräusch großer Städte fließt nicht zu einer Harmonie zusammen; innerhalb hat man immer nur ein Stück, und außerhalb ist man zu fern von dem Mittelpunkt. Auf Montmartre, auf dem Kirchhof in Highgate hört man nichts.

Dungeon Hill ist eine kegelförmige Erhöhung, offenbar ein künstlicher Aufwurf. Aber die Etymologie des literarischen Kollegen mit der großen Tasche kann ich nicht annehmen, wenn er sagt, die Dänen hätten den Hügel aufgeworfen, während sie Canterbury belagerten, und er hieße eigentlich Dane John, wie ihn das Volk auch nenne. Mir genügt Dungeon Hill; denn dungeon, obgleich es im Englischen nur Kerker und vorzugsweise einen unterirdischen Kerker bedeutet, ist doch wohl dasselbe Wort mit dem französischen donjon, Schloßthurm und namentlich Aussichtsthurm. Ich weiß freilich, wie gefährlich es ist, in die vergleichende Grammatik zu pfuschen, diese Wissenschaft, die nach Voltaire's Erklärung auf Vokale gar keine und auf Konsonanten wenig Rücksicht nimmt; aber ich bestreite jedem Gelehrten das Recht mitzureden, der nicht an Ort und Stelle gewesen. Gar kein Wunder, daß Sachse und Normann verschiedene

Vorstellungen mit demselben Worte und mit derselben Sache verbanden; der eine saß im Kellergefängniß, der andere genoß die Aussicht. Dane John scheint mir eine Volks-Etymologie zu sein, namentlich deswegen, weil der Hügel innerhalb der Ringmauer liegt, und wenn unser Freund ohne H. darauf erwidert, daß ja die Mauer früher an der andern Seite des Hügels gegangen sein könne, so bedaure ich, daß er seine Kräfte auf so scholastisches, unfruchtbares Disputiren verwendet. Von Dungeon Hill überschaut man ein liebliches Panorama, zunächst ein Stückchen Park mit prächtigen Linden, abseiten die Stadt mit ihren mannigfachen Thürmen, um sie her die Hopfengärten, deren meilenweite Ausdehnung mir den Trost einflößt, daß doch nicht aller Hopfen in England aus Hundskamille und Coculus indicus bestehen kann. Die Hopfenstauden sind ebenso regelmäßig gepflanzt wie die Reben, aber sie sind höher und die hellgelben Trauben geben der ganzen Fläche ein frischeres Kolorit. Gegen Westen wird der Horizont durch den Weald begrenzt; gegen Nordosten müßte man mit einem Fernrohr die Mündung der Themse sehen.

„Die Kirche da, deren Dach mit Epheu bewachsen“, sagt der Cicerone, auf ein Gebäude weisend, an dem ich vorübergegangen, „ist St. Martins Kirche, aus Flint, Sandstein und römischen Ziegeln gebaut und noch unter der Herrschaft der Römer aufgeführt, wie Beda venerabilis berichtet. Die Gruppe dort steht auf den Ruinen von St. Augustins Abtei, gegründet im Jahre 598 von König Hethelbert und bei ihrer Auflösung unter Einrich VIII. im Besitz von 1413 £ 4 s 11¾ d Grundrenten. Karl I. feierte darin seine Hochzeit; nachher wurden die Dächer abgerissen, weil sie von Blei, und die Mauern verfielen. Jetzt hat Mr. Ope, der Bruder des amsterdamer Banquier, ein Seminar für Missionäre aus den Steinen

gebaut.“ Und so geht er alle die 12 Kirchen durch, die noch stehen.

Und was ist das? fragte ich, auf die beiden modernen Gebäude zeigend, die in der ganzen Landschaft am meisten in die Augen fallen. „Das eine ist das Harmenhaus der Grafschaft und das andere ist das Hirrenhaus der Grafschaft und das dritte da ist das Zuchthaus der Grafschaft.“ Die Civilisation bringt es so mit sich, sagt Sir Robert Peel; aber schweizer Landschaften haben doch nicht diesen Schmuck.

„Und da durch die Lücken in den Bergen kommt Watling Street von Dover herauf, eine der militärischen Heerstraßen der Römer, wie Sie wissen. Sie ist noch auf der ganzen Strecke zu erkennen, und hier führt sie durch die Stadt, wo noch heute eine Gasse nach ihr heißt, und da weiter nach London. Die ganze Gegend ist erfüllt mit Denkmälern römischer Civilisation, mit Resten von Bädern, Landhäusern und anderen Gebäuden. In dem Felde da bemerkte man, daß auf einer Stelle das Korn immer viel niedriger stand, man grub nach und fand einen römischen Mosaikboden.“

Es giebt andere, weite, weite Flächen, auf denen auch nicht ordentliches wachsen will, weil unten eine Stelle aus dem corpus juris liegt; und die Vokabeln der Römer sind noch unzerstörbarer als ihre Ziegel.

„Hat man in Kent auch Spuren von römischen Armenhäusern gefunden?“ fragte ich. Nein, sagte der Erklärer, sah mich schlau an und kicherte in sich hinein; „es ist damit früher anders gewesen, aber ich bin noch nicht dahinter gekommen. Es ist irgendwo ein Fehler. Wenn das Buch vollendet ist, von dem ich hier einen Probebogen und eine Subskriptionsliste —“

Wir kauften uns von der Subskription los und gingen nach dem Schlosse, das an einer andern vorspringenden Ecke der Stadtmauer liegt. Es ist von Wilhelm dem Eroberer oder

einem seiner nächsten Nachfolger gebaut, aus Flint und behauenen Steinen, ein gutes Zwing-Uri. Der gegenwärtige Besitzer kaufte es für eine Kleinigkeit, um mit den Materialien ein Geschäft zu machen; aber er fand, daß den Mörtel zu zerbrechen mehr Arbeitslohn kosten würde, als die Steine werth. So glashart ist der Kalk, daß in alle den Jahrhunderten auch nicht ein Grashalm darauf hat Wurzel fassen können. Und wieder weiß ich mehr Dinge, die nur fortbestehen, weil das Abreißen zu viel kosten würde; aber nicht jeder Mörtel wird mit den Jahren härter. Nur die Stufen der Wendeltreppe, aus prächtigem Sandstein, hat man herausgelöst, daß der Treppenthurm wie ein zerbrochenes Schneckengehäuse aussieht. Und ein Schneckengehäuse ist das ganze Schloß; haben sich nicht überall die Formen des Thieres abgedrückt, das darin gehaust? Jetzt haust eine kleine Dampfmaschine darin, die in einer Ecke des Gemäuers wie ein Heimchen zirpt. Das fleißige kleine Thier treibt das Wasser auf einen der Eckthürme, von denen aus die Stadt gespeist wird. Von dem Thurme haben wir noch einmal den Blick auf die Stadt, noch einmal die Oper, aber anders besetzt. Die Musikanten in den Gassen arbeiten fort, in dem Schlosse sanft es wie in einer hohlen Muschel harmonische Begleitung, aber die Dampfmaschine mit ihrer eisernen Regelmäßigkeit widersetzt sich dem Ensemble, trotzt dem Dirigenten. Sie hört nicht auf die andern, sie sieht nicht auf den Stab; krächzend tactirt sie quer durch alle Figuren. Soll dieser eiserne Knecht das Leben beherrschen? Ich lege meinen Stab wieder in die Hände des Lesers; jeder muß sich das Stück selbst dirigiren. Meine Wallfahrt ist zu Ende, meine Canterbury tale erzählt.

Die Insel Wight.

London, 1858.

1. Mr. Brown's Hypothese über die Entstehung der Quäker. Auch von der Unzulänglichkeit der Gründe.

Aber es ist ja ganz unmöglich hier zu sitzen! — rief Mr. Brown's Nachbarin, übrigens nicht zu ihm gewandt, sondern, wie es schien, in den Weltraum hinaus. Auf was das „Aber“ sich bezog, ist der Weltgeschichte nicht erhalten; wahrscheinlich auf den nicht ausgesprochenen Gedanken in der Seele von Mr. Brown's Nachbarin, daß sie zu sitzen die Erwartung und Berechtigung habe. Mr. Brown saß nämlich — doch auch von ihm kann man kaum sagen, daß er gesessen — sagen wir also: er befand sich auf dem Dache einer Landkutsche, die vor der Thüre des Wirthshauses zum Flügelhorn hielt, in Newport, auf der Insel Wight.

Mr. Brown war am Morgen in Cowes auf der Nordküste der Insel gelandet, hatte sich gratulirt, sofort eine Landkutsche zu finden, die gen Süden mit ihm davon rasselte, hatte aber nach einigen Stunden in Newport, der politischen Hauptstadt und dem geographischen Mittelpunkt der Insel erfahren müssen, daß die Kutsche daselbst bis Nachmittags still liege, um den Reisenden Gelegenheit zu geben, sich mit der Küche des Wirthshauses zum Flügelhorn bekannt zu machen. Mr. Brown hatte die Zeit außerdem dazu benutzt, die Ruinen von Carisbrook

Castle zu besuchen und das Fenster zu sehen, durch welches Karl I. beinahe entwischt wäre. Diese merkwürdige Merkwürdigkeit hatte ihn mit tiefen Betrachtungen erfüllt, unter andern über seine Reisetasche, die auf dem Wege von London her ein mitreisender Sohn Albions annexirt und die er in Southampton beinahe wiederbekommen hätte. Um seinen Humor wieder in Ordnung zu bringen, das Gleichgewicht der Seele herzustellen, hatte er sich der einen und andern Unannehmlichkeit erinnern müssen, die ihn in seinem Leben beinahe betroffen, und vergegenwärtigte sich in dem Augenblicke, in dem diese wahrhaftige Geschichte beginnt, daß er beinahe auf dem Platz seiner Nachbarin zu sitzen gekommen. Diese Vorstellung hatte eine außerordentlich beruhigende Wirkung. Denn er saß oder befand sich mit der einen Hälfte seines Körpers auf dem Ende der Bank, hatte also auf der einen Seite keinen Nachbarn und konnte nach dahin sein Sitzgebiet beliebig ausdehnen. Wie nach römischen und andern Rechten dem Eigenthümer der senkrechten Luftsäule über seinem Grundstück bis an die Fixsterne hinan gehört, so hatte Mr. Brown die Verfügung über die horizontale Luftschicht von dem Ende der Bank an bis an die Grenzen des Raumes, den Kant leugnet, vorbehalten, jedoch und always provided, daß es zweckmäßig, diese Befugniß mit Mäßigung auszuüben, sintemal gerade unter dem Ende des Brettes das Hinterad umlief. Mr. Browns Nachbarin dagegen hatte auf beiden Seiten Nachbarn, die ihr als Scheuklappen dienten, hinter sich einen Kornsack und gegenüber einen dicken Pachter. Sie hätte sich einzig und allein in der Richtung des römischen Rechtes entwickeln können.

Eine Landkutsche ist heutzutage eine Seltenheit und verdient ein wenig beschrieben zu werden. Der Rumpf ist eine sechssitzige Chaise. Aus ihr sind vorne zwei Gesäße, Bänke ohne Lehnen, hervorgewachsen, etwa in einer Höhe mit dem Dache,

und hinten zwei desgleichen. Auf den beiden vordern sehen alle Personen vorwärts, auf den beiden hintern sind sie einander zugekehrt. Die Passagiere auf den Ecken der Bänke sind vollkommen à jour gefaßt; sie haben weder einen Tambour vor, noch einen Fußboden unter, noch irgend etwas um sich. Die Außenplätze werden auf einer Leiter erstiegen; die vorderste Bank ist zugleich des Kutschers Bock. In einem Korbe zwischen den Rädern, in einem Magazin, auf dem Dache und an allerlei unbegreiflichen Haken und Haspen wird das Gepäck untergebracht.

Mr. Brown saß auf der dritten Bank, also rückwärts. Auf das Dach der Chaise, hinter ihm, hatte man zunächst eine Schicht von würfelförmigen Damenkisten aufgebaut, jedenfalls den jungen Damen im Innern gehörig. Auf dieses Fundament, bei dem der kluge verständige Hausknecht ausschließlich auf die Form der Quadern gesehen, hatte man Gepäck von weniger regelmäßigen Formen aufgeschüttet, Koffer, Felleisen, Mäntelsäcke, **carpetbags, handbags**, Hühnerkörbe, Hutschachteln, Aalreusen. Diesem stereometrischen Chaos Festigkeit zu geben, hatte man quer darüber einen ungeheuren Kornsack gelegt. Und auf diesem Kornsack waren drei Passagiere placirt, mit dem Rücken gegen einander gelehnt, wie drei Tritone, welche die Schale eines Springbrunnens oder Tafelaufsatzes tragen. Die Sohlen ihrer Stiefel befanden sich in einer Horizontale mit dem Kopfe von Mr. Browns Nachbarin. Der Leser mit etwas Phantasie hat das selbst schon gesehen; andere müssen sich gedulden, bis die Zeitungen täglich artistische Beilagen geben. Im Ganzen war das Fuhrwerk von 21 Personen bevölkert.

Und jetzt erst kann man klar machen, weshalb die Nachbarin sich so unbehaglich fand. Der Kornsack hatte unter der Last der drei Tritone angefangen, in die Breite zu gehen und wie eine langsame aber unwiderstehliche Lawine, oder besser, wie

ein Lavastrom gegen ihren Rücken anzudrängen. Mr. Brown, auf der Kante der Bank, außerhalb des Wagens, schwebend, war vor dieser Gefahr sicher. „Aber es ist ja ganz unmöglich hier zu sitzen“ — rief sie crescendo — „der Kornsack —“ All right! schrie eine Stimme und dahin rasselte der Wagen. Kein Mensch hätte der Nachbarin einen Fluch übel nehmen können, wenn sie nicht, wie wir zu erwähnen versäumt, eine Quäkerin gewesen.

Immer verdächtiger knisterten und knackten die Kisten, immer breiter zerfloß der Kornsack, immer gewaltiger preßte er die Quäkerin. Aber so drücken Sie doch nicht so auf den Sack! remonstrirte sie gegen die drei. Give yourself a lift; gebt Euch einen Aufschwung, setzte der Pächter hinzu, ohne eine Miene zu verziehen. Es ist wahrscheinlich, daß die Drei dem heimtückischen Rathe folgten und irgend einen gymnastischen Versuch machten, es dem Baron Münchhausen nachzuthun, der sich an seinem Zopfe aus dem Sumpfe zog, oder dem Kirchenvater Indicopleustes. Denn es erfolgte ein vermehrtes Knistern und Knacken der Kisten und Andrängen der Kornfluth.

Mr. Brown's Phantasie, dem Londoner Rauch, den Mauersteinen, den Büchern und Bücherwürmern entronnen, erging sich in Sprüngen durch die Felder und Gehölze, über das Meer, das hie und da am Horizonte blinzelte, vor den Strohdächern, die in Passionsblumen erstickten, sogar vor der Quäkerin, die neben ihm saß. Völker und Einzelne haben ihre Zeit, in der sie Naturgegenstände zu Personen machen; Mr. Brown machte sich die Personen dadurch erträglich, daß er sie als Naturgegenstände behandelte. Es half ihm dabei im Allgemeinen die Erinnerung an Ovids Metamorphosen, welche die sonnige Stunde auf der Tafel seines Gedächtnisses mit andern alten Bildern sichtbar machte, und im Besondern eine Hypothese, die er sich längst über die Entstehung der Quäker gebildet. Er hatte nämlich

nie einen jungen Quäker, oder um sich naturgeschichtlicher auszudrücken, ein Quäkerjunges gesehen. Alle Exemplare, die ihm während einer langen Beobachtung aufgestoßen, waren mindestens 40 Jahre alt, woraus sich ein anderer, bisher nicht erwähnter Umstand und Uebelstand ergiebt: daß die Nachbarin nicht jung war. Es entstand also die Frage, wie die Quäker die erste Hälfte ihres Lebens zubringen. Mr. Brown nahm an, im Raupenzustande; und seine Nachbarin in Hechtgrau und Strohgelb (und ohne Crinoline) für einen Dämmerungsfalter anzusehen, wäre auch einer weniger lebendigen Phantasie leicht geworden. Mr. Brown stellte sich vor, daß sie für ein Naturalienkabinet zurecht gepreßt werde, und versüßte sich diese Vorstellung ferner durch die Annahme, daß sie vielleicht eine Tante oder sonstige Mitschuldige des Briten, der seine Reisetasche annexirt hatte, sei und nach altenglischem Verfahren zwischen dem Kornsack und dem Pachter zu der Erklärung schuldig oder nichtschuldig gepreßt werden solle.

Endlich hatte die Kornlava keinen Sitzraum mehr übrig gelassen; die Quäkerin stand auf, und um nicht dem Pachter an die Brust geschleudert zu werden, zog sie es vor, zwischen ihren beiden Nachbarn hin und her zu pendeln und mit ihren spitzen Ellbogen an sie anzuschlagen. Sie war nämlich auch sehr mager. Da dieser Mechanismus für die Nachbarn durchaus nichts Wünschenswerthes hatte, so wurde Mr. Brown galant. „Du sitzest wohl sehr schlecht?“ fragte er. „Es ist ja ganz unmöglich hier zu sitzen!“ rief sie mit dem Kreischen der Verzweiflung. „Willst Du vielleicht meinen Platz einnehmen? fuhr er fort — hierher reicht der Sack nicht.“ Die Quäkerin warf einen Blick auf die Oertlichkeit und schien zu erwägen, ob die Fassung à jour vortheilhaft für sie. Der Mangel an Crinoline war einleuchtend in einer Beziehung ein Vortheil, aber in anderer ein Nachtheil. Bei einem etwanigen Hinabstürzen wäre ein Fall-

schirm unschätzbar gewesen. Das Ergebniß der Betrachtungen war eine Ablehnung des Anerbietens.

Und immerfort rasselte der Wagen und immerfort pendelte die Quäkerin, von Zeit zu Zeit versichernd, daß es ganz unmöglich sei, da zu sitzen, bis die Pferde gewechselt wurden. Die Bewohner der beiden hintern Bänke erhoben einen gemeinsamen und stürmischen Protest; der Kornsack wurde an einen der unbegreiflichen Haken aufgehängt und die Tritone fanden auf der darunter liegenden Schicht von Gepäck ihren Platz.

Von dem Innern der Insel ist nicht viel zu sagen, wenigstens so weit man es von der Straße sieht. Erst nahe der Straße nimmt es einen Charakter an. Die Höhen verrathen schon von fern durch ihre Umrisse die Kreideformation: rund abgeschliffene, mit einem magern, düstern Graswuchs bedeckte Massen, an denen hier und da Erdbeben oder Unterwaschung ein Stück abgeschlagen und in einem scharfen Bruch das weiße Innere zu Tage gebracht hat. Auf dem Grün liegen hier und da noch dunklere und rauher schraffirte Flecke, wie eine aufgetragene Stickerei. Es sind Gebüsche von Stechginster. Die einfache, regelmäßige Form und die einfarbige Farbe machen, wo nicht Gebäude oder andere Werke von Menschenhand einen Maßstab liefern, es oft sehr schwer, die Größe dieser Massen, die Höhe der Gipfel zu schätzen. Man schätzt sie zu klein, und einen der langgestreckten, allmählig aufsteigenden Rücken zu malen, ohne dergleichen von Entfernung zu Entfernung aufgestellte Maßstäbe hineinzumalen, dürfte eine Unmöglichkeit sein. Die Täuschung verräth sich oft auf eine lustige Weise, wenn eine Gesellschaft auf solchen Abhängen umherklettert. Diese bewachsenen Kreidefelsen heißen auch downs, wie die Sanddünen, mit denen sie in der Form große Aehnlichkeit haben, und geben vortreffliche Schafweide. South-down, o Leser, ist der beste Hammelbraten, und wisse, daß man ihn an den schwarzen Füßen erkennt.

Als Mr. Brown von diesen geologischen und gastronomischen Betrachtungen seine Aufmerksamkeit wieder dem Wagen zuwandte, entdeckte er, daß die jüngste Veränderung nicht der Quäkerin allein zu Gute gekommen. Indem die Gequälte sich jetzt bequem zurücklehnte, öffnete sie ihrem Nachbarn die Aussicht auf das andere Ende der Bank. Dasselbe war von einer Frau eingenommen, die in jedem Punkt das Widerspiel von Mr. Brown's Nachbarin war. Sie war keine Quäkerin, war nicht alt, nicht ohne Crinoline, obgleich sie dessen weniger bedurfte, mit sehr eleganter Toilette, gebildeten Bewegungen, war sehr hübsch und hatte ein noch viel hübscheres Kind auf dem Schooße. Von dieser Entdeckung zurückkehrend, begegnete Mr. Browns Auge einem Lächeln seines vis-à-vis, eines Herrn, mit dem er beim Beginn der Reise einiges Gespräch gepflogen. Der andere, der von seinem Platze die schöne Frau den ganzen Tag über hatte bestreichen können, lächelte triumphirend, daß er ganz im Stillen diesen Vortheil genossen, während Mr. Brown sich an der leblosen Natur ergötzt und von der lebendigen, vertreten durch die Quäkerin, gelitten hatte. Welches mag wohl ihr Mann sein? fragte Mr. Brown. Habe auch schon darüber hin und her gesonnen, versetzte der Andere. Die Frage hatte ihre Schwierigkeit. Es ließ sich nicht annehmen, daß der Gemahl im Innern der Kutsche fahren und seine Frau auf das Dach setzen werde; „am wenigsten auf einen Eckplatz,“ bemerkte der Reisegefährte. Wenn überhaupt zugegen, mußte er also unter den Dachbewohnern gesucht werden; und es sprachen schlagende Gründe gegen alle Herren bis auf einen. Einige hatten ihre Hälften bei sich, andere, namentlich die drei Tritone, waren zu jung, noch andere waren später als die Damen zu der Kutsche gekommen; der Pachter war es auch nicht. Es blieb nur ein Individuum übrig, daß ihr gegenüber saß und auch einmal ein Wort mit ihr gewechselt hatte. Uebrigens schien alles in der Welt gegen ihn zu

sprechen. Mr. Brown studirte, unterstützt von einigen kriminalistischen Erinnerungen, seine Physiognomie, Haltung, Kleidung und Hände. Intuition lehrte ihn, daß das Individuum in irgend welcher Beziehung zu Thieren stehen müsse, und mit einiger Mühe machte er sich den ganzen Eindruck der Erscheinung durch eine Vergleichung klar. Der Mann sieht aus, sagte er sich, wie der Inspector eines der Sequestration verfallenen Gutes, der von dem Markte heimkehrt, auf dem er die Ochsen zu billig verkauft hat. Er war etwa 20 Jahre älter als die Betreffende, hager, sonnenverbrannt, durchaus nicht bemerkenswerth schön aber sehr sauertöpfisch. Die beiden Vis-à-vis behandelten die Frage mit Scharfsinn und Eifer und gaben endlich auch ihre Verdicte. Mr. Brown das römische und schottische, das vor einem Jahre um diese Zeit gegen Madeline Smith abgegeben wurde, non liquet, not proven, zu deutsch: kann nicht sagen. Der andere war decidedly of opinion, daß das Individuum unmöglich der Mann jener Frau sein könne, und setzte — er war ein Einsichtsvoller — weitläufig auseinander, daß es Schwäche sei, sich nicht in allen Fragen ein opinion zu bilden, zumal im 19. Jahrhundert.

Indessen war die Höhe der downs erreicht; man sah das Meer, aber noch nicht das Gestade, das hinter vorliegenden Parallelketten versteckt lag. In die Parallelthäler eröffnete sich bald rechts, bald links ein Blick von den Schlangenwindungen des hinabführenden Weges. Die Kutsche leerte sich nach und nach, namentlich auf dem Dache wurden die Bänke gelichtet. Die Quäkerin flatterte in eines der Thäler hinab; die beiden Vis-a-vis rückten sachte nach dem andern Ende, um die Dame, die während der ganzen Reise wie ein Maimorgen g elächelt, auch noch sprechen zu hören. Was zu veranlassen gar keine Schwierigkeit hatte. Sie hatte eine melodische Stimme und wußte sich sehr wohl auszudrücken. Der Reisegefährte warf

Herrrn Brown bedeutsame Blicke zu, die sich zum Ausdruck des Triumphes steigerten, als der Inspector sich umwandte und dem Conducteur etwas zugrunzte. Unmöglich! flüsterte er, ganz unmöglich, kann nicht ihr Mann sein. Inzwischen hielt der Wagen vor einem Fußpfade, an dem ein Diener stand. Der Inspector stieg ab, die Dame gleichfalls. Das Kind wurde hinabgereicht. Der Inspector nahm die Dame ohne Umschweif beim Arm; der Diener trug das Kind, und die Gesellschaft wandelte von dannen. Sehen Sie, trotz aller Ihrer Gründe! lachte Mr. Brown gegen seinen Gefährten; die Kategorie der Gründe ist endlich, sagen die deutschen Philosophen. **Bless your German philosophers!** rief der andere, aus seiner Betäubung erwachend, und sich vor den Kopf schlagend. Es liegt nur an uns; es ist ja ein ganz richtiger Grund da, ich hab' ihn nur nicht gefunden. Meinen Sie, daß irgend ein anderer als ihr Mann so sauertöpfisch ihr gegenüber gesessen hätte? Es ist ja ganz natürlich, daß er ihr Mann! — Erst ganz unmöglich, dann ganz natürlich, murmelte Mr. Brown; und setzte laut hinzu: Eine Frage das für das neue Ehegericht, und nun lassen Sie uns umschauen, wie das Undercliff aussieht.

2. Undercliff. Und von den beiden Weltanschauungen.

Den Bau, der jetzt in Cherbourg vollendet, kann man als eine künstliche Insel Wight bezeichnen. Die Kunst muß an der französischen Küste des Canals schaffen, was an der englischen die Natur gegeben, ein **Break water**, d. i. einen Wogenbrecher gegen den Schwall des atlantischen Meeres, der sich in den „Aermel" drängt. Mag der Südwest, so vorherrschend, daß er jeden einzeln stehenden Baum nach Nordosten beugt, die Wogen noch so peitschen, ungefährdet liegen die größten Flotten in den

verschlungenen Gewässern zwischen der Insel und dem Festlande wie in einem maritimen Fuchsbau.

An Gestalt gleicht die Insel einer Flunder (**Pleuronectes Phlesus**), die von Westen nach Osten schwimmt. Die runde, nur durch eine schmale Straße mit dem Meere zusammenhängende Bucht von Broding (Boddem würde man sie auf Rügen nennen) bildet das Maul oder das Auge, während die äußerste Schwarzfinne in den **Needles** ausläuft. Die von einem Punkte zu dem andern streichende Rückengräte wird durch ein Kreidegebirge vorgestellt. Nordwärts von der Gräte liegen tertiäre Straten, die eine flache Landschaft tragen, mit zahlreichen Flüßchen. Obgleich diese Flüßchen nicht auf der Gräte entspringen, sondern sie durchbrechend, von der südlichen Hälfte herkommen, so ist ihre Länge unbedeutend, wie die Proportionen der ganzen Insel es mit sich bringen. Aber die Fluth steigt weit in sie hinauf zur Belebung des Verkehrs und des Bildes. Die südliche Hälfte der Insel besteht im Allgemeinen aus grünem Sandstein, über dem aber ganz im Süden, auf der rechten Schulter der Flunder, ein paar gewaltige Verschlingungen von Kreideketten hervorragen, eben die **downs**, über welche Mr. Brown malerische und anderweitige Betrachtungen angestellt. Sie treten hart an den Strand und steigen schnell zu 8–900 Fuß Höhe auf. Ihr letzter Abfall in das Meer und das schmale Vorland, das sich hier und da gebildet, heißt das Undercliff.

Wer an einer nach Norden schauenden Küste aufgewachsen, behält wohl immer ein Gefühl von Fremdartigem, von verkehrter Welt, wenn er die Mittagssonne über dem Meere stehen sieht. Es mag ihm unbeschreiblich wohl sein in einem Seewinde, der die Stirn zugleich erwärmt und erfrischt und alles wach ruft, was sie vom Süden weiß oder geträumt: aber er wird sich immer in der Fremde fühlen. Eine solche schöne Fremde ist das Undercliff. Gegen den Nordwind und seine nächsten Nachbarn

rechts und links schützen es die steilen, oft senkrechten Downs; kleine Vorsprünge, die wie Bastionen aus der Mauer vortreten, fangen von den Zwischenräumen auch noch den Ost- und den Westwind ab. Der Wind muß weit nach Süden herumgegangen sein, wenn er diese logenartigen Zwischenräume treffen will; und hie und da bildet die Kreide Gebirgsbuchten mit langen, gewundenen Zugängen, ja vollkommene Trichter oder Kessel, in die er nicht anders gelangen könnte, als wenn er von oben herabbliese. Natürlich ist es warm in diesem Strich, aber nicht so heiß, wie man sich erzählt. Im letzten Drittel des Juli war der Weizen noch milchig. Aber die durchschnittliche Temperatur des Jahres ist sehr hoch und deshalb die Gegend die Heimath einer prachtvollen Vegetation und ein gesuchter Winteraufenthalt für Brustkranke. Drückend ist es nur in den Trichtern, und es ist Grund anzunehmen, daß Mr. Brown sich zuweilen bei wolkenlosem Himmel Mittags zwischen 12 und 2 in einem derselben niedergelassen, zu dem doppelten Zweck, etwas Sonnenschein für den November einzunehmen und seiner Phantasie die Aufgabe zu stellen, sich in einen Eiskeller zu versetzen.

Wenn er seiner Phantasie nicht solche ausdrücklichen Leibesübungen vorgeschrieben, so wäre sie in der täglichen Umgebung eingeschlafen wie in einem lauen Bade. Sein Haus, sein auf ein paar Wochen, steht am Rande eines kleinen Felsenhanges und wendet seine Breitseite dem Meere zu. Es muß also ein verhältnißmäßig neues Haus sein. Denn die beiden ältesten Gebäude des kleinen Ortes wären, wenn nicht an dem Rohrdach, so daran zu erkennen, daß man aus ihnen unter keinen Umständen auch nur einen Schimmer des Meeres sehen kann. Sie sind noch von Fischern erbaut, die das Meer ansahen wie andere Leute den Exerzierplatz, die Aktenstube, das Comtoir, oder sonst welche Marterkammer, die dem Himmel dankten, wenn sie nichts mit ihm zu thun hatten. Zum Leidwesen ihrer Söhne

und Enkel, die keine Miether finden können. An der Südseite von Mr. Brown's Hause wachsen Wein, Sycamoren, Feigen und Passionsblumen, und auf dem Abhange und einem kleinen Rasenstück am Fuße wuchern mannshoch Fuchsien, die wohlriechende Verbena und Hortensien. Die letztern lernt man hier erst würdigen. In einem Topfe und mit dem dürftigen, immer zum Vergilben geneigten Laube ist sie wenig werth, kaum auf Treppenpfosten zu gebrauchen. Hier, wo sie das ganze Jahr im Freien steht, entwickelt sie sich zu einer dichten frischen Masse von der Form eines Bienenkorbes, die auf dem Rasenteppich aufliegt und zuweilen mehr als Manneshöhe erreicht. In andern Gärten wächst und blüht die Myrte und die Magnolie, welche beide übrigens auch in der Nähe von Richmond vorkommen. Unter dem Vorsprunge des Daches klebt ein Schwalbennest, dem Bewohner Glück verheißend oder Wanzen. Ein kaffeebrauner Kater streckt sich auf den Resedabeeten und streicht schnurrend um die Beine des neuen Hausgenossen. In England gelten die Katzen nicht als bösartig, sind es auch nicht, weil man sie gut behandelt, ihnen nicht Schweinsblasen anbindet, wie in Deutschland, oder Schnupftaback über die Nase streicht, wie in Paris. **O Rosette! tu as un très mauvais caractère!**

Gar reizend nimmt es sich aus, wo hier und da auf der Insel ein Gartenkind von Blume aus der Umhegung in die Wildniß entflohen, etwa eine Passionsblume unter die Brombeeren, eine Fuchsia unter die Nesseln. An einer Stelle hat der listige Gärtner zu der Flucht geholfen und ein Bild holder Verwilderung geschaffen, das der Feder und mehr noch des Griffels spottet. Denn Symbolisches zu zeichnen ist die Feder viel stärker als der Griffel; und ein Zeichen ist das Stückchen Wiese mit ungeschorenem Grase, einem scheinbar zerfallenen Strauchzaun an einer, einer wüsten Felswand an der andern

Seite und ein paar tropischen Schlingpflanzen und einer sehr edlen Rose zwischen den Disteln. Ein Zeichen für den Wanderer, der ein Auge für das Ding hat, stehen zu bleiben, für den andern ein Zeichen, vorüber zu gehen. Ehren wir den Willen und den sinnreichen Gedanken und die Liberalität des Gärtners und plaudern wir nicht weiter, welch ein Berg Sesam die Felswand ist.

Der eingeborene Baumschlag besteht hauptsächlich aus Ulmen, Eichen, spanischen Kastanien und dem Hagedorn, den man nie erwähnen sollte, ohne ein gutes Wort für ihn einzulegen. In Norddeutschland sieht man ihn nur in Hecken oder in den Rändern der Wälder als Strauch. Man sollte meinen, daß er unter ein wenig Pflege dort sich ebenso entwickeln müßte wie in England, zu einem ungemein symmetrischen Baum von 20 — 30 Fuß Höhe, dessen glänzend grünes Laub im Frühjahr unter einem Blüthenschnee, im Herbste unter der korallenfarbenen Frucht verschwindet. Die Form, die Farben und der berauschende Wohlgeruch der Blüthe machen ihn unschätzbar für größere Gartenanlagen; denn um sich geltend zu machen, muß er freistehen. Der Epheu, wie sich denken läßt, wird ganz übermüthig, umspinnt die höchsten Bäume bis in die äußersten Spitzen mit einem dichten Tricot, an den die Bäume sich ebenso gewöhnen, wie Menschen an den Flanell. Wenn man sie davon befreien und doch bei Gesundheit erhalten will, so muß man die Epheustämme nach und nach durchschneiden und vertrocknen machen. Eine andere Schlingpflanze, die Clematis, wuchert wild in den Hecken und kultivirt an den Verandas und erfüllt weit und breit die Luft mit dem Geruch von Mandelseife. Auch unter den Kräutern ist manches Fremde, der wilde Thymian, reich und kräftig, wie in den griechischen Hirtengedichten und wenn nicht Nahrung für Bienen —

Thymo pascentur apes, dum rore cicadae —

so doch für **Wespen — dreadful animals! Im Ganzen aber** ist auch hier die Feldflora arm, wie um London, wie in Kent.

Desto reicher die Seeflora. Die Mannigfaltigkeit des Meeresbodens, hier Sand, dort Geröll, Kreide, Sandstein, Galt, ist ihr überaus günstig und der breite Gürtel zwischen dem Hoch- und dem Tiefwasserstande macht es leicht ihr anzukommen. Es ist sehr belohnend, bei einer recht tiefen Ebbe dem Wasser nachzugehen, belohnend durch die Ausbeute an Thieren und Pflanzen und durch die ganz neuen Aussichten, die man auf die Küste und ihre koulissenartig vorgeschobenen Vorgebirge erhält. Es ist sehr zweckmäßig, auf einem trocknen, eben noch vom Meere umspülten Felsblock ein Collegium practicum zu halten über Naturgeschichte, nach dem System des wechselseitigen Unterrichtes, wenn es sein kann. Berührung verschiedener Nationalitäten steigert das Interesse. Dem Binnenländer z. B. wird der erste Hummer, den er sieht, als ein „großer Krebs" erscheinen. In England ist der Flußkrebs so selten, daß viele Personen ihn gar nicht kennen und das Wort dafür, ausgenommen gewisse Lokalitäten, ganz ungeläufig ist. In einem solchen Collegium hatte man daher einmal große Mühe, einem Engländer das Thier zu beschreiben. Von dem Geschmack hatte er eine dunkle Erinnerung, weil er auf einem wohl angerichteten Diner eine Steinbutte gegessen, die orthodoxer Weise mit Schwänzen von Flußkrebsen garnirt sein muß. Ja, ja, ich besinne mich, sagte er, „ein Thier wie ein Hummer in verjüngtem Maßstabe, a diminutive lobster."

Welches den Mr. Brown wiederum zu tiefen philosophischen Betrachtungen veranlaßte über die Präexistenz der Idee und anderes, im Grunde über das Ganze. Denn hängt nicht alles davon ab, ob man die Anschauung der Welt vom dicken oder vom dünnen Ende anfängt, das Dicke als eine Vergrößerung

des Dünnen oder das Dünne als eine Sedezausgabe des Dicken ansieht?

Mit Franzosen führte es zu furchtbaren Erörterungen, daß an der englischen Küste der Hummer (mit Scheeren), an der französischen die langouste (ohne Scheeren) zu Hause ist. Der Hummer, wurde bemerkt und mit Citaten aus naturgeschichtlichen Werken belegt, sei ein sehr reizbares Thier und habe das Vermögen und die Gewohnheit, im Affekt, wenn erschreckt durch Kanonendonner oder ärgerlich, seine Scheeren abzuwerfen. Es sei also äußerst weise eingerichtet, daß die langouste an der französischen Seite wohne; denn welcher anständige Hummer werde je um Cherbourg her wohnen wollen? Die langouste sei offenbar ein providentielles Wesen, eine idee napoléonienne. Es wurde ferner bemerkt, daß der Gegensatz der beiden Ufer zwar im Allgemeinen von männiglich beobachtet und besprochen werde, daß aber im Zusammentragen von Einzelnheiten noch viel zu leisten sei. Die Besitzer des Felsens konstituirten sich als Akademie und begannen ihre vergleichende Arbeit mit dem Worte academy, welches in England eine Abcschule bedeutet. In Frankreich hat man runde Köpfe, in England ovale. Dort ißt man die Auster aus der tiefen, hier von der flachen Schale. Dort schickt man die Uhr zur Tante, hier zum Onkel; dort schickt man sich zu Neujahr Bonbons, hier Räthsel. Dort macht der Neuanziehende die erste Visite, hier die Nachbarn; dort grüßt der Herr zuerst, hier die Dame. Der Franzose nennt den Gegenstand seiner Zärtlichkeit mon petit chou (mein kleiner Kohl), der Engländer, wie mit einem Citat aus Liebesbriefen belegt wurde, die in einer Prozeßsache verlesen, my dear darling dumpling, mein theurer Herzensklos. Der petit-fils wird zum grandson. In Frankreich ist die Uhr das unvermeidliche Meubel jedes Zimmers, in England fehlt sie grundsätzlich in dem Gesellschaftszimmer. Der Franzose nennt seine

Nation généreuse, der Engländer seine Diät generous. In Frankreich muß der Spargel weiß und dick sein, in England dünn und grün. Hier liest man die Zeitungen Morgens, dort Abends. Hier werden die Primaner noch geprügelt, dort nicht einmal die Kinder in den Warteschulen. Das sechste Gebot des Festlandes wird in England zum siebenten; ob das festländische siebente in England existire, konnte von den Akademikern an Ort und Stelle nicht ermittelt werden.

Man kehrte von diesem gelehrten Exkursus zurück zur Betrachtung der shellfish oder krebsartigen Geschöpfe, von denen Exemplare aus dem ersten besten Büschel nassen Seegrases aufzutreiben waren, und schloß mit dem kleinsten, dem Einsiedlerkrebs, der seinen nackten Hinterleib in eine leere Muschel zwängt und seine größere Scheere — sie sind immer ungleich — drohend zur Thüre hinausstreckt, dem Universum eine Faust macht.

3. Mr. Brown pilgert um die Insel und stirbt.

An der Nordküste der Insel Wight ist nicht viel zu sehen, außer dem oft beschriebenen und abgebildeten, von Natur ziemlich ärmlichen Osborne und dem fast ebenso bekannten Ryde, beide mittelst einer kurzen Ueberfahrt zu erreichen und durch den Dampf London so nahe gebracht, daß man die Hin- und Rückfahrt bequem in einem Tage macht. Ryde ist ein sehr sauberes, sehr regelmäßiges Städtchen an einem sanft aufsteigenden Erdufer, auf dem die Häuser schneller wachsen, als die Bäume. So geschniegelt und gebügelt wie die Stadt ist auch das Meer, das zu ihr gehört. Es erscheint wie ein ornamental water, allerdings in großem Maßstabe. Man sieht weit und breit die gegenüberliegenden Küsten des Festlandes, von Southampton Water und den grünen Hügeln des New-Forest im Westen, bis

zu den Thürmen der Kathedrale von Chichester im Osten. Eine unendlich lange, hölzerne Landungsbrücke verräth, wie flach das Wasser, und der Strand längs der Stadt ist mit einem Bollwerk von Quadern eingefaßt. Nur der Südost kann das Meer mit voller Kraft fassen und die Wellen, die er wirft, streifen an der Küste vorüber. Jemandem, der nach langer Landgefangenschaft aus London kommt, wird auch diese Meerenge, der Solent, das Herz weit machen; wer aber an einen vollen Meereshorizont gewöhnt ist, wird darin nur die Rhede sehen und beneiden.

Gegenüber, vor Portsmuth, liegt Nelsons altes Flaggenschiff, die „Victory“, das der Engländer mit gerechtem Stolz betritt. Daß auch der Stammverwandte sich so ergebenst zu erhitzen pflegt, hat weniger Grund. In neuester Zeit ist die Korrespondenz bekannt geworden, welche der Kapitän Freemantle, ein Günstling Nelsons, mit einem andern Gönner, dem Herzog von Buckingham, geführt. Unter'm 4. April 1801 schrieb er über die Schlacht von Kopenhagen:

„Um 9 Uhr lichteten wir die Anker, um 10 begannen wir das Feuer. Als die (dänischen) Schiffe, die dem „Ganges“ und dem „Elephanten“ gegenüber lagen, zum Schweigen gebracht waren, ließ Nelson mich rufen und gab in meine Hand ein Schreiben, das er sofort unter einer Parlamentärflagge an den Prinzen, Gouverneur von Kopenhagen, abschicken wollte. Das Schreiben enthielt die Drohung, alle genommenen Schiffe zu verbrennen, wenn die Batterien nicht das Feuer einstellen würden. Nelson wußte, daß unsere Schiffe in Stücke zerschossen waren (cut to pieces), und daß es schwierig sein würde, sie herauszubringen. Wir kappten unsere Kabel und ließen treiben. Die Schiffe waren so schwer beschädigt (crippled), daß sie dem Steuer nicht gehorchen wollten. „Elephant“ und „Defiance“ liefen auf den Strand; wir (der

„Ganges") und der „Monarch" desgleichen; und in diesem Augenblick hätten, wenn die Batterien das Feuer nicht eingestellt, nicht weniger als sechs Linienschiffe festgesessen. Glücklicherweise hatten wir mit einem Feinde zu thun, der sehr gelitten hatte und sich unsere Lage nicht zu Nutze machte; andernfalls wären alle diese Schiffe verloren gewesen. Jetzt sind sie alle wieder flott. Glücklicherweise sind wir im Stande gewesen, unsere Parlamentärflagge bis zu diesem Augenblicke wehend zu erhalten, welches uns zum großen Vortheil gereicht. Ich maße mir nicht an, über die Bedingungen zu urtheilen, die mit den Dänen einzugehen; aber als Seemann weiß und fühle ich, daß wir in unserer gegenwärtigen Lage lieber große Opfer bringen, als uns wieder offen gegen die Dänen erklären."

Das erwähnte Schreiben Nelson's an den Gouverneur lautete:

„An die Brüder der Engländer, die Dänen."

„1. Lord Nelson ist angewiesen, Dänemark zu schonen, wenn es nicht länger widersteht. Wenn aber das Feuer fortdauert, so wird er genöthigt sein, alle die schwimmenden Batterien, die er genommen, in Brand zu stecken, ohne daß es ihm möglich sein wird, die braven Dänen zu retten, welche sie vertheidigt haben.

„2. S. K. H. der Prinz hat den Generaladjutanten Lindholm zu dem Admiral Nelson geschickt, um nach dem besondern Zweck der Parlamentairflagge zu fragen."

„3. Lord Nelsons Motiv bei Absendung der Flagge war Humanität; er willigt deswegen darein, daß die Feindseligkeiten aufhören und daß die verwundeten Dänen an's Land gebracht werden. Lord Nelson wird die Gefangenen aus den eroberten Schiffen nehmen und die letzteren verbrennen oder wegführen, wie es ihm gut dünkt. Mit seinem ergebensten Respekt für den Prinzen wird er diesen Sieg immer als den größten

betrachten, der je gewonnen, wenn derselbe zu einer glücklichen Wiederversöhnung und Einigung zwischen seinem gnädigsten Fürsten und S. M. dem König von Dänemark führt."

Also Nelson rettete sich und seine Flotte durch die Drohung die gefangenen Dänen bei lebendigem Leibe zu verbrennen. Und am Jahdebusen sollte man recht viel Batterien einrichten, deren Geschütze dicht über dem Wasserspiegel liegen.

Daß Mr. Brown, aus dessen Notizen wir diese beiden Dokumente und das daraus gezogene Resultat entnehmen, dergleichen Dinge aufstöbert, abschreibt und offenbar zum Zweck der Veröffentlichung aufbewahrt, beweist, daß es ihm an Geschichtskenntniß, an Verständniß Englands, an staatsmännischer Einsicht und an liberaler Gesinnung gänzlich gebricht. Unter den betreffenden Gelehrten und Staatsmännern kann darüber nur eine Stimme sein. Wir versuchen auch gar nicht ihn zu vertheidigen, drücken vielmehr unsere zusätzliche Entrüstung über die Inkonsequenz aus, mit der er, nachdem er eben diese Scheußlichkeit gegen den ersten Seehelden des hochherzigen Albions verübt, sich in die Betrachtung, nach seinen Notizen scheint es fast, in die Bewunderung von zwei jungen Matrosinnen verliert. Man weiß von einem solchen Menschen gar nicht, was für ein Prinzip er hat. Ryde ist nämlich nächst Cowes der Sammelplatz der englischen Yachten, deren Gesammtzahl auf 1200 angegeben wird, eine große Zahl, wenn man bedenkt, wie kostspielig das Vergnügen, eine kleine, wenn man hört, wie viele junge Mädchen in England sich vornehmen, nicht unter einer Yacht zu heirathen. Das Vornehmen ist weise genug, und daß sie es durchsetze, einer jeden zu wünschen; denn es giebt in der Welt keine angenehmere Art des Reisens, als auf einem solchen Fahrzeuge. Diejenigen, denen der große Wurf gelungen, oder die als Töchter oder Schwestern mit einer Yacht in Verbindung stehen, legen nicht selten eine Art

von weiblichem Matrosencostüm an, bestehend aus einem Rock von einem Stoff, der sich nur durch einen leichten Lustre von dem Ansehen des Segeltuches unterscheidet, kurz genug, um ein Paar derber Wasserstiefelchen zu zeigen — nie so klein, wie „Punch“ die Füße seiner Landsmänninnen zu zeichnen pflegt, aber doch hin und wieder unter dem englischen Normalfuß — aus einem marineblauen Tuchspencer und einer desgleichen Matrosenmütze. Wir finden in Mr. Brown's Papieren Vergleichungen dieser Tracht mit dem Amazonenhabit und dem Kostüm der Bogenschützinnen und einen Seufzer des Dankes, daß er nicht als Paris zwischen den Dreien zu entscheiden habe.

Von Ryde nach Osten ist die Küste wie am ganzen Nordrande der Insel und wie die gleiche geologische Formation es mit sich bringt, lehmiges, niedriges Ufer, mit einem reichen Baumschlage, und so bleibt sie, bis man Brading Haven, das Auge der Flunder, überschritten und an den Culver Cliffs das östliche Ende der Gebirgsgräte erreicht hat. Der steile Abfall dieser Kreidefelsen gegen die See hat die größte Aehnlichkeit mit Stubbenkammer; landeinwärts aber verziehen sie sich in kahle, sanftgewölbte Rücken. Am Fuße der Klippen findet sich die weiße, englische Koralle, die sich zu ihren Schwestern in südlichen Meeren verhält wie unser Farnkraut zu den Baumfarrn Australiens. Sie baut keine Inseln auf, nur lilliputische Waldungen von 5 bis 6 Zoll Höhe.

Wir sind, wie der geneigte Leser sich vergegenwärtigt, jetzt an der Südküste der Insel und gehen nach Westen fort. Die Kreide hält nicht lange an, sondern geht über in grauen Sandstein und Wealdon. Leicht verwitternd zu einer sehr fruchtbaren Erde giebt er der Landschaft einen bestimmten Charakter, der scharf gegen die Kreide absticht. Statt der steilen Wände und des magern Graswuchses mit Stechginster und Schaafen darauf, zeigt er verwaschene Conturen, Laub und Wiesen. Unmittelbar

am Meere stehen alle diese Gebirgsarten in steilen, nackten Klippen zu Tage, und deshalb kann, wer zur See an der Küste hinfährt, sich über gewisse Punkte in der so merkwürdigen Formation der Insel einfach selbst belehren, namentlich über die Entstehung von Shanklin Chine. Chine, in der englischen Schriftsprache in der Bedeutung Rückgrat einheimisch, ist hier ein Provinzialismus, dessen Etymologie wir lieber nicht zu genau nachforschen wollen, und bedeutet eine Schlucht. An Ort und Stelle wird einem natürlich gesagt, das kleine Wasser, das hindurch fließt, habe sie gegraben. Von der See her sieht man die horizontalen Schichten, aus denen der Sandstein besteht, von beiden Seiten her sich gegen die Ränder der Schlucht sanft erheben. Die Chine ist also eine Borste; als sie erst da war, fand sich natürlich ein kleiner Bach hinein, der sie tiefer gräbt. Sie ist nur einige hundert Schritte lang und endigt landwärts an einer steilen Wand, von der das Bächlein herabfällt, in der trocknen Jahreszeit herabträufelt. Die Oertlichkeit ist etwa wie am schweizer Staubbach, in verjüngtem Maßstabe. Von diesem Fall zieht die Schlucht sich in Schlangenwindungen zum Meere, wo ihre beiden Wände etwa 200 Fuß hoch sind und ungefähr ebenso weit von einander abstehen. Die eine Wand besteht aus kahlem Gestein, von schwärzlichem, todtem Ansehen, auf dem nur ein bleiches, flechtenartiges Kraut und der dürre Tannwedel, dieser aber zu ungewöhnlicher Größe gedeiht. Die andere Wand ist verwittert und daher mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Auf schmalen Absätzen stehen ein paar Häuser wie angeklebt, glücklicherweise in einem zusagenden Baustyl, die hin und wieder ein luftiges Rauchwölkchen zu dem Bilde beitragen. Der Abstich der beiden Wände, wie Nacht und Morgen, ihre mannigfache perspektivische Verschiebung, das Dämmerlicht unter dem Laube und zwischen den Baumlücken durch ein Blick auf das strahlende Meer — das alles macht einen traumhaften Eindruck; und

darum würde mancher eine Abneigung fühlen, in der Chine zu wohnen, das Bild abzustumpfen, den Traum als Schlafrock aufzutragen.

Bei Shanklin beginnt die Abdachung Undercliff, auf deren Gestalt, Klima und Vegetation wir schon einen Blick geworfen. Der nächste interessante Punkt gegen Westen ist Luccombe Chine, eine ähnliche Schlucht, aber kleiner und Privateigenthum, Zubehör eines Landhauses. Unser Reisende hat versäumt, die Grundstriche des Bildes frisch zu Papier zu bringen, weil er sich auf die Lebendigkeit des Eindrucks verließ. Wir können jetzt weder die einzelnen Züge, noch den sonnigen Augustmorgen, noch das vorangegangene Bad, noch die begleitende Gesellschaft reproduziren, müssen uns mit der Notiz begnügen, daß Mr. Brown von allen Landhäusern, die er gesehen, dieses sich zum Altentheile wünschte. Der Eindruck, den der nächste Punkt, Bonchurch macht, ist weniger individuell, wenn auch der Einzelne lange nach einer Bezeichnung dafür suchen und die Bezeichnungen sehr verschieden ausfallen mögen. Bonchurch, wollen wir sagen, sieht aus wie ein Kupferstich zu einer alten Ausgabe der Clarisse. Um den Fuß der Kreidefelsen, die hier zu ihren höchsten Gipfeln aufsteigen, liegt gegen das Meer zu ein Wall von Galt, einer Felsart, die stets der Gegend einen Charakter aufdrückt, der ebenso leicht wieder zu erkennen, als schwer zu beschreiben ist. Ein sehr merkwürdiges Stück liegt bei Folkestone. Hier erscheint er nicht so unsäglich verlassen und wüstenhaft wie dort. Der schwarze Stoff, der wie Fruchterde aussieht, und nur die ärmlichste Vegetation von Schilf und Carex trägt, ist jetzt ein mürber Sand und nach einem leichten Regenschauer ein zäher Teig; aber seine Feindschaft gegen die Vegetation verräth er noch genug auf dem Abhange gegen das Meer. Die steilen Stellen sind ganz kahl; auf den andern quält sich eine magere, düstere Grasdecke, unaufhörlich zerrissen durch kleine Erdrutsche,

die auf die Nässe wie auf die Dürre folgen. Nur längs dem Rinnsaal eines kleinen Baches steht das Gras fester und frischer, halten sich ein paar knorrige, sturmgezauste Bäume. Natürlich ist ein ganz rohes Zäunchen da, das man auf einem ganz rohen Trittchen übersteigt — gerade wie auf einem Vorlegeblatt. Landeinwärts ist der widerspenstige Stoff entweder durch sorgfältigere Kultur bezwungen oder von einer anderen Schicht verdrängt. Jenseits des Zaunes treten wir auf einen frischen, sanft abhängenden Anger, dessen nächsten Hintergrund ein Baumschlag bildet, so dicht, daß er fast schwarz erscheint. Und vor diesen Bäumen, in einer Ecke, steht ein Kirchlein, sehr klein und von sehr großen Feldsteinen gebaut, mit einem sehr dicken Thurme und sehr kleinen Fenstern, schief gestellt gegen die Umzäunung des Kirchhofes, schief gegen alle umgebenden Linien oder Massen, schief in allen seinen sichtbaren Umrissen gegen die senkrechte Linie, schief gegen den Fußpfad, der darauf zuführt. Ueber dem Baumschlag ragen steile Sandsteinklippen hervor, über diesen die downs und drücken mit ihren soliden, das Auge über Größe und Entfernung täuschenden Massen auf das Kirchlein, das schon schwer an seinen 600 Jahren trägt. Und links neben der Baumwand streift der Blick über die Küste hin und ihre blauen Buchten und weißen Vorgebirge und über die See, mit der das Licht tändelt, das den ersten Morgen sah.

Ventnor, vor zwanzig Jahren ein Dutzend Fischerhütten, ist jetzt die Hauptstadt des Undercliff und hat sich in der Entwicklung seines städtischen Charakters etwas übereilt. Eine englische Badestadt hat zwei Kennzeichen: Pianoforte zu vermiethen und gelbe Pantoffeln zu verkaufen. Der letztere Artikel geht am besten in Ramsgate, dem Palästina der englischen Küste. Dafür ist hier neben dem Klavier regelmäßig ein Hammer zu vermiethen, nicht ein Stimmhammer, sondern einer, der Felsen zerschmeißt, derselbe, mit dem Montau und Felix sich schleppten.

Uebrigens haben solche Embleme des Städtethums nichts anziehendes; man geht nicht auf das Land, um die Stadt zu finden. Also weiter nach St. Lawrence, die kleinste Kirche in England zu sehen.

Bei St. Lawrence beginnt und bei Niton, einige Meilen weiter, endigt die Partie, welche den üppigsten Baumwuchs des Undercliff und der ganzen Insel aufzuweisen hat. Man wird an die Beschreibungen der Tropenländer erinnert. Die Bäume sind so dicht belaubt, daß, wo ihrer mehr bei einander stehen, es dunkel, an manchen Stellen finster unter ihnen wird. Der Epheu klettert bis in die äußersten Wipfel und streckt von da schwankende, tastende Ranken aus, als wollte er in den Himmel wachsen. Niedere Sträucher und Hecken sind wie durchwirkt mit der wilden Clematis und undurchdringlich. Aber trotz Finsterniß und Dickicht gedeiht der Rasen, sogar unter dem traurigen, dem Leben feindlichen Schatten der Ceder; und ein wenig Nachhülfe erzeugt ganz wunderbare Effekte. Die Vermischung so vieler Laubgattungen giebt im Herbste einen Gedanken an die Hand, den die Landschaftsgärtnerei bisher so wenig benutzt hat, nämlich bei der Anordnung von Bäumen und Gesträuchen eine bewußte und berechnende Rücksicht zu nehmen auf die Schattirungen des Spätherbstes. Schon mit Pappel, Ahorn und Rüster ließe sich viel machen, was erst mit ein paar amerikanischen oder kanadischen Waldbäumen dazu!

Niton bildet die Südwestecke der Insel; die Küste und der große Weg, der ihr parallel auf der halben Höhe der Felsen hinläuft, wenden sich nach Norden. Wer an einem sonnigen Nachmittage mit etwas Gewitterstimmung diesen Weg verfolgt, natürlich immer zu Fuß, hat einen Anblick zu erwarten, den er schwer vergessen wird. Eine scharfe Biegung der Straße öffnet die Aussicht auf eine Bai, tief genug, um einen meilenlangen Küstenstrich zu zeigen, und doch offen genug, um einen weiten

Meereshorizont zu lassen. Wenn man die Karte ansieht, möchte man kaum von einer Bai sprechen; der Winkel erscheint zu stumpf und der eine Schenkel zu lang. An Ort und Stelle aber und von jenem Punkte sieht man diesen, den nächsten Schenkel, ganz verkürzt und den andern, quer vorliegenden, in seiner natürlichen Ausdehnung von dem Winkel der Bai bis zu dem bekannten Kreidevorgebirge, den Needles. In der Verlängerung dieser Linie tauchen noch ein oder zwei Kuppen des Festlandes vor. So ist da nichts von der Langweiligkeit einer gradlinigen Küste, nichts von der Beengtheit eines Kanales wie der Solent. Das Ufer, auf dem wir stehen, ist so hoch und steil, daß wir den Strand zu unsern Füßen nicht sehen, uns also vorkommen, als seien wir weit in die Bai hinausgerückt, als trenne uns nur die Hecke, über die wir wegsehen, von dem Wasser. Das Gewölbe des Himmels ist stahlblau und von dem Horizont geschieden durch ein helles goldiges, zuweilen schwefelgelbes Band, auf dem das gegenüberliegende Ufer sich abzeichnet, hier veilchenblau, da schimmernd weiß. Und alles das, was zu beschreiben so viel Buchstaben kostet, strömt uns entgegen auf dem Schritte um die Ecke, alle die Farben, das Licht der sinkenden Sonne, die Strömung der Luft, für die Wind ein viel zu rauhes Wort, der Zug der kleinen Wellen, jede ein Spiegel, die von der goldenen Ferne herkommen und sich in dem Heckengrün verlaufen, der Duft der Gärten, den das Meer heraufzuschicken scheint. So mag es in Neapel sein. Und, was an Ort und Stelle so viel Tritte kostet, thun wir es mit einem Schritt, steigen wir hinab an das Meer, hinaufzuschauen an der Wand.

Wir stehen vor Blackgang Chine. Auch eine chine, eine Schlucht, wie die von Shanklin, auch ein Traum, aber einer aus der „schwarzen Pforte", ein Bild des Vergehens, das kein Entstehen ist, nächtig, wüst und todt. Fünfhundert

Fuß hoch steigt die schwarze, bröckelnde Felswand auf, durchzogen von ein paar dünnen Schichten eines helleren, festen Sandsteins, die wie eingemauert sind, um die mürbe Masse zu halten. In dieser Wand liegt die chine, nicht klaffend und bis auf den Boden hinabgehend wie bei Shanklin, sondern steil abschüssig und mit zerrissenen Rändern, offenbar eingefressen von dem kleinen Bache, der in ihr herabkommt und zuletzt mit einem senkrechten Sprung von 70 Fuß das Meer erreicht. Es wächst nichts in dieser Schlucht, auch nicht an dem ockerhaltigen Rinnsal des Baches. Jeder Tag nagt an den Wänden, gräbt die Schlucht tiefer; aber das Geröll ist nackt und todt wie die Wand, aus der es herabgespült. Man sieht nichts als Schwarz und Grau und darüber den Himmel, nichts von der grünen Hecke oben, die der Rahmen zu soviel Licht und Farbe war. Es ist die schwarze Pforte selbst, aus der die wüsten Träume kommen. Und hinter uns rauscht das Meer heran — rauh, weil wir die Wellen nicht mehr von oben, sondern von der Seite sehen, fahl, weil die reflektirten Sonnenstrahlen hoch über uns hingehen, drohend, weil so rauh, so fahl und kalt — und drängt uns gegen die schwarze Wand, die unwirthbare, an. Wehe dem Fahrzeug, das im Sturm sich dieser Küste naht! Wie ein weites Stellnetz ist sie im Bogen ausgespannt, unbarmherzig hält sie ihre Beute, nichts Lebendes giebt sie heraus. Nach Hunderten zählen die Gräber der Seeleute. — Den Namen leitet man in der Regel von einer schwarzen Bande her, die in der Schlucht gehaust haben soll, und Marryat verlegt dahin den Schauplatz des letzten englischen Seeräubers. Sollte der Name nicht vielmehr von dem deutschen Gang, Gangart, herkommen, das mit deutschen Bergleuten in so viele Länder eingewandert ist?

Wie uns eben vor ihr graute, und wie sie uns gleich wieder lockt, die Sirene! Wir sind jetzt bei den Needles, dem äußersten, westlichen Vorgebirge, die „Nadeln“, genannt von

einigen spitzen Klippen, die davor liegen. Es ist das Vorgebirge, das wir bei Blackgang so blendend weiß über die Bai herüberleuchten sahen, pure Kreide, wie Culver Cliffs, wie Stubbenkammer, die Spitze einer weitgestreckten Landzunge. In der Verlängerung der Zunge liegen die Nadeln, offenbar einst ein Bestandtheil derselben, die festen Knochen, Gräten oder Grate, zwischen denen die See die weicheren Theile ausgewaschen hat. Man sieht sie daher am Besten im Profil, von einem benachbarten Vorgebirge oder von einem Boote. Für Nadeln sind sie heute gar kurz und dick, selbst für Stopfnadeln; einst aber stand auf der vordersten ein hoher schlanker Obelisk, der vor hundert Jahren in einer Sturmfluth herabstürzte und meilenweit die Insel wie ein Erdbeben erschütterte. Der Rücken der Landzunge ist eine der kahlen, unendlichen downs, wie eine Mole in das Meer hinauslaufend. Sie beherrscht eine seltene Aussicht; nach der einen Seite über die Bai nach Blackgang Chine, nach der andern über die schmale, aber immer belebte Meerenge, welche die Insel von dem Festlande trennt, auf die Nehrung mit Hurst Castle, die hakenförmig wie Hela aus dem Festlande vorspringt, und weit hinein in Hampshire; rückwärts auf ein großes Stück der Insel, wie auf eine Karte. Von einer so zusammengesetzten Rundsicht kann man keine Schilderung machen, nur ein Inventarium, wie kein Gemälde, nur ein Panorama. Und das Panorama wechselt den Charakter mit jeder Wolke, die vor die Sonne tritt: die See sträubt unwirsch ihr glattes, glänzendes Gefieder, jedes glitzernde Fenster macht die Augen zu, die Lichter werden schattig und die Schatten grell, eine Gänsehaut überläuft den Beschauer und die Landschaft. Die Welt sieht hechtgrau und strohgelb aus wie eine Quäkerin. Hebe dich von dannen! abscheuliches Gesicht! Lieber die stockfinstere Nacht mit einem einzigen Stern darin, und sei er ein Irrwisch!

Da kommt die Sonne wieder vor — will keiner helfen sie anbeten? — und scheint auf Alumbai und lockt die Farben vor wie aus einer Blume, die sich still und einsam vom Meeresthau genährt und nun auf einmal Stein geworden. Nur die Ebbe öffnet einen schmalen Zugang zu dem Geheimniß. Die Felsen bestehen aus Sand, der in dünnen Schichten gelagert, bald horizontal, bald gebrochen; und die Schichten zeigen jede Schattirung durch Gelb, Roth und Braun, von dem blendendsten Weiß bis zu gesättigtem Schwarz. Die Wände sehen wie Tulpenblätter aus, und sind doch so todt wie die schwarze Masse von Blackgang, nicht ein Grashalm lebt darin. Es ist einer der seltenen Anblicke, die, wenn treu auf der Leinwand wiedergegeben, für unnatürlich erklärt werden, wie ein Sonnenuntergang in Norwegen. Wieviel mag an dieser wunderbaren Bai noch zu entdecken sein, wenn man sie zu allen Tageszeiten, bei jeder Beleuchtung, von verschiedenen Standpunkten und bei jeder Stimmung sehen kann! Aber es muß geschieden sein, denn wir haben Hunger. Die Klippenränder schieben sich vor einander, die Blätter schließen sich, da verschwindet der letzte Farbenstreif; der Lotus versinkt in grüne Fluth.

Und die Sonne ist ihm längst gefolgt; aber in ihren Fußtapfen wandelt der harvest-moon, der Erndtemond. Ein Boot fährt an den Nadeln hin. Die weißen Wände spiegeln sich im Meere, und das Meer wirft einen grünlichen Schimmer von Transparenz auf die Kreide. Einzelne Zacken glühen weiß unter dem Mondlicht wie die Kohle unter dem elektrischen Strome. Unwillig des taktmäßigen Geräusches, das von Arbeit spricht, vom Pochen des Hammers, vom Rasseln der Feder, läßt die Hand das Ruder sinken. Auch hier noch Arbeit? Wenn wir immer Mondlicht hätten, dürften wir niemals feiern, denn arm und karg wäre die Natur. Dank der Sonne, die uns den Schweiß erpreßt und die Aehre bräunt, können wir

diese Nacht verträumen. Der Morgen bleibt nimmer aus, da Jeder schaffen muß; aber nicht jede Nacht sitzt Lorelei auf dem Felsen und schüttelt ihre Locken im Nachtwind. Fluth und Wellen treiben den Kahn; genug, wenn eine Hand auf dem Steuer ruht.

Von ferneren Wahrnehmungen und von den Erlebnissen Mr. Brown's, aus denen wir eine Geschichte zu spinnen gedachten, wissen wir nichts. Er war so faul geworden, daß er fast gar keine Aufzeichnungen mehr gemacht. Er scheint zuweilen um 4 Uhr aufgestanden zu sein, nur um in dem Gefühle zu schwelgen, daß er einen ganzen Tag zum Nichtsthun vor sich habe. Dagegen soll er zu andern Zeiten am hellen Mittag wie ein Delphin so fest am Ufer geschlafen haben, daß die Fluth ihm über das Gesicht gelaufen. Im Zimmer ist er offenbar nie gewesen; wenn es hell war, mußte er den Sonnenschein beobachten, und wenn es regnete, den Regen. Und wenn er nichts dringenderes zu thun, betrachtete er eine Schnitzerei aus Neuseeland, die von einem Wrack geborgen, in seinem Garten aufgestellt war, eine Menschenfratze, wahrscheinlich ein Vetter des mexikanischen Kriegsgottes, aber umgeben von durchbrochenem Werk, das eine meisterhafte Behandlung der Arabeske zeigt und einen Platz in den Museen und Kunstschulen finden wird, wenn die Eingeborenen erst ganz mit Schnaps und Pocken von dem Antlitz der Erde hinwegverbessert sind. Bücher hat er offenbar nicht gelesen; er soll sogar die „Times“ geschwänzt haben, was wir aber zur Ehre der Menschheit und des gebildeten Deutschen nicht glauben wollen. Das aber können wir uns nicht entbrechen zu glauben, daß er einen großen Theil seiner Zeit damit zugebracht, seaweed, auf deutsch See-Unkraut zu sammeln und einiges davon zu Salat zu verarbeiten. Und bei dieser Lebensweise — davon finden wir bestimmte Andeutungen in seinen Notizen — bildete er sich ein, allerlei zu lernen, zur unaussprech-

lichen Verachtung seiner beiden städtischen Nachbaren, deren einer die Philosophie besitzt, folglich alles weiß,

philosophus optimus sutor,

der andere Bücher über alles hat oder wenigstens weiß, wo die Cataloge stehen, in denen die Bücher stehen, in denen alles steht.

Das Ende war wie ein solches Leben es verdiente. Der Herbst war herangekommen und es ward früher dunkel. Die Ebereische hatte sich roth gefärbt und Brombeeren wurden reif. An den Umrissen der Ulme erschien hie und da ein brennend gelber Pinselstrich. Schon war ein Blatt gefallen, schräg und zögernd, wie unwillig zu sterben, und ungläubig, daß, was das Blatt faulen macht, wieder Leben ist. Aber die Magnolie und die Myrte schlossen auf; auch der Ephen brachte sein dürftiges Blümchen, während sein amerikanischer Vetter, Virginian creeper — ächten Ephen giebt es in Amerika nicht, vielleicht weil keine Burgruinen — sein Laub in glühendes Scharlach kleidete. Champignons wuchsen tellergroß. Mr. Brown saß zwischen dem Taubenzwielicht und Rabenzwielicht in seinem Garten. Das Gefühl des Endes war über ihn gekommen und damit das Bewußtsein seiner Versäumniß — er hatte in der That zuweilen die „Times" geschwänzt. Wie sollte er es anfangen, wieder respektable opinions zu haben und gerade so zu sprechen wie alle die anderen Leute sprechen? Von den deutschen Organen der orthodoxen Kenntniß Albions war ihm leider keines zugänglich. So hatte er zu dem Samstagskatheder gegriffen, der „Saturday Review", an der alle Menschen, die eine Feder halten können, privatim und konfidentiell sich Dir als Mitarbeiter zu erkennen geben — Mr. Brown kennt wenige Menschen außer seinem Barbier, die nicht Hauptmitarbeiter an der „Saturday Review" wären. Er machte konvulsivische Anstrengungen, solchen höchst konzentrirten Dekokt, solche Tafelbouillon aller Weisheit hinab

zu würgen. Da die Luft das Licht ausgeblasen und die Handlaternen in England durch die Gasbeleuchtung fast außer Gebrauch gekommen sind, so hatte er mit leibgeberischer Erfindung seine Kerze in den Küraß eines Hummers gesteckt, sich darüber kitzelnd, daß er den Rückwärtskriecher zum Lichtbewahrer mache. Ein sanfter rother Schein fiel auf das Katheder und auf Mr. Brown's Nase. Hatte der Gedanke, Reste aufzuarbeiten, längst verklungene Vorstellungen angeregt oder war es, daß Vitzliputzli's Vetter mit böſem Auge herabgeschaut? — ein schreckliches Gesicht kam über ihn. Blackgang Chine that sich auf und siehe! ein mächtiger Rauch kam hervor. Und Mr. Brown sah, daß es Tabacksrauch war mit Grog, Hasenbraten und **deux honneurs**, und er fing an Gestalten darin zu unterscheiden, eine mit gigantischen Ueberschuhen. Und das Ganze schwoll an ihn heran und der Athem wurde ihm kurz und der Schweiß trat auf die Stirn. Wieder sah Vitzliputzli's Vetter herab, grinsend aber nicht boshaft. Sollst nicht ersticken, sagte er, weiß wohl, daß du meinen Arabesken Ehre gethan und daß du eigentlich ein Heide. Und er winkte dem Monde, der eben das Gesicht über dem Horizont vorstreckte. Der Mond verstand und löschte in seinem Lichtmeer die schnöde Kerze aus. Es rauschte in den Blättern hin und wieder; es rauschte auf am Strande. Der Wind verjagte den Qualm; ein Lüftchen kam von der See, das andere brachte aus des Nachbarn Garten den Duft der Magnolie, der berauscht und nährt, eine Speise für die Unsterblichen. Der kaffeebraune Kater schnurrte auf den Resedabeeten, und Mr. Brown erreichte Nirvana, die selige Vernichtung.

Ueber seinem Grabe sind einige Steinchen aufgehäuft, die er, nach London zurückgekehrt, in seiner Tasche gefunden. Sie waren da hinein geglitten, vielleicht hatte sie ihm auch jemand hineingesteckt, als er zum letztenmal im Mondschein am Strande lag.

Nach Constantinopel.

London, Februar 1860.

1. Frankreich.

Da sitze ich wieder im Genusse eines der Güter, nach denen ich mich zurückgesehnt, eines lodernden Feuers, und vor mir liegt, zum dritten oder vierten Male aufgeschlagen, das Tagebuch der Reise, über die Sie etwas hören wollen. Wieder und wieder sehe ich die flüchtigen Bleistiftstriche darauf an, wie man in England zum Zeitvertreib die Kohlen im Kamin ansieht, daß sie sich zu Gesichtern und Gesichten zusammenfügen. Aber sie wollen nicht, wollen sich weder zu einem Ganzen runden, noch in Gruppen sondern. Und sie können auch nicht. Sie vertragen es nicht, daß man sie durcheinander wirft, ihre Reihen- oder Kettenfolge bricht. Die eine Hieroglyphe bedeutet einen Ort; kann man den von seiner Stelle heben? Die andere einen Gedanken; kann man die Fäden zerreißen, die ihn vorwärts und rückwärts verknüpfen? Nein; je mehr man an den Gedanken zerrt, desto straffer treten die Fäden hervor, mit denen er an dem ganzen vergangenen Leben hängt. Eine Reise ist für den Geist, was ein Umzug für die Wirthschaft. Der Umzug bringt uns nicht blos in eine neue Umgebung, unter neue Dinge und Menschen; er öffnet auch Kammern und Verschläge, die wir in Jahren nicht betraten, stöbert Hausrath und Kleider hervor, die uns einmal

so bequem und unentbehrlich waren und uns jetzt so fremd ansehen, zieht Zeugen vergangenen Leides und vergangener Lust, ein Stück Flor, die Reste eines Maskenanzuges, unter dem Staube hervor. So auch eine längere Reise, und besonders wenn sie unerwartet kommt. Indem die Last und der Wust der alltäglichen Beschäftigung plötzlich von dem Geiste abgehoben werden, ist es, als ob erstickte Quellen sich wieder rührten, verschüttete Felder abgeräumt wären. Die neuen Lichter fallen in ein aufgegrabenes Pompeji. Neben dem Zufälligen des Begegnens geht ein Zug von Nothwendigkeit durch die Reisegedanken; es ist ein Leben darin. Und in der Gewißheit, daß jedes Lebende sich seine Form schafft, mache ich mit dem Ersten den Anfang und lasse das Letzte selber für sich sorgen. So wird freilich, was ich zu sagen habe, sehr persönlich, eine Art von Beichte: aber was kann von Dingen berichten, wer mit der Eisenbahn und dem Dampfschiff reist!

Ich hatte kaum den Fuß auf das Festland gesetzt, als ich die Entdeckung machte, daß ich in den fünf Jahren seit meinem letzten Besuch in Frankreich mehr Engländer geworden war. Ich fühlte mich in der Fremde; damals fühlte ich mich einer Fremde entronnen. Die Gewohnheit hatte ihr Werk gethan; und soweit ich deutsch geblieben, sah ich auf das heutige Frankreich als Feindesland.

So weit ich deutsch geblieben, sage ich. Der Zufall wollte, daß Deutsche das ganze Coupé eingenommen hatten; auch sie waren mir fremd geworden. Bis Lille, wo die Bahn nach Cöln abzweigt, drehte sich eine lebhafte Unterhaltung darum, ob Herr Müller recht gethan oder nicht, nicht mit dem Nachtboot über den Canal zu gehen, sondern den Morgen abzuwarten, und wenn nicht, warum nicht. Als thatsächlich feststehend entnahm ich zweierlei, daß Herr Müller bei einer früheren Veranlassung erklärt, er werde künftig nie anders als am Tage übersetzen, und

daß er diesmal wirklich in Dover zurückgeblieben sei. Als streitig oder unerwiesen blieb stehen, ob er seiner Frau versprochen habe, nie mehr mit dem Nachtboot zu gehen. Daran knüpften sich die beiden Moralfragen, ob man es gutheißen müsse, daß Herr Müller damals jene Willenserklärung abgegeben und jetzt ihr gemäß gehandelt habe. Welche beide Fragen im Laufe der Erörterung dergestalt gespalten wurden: ob man, wenn auch keine Nöthigung vorliege, besagtes Verhalten des Herrn Müller gut zu heißen, wenigstens anzuerkennen habe, daß sich nichts dagegen sagen lasse. Darüber war, als meine Reisegefährten mich verließen, eine ziemliche Einstimmigkeit der Ansichten erreicht. Ich fragte mich, ob uns wohl die Sprachwerkzeuge zu solchem Gebrauche gegeben, und ob auch ich in Deutschland solche Unterhaltung geführt habe; und ich mußte mit Dank die Disciplin des Schweigens anerkennen, welche von der Zurückhaltung des Engländers auferlegt wird. Und nicht blos von der Zurückhaltung gegen Fremde; auch unter Bekannten und in dem nachlässigsten Geplauder habe ich in England nie eine solche Unterhaltung gehört, so oft auch andere Eigenthümlichkeiten der englischen Conversation, namentlich über politische Gegenstände, einen vor Ungeduld zucken machen. Es war tiefe Kenntniß der menschlichen Natur, daß Gesetzgeber und Weise im Alterthum und im Morgenlande dem, der in einen Wissens- oder Weihebund aufgenommen sein wollte, für lange Zeit Einsamkeit und Schweigen auferlegten. Aber eine noch wirksamere Disciplin ist das Schweigen unter Menschen, die reden.

Paris fand ich schöner und langweiliger und, da der Schnee auf den chaussirten Straßen eben aufgegangen war, auch schmutziger. Die Physiognomien einer langen Reihe von Jahrhunderten, deren Mischung und Verwachsung Paris so anziehend machte, so unendlich viel anziehender als das vor nicht ganz 200 Jahren niedergebrannte und wieder aufgebaute London, sind verschwunden

vor dem schreiend, ich möchte sagen unverschämt Neuen und ermüdend Einförmigen. Wohl stehen noch alte Bauwerke, aber nicht mehr als lebendige Glieder der Stadt, sondern als absichtlich verschonte Curiositäten, fremd und abgestorben, wie der schöne Thurm von St. Jacques. Er hat dadurch gewonnen, daß man ihn frei gemacht, die Stadt hat verloren; auch von der Architektur einer Stadt gilt, daß die Verhüllung den Reiz steigert. Man sieht in dem heutigen Paris, mit seinen langen, geraden Straßen, immer weit voraus, wohin man geht, was man vor sich hat; in dem alten konnte man auf Entdeckungen ausgehen' war sicher, Ueberraschungen zu finden oder Enttäuschungen, die ja auch Ueberraschungen sind. Die gegenwärtige Regierung Frankreichs scheint von einer Wuth besessen, alle Zeugen früherer Dynastien und Zustände zu zerstören oder doch zu Antiquitäten herabzudrücken. Als ich im Sonnenschein durch diese frisch getünchten Zeilen ging, summte mir eine Stelle aus dem Pater Brei, dem falschen Propheten, durch den Kopf, der alles weiß machen wollte, darauf sein Gesicht zu malen oder etwas anderes. Auch schmutziger war Paris in diesem Augenblicke. In den alten Straßen konnte man, von einem spitzen Stein zum andern tretend, über den Koth wegschreiten, wie Ares über die Aehren des Kornfeldes. Auf den neuen chaussirten, mit eiserner Walze geebneten Wegen versinkt man bei nassem Wetter rettungslos in einen zähen, Allgemeinen-Stimmrechts-Teig. Darin „spiegeln die Sterne sich" nicht; aber dem Zeitalter der Barrikaden hat er ein Ende gemacht.

Von Paris nach Marseille fährt man in 22 Stunden, von 8 Uhr Abends ab. Es war in den kürzesten Tagen, also bis Lyon stockfinster. Wer nicht schlafen kann, muß sich mit den Namen der Stationen die Zeit vertreiben. Fontainebleau giebt schon Stoff genug zum Grübeln bis nach Dijon, der Hauptstadt des alten Burgund — wie, wenn Maria dem Maximilian einen

Korb gegeben? oder wenn sie länger gelebt und ihr Wittwer nicht die Blanca Sforza von Mailand geheirathet hätte? Nuits und Clos Vaugeot sind alte, aber von dem Wassertrinker vergessene Bekannte. In der Normandie sehen die Dörfer aus wie in Pommern und den Marken — die Häuser von Lehmstaken mit Stroh gedeckt, von gekröpften Weiden umgeben. Um Lyon her sind die Häuser von Stein und die flachen Dächer mit Schiefer belegt; an die Stelle der Weide ist die Pappel getreten, auch gekröpft, was mir neu war. In der Gegend von Avignon erscheint der Maulbeerbaum; bei Tarascon die Olive, die mir im Winter weniger fahl erschien, als den meisten Reisenden, die sie im Sommer sehen. Mattgrüne Blätter sind immerhin besser als kahle Aeste. Vor dem Frühstücke in Avignon machte ich eine naturgeschichtliche Beobachtung über die Racen. In dem ganzen Zuge war ich der einzige, der nach Waschwasser verlangte. Die Aufwärterin, die das etwas entlegene Toilettenzimmer zu versehen hatte, mußte erst herbeigeholt werden. Als ich in das Büffet zurückkam, fand ich meine Reisegefährten, mit allem während der Nacht innen und außen Aufgesammelten wohlgemuth beim Frühstück.

Von da ab wurden sie lebendig, und ruhelos wie der Wagen rasselte die Unterhaltung. Um mein Französisch aufzufrischen, richtete ich meine Aufmerksamkeit so ganz auf ihre Wörter und Wendungen, auf Aussprache und Accent, daß der Inhalt für den Augenblick nicht in meinen Geist oder meine Sinne eindrang. Er blieb außerhalb und hallte erst nachher wie ein verspätetes Echo an dem Trommelfelle nach. Der lauteste von der Gesellschaft war ein Gascogner, der eine Viertelstunde hintereinander weg sprach, ohne je um Wort und Athem, um einen Gedanken oder eine Erfindung verlegen zu sein. Am 1. Januar 1848 theilte er mit seinem Gesellschafter, zog 500,000 Francs aus dem Geschäft und legte sie in Rente an. Kam die Februar-Revolution;

glaubte er, Papier und Obligationen würden künftig nicht mehr gelten. Verkaufte er die Rente und kaufte Metalle. Kaufte für 500,000 Francs Kupfer, weil Gold und Silber zu theuer, und vergrub die Barren. Mußte sie nach sechs Monaten mit 50 Prozent Verlust losschlagen. War jetzt wieder Millionär. Hatte früher in der Marine gedient. War durch die Meerenge von Gibraltar geschwommen. War einmal in Madrid auf einem Maskenball, sah eine wunderschöne Figur, verfolgte sie den ganzen Abend, flehte sie an, sich zu demaskiren. Die feine weiße Hand lüftet die Maske und enthüllt ein Gesicht, — schauderhaft, atroce! Er prallt zurück und verkriecht sich. Beim Aufbruch winkt ihm die Dame, er naht sich zitternd, sie hebt die Maske ab, zeigt ihm das entsetzliche Gesicht, hebt noch einmal die feine, weiße Hand, nimmt eine zweite Maske ab und enthüllt ein Gesicht — entzückend, englisch, wahnsinnig machend. Macht ihm eine schnippische Verbeugung und steigt in den Wagen. Er fällt den Pferden in die Zügel, wirft sich unter die Räder, beschwört sie bei allen Heiligen, ihn mitzunehmen, ihm wenigstens ihre Adresse zu sagen. Sie verspricht ihm das, verheißt ihm alles, wenn er sie auf einen Ball der Königin führen könne. Er kann das nicht; aber kann er nicht vielleicht die Königin auf einen Ball der Dame bringen? Vielleicht, Er kennt den Maitre de plaisir eines vornehmen Clubs. Führt ihn in eine Spielhölle, macht ihn verlieren, bietet ihm seine Börse an, wenn jener einen Ball veranstalten und die Königin dahin bringen wolle. Der Andere verspricht und hält Wort; der Gascogner bezahlt den Ball; die Maske ist die Königin des Festes, und die Königin ist Gast. Der Gascogner ist glücklich. In der Erinnerung des Glückes verbirgt er das Gesicht in beide Hände. Hat einen Neffen, der ein cornichon ist, und sich ohne seine Erlaubniß verheirathen will. Hat einen Plan zur Eroberung Englands. An einem Abend alle Häfen, alle Grenzen sperren, alle in Frank-

reich verweilenden Engländer festnehmen. Achtundvierzig Stunden Vorbereitung; 100,000 Mann nach England werfen, das englische Volk befreien, welches nie Grundeigenthum haben darf, da alles Land der Krone gehört; den Verkauf der Frauen abschaffen, England civilisiren und dann sich selbst zurückgeben. Bemerkt eben, daß ich einen rothen Murray habe, sieht daraus, daß ich ein Engländer bin, bittet um Entschuldigung, hält die Engländer für vortreffliche Geschäftsleute, aber liebt ihre Politik nicht. Ist sehr glücklich zu hören, daß ich nicht ein Engländer. — Wenn ich doch so französisch, wenn ich so deutsch sprechen könnte! Ueber dem Schweigen verlernt man zuletzt das Reden.

Von alle dem, was im Laufe vieler Stunden so auf meinen Schädel prasselte, schlug nur eine Phrase auf der Stelle durch und kämpfte für den Rest des Weges mit dem Sprachstudium um meine Aufmerksamkeit. Einer vertheidigte den Kaiser oder verherrlichte ihn — denn der Vertheidigung bedurfte es nicht, wo Niemand den Muth und nur Einer, ein Marseiller, die Lust zum Angriff hatte — und schloß eine wohlgesetzte Rede mit dem Spruch: L'Empereur c'est la volonté générale, der Kaiser ist der Gesammtwille. War je ein Volk zuvor in einen solchen Abgrund von Unfreiheit versunken? Der Kriegsgefangene knirscht gegen seine Kette; der religiös Unfreie hat sich an etwas Uebernatürliches gefangen gegeben; was wir uns unter Despotismus denken, ist eine Einrichtung, den Willen der Einzelnen zu brechen und niederzuhalten, der also doch als existirend vorausgesetzt wird, und sie ist bei den Völkern, denen man sie zuschreibt, den morgenländischen, am allerwenigsten zu finden. Daß Bürger eines Staates sich selbst ihres Willens entäußern, sich einreden, was der Fürst wolle, sei ihr Wille, ist eine Erscheinung der allerneuesten Zeit; und ich wüßte nichts, was demüthigender wäre. Um so demüthigender, als es die Consequenz der Sophistereien ist, mit denen man die Freiheit zu erreden

gedachte. Nicht Handlungen eines Dritten, nicht Gewalt von außen, nur selbstgesprochene Worte konnten in die Erniedrigung führen. Man kann viele Jahrhunderte, viele Sprachen durchsuchen, ohne einen Ausdruck für diese volonté généralé zu finden. Das Latein der gesunkensten Römerzeit hat ihn nicht, die Phrase ist heute noch unübersetzbar im Englischen. Man kann sagen und man hat gesagt common will; aber kein guter Schriftsteller wird schreiben: the Emperor is the common will. Das richtige Sprachgefühl wird ihn bewahren, auch wenn er das Ungeheuerliche des Gedankens nicht sieht, wie der Geruch den Naturmenschen vor der giftigen Pflanze warnt. Wir können die Phrase wiedergeben und das ist ein Unglück. Es ist nicht zu sagen, welchen Schaden uns die gepriesene Geschicklichkeit im Uebersetzen thut; jeder fremde Peststoff wird der Sprache eingeimpft.

Ueber die Aufschneidereien des Gaskogners scherzten die Andern; dieser Ausdruck der Selbstwegwerfung fand keinen Widerspruch und von mehreren Seiten nachdrückliche Zustimmung. Auch mit seinem Hasse gegen England stand er sichtlich nicht allein. In dem Gespräch über die auswärtige Politik trat ein anderer Zug hervor, demüthigend für dies gefeierte Zeitalter: nicht nur die Unkenntniß und die Fabel, die man den Franzosen seit alter Zeit zu Gute hält, sondern die positiven Unrichtigkeiten, betreffend Zustände und Ereignisse im Auslande, die ihnen von der avertirten und „eingeladenen“ Presse beigebracht waren und von denen sich frei zu machen, auch der Marseiller bei alle seinem guten Willen und gesundem Urtheil nicht die Mittel hatte. Fremde Zeitungen liest der Franzose nicht, und zum Ueberfluß konfiscirt man sie, wenn sie Unliebsames enthalten. Von dem italienischen Kriege hatte man die Vorstellung: Oesterreich fängt mit unserm alten Alliirten Sardinien Händel an; es war Ehren-

pflicht, ihm beizustehen. Bemerkenswerth war, daß sie alle den Gedanken des Eroberungskrieges von sich wiesen.

Ein langer Tunnel durchbricht den Gebirgszug, der an der Küste hinläuft. Noch ehe es wieder dämmert, fühlt man sich von der Seeluft angeweht, und wenn man wieder an das Licht kommt, so sagt man sich: das ist das Licht des Südens! ausgegossen über das tiefblaue Meer und seine gegen Norden geschützten Buchten, über violette Inseln und Küstengebirge, über eine blendend weiße Stadt mit dunkelm Baumschlag umher, und verschmolzen mit einer weichern Luft. Jeder Schritt in die Stadt bestärkt den Eindruck — dunkle Gesichter und in den untern Volksklassen malerische Trachten, Frühjahrsgemüse, Orangen und Früchte, die ich nicht kenne, Muscheln und anderes eßbare Seegethier, das ich nur in Sammlungen gesehen, die Straßen in den alten Stadttheilen eng und dunkel, in den neuen die Plätze von Osten nach Westen gebaut, um den größten Schatten zu gewinnen, und jedes Fenster mit Sonnenläden geschirmt — und dabei die Erinnerung, daß wir den 24. Dezember schreiben. Des Südens voll trete ich in das Gasthaus. Man führt mich in mein Zimmer, unendlich hoch, unendlich schmal und unendlich lang, die Laden geschlossen, der Boden mit Fliesen belegt und kein Kamin. Die Phantasie ist sehr mächtig, aber vor den Schauern dieses Eiskellers und dem innern Frost einer achtundvierzigstündigen Winterreise gab sie sich schmählich gefangen. Den einen Fuß, wie der Kranich, von dem tödtlich kalten Pflaster aufhebend, raffte ich meinen Muth zusammen, feige zu sein und fragte: habt Ihr nicht ein Zimmer mit einem Ofen? — Ofen? mon Dieu, non; aber ganz oben ist ein Zimmer mit einem Kamin; wenn Monsieur sich nichts daraus macht, vier Treppen zu steigen. — Nicht das Mindeste; allons.

Diese Asche, sagte der Kellner, nachdem er den Kaminvorsatz mit einiger Mühe losgemacht hatte, ist gerade ein Jahr alt; ich

erinnere mich, daß ich das Feuer angemacht, es war für einen Monsieur Anglais; die Herren vom Norden sind sehr frostig. Ich nahm das in Demuth hin und fragte, ob ich Thee haben könne. — Thee? eh bien, man wird Ihnen Thee machen. — Aus der Art der Antwort sah ich, daß man nicht häufig Thee zu machen hatte; und die Kunst, obgleich sehr einfach, will gelernt sein. Der Kellner las mir die Bedenken auf dem Gesicht und setzte hinzu, man trinkt selten Thee hier zu Lande; Monsieur wird am besten thun, sich in die Gewohnheiten des Landes zu schicken. — Weise gesprochen, versetzte ich; aber sagt mir dann, was man hier des Abends genießt, wenn man nicht Lust hat, etwas zu essen. — Man spielt Billard und trinkt Bier; wir haben Bier von Straßburg, von Lyon et une espèce qui s'appelle Bock. — Lieber Himmel, dachte ich, bist du dazu in den Süden eingefahren, um Bockbier zu trinken! Nein, lieber Mann, mit dem Bock bin ich seit zwanzig Jahren fertig und das Billardspiel halte ich nicht für ein Nahrungsmittel. Ich versuch's mit Euerm Thee. Man brachte mir einen Aufguß von lauwarmem Wasser auf ein halbes Dutzend Blätter grünen Thees und dazu ein Fläschchen mit Orangenwasser. Schwere Aufgabe, bei einem qualmenden, aber nicht wärmenden Holzfeuer und laulichem Wasser sich einzubilden, daß man den Weihnachtsabend begehe. Habt Ihr irgend eine Festlichkeit heute? fragte ich. — Heute nicht; aber morgen wird im Théatre de la Plaine ein drame sacré aufgeführt, das Leiden unseres Herrn Jesus Christus. — Ich mußte mich behelfen. Der Orangenduft war schwach oder die Phantasie widerspänstig. Sie wollte sich nicht mit Bildern des Südens füllen, sondern hing an beschneiten Fichten, schwarzen Kachelöfen, Punschdünsten und Wachsgeruch. Fröstelnd schlich ich zu Bette.

2. Das Mittelmeer.

Der sehenswertheste Gegenstand in Marseille ist die Kirche Notre Dame de la Garde, denn von ihr aus sieht man alles andere. Sie liegt auf einem steilen Felsen im Osten der Stadt und beherrscht nach allen Seiten hin die Aussicht. Vor sich hat man den alten Hafen, ein tief in das Land einschneidendes Rechteck, sehr sicher, aber sehr übelriechend, weil er die Gossen der Stadt aufnimmt und weder von einem Flusse, noch von Ebbe und Fluth ausgespült wird, auch längst zu klein für den Verkehr. Er bildet den tiefsten Punkt einer halbkreisförmigen Abdachung des Gebirges, das neben der Küste hinläuft. Davor ist die Rhede, geschützt gegen Osten durch einen Vorsprung der Küste, gegen Süden durch ein paar Inselchen, mit dem seit dem Grafen Monte Christo berühmt gewordenen Chateau d'If, aber offen gegen Westen. Man hat daher westlich von dem alten Hafen einen neuen gebaut, la Joliette, indem man parallel mit dem Ufer einen gewaltigen Wogenbrecher aufgeführt und durch zwei Quermolen mit dem Lande verbunden hat. Aber schon ist es nöthig geworden, an einen dritten noch größeren zu denken, der in derselben Weise gebaut werden soll. Mit der Zahl der Schiffe wächst die Zahl der Häuser. Um den Kern der Stadt jenseits des alten Hafens, ein Gewirre von Gäßchen, in dem man sich nicht ohne Kompaß zurechtfindet, haben sich rechts und links und landeinwärts weite Quartiere angesetzt, und an deren äußern Rändern steigen rings neue Dächer und Baugerüste empor, klirren Hammer und Kelle. Es ist als wollte die Stadt das flache Vorland überschwemmen und den Landhäusern nacheilen, die weit umher an den Abhängen verstreut sind. Diese Landhäuser, Bastides genannt, zeigen einen Gegensatz zu den ländlichen Vorstädten Londons, dem ein Gegensatz in den Charakteren der beiden Völker entspricht. Marseille ist eine

Kaufmannsstadt wie die City. In London, Manchester und allen größeren Handelsplätzen Englands will jeder auf dem Lande leben oder doch schlafen. Der reiche Handelsherr hat ein Gut, zu Eisenbahn eine Stunde oder weiter von der Stadt entfernt; ein anderer behilft sich mit einem Hause und Garten. An allen Linien ist das Land dicht besäet mit Landsitzen, in der Regel um so prächtiger und kostbarer, je weiter von der Stadt — denn das Jahresbillet bildet eine beträchtliche Ausgabepost. Die älteren Commis wohnen in den entfernteren Vorstädten, wo es noch Wiesen und Bäume giebt, und wohin der Omnibus einen Sixpence kostet — macht im Jahre einhundert Thaler. Je geringer das Gehalt, desto näher in der Regel an der Stadt, aber immer außerhalb der eigentlichen Stadt. Entweder hat die Vorstadt noch Reste des Dorfes bewahrt, das sie überwuchert hat, ein Kirchlein mit alten Bäumen umher, ein village green (Rasenplatz, gleichsam Markt des Dorfes) einen Teich,

„Wo meine Flotte von Tannenborke schwamm",

ein Drehkreuz und ein paar Fußsteige zwischen Hecken; oder sie unterscheidet sich wenigstens durch Vorgärtchen, Epheuspaliere, chaussirte Wege, Stille des Abends und Hahnenschrei des Morgens von der gepflasterten, rasselnden, rußigen City. Es ist kein Luxus, „draußen" zu wohnen; rings umher giebt es Quartiere, in denen man bei dem bescheidensten Einkommen das Bedürfniß und die Neigung durch etwas Landleben oder einen Schatten davon befriedigen kann. Die Bastides um Marseille, so viel ich davon gesehen habe, sind anspruchsvoller, theurer, nur für wohlhabende Familien. Obgleich wegen der Hafendünste ein Bedürfniß der Gesundheit, ist der Besitz einer campagne, wie in Frankreich überhaupt, ein Luxusartikel, an den man bei knapper Einnahme nicht denkt. Junge, unverheirathete Leute, sagte man mir, wohnen in der Regel in der Stadt, nicht weiter

als die bekannten „zwei Schritte“ von dem Kaffeehause. Gleichwohl ist man in Frankreich sicher, auch in entlegenen, dünn bevölkerten Vorstädten ein leidliches Kaffeehaus zu finden, mit einem für englische Begriffe üppigen Diner, während es in London Vorstädte giebt mit der Bevölkerung einer deutschen Residenz, in denen kaum ein Beefsteak zu haben ist, und Kaffee nur früh Morgens an die zur Stadt gehenden Marktleute auf der Straße verschenkt wird. Man würde übrigens unrecht thun, an der englischen Häuslichkeit des Lebens nur Vorzüge zu sehen. Am stillen Kamine schmeckt der Grog, gedeiht der Spleen.

Doch ich bin ja noch bei Notre Dame de la Garde, und mein gefälliger und redseliger Begleiter schöpft Verdacht, daß ich ihm nicht zuhöre. Er spricht über das Thema, daß das mittelländische Meer bestimmt sei, ein französischer See zu werden, was der erste Napoleon gesagt und der dritte, noch als Präsident bei seinem Besuch in Marseille, wiederholt habe, ein französischer oder wenigstens ein lateinischer See. Italien, sagt er, steht schon unter französischem Protektorat; wenn die Spanier die Meerenge von Gibraltar haben, so ist es so gut, als ob wir sie hätten. Ganz Marokko muß spanisch werden und Tunis französisch. Ueber den Suezkanal ist er nicht klar. Lord Palmerston hat zwar gesagt, derselbe sei ein französischer Schwindel. Aber mein Begleiter ist Kaufmann und hat seine Bedenken, ob es die französischen Interessen befördern würde, wenn der volle Strom des englisch-indischen Handels durch das Mittelmeer geleitet würde. Auch will er wissen — und er hat in Paris gute Verbindungen — daß Louis Napoleon gesagt habe: **C'est un projet Anglais, moi je suis plus sage que les Français.**

Das mittelländische Meer ein französischer See — das ist mir, seit ich die Phrase gehört, aus politischen Gründen gegen

den Strich gegangen; seit ich das Meer gesehen, sträubt sich noch etwas anderes dagegen, und ich entdecke wieder einmal, welche unglaubliche Herrschaft das Wort über den Menschen übt. Der Name, den wir und alle anderen Völker dem Meere geben, ruft eine Menge von Vorstellungen nicht hervor, die an die Sache geknüpft sind und erscheinen, sobald wir ihr einen anderen Namen geben. Mittelländisch ist die Uebersetzung von mediterraneus, und dieses mediterraneus ist wahrscheinlich Mönchslatein. Im guten Latein kommt ein gleichlautendes Wort vor, aber in der entgegengesetzten Bedeutung: mitten im Lande, das heißt weit von der See, im Gegensatz zu maritimus. Urbs mediterranea heißt bei Cicero eine Binnenstadt. Homo mediterraneus ist nicht ein Mensch des Mittelmeers, ein Mensch, wie ich da unten am Hafen gesehen, schwarzhaarig, gelbhäutig, mit scharf geschnittenem Gesicht und der rothen Galeeren-Sklavenmütze darüber, jetzt schweigend und ruhig wie ein Muselmann, jetzt jähe auffahrend wie ein wildes Thier, Nachkomme der Marseiller, die in der Revolution nach Paris zogen und in den brodelnden Kessel das Tigerblut brachten, sondern homo mediterraneus ist eine Landratte; und das Neutrum mediterraneum bei Livius bedeutet ein Binnenland. Die Alten, denke ich, hatten keinen Namen für das ganze Meer. Ich will lieber hinschreiben, wie ich es weiß, als gelehrt sein und ein Buch nachschlagen oder ein Buch nachschlagen und gelehrt sein, denn dieselbe Vorstellung wie ich haben gewiß die Meisten, und darauf kommt es hier an, nicht darauf, was in irgend einem Winkel irgend eines Schriftstellers stehen mag. Das Mittelmeer war den Alten lange Zeit das Meer, und damit hinlänglich unterschieden von dem Oceanus draußen. Sie hatten Namen für die einzelnen Theile, und diese Namen sind es, an die sich eine Fülle von Vorstellungen knüpft. Mit welcher Gewalt diese Ideen aus den Tiefen des Gedächtnisses, aus den

Schulbüchern hervorbrechen, sobald einmal das „ligurische“ oder das „tyrrhenische“ Meer oder gar der „weinfarbene Pontos“ wie ein Zauberwort durch den Kopf geklungen! Wie das Stück Wasser da auf einmal ganz anders aussieht! Taufbecken der Kultur, gespeist von dem Nil, dem Hellespont und dem Cephissus — Sidon und Tyrus, die Pyramiden, Troja, Karthago, die Akropolis — die Bildwerke des Gefäßes. Sonderbar, daß Rom, die Herrin des ganzen Uferrandes, sich nicht in die Reihe fügen will! Rom baute Häfen und Molen und Chausseen; aber welchen neuen Erwerb hat es dem gemeinsamen Besitzthum des Menschengeschlechtes zugebracht? nicht einmal sein Recht, denn das ist über Byzanz gekommen. Und dieser weinfarbene Pontos ein französischer See? Der Gedanke ist positiv unästhetisch: das Taufbecken für den Bonapartismus? Das Bild macht einem übel.

Notre Dame de la Garde ist eine berühmte Gelübde- und Wallfahrtsstätte bei den provencalischen Seeleuten. Die Decke der Kirche sieht aus wie der Hausflur eines reichen Rheders in den Ostseestädten, die Wände wie eine Kunstausstellung, denn Notre Dame de la Garde liebt vorzugsweise Gemälde und kleine Schiffsmodelle. Der letztern hängen an die fünfzig von der Decke herab; die ersteren in jeder Größe bedecken alle Wände und nehmen sich nun so seltsamer aus, als sie keineswegs nur religiöse Gegenstände darstellen, sondern hauptsächlich See- und Sturmstücke, aber auch Landschaften und Genrebilder. Madonna de la Garde liebt die Gemälde, wiederholt mein Begleiter. Wie das Gebäude und die Göttin, deren Bild dasselbe bewohnt, in der Sprache und den Vorstellungen ihrer Verehrer in einander spielen! In Marseille liebt die Madonna Schiffchen, in Aranjuez gestickte Jupons, an einem dritten Orte etwas anderes. Ob die Gläubigen in ihren Begriffen wohl die Einheit der Person festhalten? und wenn nicht, wie sie sich wohl alle diese Madonnen mit ihren besondern Neigungen, in dem Verhältniß

zu einander und zu den übrigen Personen des christlichen Himmels denken mögen? Namentlich in dem Augenblick der Todesgefahr, die ihnen ein Gelübde abpreßt? Man brauchte, um sich die polytheistischen Vorstellungen der alten Welt, der Gebildeten unter den Griechen, deutlich und verständlich zu machen, die Vergleichungen nicht aus Indien zu holen. Nicht in der Puritaner dumpfen Predigtstuben, aber in gut protestantischem Haß des Papstthums aufgewachsen, wurde ich der Beschränktheit dieses Hasses zuerst inne, als ich an dem kanonischen Rechte Papstthum und Katholicismus unterscheiden lernte; ein längerer Aufenthalt in Paris, unter Katholiken, vollendete die Befreiung. Und seitdem bin ich sehr entschieden der Ansicht, daß kein Protestant, der nicht mindestens diese zweite Schule durchgemacht hat, befähigt und berufen ist, über die ungeheueren geschichtlichen und politischen Fragen, die sich an den Gegensatz der beiden Bekenntnisse knüpfen, öffentlich und zur Bestimmung Anderer zu urtheilen. Wer die Gelegenheit dazu nicht hat, der sollte in Grote's Geschichte Griechenlands das Kapitel aufmerksam lesen, an dem der Muth des Verfassers ebenso sehr zu bewundern ist, als an dem ganzen Buche seine Gelehrsamkeit, das Kapitel über die religiösen Vorstellungen der Griechen. Wenn, nach Grote's Urtheil, ein Perikles sich nicht zu dem Gedanken Eines Gottes erhoben hatte, so wird auch wohl heute eine hohe, geistige Entwickelung verträglich sein mit einem Glauben, dem mehr als drei Personen Bedürfniß oder Gewohnheit sind. Eine gute Lektüre sind auch die Schriften von Rabelais. Es war viel Freiheit im Katholicismus, ehe ihm der Protestantismus als eine feindliche Macht gegenüberstand. Wie wollen nun gar erst diejenigen sich rechtfertigen, die aus Protestantismus antikatholische Vorurtheile in ihrem politischen Denken und Handeln befolgen, ohne selbst positive Protestanten zu sein? Ist es nicht klar, daß sie sich dadurch zum selbstverblendeten Werkzeuge einer Macht,

einer Politik machen müssen, die über solchen Vorurtheilen stände und alle Religion geschichtlich ansähe? Sagen wir also **Notre Dame de la Garde** mit ihren Oelgemälden und Schiffchen einen recht freundlichen guten Morgen.

Am Weihnachtstage gegen Abend ging ich an Bord. Nach einem regnigen Tage sah die Sonne tief unten hervor und streifte mit matten Strahlen die aufsteigende Stadt und die Küste. Kaum aber waren wir aus dem Hafen, so verschwand sie, noch nicht unter dem Horizont, sondern hinter einem dicken Wolken-Teppich, der von einem frischen Winde schnell über den ganzen Himmel gerollt wurde. Das Meer, bis dahin grau und gegen Osten hier und da violett betupft, wurde schwarz, noch ehe das Tageslicht verschwunden. Es war nicht die Schwärze dunkler Nächte, die nur in der Abwesenheit von Farbe besteht, die gleichsam außerhalb des Wassers existirt, nur darüber liegt, und die man — das mag irisch klingen, ist aber ganz richtig — vor der Dunkelheit nicht recht sehen kann. Es war eine positive Schwärze die man bei Tage sehen konnte, wie von einem Farbstoff herrührend, der jeden Tropfen des Meeres bis auf die unterste Tiefe erfüllte. Der weiße Schaum, darüber verstreut, gab dem Ganzen das Ansehen einer Todtenstickerei. Dazu schnitt der Wind, meldete sich der Regen. Das war auch noch nicht der Süden, und eine schlechte Weihnachten.

Die Tischgesellschaft war klein und verkleinerte sich während des Essens durch schleunige Rückzüge; an das Fest keine Erinnerung als ein Extrakuchen. Die Franzosen machen aus Weihnachten nicht so viel wie wir mit den heidnischen Traditionen, die das Christenthum nicht ausrotten, denen es nur eine andere Bedeutung unterlegen konnte; der Franzose verschenkt seine Bonbons am 1. Januar. Die Offiziere, die nicht Dienst hatten, und ein paar Passagiere spielten Hazard; überwundener Standpunkt, dachte ich und ging in meine Zelle. Ich hatte sie

mit Zweien zu theilen, beide im Bette, aus dem der eine erst im Piräus wieder auferstand. Ihre Leiden erinnerten mich an den einzigen Ansatz zur Seekrankheit, den ich jemals gehabt habe, und der Speisengeruch aus dem Salon, mit dem Theerdunst, der an sich angenehm ist, aber mit der dumpfigen, multigen Luft, die sich schnell in geschlossenen Schiffsräumen findet, eine chemische Verbindung mit sehr unangenehmem Produkt einzugehen scheint, riefen mir die Veranlassung noch lebhafter zurück. Es war am Bord eines kleinen Küstenfahrers auf der Ostsee. Das Sprützwasser und der Regen vertrieben mich während eines heftigen Sturmes vom Deck und ich legte mich in die festverschlossene Kajüte, deren Wandschränke den Mundvorrath enthielten, Pökelfleisch. Nach einer Viertelstunde fing ich an zu ahnen, was die Seekrankheit sei. Die frische Luft nahm das Uebel im Augenblicke weg, aber die Erinnerung wird mich stets mit Mitleid für die Dulder erfüllen. Die Bilder jener nordischen Seereise nahmen sich recht südlich aus, recht warm, in meiner gegenwärtigen Umgebung — der tiefblaue Himmel, nie gesehen in England, das grüne Meer, die leuchtenden Klippen der Insel Mön, der prächtige Baumschlag der dänischen Küsten und dazu die ganze Welt liberal und hohe Obrigkeit heimlich die „vier Fragen" naschend. Nur eins war ähnlich, die kurze Welle. Die Woge des Oceans hebt und senkt auf ihrem langgestreckten Rücken das Schiff, ohne es aus der senkrechten Lage zu bringen, die Welle der Ostsee und des Mittelmeers, niedriger und schneller sich überstürzend, schlägt gegen die Wand an und legt das Fahrzeug auf die Seite.

Mit Tagesanbruch wuchs der Wind, um Mittag konnte man ihn Sturm nennen. Fast jede Welle spühlte über das Deck, nur hinter dem Maschinenhause war ein geschütztes Plätzchen. Die Masten standen kahl und nackt wie entblätterte Baumstämme, und den eisernen Armen, welche die Welle drehen,

meinte man es anzusehen, wie sauer ihnen die Arbeit wurde. Aber sie ermüdeten nimmer, wurde doch ihr Magen unten unaufhörlich mit dem schwarzen Futter gespeist. Wie die Alten nur ihre Dreiruderer durch diese tosende See getrieben haben! Ich erinnere mich der Abbildungen in antiquarischen Werken und verstehe sie nicht. Die Ruderer sitzen auswärts, nur durch eine niedrige Schanzkleidung geschützt; wie wollen sie es in einer See aushalten gleich dieser, die eben in den Hühnerstall geschlagen hat? Auf manchen Darstellungen ist der Bord so hoch, daß man annehmen könnte, die Welle habe wenigstens die oberste Reihe der Ruderer nicht erreicht; aber dann entsteht die Frage, welche Menschenkraft hat ein dreißig bis vierzig Fuß langes Ruder mit Wirkung bewegen können, dessen Hebelpunkt dicht unter der Hand liegt? wie hat man das Blatt des senkrechten Ruders aus dem Wasser gehoben, um zu dem Schlag auszuholen? Die modernen Galeeren, soviel ich davon gesehen, haben nur eine Reihe von horizontalen Rudern. Ich suchte in meinem Taschenhoraz nach einer Stelle, die, den wörterkundigen Männern entgangen, dem Sachkundigen einen Aufschluß geben könnte, fand aber statt der Lösung dieses Problemes ein anderes. Ich stieß auf die Stelle und fand sie wahrer als je zuvor, wahrer als der Dichter selber sie empfunden haben kann:

„Eichen und dreimal ehern war des Mannes Brust, der zuerst den gebrechlichen Kiel dem erbarmungslosen Meere anvertraut und weder den ungestümen Afrikaner fürchtete, der mit den Nordwinden kämpft, noch die traurigen Regenschwestern, noch die Wuth des Südwindes. Welcher Tod konnte den schrecken, der siccis oculis den rollenden Ungethümen in das Gesicht sehen konnte?"

Siccis oculis, trockenen Auges? Ich sehe aus einer Note, daß die Gelehrten sich an dem Ausdruck gestoßen, und verschiedene Amendements gemacht haben, einer rectis, geraden

Blickes, der andern fixis, festen Auges; und ich kann mir den ganzen kritischen Apparat lebhaft vorstellen. Trocknen Auges wird jedenfalls so verstanden sein, daß der kühne Schiffer nicht aus Angst geweint habe. Ich erlaubte mir zum Zeitvertreib diese, meines gehorsamsten Erachtens absurde Konjektur durch eine noch absurdere zu überbieten: daß ihm keine Seekrankheit das Wasser in die Augen getrieben, wie meinem unglücklichen Zellengefährten, der mich thränenden Blickes fragte, ob ich Frühstück genossen habe, und auf die bejahende Antwort neidisch seufzte: Ach, ich sehe, Sie sind mit einem Fuße im Wasser geboren! Und das führte mich auf das Problem. Horaz, der Humorist, erwähnt nirgends der Seekrankheit, in der Lächerliches und Furchtbares gepaart sind (die eine Stelle im Epodon gerade auf das durch die See verursachte Uebelbefinden zu beziehen, ist kein Grund); auch Virgil nicht, auch Homer nicht, der so scharf beobachtet und so treu beschreibt. Ist dem Dulder Odysseus nie übel geworden, noch seinem lächerlichen Abbilde, dem Vater Aeneas? Ich habe nachher gefunden, daß Cicero davon spricht, Excellenz Cicero, die allerdings einen schwachen Magen hatte und bei jedem Rollen des Staatsschiffes seekrank wurde. Auch Seneka und Plinius. Im Juvenal, auf den wörterkundige Männer mich verwiesen, habe ich wohl das Wort **nauseare** gefunden, aber nicht die Seekrankheit. Wenn er von einer Dame sagt: **nauseat marito**, so will er damit wohl nicht ausdrücken, daß sie ihm die Seekrankheit verursache. Ueberhaupt wird durch das Vorkommen in späteren Schriftstellern die Frage nicht gelöst, eher noch schwieriger gemacht. Warum sagen die älteren nichts davon, auch wo es so nahe gelegen? Warum borgen die Römer sich ein griechisches Wort ναυσία, die Schiffskrankheit? Wie haben sie die Sache, wenn sie sie gekannt, vor ihrer Berührung mit den Griechen bezeichnet? Kam die Seekrankheit vielleicht erst mit der Civilisation?

Am Abend des zweiten Tages passirten wir die Straße zwischen Sardinien und Corsica, Corsica, von dem Rousseau sagt: J'ai quelque pressentiment qu'un jour cette petite île étonnera l'Europe. Das Wetter blieb böse, das Meer dintenschwarz, der Himmel wie ein Sack. Um Mittag wandten wir, um an der corsicanischen Küste Schutz zu suchen. Als das Land schon in Sicht war, brachen die Wolken und wir lenkten wieder ein in unsern Cours. Während der Nacht sprang der Wind nach Norden um; es blieb bitter kalt, obgleich die Sonne an einem wolkenlosen Himmel aufgegangen, auch das Meer blieb schwarz und öde. Es war mir seit dem ersten Tage aufgefallen, daß so wenig Schiffe zu sehen waren. Desto schöner wurde die Nacht. Trotz der Kälte leuchtete das Meer unter den Schlägen der Schaufeln, blitzte es am östlichen Horizont, und gegenüber schwamm der Mond herauf, im ersten Viertel und fast wagerecht, wie ein goldner Nachen. Das Meerleuchten war ganz anders als ich es in der Nordsee gesehen. Dort sieht man weite Flächen gleichmäßig erleuchtet; ich erinnere mich, daß ich einmal im Hafen von Ostende über den Bord gelehnt, mehre Minuten lang glaubte, der Mondschein falle auf Wasser, bis ich bemerkte, daß der Schatten des Bollwerks die Stelle treffen müßte. Hier zeigte sich nur da Licht, wo das Wasser heftig erschüttert wurde, unter den Rädern und im Kielwasser, und erschien in kleinen Schollen von der Größe einer Hand, zuweilen eines Quartblattes, die nach einiger Zeit zerschmolzen, aber ohne dem Wasser umher ihr Licht mitzutheilen. In dem Wasser, das gegen die Kajütenfenster schlug, bemerkte ich zuweilen einen einzelnen leuchtenden Tropfen. Der Effect wurde erhöht durch die Schwärze des Meeres. Spät am Abend trat auf einmal die Stromboli aus dem Dunkel hervor und übte einen Zauber auf das Auge, von dem ich mir lange keine Rechenschaft geben konnte. Es war nicht allein, daß ich zum ersten Male einen

thätigen Vulkan sah, zum ersten Male die Gluth, auf deren dünner Kruste wir umherkriechen und zuweilen so erbärmlich frieren — Stromboli war so gefällig, alle zwei Minuten nach der Uhr, eine von der Lava kirschroth erleuchtete Rauchwolke auszustoßen. Es waren, wie ich endlich fand, die schönen geometrischen Verhältnisse des Kegels, dieselben, möchte ich behaupten, welche die egyptischen Pyramiden zeigen, gegründet auf die goldne Zahl. Es war, was den Krystallen einen so eigenthümlichen Reiz giebt, die Uebereinkunft zwischen einem Werk der Naturkraft und dem Inhalt der abstraktesten Menschenwissenschaft.

Am folgenden Morgen sah ich aus dem Fenster eine lange Reihe prächtiger Gebäude mit einem Wald von Masten davor und einem zerrissenen Gebirge darüber. Wir lagen im Hafen von Messina. Das ist denn also doch der Süden? Kann's noch nicht finden. Messina mit seinem Quai und den Kirchen und Klöstern darüber ist stattlich genug, zeigt aber, vom Hafen angesehen, keinen Zug, den nicht auch eine nordische Stadt tragen könnte. Die Gebirge auf beiden Seiten der Meerenge erscheinen wie ungeheure Aufschüttungen von röthlichem Gerölle, mit Vorsprüngen von Kegeln und Trichtern, nur hier und da mit einem dürftigen Grün, mit einem Gestrüpp, wie es mir schien, bedeckt. Und dazu regnete es emsig. Vielleicht wird es die Beleuchtung thun: und sie that wirklich etwas, als die Wolken sich theilten und die Sonne, funkelnd genug für den Dezember, über die Gebirge der Insel herabsah. Sie färbte das Meer mit dem wunderbaren Indigoblau, das man so oft beschreiben hört und doch nicht begreift, ehe man es gesehen. Auch an den Küsten traten mehr Farben hervor. Aber ehe ich die Umschau vollendet, lugte hinter den Appenninen der Zipfel oder die Nase einer stahlgrauen, metallisch glänzenden Wolke hervor, und in wenigen Minuten hatte das Ungethüm wie ein Krake den Himmel sammt der Sonne verschlungen und begann einen Schauer herabzusenden,

der allerdings südlich, der tropisch war. Die Tropfen schlugen nieder und platzten wie kleine Bomben. Dann wieder Sonnenschein, dann einmal Hagel, und so fort den ganzen Tag, in jeder Stunde alle vier Jahreszeiten. Wir hatten Kohlen und viel Frachtstücke einzunehmen, also wahrscheinlich den ganzen Tag zu warten, aber wessen Paß nicht für Messina visirt war, durfte keinen Fuß an das Land setzen, nicht einmal mit einem Boote im Hafen umherfahren. Sehen Sie den Thurm da? sagte ein Bootsmann, den ich fragte, ob er mich fahren wollte, da würde ich heute Abend sitzen — prigioni, prigioni! Die neapolitanische Regierung ist in demselben Humor und richtet eben das aus wie die Deutschen zu der Zeit, als „die Sonne der Reaction hoch am Himmel stand." Sie chikanirt die Leute, die nichts gegen sie vorhaben, und hält andere nicht ab. Ich wollte sehen, was mich hindern könnte, die neapolitanischen Staaten von einem Ende zum andern unentdeckt zu bereisen, wenn es mir darauf ankäme; und ebenso sind die Weitläuftigkeiten, welche die englische Regierung auf den besonderen Wunsch der deutschen den Naturalisirten bei der Ertheilung von Päßen macht, nur ein Zeugniß der Angst auf der einen, der polizeilichen Gefälligkeit auf der andern Seite. Die Unterthanen Seiner Majestät sorgten wenigstens für Zeitvertreib. Sie kamen schaarenweise an Bord und machten das Deck zu einem Jahrmarkt und einer Conversationsstunde. Sie brachten Orangen, nicht die besten, Korallenschmuck, Marmorsachen, Thonfiguren, Kanarienvögel, ungeheure polirte Stierhörner, deren Gebrauch ich nicht erfragen konnte, und allerlei Seegethier, darunter die gerippte Muschel, von der ich an der Ostsee immer nur leere Schaalen gefunden habe, hier mit einem prächtig orangenfarbenen Thiere gefüllt, das in der blauen Fluth gewachsen. Sie redeten, schworen und fluchten unendlich und schlugen höchstens 500 Prozent vor. Das war noch immer nicht der Süden, nur eine Art von tantalischer, Dantescher Vor-

hölle dazu, und ich war es zufrieden, daß wir bei einbrechender Dämmerung die Anker lichteten und an Rheggio vorüber gen Osten fuhren.

Rheggio ist das alte Rhegium und erinnert an die Mamertiner und den ersten punischen Krieg. Da weiter hinauf liegt Tarentum; Pyrrhus saß darin, und Römer und Karthager belagerten es in „kordialer Cooperation“ und herzlichem Mißtrauen. Acht Jahre nach der Uebergabe von Tarent waren sie mit einander im Kriege; und die Zustände Karthagos um jene Zeit werden also geschildert von einem englischen Geschichtsschreiber des 18. Jahrhunderts, den man neuerdings in Deutschland stark benutzt, aber wenig citirt hat.

„In dieser Republik hatten die Einzelnen große Reichthümer gesammelt und schätzten einander nach dem Vermögen. Ein gewisser Besitz war erforderlich, um einen Bürger für die höheren Staatsämter zu befähigen, und in den Wahlbewerbungen war jeder Posten in Heer und Verwaltung käuflich. Der Ehrgeiz wurde so zu einer Triebfeder der Habsucht, und jeder Karthager, um zu Bedeutung zu gelangen, war erpicht darauf, reich zu werden. Obgleich die Handelsinteressen friedfertig hätten stimmen sollen, wurde der Staat häufig in auswärtige Kriege und Eroberungspläne verwickelt, dank dem Einfluß einzelner Staatsmänner, der Raubgier, die das Volk beseelte, und der Nothwendigkeit für die unruhige Bevölkerung entfernte Niederlassungen zu beschaffen. — Obwohl der Charakter des Volkes im Allgemeinen niedrig und ohne Bildung war, so vererbten sich doch auf Einzelne, die Abkömmlinge derer, welche die ersten Aemter bekleidet hatten, die Eigenschaften des Staatsmannes und Kriegers; und diese, anstatt von der Berührung mit käuflichen Naturen zu leiden, gewannen durch den Gegensatz mit Sitten, die sie zu verachten gelehrt waren, einen um so größeren Aufschwung des Geistes. So blieben in der allgemeinen Ver-

derbniß des Staates einzelne Mitglieder zu Großem fähig. Krieg und andere Aufgaben der Staatskunst fielen natürlich ihnen zu und machten sie zu Zeiten unentbehrlich für ein bequemes und verderbtes Volk, das für gewöhnlich geneigt war, auf ihre Fähigkeiten mit Geringschätzung, auf ihre Gewalt mit Mißtrauen zu sehen. Zum Unglück des Landes wurde in seiner Regierung aus diesen Männern eine Kriegspartei, während ihre Nebenbuhler, mit noch geringerem Vortheil für das Ganze, sich zu einer Friedenspartei bildeten oder wenigstens im Kriege die Führung desselben erschwerten und in schwierigen Lagen stets bereit waren Ruhe zu erkaufen durch die schimpflichste und gefährlichste Nachgiebigkeit."

3. Griechenland.

Um die zweite Mitternacht passirten wir das Cap Matapan. Das adriatische Meer hatte seinen alten Ruf bewährt und uns mit einem fatalen Nordwind in der Seite genommen; aber im Archipelagus war gerade nur so viel Wellenschlag, wie zum Vergnügen gehört. Bei Sonnenaufgang sah ich, prächtig mit Schnee bedeckt, den Taygetus, das Gebirge von Sparta, die Residenz des Schulmeister Agesel. Von da an verloren wir nie das Land aus dem Gesichte, war ich keinen Augenblick um Unterhaltung verlegen. Es war freundlich aber ganz überflüssig, daß ein Grieche, der in Messina aufgestiegen war und ein abscheulich hartes Französisch sprach, sich die Mühe gab, mich durch die Namen und die Erinnerungen der Oertlichkeiten zu lootsen. Zu meiner Zeit lernte man auf gelehrten Schulen viel mehr vom alten Hellas als vom heutigen Deutschland. Dieser Grundsatz der Regierungen, angeblich aus tiefer Staatsweisheit geschöpft, die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit zu vernachlässigen, war in der Geographie nicht mehr verkehrt als in

der Geschichte. Von der französischen Revolution sollte der Schüler nichts hören; er studirte sie also später auf eigene Hand und aus Schriftstellern, die dem jugendlichen Geiste zusagten, lernte sie also ganz einseitig beurtheilen. Der Grundsatz war falsch, selbst auf dem Standpunkt, auf dem die Regierungen standen, übersah die allbekannte Thatsache, wie fest die ersten Eindrücke haften. Schöne Lehre! höre ich sagen, man soll also den Schülern die französische Revolution nach Burke und Maistre vortragen? Ich glaube gar nicht, daß die Gefahr so groß wäre; an einem Correctiv würde es nicht fehlen, theils in der natürlichen Richtung des jüngeren Alters, theils in der späteren Lectüre, und mehr noch in der Tagesgeschichte, aber die Generation würde geneigter und fähiger sein, in politischen Fragen beide Theile zu hören; viel inhaltloser Wortschwalm würde vermieden werden, der sich seiner Zeit in einen Kampf der Fäuste übersetzt, und Leute würden nicht Haller preisen und auf Haller schimpfen, die augenscheinlich nie eine Zeile in Haller, dem ersten Nichtsalsfreihändler, gelesen haben. Ich empfehle diese Charakteristik Hallers den Gelehrten zur Ausbeutung.

Das erbärmliche Aussehen der griechischen Küsten ist bekannt; während eines ganzen Tages zählte ich nicht über ein Dutzend Ortschaften. Die Griechen an Bord waren geneigt, für alles, was in ihrem Vaterlande nicht nach Wunsche, den König Otto verantwortlich zu machen, auch für diese öden Ufer. Unter ihnen befand sich ein Schriftsteller, Schucho, Vorkämpfer der Civilisation, der aus Verbannung und Gefängniß zurückkehrte und ein Hündchen als seinen Kerkergefährten paradirte. Der gute Mann schien nicht zu ahnen, wie sehr ihn die Bewohner civilisirter Gefängnisse um den Gesellschafter beneiden würden. Sein pedantisches Wesen und seine vernachlässigte Erscheinung erinnerte mich an eine Race deutscher Schriftsteller, die jetzt wohl ausgestorben ist. Mit einem hohen schwarzen Filz auf dem

Kopfe, den er als Symbol der Civilisation dem überaus zweckmäßigen Fez vorzuziehen schien, mit einem grauen europäischen Mantel angethan, anstatt des Burnus mit Kapuze, den seine Landsleute in der Regel tragen, einen vier Fuß langen Tschibuk steif von sich weg haltend, der nie brennen wollte, wandelte er auf dem Deck umher und treppauf, treppab, immer jemandem im Wege, immer durch seinen Hut mit der Takelage oder durch seine Pfeife mit den Gliedmaßen eines Andern in Collision gerathend. Das Produkt seiner peripatetischen Betrachtungen war ein hochverrätherischer Witz auf die kommende Jahreszahl 1860: **otto sei nulla,** acht, sechs, Null oder: Otto, du bist eine Null. Außer ihm und meinem freiwilligen Cicerone bestand die griechische Gesellschaft aus zwei Classen. Ein halbes Dutzend Landleute aus dem Innern, wie man mir sagte, in der griechischen Nationaltracht, aber unsäglich schmutzig und zerrissen, mit einem schweren Burnus von grauem Filz, in bunter Wolle roh, aber mit gutem Farbensinn gestickt, darüber, die Kapuze über den Kopf gezogen, schliefen kauernd auf ihren Reisesäcken, die hauptsächlich Zwiebeln und Lauch, ihre Lieblingsspeise, zu enthalten schienen, ließen aber immer einen in der Gruppe wachen, als seien sie in Feindesland. Der Ausdruck ihrer Gesichter war ruhig, ihre Bewegungen langsam, das Auge der Schildwache klar und scharf, wie das eines Jagdhundes in gesetzten Jahren. Einige unter ihnen hatten das antike Profil, das sich freilich in quittgelber Haut ganz anders ausnimmt als in schneeigem Marmor. Die andern waren junge Leute aus dem Handelsstande, **jeunesse dorée,** in der neusten Pariser Tracht, aber von schlechten Stoffen und schlecht gemacht, mit Ketten, Busennadeln, Ringen und Medaillons, mit der Turnüre und Selbstgefälligkeit eines **commis voyageur,** unbekannt mit Homer und äußerst civilisirt. Eine dreijährige kleine Griechin dagegen war eine der lieblichsten Erscheinungen, die sich denken lassen.

Mit sinkender Nacht liefen wir in den Piräus, eine kreisrunde Bucht mit einer schmalen Einfahrt. Nur an einem kleinen Theile des Umkreises zeigten sich Lichter; der Schiffe waren wenige; eine englische Fregatte, eine niedliche griechische Corvette und zehn bis zwölf Kauffahrer. Kaum war der Anker gefallen, so schwärmten eine Menge von Booten heran, aus denen ein kleines, zigeunerhaftes, schabberndes Gesindel erst seine Dienste anbot, dann die Schiffstreppe heraufdrängte. Auf der obersten Stufe aber war vorsorglich ein vierschrötiger provenzalischer Bootsmann postirt worden, der die Eindringlinge von Zeit zu Zeit mit gehobener Faust zurückscheuchte. Ich sah der Scene mit besonderem Vergnügen zu; denn das dritte Wort war Kyrie, auf deutsch Monsieur, wozu ich jedesmal in Gedanken 'Ελέησον ergänzte. Kyrie? sagte der Bootsmann, Kyrie? — Crapule!

Die Sterne sahen auf Attika herab, und der Mond schwamm auf der Bai von Salamis, aber diese Nachkommen des Themistokles verdarben mir alle Andacht. Ihr Keifen und Schnattern verscheuchte die großen Schatten der Vergangenheit. Der Hirt, der über die Trümmer versunkener Macht und Herrlichkeit gleichgültig seine Heerde treibt, schickt sich gut in das Bild und unser Gefühl, denn er sagt: gewesen. Und wenn wir einem uralten Denkmal inmitten der Gegenwart seine Kunde abfragen, so stört das Leben, was darum fluthet, uns nicht, denn es hat seine Berechtigung in sich. Aber dieses Athen will darum etwas sein, weil es im Schatten des Akropolis liegt, und dieses Griechenvolk prunkt mit dem gefalschmünzten Namen Hellenen, wie ein zerlumpter Strolch mit einer Goldborte, die er aus dem Grabhügel eines Königs gescharrt. Die garstige Parodie verleidet den Gedanken an das Urbild. Wie ist sie entstanden? Ihr unreiner Ursprung hat die Geschicke Europa's vergiftet; hier diesen Küsten wurde das Gift zuerst eingeimpft, zerstörender als der

Peststoff, der heute über den ganzen Welttheil in Schwären ausbricht.

Die Halbinsel Morea war in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein reiches, blühendes Land, reicher und blühender, wahrscheinlich auch bevölkerter als heute. Im Jahre 1770 brach Krieg aus zwischen Rußland und der Pforte. In der nachstehenden Erzählung einer Episode dieses Krieges folge ich einer englischen Chronik, die für jene Zeiten bewährt ist und als Jahreschronik an sich den Vorzug hat, daß die Verfasser nicht durch spätere Ereignisse, durch Erfolge, durch hinterher erfundene Doktrinen eingenommen sein können.

Die russische Flotte, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts England verlassen hatte, traf trotz der großen und freundlichen Unterstützung, die sie hier genossen, in ihrem Winterhafen Mahon in einem traurigen Zustande, an Schiffen und Mannschaften, ein. Indessen wurden dort (Mahon war damals englisch) dieselben Freundschaftsdienste wiederholt, dieselbe nachdrückliche und meisterhafte Hilfe, welche die englische Nation im Seewesen auszeichnet, freigebig gewährt, die Schiffe, so gut es anging, in Stand gesetzt, die Mannschaft hergestellt. Während dessen hatte die russische Regierung sich an die verschiedenen italienischen Staaten gewandt, um zu erfahren, wie weit sie vorkommenden Falls auf Freundschaft und Beihülfe rechnen könne. Diese Staaten zeigten im Allgemeinen eine große Zurückhaltung, beschränkten genau die Zahl der russischen Schiffe, die auf einmal in einen Hafen einlaufen, und die Zeit, die sie darin verweilen sollten, verstärkten die Besatzungen der Hafenplätze, fuhren Kanonen auf die Batterien und nahmen sonst Maßregeln, hinreichend, wenn nicht Gefahr und Ueberrumpelung abzuwenden, doch Besorgniß, gerechtfertigte Vorsicht und Abneigung zu erkennen zu geben. (Welche Verwegenheit dieser kleinen Staaten gegen das heilige, konservative Rußland, welcher Mangel an

christlichem Türkenhaß!) Die Venetianer hielten fest an ihrem früheren Beschlusse, keine russischen Schiffe in ihre Häfen zuzulassen, und bestraften mit Strenge diejenigen ihrer Unterthanen auf Cephalonien und andern Inseln, die Schiffe für die Russen ausrüsteten oder in ihren Dienst traten. Zugleich rüsteten sie eine beträchtliche Flotte zur Bewachung und Beschützung des adriatischen Meeres aus. Der Großmeister von Malta wurde von den Russen aufgefordert, einen aktiven Antheil an dem Krieg zu nehmen und ersucht, ihnen den Hafen von Malta zum Sammelplatz und behufs der Proviantirung zu öffnen. Der Großmeister lehnte die erste Zumuthung ganz ab und beschränkte die Zulassung russischer Schiffe auf je drei. — Ich schalte hier zwei Stellen ein aus der 1792 in den Tuillerien gefundenen Correspondenz Faviers und des Herzogs von Broglie, auf die ich 1855 wiederholt aufmerksam gemacht habe. Zum Verständniß ist daran zu erinnern, daß Rußland damals schon mit der Theilung Polens umging.

„Frankreich erschien anfangs geschmeichelt von einigen Aufmerksamkeiten des englischen Ministeriums, in vage Vorschläge eines Handelsvertrages eingewiegt, endlich mit einer Tripelallianz zwischen Frankreich, England und Spanien gegen die ligue copartageante (Rußland, Preußen und Oesterreich) beschäftigt. Das Gerücht davon lief auch in London um und erzeugte dort eine große Gährung. Was ist daraus für uns hervorgegangen? Der schwächliche Schritt und der indiscrete Lärm einer Rüstung, die nicht ausgeführt wurde, die Ernennung eines Generals, der nicht abging, die Demüthigung, sich plötzlich durch einen formellen Widerstand Englands gehemmt zu sehen, in dem Augenblick, da öffentlich der Befehl zur Ausrüstung eines Geschwaders von 14 Linienschiffen nach Toulon gegangen und ebenso öffentlich der Graf d'Estaing zum Befehlshaber ernannt war; die größere Erniedrigung, eine englische Fregatte auf der

Rhede von Toulon zu sehen, welche die Entwaffnung überwachte, endlich die Alternative, die für das atlantische Meer bestimmten drei Linienschiffe entweder gar nicht auslaufen oder schimpflicher Weise als Transportschiffe gehen zu lassen."

„Der Herzog von Choiseul zeigte Herrn von Fuentes und andern Gesandten eine Denkschrift, die er im Conseil zum Vortrag gebracht, und in der ausgeführt wurde, daß es nothwendig sei, die russische Flotte bei ihrem Einlaufen in das Mittelländische Meer in den Grund zu bohren. — Die Zerstörung der russischen Flotte würde den Muth und den Ruf unserer Marine gehoben und wahrscheinlich dem ganzen Kriege zwischen Rußland und der Pforte eine andere Wendung gegeben haben. Sie würde uns das Vertrauen der Türken wiedergewonnen und ihre Dankbarkeit gesichert haben; sie würde dem Wiener Hofe das Gewicht unseres Einflusses und den Werth unserer Allianz fühlbar gemacht und dies würde offenbar die ganze Umwälzung der Verhältnisse im Norden verhindert haben."

Dazu, was Malmesbury, laut seinen eigenen Depeschen, zu **Potemkin** sagte:

„So lange Rußland mit den Türken allein zu thun hatte, begnügten wir uns, überzeugt, daß es einem solchen Feinde überflüßig gewachsen sei, mit guten Diensten und freundschaftlicher Beihülfe im Allgemeinen; so oft aber Frankreich und Spanien Miene machten zum Widerstande, traten wir sofort in's Mittel, und zweimal haben wir durch eine geeignete Sprache gegen diese unruhigen Höfe und durch ein rechtzeitiges Rüsten unserer Flotte, **nicht nur die russische Flotte im Mittelmeer vor der Vernichtung**, sondern wahrscheinlich Europa vor einem allgemeinen Kriege bewahrt." (Der nachher doch kam, aber mit anderen Resultaten.)

Von diesen Citaten, empfehlenswerth den Philosophen, die von dem nothwendigen Gegensatze zwischen Albion und Rußland

fablen, kehren wir zu unserer Chronik zurück. — Einige russische Offiziere von Rang waren während des vorhergehenden Jahres dazu verwandt worden, Unterhandlungen mit den Griechen zu betreiben, was sich leicht machen ließ, bei dem leichten Verkehr und den vielfach verschlungenen Grenzen zwischen der Türkei und dem Venetianischen und bei der Milde und Nachlässigkeit der türkischen Verwaltung. Die Besatzungen waren schwach und nachlässig, der Hafen- und Zolldienst schlecht versehen; die Griechen, im ausschließlichen Besitz des Handels und der Schifffahrt, bildeten auf dem platten Lande die ganze Bevölkerung und an den Küsten, in der Regel auch in den Städten die Mehrheit. Nehmen wir dazu den Mangel an Postverbindung, die Schweigsamkeit, Zurückhaltung und Gleichgültigkeit der Türken, so begreifen wir, daß ihre Kunde von dem, was vorging, dürftig sein, und meistens durch Christenhände gehen mußte. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß die russischen Offiziere trotz des Kriegszustandes mit der größten Sicherheit ihren Verkehr betrieben, Waffen und Kriegsbedürfnisse landeten und vertheilten lange vor der Ankunft ihrer Flotte. Die Hoffnungen, die sie erregt, wurden zur Schwärmerei gesteigert, als die bestimmte Nachricht einlief, daß die russische Flotte vor Minorka angekommen, und die Fieberhitze, in welche die Griechen bei dieser Gelegenheit geriethen, hat vielleicht ihres Gleichen nur in dem Verhalten der Juden bei dem Erscheinen eines angeblichen Messias. Die russische Flotte wurde von neuen Stürmen verschlagen, so daß Graf Orloff am letzten Februar mit nicht mehr als drei Linienschiffen und zwei anderen Fahrzeugen an Cap Matapan anlangte. Er landete seine Truppen in Maina, unweit Misitra, des alten Sparta; die Mainoten flogen zu den Waffen und die übrigen Griechen folgten. Das offene Land fiel schnell in ihre Gewalt und die nach und nach eintreffenden russischen Schiffe verstärkten das kleine Heer. „Während dessen ging ein furcht-

bares Gemetzel vor sich; die Griechen gaben sich dem niedrigsten und weibischsten Rachegefühl hin; sie erwürgten die türkische Bevölkerung ohne Erbarmen, begingen jeden Akt der schamlosesten und haarsträubendsten Grausamkeit und, zur Schande des Christenthums sei es gesagt, weder Alter, noch Geschlecht, noch Freundschaft, noch genossene Wohlthaten schützten gegen ihre kannibalische Grausamkeit. Der Commandant von Missolunghi, unfähig die Festung länger zu halten und von den Angreifern keine Gnade erwartend, gab sich in die Hände des griechischen Syndikus der Stadt, mit dem er persönlich befreundet, und der schurkische Syndikus mordete ihn auf der Stelle. Es wird erzählt, daß der Befehlshaber der Griechen den Syndikus hängen ließ, und es ist zu wünschen, daß die Erzählung wahr. Die Wuth und Tollheit, welche die Bewohner des Festlandes ergriffen, theilte sich den Inseln mit; Lust nach Veränderung, Hoffnung auf Beute und Animosität gegen die Türken machte sich überall geltend und erzeugte überall gleiche Vorgänge, Thaten barbarischer und blinder Rohheit. Von drei türkischen Schiffen, die an der kleinen Insel Micone gelandet, wurde die ganze Mannschaft, die an's Land gegangen, von den Einwohnern umgebracht. Es wurde erzählt, daß die türkische Regierung den Befehl gegeben habe, alle Bewohner des Ortes umzubringen; wir haben aber von der Ausführung nichts gehört."

Nach dem Kriege wurde im Divan der Vorschlag gemacht aber verworfen, die griechischen Bewohner der Morea zur Strafe für ihren Abfall und um der künftigen Sicherheit des Reiches willen auszurotten. Als in diesem Jahrhundert auf einer der Inseln ein neuer Abfall vorkam, wurde die damals abgelehnte Maßregel zur Anwendung gebracht, vielleicht im Hinblick auf das Beispiel, was Rußland in der Krimm gegeben. Philosophische, christliche, civilisationsbesessene Geschichtsschreiber wissen viel von diesem Blutbade zu erzählen; jene älteren Vorgänge

mit denen es auf das Genaueste zusammenhängt, werden in der Regel verschwiegen, weil sie nicht in das beliebte Formular der Weltgeschichte passen wollen.

Die Proclamation, welche der Graf Orloff bei seiner Landung erließ, halte ich für die erste Verkündung des Dogmas von den Nationalitäten. Wenn sonst in Europa Völkerschaften gegen eine fremde Herrschaft aufgestanden, so war es geschehen, um einen früher vorhandenen und entweder zerstörten oder verkümmerten Staat wiederherzustellen, mochte der Staat groß oder klein gewesen, auf einer früheren oder späteren Entwickelungsstufe gestanden haben, eine Stadt oder ein Reich gewesen sein. Die Sizilianer vertilgten die französischen Eroberer, die Niederlande warfen die mißbrauchte spanische Herrschaft ab. Daß in der Regel, nicht immer, die Aufständischen dieselbe Sprache redeten, denselben Gesichtstypus, dieselbe Religion, gleiche Sitten, Tracht und Kochkunst hatten, war eben die natürliche Folge davon, daß sie einen Staat gebildet, daß die verschiedenen Racen, die seit der Völkerwanderung überall gemischt sind, sich in der Gußform des Staates zu einem gleichartigen Ganzen verschmolzen hatten. Die Revolte der Griechen 1770 und vollends die spätere in diesem Jahrhundert hatte mit jenen Vorgängen keine Aehnlichkeit. Sie war nicht auf Herstellung des byzantinischen Reiches gerichtet, welches ganz wo anders seinen Sitz gehabt hatte und von Römern gegründet war. Sie war, wenigstens in den Vorstellungen ihrer Gönner auswärts, nicht an das Reich der Paläologen angeknüpft, sondern an Zustände, die seit 2000 Jahren begraben waren. Sie wurde gerechtfertigt damit, daß die Leute, die neugriechisch sprechen, die Abkömmlinge der Athener und Spartaner seien, was sie gar nicht einmal sind, daß sie einerlei Profil und Backenknochen hätten, die sie gar nicht einmal haben, und daß sie dereinst Großes leisten würden, worauf wir noch immer warten. Zwei Argumente, die einander

doch negiren, laufen fortwährend durcheinander: daß die Griechen eine Nation seien, und daß sie eine werden wollten, eine kleine grande nation. Die große grande nation freilich war gerade auf dem entgegengesetzten Wege eine Nation geworden, durch Verschmelzung der Racen in einen Staat; und diese Verschmelzung war nicht ein natürlicher Prozeß gewesen, sondern ein sehr künstlicher, willkürlicher, gewaltsamer, das Werk Richelieu's und Danton's. Es ist unverkennbar, daß die, dank dem „Mißverständniß" von Navarin, gelungene Losreißung der Griechen und die Raisonnements, durch welche sie gefördert und gerechtfertigt wurde, den Anstoß zur Entwickelung der Lehre von den Nationalitäten gegeben hat, die heute alles Bestehende gefährdet — was kein großes Unglück wäre, wenn wir nur die Gewißheit hätten, daß sie etwas Besseres an die Stelle setzen würde. Es ist ferner einleuchtend, daß sie hier aus Gedankenlosigkeit, dort mit berechneter Täuschung, hier mit der Aufrichtigkeit und Selbstverleugnung eines doktrinären Fanatismus, dort ganz mit der Hinterhaltigkeit der Diplomatie, gegen die man ankämpft, gleichmäßig auf die verschiedenartigsten Verhältnisse angewandt worden ist. Jeder muß zusehen, ob sie ihm frommt, und es ist zu fürchten, daß manche, indem sie sich zu ihr bekehrt, eine schlechte Wahl getroffen. Der Italiener predigt den Walachen, Montenegrinern, Ruthenen, Zigeunern, Ratten- und Mausefallen-Fabrikanten das Evangelium von Auferstehung der Nationalitäten nicht, weil er sie mit seiner eigenen Nation auf eine Stufe der Berechtigung stellte, sondern weil er sein Vaterland frei und einig machen will, mag die übrige Welt sehen, wie sie zurecht kommt, und weil er sein Dogma nicht durch Ausnahmen und Unterscheidungen schwächen will. Mazzini's „Pensiero ed Azione" denunzirt die Abtretung Savoyens, das doch französisch spricht und auf der andern Seite der Wasserscheide liegt, als einen „Verrath an der Verfassung des sardinischen Staates" und will, sehr

verständig, erst Italien frei und einig machen und dann zusehen, welche Gebiete etwa herzugeben sind. Der Pole nimmt unsere Sympathie in Anspruch auf Grund seiner Nationalität, schlägt aber privatim mit der einen Hand Medaillen auf Lord Dudley Stuart, die auf der Rückseite ein sauber ausgeführtes Reliefbild des Staates Polen zeigen, in den Königsberg und Odessa, in den ein Dutzend Nationen eingeschlossen waren, und zeichnet mit der andern Hand Landkarten, auf denen Görlitz und der Garder See, als slawisch, aus ihrem Staatsverbande herausgerissen und der polnischen Nationalität zugeschlagen werden. Der Ungar hat sein Vaterland damit verdorben, daß er sich anstatt auf seinen Staat, auf seine Nationalität stellte. Der Deutsche braucht dies Dogma nicht, zu dessen Handhabung er zu ehrlich und zu ungeschickt ist. Er hat sein Reich wieder herzustellen, das er hat verfallen lassen, und sein Gebiet wieder zu nehmen, das ihm gestohlen ist. Dann mag er an Andere denken, dann mag er sich in der Mystik des Lebens und Berufes der Nationalitäten ergehen und Comte's Kapitel von den fünf Völkern studiren, diskutiren, rezensiren oder sich die Pfeife damit anstecken.

Es wird schwarz und unheimlich über dem Wasser. Es ist als ob auf den öden Küsten der doppelte Fluch des unheiligen Bades ruhte, in dem die griechische Freiheit getauft ist, der paar Tropfen Dinte in dem Londoner Protokoll, die Cannings Leben vergifteten, der Ströme von Blut in der Bai von Navarin, in denen die türkische Seemacht unterging, beide ein Werk des Betruges. Womit die Nachtgedanken im Piräus beschlossen seien. Die Schildwache auf der englischen Fregatte ruft All well! Ich wünschte, es wäre All well.

Ein Tag und eine Nacht des prächtigsten Sommerwetters zwischen den winterlich kahlen Inseln brachte uns an die Dardanellen.

Seht Ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegenschauen,
Leuchtend in der Sonne-Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?

Schiller ist doch der deutsche Dichter. Ich hatte die Ballade nie auswendig gelernt, es sind über zwanzig Jahre, daß ich sie nicht gelesen; und da bricht ihr melodischer Quell aus den untersten Tiefen des Gedächtnisses hervor, Tropfen für Tropfen, Zeile für Zeile, ein Reim den andern lockend, ein Rhythmus nach dem andern sich füllend mit den Worten. Altergrau sind die Schlösser, sich entgegenschauen thun sie, und leuchtend sind sie in der Sonne Gold; und mit den zwei Worten Hellespont und Dardanellen macht der Dichter, wie der wahre Dichter thut, eine Reihe von Ideen schwingen, unendlich länger, als sie vor seiner Seele stand. Nur brausen that der Hellespont nicht, thut er wohl nie;

Friedlich an dem alten Bette
Fließt das Meer in Spiegelglätte,
Heiter lächeln Luft und See.

Ja, wie ein Spiegel war das Meer, oder wie ein Seidenteppich, den der Kiel und die beiden Räder in drei nachschleppende Falten geschlagen und der leichte Schaum und der verschiedene Reflex zu einem reizenden Muster „gewässert". Ich kroch auf den Bugspriet hinaus und ritt in den Hellespont, in die Dardanellen ein, wie Helle auf dem goldenen Widder, Europa und Asien vor mir. Die Luft blies frisch und dünn von Norden wie lauterer Sauerstoff. Poetisch war die Stimmung, aber zum Versemachen zu ernst.

Hinter dem ersten Schlösserpaar fuhr ein Dreimaster an uns vorüber. Ein russisches Packet, sagte einer der Offiziere. Hat die Statur eines Kriegsschiffes, versetzte ich. Ist auch

nichts weiter nöthig als die Stückpforten herauszuschlagen, und die Geschütze an Bord zu nehmen, erwiderte er; sie sind alle so gebaut. Und die amerikanische Kompagnie hat fast alle in Sebastopol versenkten Fahrzeuge wieder heraufgebracht. Aber das schwarze Meer ist „neutralisirt". So steht es im Pariser Frieden, und „Europa" hat mit einer Feder unterzeichnet, die einem der räudigen Adler im **Jardin des Plantes** ausgerissen war.

4. Pera.

Die erste Station in den Dardanellen, an der wir anlegten, war zu meiner Freude auf der asiatischen Seite. Es war ein freundliches Städtchen, das ohne die Moschee mit ihrem Kuppeldache und den beiden Minarets eine entschieden holländische Physiognomie haben würde. Nicht von Ebbe und Fluth bewegt, durch die Höhenzüge der beiden Küsten gegen den West- und den Ostwind, durch seine eigenen Krümmungen gegen den Süd- und den Nordwind geschützt, erlaubt der Hellespont, die Häuser so hart an das Ufer zu bauen, daß die Fundamente vom Wasser bespült werden. Die Häuser sind von Holz, haben grüne Läden, fast flache Ziegeldächer und gegen das Meer zu eine Veranda, unter der es sich an Sommerabenden prächtig sitzen muß. Zwischen den Minarets sah der hohe Schlott einer Dampfmaschine hervor. Auf einem Abhange jenseits der Stadt bezeichnete ein Cypressenwäldchen den Friedhof. Ein Boot kam heran mit Früchten und andern Lebensmitteln und mit Geschirr, aus einem groben, rothen Thon phantastisch und zierlich geformt, mit einer rohen, aber reichen Vergoldung. Die Mannschaft hatte die volle türkische Tracht, mit dem Turban anstatt des Fez. „Ah, wie hübsch das ist", sagte eine kleine Pariserin, in

der Tracht, die heute schön ist und in zehn Jahren unausstehlich sein wird, wie sie vor zehn Jahren war, „das sieht natürlich aus wie ein Maskenball!“ In der Bemannung waren alle Altersstufen vertreten, von dem Knaben am Bug bis zu dem Greise, der das Steuer führte, lauter kräftige Gestalten und wohlgeformte Gesichter, wenn auch der Eine arg von den Blattern zerrissen war. Alle, den Knaben inbegriffen, hatten einen ernsten Ausdruck, namentlich in den Augen, der an den Löwen erinnert. Der Eine, der den Verkauf besorgte, schlug vor und ließ sich handeln, sprach aber wenig dabei und verzog keine Miene — im grellsten Gegensatz gegen unsere Besucher im Piräus und in Messina. Auch unter einander wechselten sie kaum ein Wort. Der Alte gab seine Befehle einsilbig oder durch eine Geste, die Anderen gehorchten ohne Zögern und ohne Uebereilung. An dem Boote fiel mir auf, daß das Steuer schmal und von sichelförmiger Gestalt, und daß das obere Ende der Ruder in einen dicken, kürbisförmigen Wulst ausgezogen war. Es leuchtet ein, daß dadurch der Schwerpunkt ungefähr in den Hebelpunkt verlegt sein muß, und ich habe mich später im Bosporus durch einen Versuch überzeugt, eine wie große Kraftersparung dadurch gewonnen wird. Das ganze Bild, das Boot mit dem Städtchen im Hintergrunde, steht mir so lebendig vor Augen, daß ich es zeichnen könnte, und wird wohl immer so bleiben; es war eine Vignette zu Tausend und Einer Nacht.

Im ersten Grauen des folgenden Tages traten rechts die Prinzeninseln hervor; und von da an war es, als ob unser Schiff einen Wettlauf hielte mit dem Tageslicht. Ich wollte natürlich gern den ersten Blick auf Constantinopel in der Helle haben und verwünschte die Maschine, die wie ein Pferd, das den Stall wittert, mit beschleunigter Geschwindigkeit arbeitete oder doch mir zu arbeiten schien. Im Westen zeichnete sich schon das Ufer grau in grau, rechts verlief noch hinter den Inseln

das Meer von Marmora in der Dunkelheit. Einige Minuten später trat auch dort die Küste hervor; noch einige Minuten, und wir mußten im Eingange des Bosporus sein. Aber die Sonne hielt freundlich Schritt mit meiner Ungeduld. Das Küstenprofil wurde immer schärfer und blauer, aber nicht nur weil wir ihm immer näher kamen, sondern auch weil der Horizont dahinter in ein immer durchsichtigeres Perlgrau überging; und gerade als ich linker Hand auf der Ecke, die das Meer mit dem Bosporus bildet, Thürme und Kuppeln zu unterscheiden begann, quoll es gegenüber am östlichen Himmel wie ein Meer von rothglühendem Erz herauf, aus dem Skutari mit seinen Minarets und Cypressen-Hainen wie ein bläulicher Schattenriß hervorragte. Noch ein paar Ruderschläge und die dunkelrothe Gluth verflog in ein brennendes Gold, das am Himmel emporloderte. Ich wandte mich weg von dem Schattenriß nach der europäischen Küste — da lag die Siebenhügelstadt, mit tausend Fenstern das Gold des Morgens wiederspiegelnd, ihre marmorweißen Dome und Paläste von einem weichen Rosa angehaucht — und ich sagte mir: das ist die Reise werth. Da ich eine Beichte schreibe, muß ich noch etwas sagen. Eines der ersten Weihnachtsgeschenke, auf die ich mich besinne, war ein Guckkasten mit Ansichten von Kirchen und Schlössern. Die Fenster waren herausgeschnitten und unter den Bildern lag ein Stückchen Rauschgold; ich hatte immer darüber gegrübelt, ob die Gebäude, die meine Phantasie bevölkerte, innen vom Weihnachtsfest erleuchtet oder außen von der aufgehenden Sonne beschienen seien. Die Bilder kamen mir zurück, als ich Stambul an jenem Morgen sah und ich verjagte sie nicht, wenn auch Guckkasten ein garstiges Wort ist. Die Schaufeln plätscherten langsamer in den noch schwarzen Wassern, vorsichtig bogen wir um die „Spitze des Serail", der Anker rollte in das „goldene Horn". Jetzt hätte ich die Sonne zurückhalten mögen. Aber

da lugt sie schon hinter den Gebirgen Anatoliens hervor, und es ist, wie ich gefürchtet. Ihr Licht verlöscht die zauberhafte Beleuchtung, der Tag vertreibt die Träume der Erinnerung; die Stadt, nur noch weiß und dunkelgrün, sieht schlicht, fast traurig aus, und rings umher regt sich die Arbeit.

Ich muß hier an die Oertlichkeit erinnern. Die Türkenstadt, Byzanz, dann Constantinopolis, heute Stambul geheißen, füllt den Raum zwischen dem Meer von Marmara, dem Bosporus, der unter einem rechten Winkel an dasselbe stößt, und einer langen schmalen Bucht, ähnlich den norwegischen Fjords, die aus dem Bosporus in das Land einschneidet, genannt das goldene Horn. Stambul liegt also an der Südseite dieser Bucht. Auf der Nordseite liegen die alte Genuesenstadt Galata, die europäische Vorstadt Pera, d. h. Gegenüber, und ein paar türkische Quartiere, alles theils auf einem Tafellande, theils auf dessen steilen Abhängen gegen das Wasser. In Stambul wohnen keine Christen, außer in der Griechengasse, dem Fanar, und einem armenischen Quartiere. In Stambul giebt es für den reisenden Muselmann nur die Karavanserei mit ihren leeren Wänden oder den Gastfreund. Der ankommende Europäer muß also nach Pera gehen. Unbehelligt von Paß- oder anderer Polizeischeererei fährt man in einem Boote an's Land und übergiebt sein Gepäck einem Hamâl oder Lastträger. „In der Stadt Bagdad lebte ein Mann, der war seines Gewerbes ein Lastträger" scholl es tief aus einem Schachte des Gedächtnisses herauf, als der Mann mein und eines Reisegefährten Gepäck auf den Rücken lud; und gern hätte ich der Stimme länger gelauscht, wenn nicht der Dolmetscher des Wirthshauses auf der einen und mein Pariser auf der andern in mich hineingeredet hätten. Der Eine schimpfte in dem beredtesten Französisch auf den Straßenkoth, uneingedenk oder unbekannt damit, daß Paris einst die Dreckstadt hieß, Lutetia Parisiorum. Der Andere

erzählte mir, daß er einen bekannten Engländer auf einer bekannten Reise begleitet, für ihn gekocht und von ihm französisch gelernt habe. Je lui faisais la couisine, sagte er und beglaubigte damit wenigstens soviel von seiner Erzählung, daß sein französischer Lehrer ein Brite gewesen. Ich wünschte sie beide auf deutsch zum Teufel.

Von einer ähnlichen Störung, wie die Beiden in mein Sehen und Sinnen brachten, hatte ich während meines ganzen Aufenthaltes zu leiden. Sie wird mir wieder so fühlbar in diesem Augenblicke, da ich an den Hieroglyphen des Taschenbuches meine Eindrücke zurückrufe, daß ich sie gleich von der Seele wegschreiben muß, um für den Rest meiner Schilderung Ruhe davor zu haben. Der Reisende wird in der Regel zu Wasser nach Konstantinopel kommen. Er wird, in welche Tageszeit auch seine Ankunft fallen mag, einen mächtigen, zugleich zum Sehen und zum Sinnen anregenden, ganz neue und ganz verklungene Saiten anschlagenden Eindruck empfangen, vorausgesetzt, daß er überhaupt solcher Eindrücke fähig ist. Je nach seiner Neigung, Kenntniß und Beschäftigung wird den Einen das Landschaftliche ansprechen, einen Andern die Architektur, einen Andern die Trachten und Sitten, den Einen die Erinnerung, die an der Stätte haftet, den Andern die Zukunft, die daran hängt. Jeden wird nach dem ersten Schritt auf das Land das Gefühl überkommen, daß die Welt, in die er tritt, eine ganz fremde und doch mit den ersten, festesten Eindrücken des gebildeten Europäers, des bibellesenden Christen, auf das nächste verwandt ist, wird der Gedanke anwandeln, daß das Aelteste jung und das Neueste alt ist, das Verlangen, sich in diese Welt zu tauchen, ihr abzufragen, was sie zu lehren hat, und in sich selbst das Gewühl von Dissonanz und Harmonie zu klären. Aber er landet, er wohnt in Pera. Pera ist das europäische Anhängsel dieser fremden Welt, eine Trödelbude westlicher Kultur, ein

Sammelplatz civilisirten Gesindels, le pot de chambre de l'univers, eine Pustel fremden Blutes, die dem Körper eingeimpft ist, gleich widerwärtig, mag der Körper gesund oder krank sein.

Vor zehn Jahren schlug man die Einwohnerzahl von Pera auf 30,000 an, davon etwa die Hälfte Europäer oder „Franken.“ Dieser Sprachgebrauch, der sich entweder von den Kreuzzügen oder davon herschreibt, daß der König von Frankreich, Franz I., der erste war, der den Menschenverstand hatte, mit der Türkei ein Bündniß abzuschließen, mag einmal eine „linguistische Nothwendigkeit“ für die Annexirung der Türkei liefern. Seit jenem Vertrage von 1535 und den daran gehängten Kapitulationen ist Frankreich heute noch die geborne Schutzmacht der christlichen Ausländer, deren Regierungen keinen Vertrag mit der Pforte haben. Unter den 12 bis 15,000 Franken schätzt man 6000 Griechen aus dem Königreich, 1000 Malteser und Ionier, 1600 Oesterreicher, 1100 Franzosen, 1000 Russen u. s. w. In Folge des Krieges hat die Zahl der Franzosen beträchtlich zugenommen. Die ganze fränkische Bevölkerung zerfällt in drei Klassen: die Gesandtschaften mit ihrem Personal, die Eingewanderten und die eigentlichen Peroten, das heißt, von europäischen Eltern in Pera Geborenen, die Kreolen des Orients. Unter den beiden letzten Klassen habe ich Bekanntschaften gemacht, deren ich mich stets mit Vergnügen erinnern werde, und obwohl sie selbst mir gesagt, daß der Europäer in der Luft von Pera schwer seine Nationaltugenden bewahre, so ist gar kein Zweifel, daß viele die Probe überstehen. Aber das ändert nichts an dem Eindruck, den Pera macht. Die Europäer, die im Civil- oder Militärdienst der Pforte stehen, die Großhändler, die Aerzte bilden keinen Zug in der äußerlichen Physiognomie der Stadt; man muß sie in ihren Comtoiren in Galata aufsuchen oder in ihren Wohnhäusern, die häufig auf dem Lande liegen. Der

Theil der Bevölkerung und des Lebens, den man sieht, mit dem der Fremde nothwendig zu thun bekommt, Wirthe, Stubenvermiether, Krämer, was sich auf den Straßen bewegt und die griechischen Kaffeehäuser füllt, seien es eingewanderte Europäer oder Peroten, oder griechische Unterthanen der Pforte, fällt wie ein Zerr- und Afterbild europäischer Kultur in das Gemälde des Orients, schlägt mit einer kreischenden Dissonanz in den Gedankengang des Reisenden, wie wir ihn voraussetzen. Es läßt sich das schwer in allgemeinen Ausdrücken schildern, besser an einzelnen Fällen auschaulich machen. Hier sind zwei, von denen der eine mir am ersten, der andere am letzten Tage meines Aufenthalts begegnete.

Wenn man zwölf Tage lang Rauch und Kohlenstaub und Theer aufgelesen und nur mit Schwierigkeit das Hemd gewechselt hat, so sehnt man sich auch ohne gräfenberger Gewöhnungen nach einem Bade. Ich verlangte also am Morgen meiner Ankunft eins, und natürlich ein türkisches oder, wie man es auch nennen kann, römisches oder mittelalterlich-deutsches, denn manche Stadt in Deutschland hat heute noch ihre Badstüberstraße, und die Redensart, Einem das Bad heiß machen, kommt sicher nicht von der Wanne her. Unglücklicherweise war in dem einzigen, nahe gelegenen, in dem Quartier Kabatasch, ein Stück Schleier über der Thür aufgehängt zum Zeichen, daß es Frauentag war. Der Dolmetscher führte uns also, meinen Pariser Gefährten und mich, zu einem französischen Bade. **Bains François** stand auf dem Schilde. Wie einem das wohl thut, französisch zu lesen, sagte mein Begleiter, und wie nett das Haus aussieht; **ça vous rit.** Aber er war eine ehrliche Haut. Scheußlich! sagte er, als wir uns nach vollbrachter Operation, Reinigung kann ich nicht sagen, wieder zusammenfanden. Zwar war mein Ekel nicht so groß, wie der seinige, denn ich wußte mir die Trübe des Wassers aus der unbedeckten Wasserleitung

und dem Regen zu erklären; er glaubte in Wasser gebadet zu haben, das mindestens schon einmal gebraucht worden. Aber die verbogene, schmutzige, oxydirte Zinkwanne! Die zerrissenen und verschimmelten Tapeten, der schmutzige Lappen von Teppich, der wackelige, zersprungene Toilettentisch, die feuchten, schmutzigen Handtücher, und außen in dem Korridor, der vor den 6 Zellen hinlief, die zwei bestaubten, verwahrlosten Blumentöpfe! Die Comtoirdame, eine große, hagere, gelbe Französin, in einem schlumpigen, fuchsigen Kleide von schwarzem Atlas, mit einer schlecht gemachten Tour von falschen Haaren, aber mit dem scharfen, reinen Accent, den ich einst von zierlichen Pariserinnen gehört und aufzugreifen mich bemüht — forderte jedem eine Anzahl von Piastern ab, die ich mit einiger Schwierigkeit in vier Franken übersetzte. Mais c'est énorme! schrie der Franzose, und setzte seiner Landsmännin auseinander, wie prächtig er in Paris für zwei Franken bade, im Abonnement billiger. Mais messieurs, erwiderte sie, ça coûte cher d'introduire la civilisation dans ce pays sauvage.

Am Tage meiner Abreise wollte ich noch einmal an dem Rande des Plateaus hingehen, auf das goldene Horn hinab-, nach Stambul und Skutari hinübersehen. Unterwegs erwischte mich einer der griechischen Taugenichtse, der loafers von Konstantinopel, die, ohne einem Gasthause attachirt zu sein, den Fremden ihre Dienste als Führer, Dolmetscher, Boten und alles Mögliche und Unmögliche anbieten. Er kannte mich natürlich als einen Reisenden, denn jeder hat täglich die Grande Rue zu passiren, in der diese Stromer auf dem Anstande liegen. Da er mich allein sah, trug er seine Dienste an. Ich sagte auf Englisch: Ich brauche Euch nicht; verliert Eure Zeit nicht mit mir. — Das ist meine Sache, antwortete er, was im Englischen viel impertinenter ist als im Deutschen und fuhr fort: I speak all languages; je parle toutes les langues; parlo tutte

le lingue, io — Show you to Mr. Hansóm, the English banker; stop this way, gentleman. — Una donna di dodici anni, qui vicina. — Voulez vous les visa? je connais les Ambassadeurs, tous, tous. — Tell me what you want. Do you want to see the throne of the Sultan? I show you the Aya Sofiyah, all the English people see her. You like a pony? get him for you. Vous pas pouvez parler? Ich hoffte, meinen Mezzofanti durch hartnäckiges Schweigen zu ermüden, aber vergebens; er folgte wie ein Hund. Hund, dog, ist das richtige Wort; ich begreife, warum die Türken das Wort gebrauchen gegen diese Race voll Kriecherei und Unverschämtheit. Endlich blieb ich an einer Ecke stehen, die eine weite Aussicht beherrschte, nahm einen Plan der Stadt und einen Taschenkompaß heraus und studirte die Himmelsgegenden mit der Ruhe eines Säulenheiligen, während er seine Litanei zum zwanzigsten Male wiederholte. Allgemach riß ihm die Geduld. Er trat mir hart auf den Leib und sagte: are you —? êtes vous —? konnte aber in beiden Sprachen das Wort taub nicht finden und schloß die Frage mit siete sordo? seine Hand an meinen Rockzipfel legend. Ich hob langsam meinen Stock mit Blei und würde ihn, einfach dem Impuls des Augenblickes folgend, über seinen Arm gelegt haben, wenn er nicht fünf Schritt retirirt hätte, natürlich wie ein Dorfkläffer. Nachdem er seinen Rückzug bis hinter die Ecke fortgesetzt hatte, steckte er den Kopf noch einmal vor und schrie: call yer a fool — womit ich dieses Bruders in Christo ledig war. Wenn er wenigstens auf griechisch geschimpft hätte! Um nicht den widrigen Eindruck mitzunehmen, ging ich in ein türkisches Kaffeehaus und rauchte einen Tschibuk in der Gesellschaft von Gentlemen, nämlich von türkischen Lastträgern, Eseltreibern und Tagelöhnern.

Als ich das Weihnachtsfest auf einer stürmischen See zu

verleben hatte, tröstete ich mich damit, daß ich es im Orient nachholen würde. Die Entschädigung trug nichts zu meinem Comfort bei, aber lehrreich war sie. Am heiligen Abend sah ich im Hintergrunde eines Gäßchens ein hell erleuchtetes Portal. Ἐκκλησία? fragte ich einen Griechen. Ἐκκλήσια antwortete er mit verändertem Accent. Ich trat ein und befand mich in der russischen Kirche, einem dunkeln Gebäude, überladen mit Gold und den unausstehlichen gerstenzuckerförmigen Säulen, bis zum Uebelwerden gefüllt mit Weihrauchqualm und dem Geplärr der Popen und Chorknaben. Was der Muselmann wohl von dieser Kirche denken mag, der in der schlichten, weißen, vom Tageslicht erfüllten Moschee schweigend sein Mittagsgebet verrichtet hat? Was er von der Religion, die darin gelehrt wird, denken muß, wenn er sich der Geschichte dieses Gotteshauses erinnert? Ich gedachte dieser Geschichte und unwillkürlich legten sich dem Singsang, den ich hörte, als Text die Worte der Urkunden unter, die im Jahre 1854 nie von meinem Arbeitstische kamen. Vertrag von Kudschuck Kainardschi, 1774: „dem russischen Hofe wird gestattet, außer der in dem Hause des Gesandten angelegten Kapelle, in dem Quartier von Galata, in der Straße Bey Oglu, eine öffentliche Kirche des griechischen Ritus zu erbauen, die stets unter der Protektion des russischen Ministers stehen und gegen alle Erpressung und Beunruhigung geschützt sein soll. — Die Pforte verspricht, die christliche Religion und ihre Kirchen zu beschützen und dem russischen Gesandten soll gestattet sein, Vorstellungen zu Gunsten der neuen Kirche zu machen, die in Art. 14 erwähnt ist.“ Aus diesen beiden Sätzen wurde im Jahre 1854 ein Protektorat über alle türkischen Unterthanen griechischen Bekenntnisses fabrizirt. Menschikoffs Note, die den Anspruch erhob, die Wiener Note, die den Sultan beschwindeln sollte, und ihre Variationen, in denen „Europa“ sich erschöpfte, lieferten mir hinreichende Texte für den Rest der

Litanei. An den folgenden Tagen sah ich auf den Straßen viele Betrunkene, zuweilen schon am Morgen, alles Brüder in Christo. In dem „Journal de Constantinople" aber las ich folgende Notiz: „Die Christen ohne Unterschied des Bekenntnisses, die sich Schulden halber im Gefängniß befinden, sind auf Befehl des Sultans auf acht Tage in Freiheit gesetzt, um ihr Fest begehen zu können. Sie sind ihren respektiven Patriarchen überwiesen (oder anvertraut, confiés.)" Ueber die Humanität sage ich nichts; sie existirt in Europa nicht, ist also uncivilisirt; auch haben einige englische Hans Dampfs in allen Gassen vor ein paar Jahren eine Agitation gegen die grausame Behandlung der Gefangenen in Konstantinopel begonnen, ich glaube gar, ein Mai-Meeting darüber gehalten. Aber kommt dabei nicht ein Stück Selfgovernment zum Vorschein, das des Nachdenkens werth ist? Gerichtsgefangene werden dem Patriarchen zur Obhut überwiesen. Ein andermal begegnete ich mitten in der Stadt einem griechischen Begräbniß-Zuge, Priester und Chorknaben in vollem Ornat, mit Kruzifix und Weihkessel. Wie steht es mit katholischen Leichenzügen in England, mit protestantischen in Oesterreich? Auch in Betreff der Sonntagsfeier könnte man von Konstantinopel etwas lernen. Die Muselmänner schließen ihre Läden und Werkstätten am Freitag, die Juden am Sonnabend, die Franken am Sonntag; aber Niemand fällt es ein, zu verlangen, daß eine Konfession sich nach der andern geniren solle.

Noch einige Notizen, um mit Pera fertig zu werden. Die Engländer gedeihen hier als Großhändler nicht, dagegen die Deutschen sehr gut, namentlich die Oesterreicher, eine Thatsache, die mir mindestens ebenso werth scheint, deutsche Federn in Bewegung zu setzen, als die Zukunft der italienischen Nationalität. Die Franzosen haben viel offene Geschäfte und ziehen sich nach Paris zurück, wenn sie so und so viel Tausende Franken Rente gesichert haben. Sie verhalten sich am sprödesten

gegen das Land und seine Bewohner, wissen nichts davon und fertigen Erkundigungen mit der stereotypen Phrase ab: Ah, ce sont les Turcs, qui font ça, qui mangent ça, qui disent ça: nous autres nous ne le faisons pas. Die Griechen sind hier wie in England, wo sie eine starke Kolonie bilden, vortreffliche Maden. Sie befinden sich gut, wo es einen guten Käse giebt, aber daß sie je selber einen machen werden, glaube ich nicht.

Und nun kehre ich erleichtert zu meinem schwerbeladenen Hamal zurück, der vor mir eine steile, treppenartige Straße hinaufsteigt. Er trägt eine Weste von einem wasserblauen, wollenen Stoff, die hinten zugeknöpft sein muß und den Hals frei läßt, weite, bis auf die halbe Wade hinabreichende braune Beinkleider, und um die Mitte des Leibes, wo diese beiden Kleidungsstücke sich berühren, einen zwei Hände breiten Gürtel, der aus einem länglichen, gefalteten Shawl besteht. Der Nutzen dieses „Kommerbund" ist einleuchtend; es hält die Beinkleider fest und erspart unsere Tragbänder, die auf die Schulter drücken und die Bewegung der Arme beeinträchtigen; es hält auch bei heftiger Bewegung und Anstrengung die Eingeweide zusammen. Wie bedeutend diese beiden Vortheile sind, weiß jeder Cricket-spieler, Ruderer, Läufer, Faustkämpfer in England, der die Tragbänder ablegt und sich als schlechten, weil schmalen und darum einschneidenden Ersatz des Kommerbund, einen Lederriemen um den Leib schnallt. An der türkischen Tracht wurde mir aber noch eine Schönheit klar und damit eine entsprechende Häßlichkeit an der europäischen Männerkleidung. Die Mitte des Leibes, einmal weil sie die Mitte, dann weil sie dünner ist als der Brustkasten und die Hüfte, erheischt für das natürliche Schönheitsgefühl eine horizontale, umspannende Bekleidung, wie wir sie denn auch bei den Assyriern, Griechen, Römern und Wilden antreffen, und nur unsere Gewöh-

nung oder Verwöhnung macht es erträglich, das Beinkleid in der Mitte des Bauches unter der abrupt abgeschnittenen Weste verschwinden zu lassen. Das Ding läßt sich nicht gut beschreiben; man muß antike Standbilder oder türkische Lastträger ansehen und es fühlen. Man muß sich der Mode erinnern, die das Beinkleid fast bis an den Brustknochen hinaufgehen ließ und unter der Sohle mit Strippen befestigte, muß sich der Folter erinnern, die sie den Knieen und anderen Gliedmaßen anthat. Man muß sich der Verlegenheit eines Herrn entsinnen, der seine Stehhosen anhatte und zum Sitzen eingeladen wurde. Man muß die Zuaven gesehen haben, deren Ueberlegenheit zum Theil darin beruht, daß sie die türkische Hose und Weste tragen. Ich bitte die Civilisation um Vergebung, daß ich sie von der Hose eines türkischen Tagelöhners unterhalte, wenn aber ein Leser sich herablassen will, sein Beinkleid künftig so zu bestellen, daß es in den Weichen schließt und keine Tragebänder erfordert, so wird er mir vielleicht Dank wissen; und ex uno disce omnia. Die Wade ist mit einem langen groben Strumpf bekleidet. Ueber die Weste kommt eine braune Jacke, die bis über die Hüften reicht, aber, weil sie weit und lose ist, der Figur, namentlich von vorne angesehen, keinen Eintrag thut. Auf dem Kopfe trägt jedermann, auch der Grieche und Armenier, den rothen Fez, um den ein buntes oder weißes Tuch zu einem Turban geschlungen werden kann. Für kaltes Wetter und Regen hat der Orientale den Burnus, einen weiten Ueberrock mit Kapuze, von einem starken filzartigen Stoffe. Wenn man sich zusammenkauert, und die Kapuze über den Kopf zieht, so gewährt dies von der französischen Armee angenommene Kleidungsstück, den vollständigsten Schutz gegen Kälte, Nässe und die daraus entspringenden Krankheiten, der sich denken läßt. Mit der Pickelhaube freilich verträgt es sich nicht, und da Pickelhauben sein müssen, so müssen, so vermuthe ich, auch Genickschmerzen

und Augenentzündungen sein. Jacke, Hose und Burnus sind an den Rändern und an einzelnen Näthen mit einer Einfassung oder Stickerei verziert, deren Farben mit dem richtigen Sinne gewählt sind, für den erst Chevreuil aus der Natur des Auges die Gründe entwickelt hat, und deren Linien mit einem ebenso richtigen Schönheitssinn dem Körperbau und den Bewegungen der Glieder angepaßt sind. Das Braun, welches bei den untern Ständen vorherrscht, ist mit Blau oder Roth eingefaßt. Diese Tracht ist bei allen Ständen dieselbe, nur in der Kostbarkeit der Stoffe verschieden. Im Winter füttert oder besetzt der Orientale gern seinen Burnus mit Pelzwerk, von dem rohen kaum gegerbten Schaffell bis zum kostbarsten Zobel. Die Kleider meines Hamal, der mir schon wieder im Gedränge der Straßen und der Phantasie abhanden gekommen, waren an mehreren Stellen geflickt, aber nirgends zerrissen oder unvollständig, und skrupulös sauber. Und so habe ich es überall gefunden. Nirgends eine entfernte Annäherung an die irischen Gestalten in einem einst kostbaren Leibrock, minus eines Schoßes, mit Bindfaden zugeschnürt, mit offenen Ellenbogen und einer geschlossenen Schmutzkruste. Auch die Haut des Hamal muß eben so sauber sein; denn sich zu waschen und, ehe er in die Moschee geht, zu baden, ist für ihn eine religiöse Pflicht. Er ißt zwar mit den Fingern, aber nur der rechten Hand, die er vor und nach der Mahlzeit abspühlt, und allen unsaubern Verrichtungen und Berührungen dient ausschließlich die Linke.

Wie es wohl in seinem Hause aussehen mag? Wie viel Odalisken hält er sich? wie viele hat er im Bosporus in stillen Nächten säcken lassen? Lebt er in der bekannten orientalischen Prasserei und Ueppigkeit? oder in der eben so bekannten orientalischen Schmutzerei und Armseligkeit? Oder bringt er das Kunststück fertig, das Mr. Cobden in einer Rede des Jahres 1854 „den Türken“ machen ließ, zugleich in orientalischer Prasserei

und Ueppigkeit und orientalischer Schmutzerei und Armseligkeit zu leben? Lebt er von dem Raub der Christen oder verschwindet er neben der wirthschaftlichen Ueberlegenheit der von ihm unterdrückten Nationalitäten? Ich hätte viel darum gegeben, sein Haus zu sehen. Ich bildet mir ein, ich könnte Dinge und Gedanken daraus lernen, die in keiner Reisebeschreibung stehen. Verspotten wir nicht, und mit Recht, den Europäer, der die Gesellschaft die Welt, in der er lebt, aus Büchern kennen lernen will? und Bücher sollten uns die Anschauung einer fremden Welt ersetzen können? Hat der Schriftsteller denn mein Auge, meine Stimmung, bringt er mein Wissen und Nichtwissen mit? Liest nicht jeder etwas Neues aus der Bibel und aus Shakespeare? Und die Bibel und Shakespeare sind Worte. Im häuslichen Leben der Türken würde ich Dinge sehen, und Dinge, für die ich keine Worte hätte, weil ich wenig von der Sprache weiß. Das Ding würde ohne die gefährliche Vermittelung des Wortes auf den Geist wirken; ich würde nothgedrungen und von selber thun, was das Schwerste ist in unserer redenden, lesenden, schreibenden Zeit, denken ohne Worte. Ich bin nicht dazu gekommen, das Haus des Hamal zu betreten, habe auch von dem Innern anderer muselmännischer Häuser nur wenig gesehen. Aber der Gedanke, den der erste Gang auf türkischem Boden erzeugte, kehrte immer wieder und hatte sich bei meiner Abreise zu dem festen Wunsche gestaltet, einmal von einem Schnee zum andern ganz unter diesem Volke zu leben, auf dem Lande, wenn es nicht anders anginge, als Eseltreiber. Muß man nicht in Europa — doch men seket selim.

5. Die Brücke.

Die Verbindung zwischen Stambul und Pera wird durch eine Schiffbrücke unterhalten, die über das goldene Horn gelegt

ist. Von Pera kommend, das auf dem Plateau liegt, haben wir Galata zu passiren, das die Berglehne und zugleich die Ecke einnimmt zwischen Bosporus und Goldenem Horn. Der Abfall ist so steil, daß die gerade auf die Brücke zuführende Straße in breiten Stufen gepflastert ist. Pferde und Reiter sind dieses Treppensteigens gewohnt, Wagen haben einen weiten Umweg zu machen. Ich habe versäumt, die Brücke abzuschreiten, schätze sie aber auf 500 Schritt und weiß, daß sie mir bei einer bestimmten Gelegenheit unendlich lang erschien. Leider komme ich zu der Einsicht, daß ich noch eine andere ernstere Versäumniß begangen habe. Ich will die Brücke beschreiben mit dem bunten Strame des Verkehrs, der rastlos darüber hinrollt. Ich sehe das hölzerne Gatterthor deutlich vor mir, weiß und blaßgrün, mit einem goldenen Namenszuge im Giebelfelde. Ich sehe daneben die Buden, in denen man das Brückengeld bezahlt, und eine artige Summe muß es am Abend sein, und an den Buden einige Bettler beiderlei Geschlechtes, die die empfangenen Kupferstücke in einer Art von Sparbüchse klappern lassen. Aber ich finde mich außer Stande, das Gedränge so zu beschreiben, wie ich möchte. Ich habe Stunden lang auf der Brücke gestanden, um die „Frage der Nationalitäten“ zu studiren, auch daran gedacht, Notizen zu machen, aber im thörichten Verlaß auf das Gedächtniß die Schreibtafel wieder eingesteckt. Vielleicht ist Gedächtniß nicht das richtige Wort, wenn es sich darum handelt, Eindrücke der Sinne willkürlich wieder hervorzurufen. Wenn mir eine der Gestalten begegnete, die ich auf der Brücke gesehen, so würde ich sie wieder erkennen. Wenn ich wieder auf der Brücke stünde und inzwischen eine Veränderung in der Mischung der Bevölkerung oder in ihren Trachten eingetreten wäre, würde mir das Neue sicher auffallen, würde ich das Fehlende wahrscheinlich vermissen. Aber heute habe ich von den einzelnen Trachten nur allgemeine Eindrücke und für die Vollständigkeit

ihres Cataloges keine Gewähr. Ich habe ein gewisses Bild von den armenischen Geistlichen, bestimmt genug, um es wieder zu erkennen, aber ich kann keine Beschreibung von dem Ornate liefern, wie von den Kleidungsstücken des Hamal.

Da kommt ein alter Türke in Turban und pelzverbrämtem, kurzen Kaftan ohne Gürtel, mit Ueberschuhen über seinen bunten Pantoffeln, denn der Schmutz ist entsetzlich. Ein Beamter zu Pferde mit Fez und schwarzem altdeutschen Rock, gerade wie Jahn ihn trug, als er in Colberg „internirt" war. Ein Jude in langem schwarzen Kaftan mit Gürtel und hohen Stiefeln. Eine Trift von Eseln, die Baumaterial tragen, denn Lastwagen können die engen bergigen Straßen nicht passiren. Kalk, Sand und Mauersteine sind in Körbe gepackt; Balken, je zwei kreuzweis auf dem Rücken befestigt, schleppen, unter einem spitzen Winkel auslaufend, zwanzig, dreißig Fuß lang hinterher, wie die keilförmige Schlachtordnung der Alten das Gedränge durchbrechend. Häuser bauen muß sehr theuer sein in Constantinopel. Ein paar Frauen mit den zwei Schleiern, die mit einem europäischen Schleier nichts gemein haben, einem Stirntuch, das bis auf die Augenbrauen, einem Kinntuch, das bis unter die Nase reicht. Den Rest der Kleidung weiß ich nicht zu beschreiben. Die Frauen gehören den untern Ständen an, sind von der Civilisation noch nicht erreicht; sie sehen züchtig vor sich nieder. Dann kommt eine Araba, eine kleine, in vier C-Federn hängende, rings geschlossene Glaskutsche auf sehr niedrigen Rädern, mit Gold, Holzschnitzerei und lichten Farben, alles nicht im besten Stande. Die rothseidenen Vorhänge sind gerade soweit aufgezogen, daß die Damen, die in dem Wagen sitzen, aus ihrem Visir heraus neugierig und keck in die Welt hinausschauen können. An jeder Seite des Wägelchens geht ein äthiopischer Diener, der auf dem Fuhrwerk keinen Platz finden würde. Er hält es aufrecht in schwierigen Passagen, hilft ihm durch das

Gedränge, schiebt, wenn es eine Treppenstraße hinaufgeht, rennt auf ebenem Wege nebenher und findet in den Stauungen des Gedränges und den Abhängen der Straßen hinreichende Gelegenheit, sich zu verschnaufen. Ich begriff auf einmal, was die Läufer zu bedeuten hatten, die sonst zu dem Hausstande eines Gentleman in Europa gehörten. Der Türke mit der eben beschriebenen Beamtentracht in einem europäischen Stadtwagen ist Fuad Pascha, sagt mir mein Dragoman; Freund der Engländer, setzt er hinzu. Es ist merkwürdig, wie genau das ganze Volk, wie die Straßenjungen mit den Personalien der türkischen Großen bekannt sind. Doch indem ich den Satz niederschreibe, erinnere ich mich oder bemerke ich erst, daß der deutsche Straßenjunge, der pariser Gamin, der londoner urchin, in dem Straßenleben von Constantinopel fehlt. Wir sahen auf der Brücke fast gar keine Kinder. Am Freitag werden wir zwar einige kleine Türken an der Hand des Vaters einhergehen sehen, aber gesetzt und ernsthaft wie ein Alter. Jetzt kommt ein Hamal, auf dem Rücken eine Kiepe (das Wort, enger und bezeichnender als der allgemeine Ausdruck Korb und in der That unentbehrlich, wird dem Leser gleich respectirlich erscheinen, wenn er sich erinnert, daß es Geschwisterkind mit dem eleganten keepsake ist), in der Kiepe einen ungeheuren Schwertfisch, Schwanz und Schwert gen Himmel streckend. Dann zwei, auf den Schultern eine lange Stange, an der ein Waarenballen hängt. Guarda! guarda! ruft der vorderste, indem er mit langen elastischen Schritten gerade aus durch das Gedränge bricht. Ist die Last größer, so nehmen vier sie auf zwei Stangen; ich habe ihrer acht vermittelst einer sinnreichen Kreuzung von Stangen den Kessel einer Dampfmaschine tragen sehen. Ein Trupp regulärer Infanterie, lauter Männer in mittleren Jahren, marschirt in ganz kurzen, langsamen, wiegenden Schritten vorüber. Ich war anfangs geneigt, mich über die schläfrige Erscheinung zu moquiren, wurde

aber belehrt, das Militär werde angehalten innerhalb der Stadt so langsam zu marschiren, um in den engen, zum Platzen gefüllten Straßen dem Publikum nicht unbequem zu fallen. Draußen auf der Chaussee in Dolma Bagdscheh habe ich ein Regiment in flinkerem Tempo defiliren sehen als bei den Engländern und Deutschen Sitte ist. Kommen ganz behaglich und vergnüglich zwei Irregulaire daher spaziert, nach den Gesichtszügen wahrscheinlich aus einer entfernten Provinz Asiens, und sehen mich und meinen Bart freundlich-neugierig an, die ersten Menschen hier, die eine Neigung zur Unterhaltung verrathen. Ich nicke ihnen freundlich zu, obwohl ich weiß, daß das nicht die landesübliche Geste ist. Sie bleiben stehen und der eine sagt Para (Name einer kleinen Kupfermünze). Ich bringe einige Kupferstücke zum Vorschein, für einige Brocken Lingua Franka, die ich italienisch beantwortete. Rum, sagt der eine mit einem Fragezeichen. Rum nennt der Türke den Griechen und es ist ein berechtigter Anflug von Sklav in dem Wort. — Ich lehnte also mit Nachdruck die Vermuthung ab; sono Tedesco. Tedesco? wiederholten sie und sahen einander an; hatten offenbar nie von dieser Nationalität gehört. Undankbare! wieviel deutsche Denker mögen sich in diesem Augenblicke über die Gegenwart und Zukunft Eurer Nationalität den Kopf zerbrechen! Inglese, sagte ich. Inglese, wiederholten sie mit dem Ausdruck des Verständnisses und der Zutraulichkeit. Wenn Ihr wüßtet, dachte ich, wie die Inglesi Euch in Kars, bei Sinope mitgespielt haben, wie sie allen Völkern mitspielen, die Vertrauen zu ihnen haben! Es muß wohl unmöglich sein, dies Vertrauen auszurotten. Ich erinnerte mich einer Geschichte der Belagerung von Kars, die ungedruckt daheim in meinem Schreibtisch liegt. Wer wird von dem liberalsten Staate solche abscheuliche Verrätherei bekannt machen! wäre ja reaktionär. Ihr Vertrauen machte mich verdrießlich, und ich begnügte mich, statt fernerer Unterhaltung ihre

Tracht, ihre Uniform zu untersuchen. Dieselbe bestand aus einer hohen Mütze von Lammfell und einem Schlafrock von Schafpelz. Auf der Brust waren röhrenförmige Hülsen für Patronen aufgenäht, die wie eine Papagenoflöte aussahen. Es kommen — doch wer vermag sie alle zu erkennen oder zu klassifiziren? — Griechen, Albanesen, Zigeuner, Abyssinier, Walachen, Bulgaren, Kurden, Tscherkessen, Turkomannen, Perser, vielleicht chaldäische Christen, Sonnenanbeter, Teufelanbeter, die nach dem **argumentum a tuto** und bei dem heutigen Zustande der Welt Aussicht haben, große Propaganda zu machen. In Sachsen sind ja wohl zur Zeit, da „die Sonne der Reaktion hoch am Himmel stand", die Schullehrer durch Ministerial-Reskript angehalten worden, an den Teufel zu glauben. Wenn man einmal an ihn glaubt, und wenn alle Dinge Zeugniß ablegen von seiner Macht, ist es wahrlich nicht so ungescheidt, ihn gleich anzubeten. Es ist, wie das Volk in Norddeutschland sagt, Ein Aufwaschen. Es müßte ein großes Gaudium sein für Seine Infernalische Majestät, hier neben mir auf dem Geländer der Brücke von Galata zu sitzen, sich die Frühjahrssonne auf den Pelz scheinen zu lassen und sich zurückzurufen, was der doktrinäre Fanatismus über das „Recht der Nationalitäten" geschrieben hat. Die modernen Völker sind zu sehr verschiedenen Zeiten bei dem Abschnitt ihrer Entwicklung angelangt, in dem die Racen, die das Staatsgebiet bewohnten, zu einem neuen Typus, mit einem neuen Bewußtsein verschmolzen. Die dadurch gebotene oder statthaft gewordene Veränderung der staatlichen Zustände ist auf sehr verschiedene Weise durchgeführt worden. Der zu früh gemachte Versuch, sie durchzusetzen, hat in bekannten Beispielen zu innern Kämpfen und Krämpfen des gewaltsam geschaffenen Ganzen oder zu seinem Zerfall in die ursprünglichen Bestandtheile geführt und führen müssen. Spanier giebt es seit der Vertreibung der Mauren; aber Portugal, hundert Jahre lang unirt, riß sich in blutigem Kampfe los und ist

zum Schmerz der Zukunftsmenschen und der Schulkinder noch immer mit einer andern Farbe angetuscht. Der Unionskönig von Skandinavien beschloß seine Tage in Rügenwalde, man sagt als Seeräuber. Die französische Nationalität ist geschaffen durch die Literatur, die Ludwig XIV. hegte, und durch die Vernichtung der persönlichen Freiheit, die der Convent bewirkte. Schottland wurde staatlich vereinigt mit England zu Anfang des 18. Jahrhunderts, und die letzte Schranke, die Zolllinie gegen den schottischen Whiskey, ist erst in diesen Jahren gefallen. Die Union mit Irland folgte hundert Jahre später. Welcher vernünftige Grund ist dafür vorhanden, daß der Prozeß anderwärts, wo er noch fortdauert, gerade im Jahre 1860 zum Stehen gebracht werden soll? daß alle die Nationen und Natiönchen, die hier in einer Viertelstunde vorbeimarschiren, zahlreicher und bunter, als die Gesellschaft, die Anacharsis Klotz als die Vertreter des Menschengeschlechtes aus einem Maskenladen in den Convent führte, und deren Wohnsitze auf der Landkarte durcheinander gewürfelt sind, wie die Bestandtheile eines Plumpudding, sich auf einmal in Staaten und Staatchen constituiren sollen? Ich höre Seine Majestät sehr vernehmlich neben mir kichern. Und er hat Grund dazu. — Es ist etwas Wahres, Großes, Edles, Wohlthätiges um das zusammengefaßte Leben eines Volkes; um so unwahrer, häßlicher, verderblicher die Travestie. Freilich, höre ich auf der andern Seite jemanden sagen: wer will denn das? die Türkei ist eine Ausnahme, ein ganz besonderer Fall; wir wollen nur die Türken los sein und dann die Bevölkerung ihren Bedürfnissen gemäß „organisiren". Darüber ist zu reden, aber nicht mit jemandem, der seinen Mund und seinen Geist noch nicht von dem Nationalitätenjargon gereinigt hat.

Es schlägt 4 Uhr auf Türkisch, das ist 11 Uhr auf Fränkisch — denn die Sonne ist um 7 Uhr aufgegangen. Setzen wir unsern Stab weiter bis in die Mitte der Brücke. Rechts

sehen wir das goldene Horn hinauf, an beiden Seiten mit einem Wald von Masten eingefaßt, links zwischen den großen Dampfern durch, über den Bosporus hinweg nach Skutari, davor Leanders Thurm im Wasser. Hinter uns liegt Galata auf dem schroffen Abfall der Hochebene, vor uns Constantinopel, sanfter aufsteigend. Hoch über jede Stadt ragt eine runde Warte, der Thurm von Galata, der Thurm von Stambul, einst Leuchtthürme, jetzt Stationen der Feuerwache, vortreffliche Landmarken, um sich zurecht zu finden. Zwei steil gewölbte Bogen der Brücke gestatten den zahllosen Booten die Durchfahrt, für Schiffe muß ein Joch abgefahren werden. Am Geländer entlang liegen Dampfschiffe, die den Verkehr mit Skutari und den kleineren Orten am Bosporus unterhalten. Ein frischer Wind schraffirt das Wasser, und Schwärme von blendend weißen Möwen tummeln sich in der krystallhellen Luft.

Der Umstand, daß von hundert Reisenden neunundneunzig über die Brücke ihren ersten Einzug in Stambul halten, hat ohne Zweifel gar sehr zu dem Eindrucke beigetragen, den sie mit fortgenommen. Die Sache ist, man kommt auf diesem Wege von hinten nach Constantinopel. Wer eine große, nicht conzentrirte, nicht nach einem Plan gebaute, aus zahlreichen Ortschaften zusammengewachsene Stadt, wie London kennt, weiß, was damit gesagt ist, wie wesentlich seine Vorstellungen von einem bestimmten Stadttheil davon abhängen, ob er ihn das erstemal auf unscheinbaren Gäßchen oder auf einer breiten, prächtigen Straße betreten hat. Byzanz lag, wie erwähnt, auf der Südseite des goldenen Horn. Die Genuesen bauten ihre Stadt gegenüber auf dem Norduser. Lange Zeit wird der Verkehr nur durch Boote unterhalten worden sein, zu denen man durch die verschiedenen, nach der Wasserseite führenden Thore der Ringmauer gelangte. Diese Mauer steht etwas ab vom Rande des Wassers, und dieser Zwischenraum ist jetzt bebaut, wie sich denken läßt,

aber nicht mit Prachtgebäuden. „Hinter der Mauer" pflegt nicht die glänzendste Seite der Stadt zu sein. Die Schiffbrücke ist, wahrscheinlich der Strömung wegen, nicht gerade vor ein Thor gelegt, sondern seitwärts. Man muß sich also, wenn man sie passirt that, rechts oder links wenden und eine Strecke parallel mit dem Ufer hingehen, bis man an ein Thor gelangt: und diese Wasserthore und die auf sie zuführenden Straßen waren ursprünglich auf keinen großen Verkehr berechnet. — An dem Thore von Adrianopel und an den Landungsplätzen am Bosporus präsentirt sich die Stadt ganz anders. Uebrigens gleicht ihr Grundriß überall einem unregelmäßigen, zerzausten Spinnengewebe oder einem Adergeflecht. Nirgends gerade Straßen, nirgends rechte Winkel; überall Dreiecke, Trapeze und ganz undefinirbare Figuren, mit einer Masse von Sackgäßchen. Werfen wir uns in den Strom, der durch die Adern pulsirt. Seltsames Gefühl, sich in das Gedränge einer großen Stadt zu stürzen, in der man nicht eine Seele kennt! Es erinnert mich an den ersten Ausgang in London, da ich mir vorkam, wie ein Tropfen Wasser, der in das Meer fällt. Das Meer hier ist fremder, aber nicht so feindlich, so kalt, wie es dort war. Diese Tropfen haben keine Beziehungen zu mir; aber habe ich nicht welche zu ihnen?

6. Die Straßen.

Die Straßen in Constantinopel sind selten mehr als zehn Schritt breit, in der Regel weniger, oft so schmal, daß man sich, wenn ein Wagen vorbeifährt, an die Wand drücken muß. Sie haben in der Mitte eine offene Gosse, nach denen das holperige Pflaster von beiden Seiten steil abfällt. In den Verkehrsstraßen hat fast jedes Haus einen Laden oder eine Werkstatt, die das ganze Erdgeschoß einnehmen, am Tage ganz offen sind, ohne

Thüren und Fenster, des Nachts durch Läden verschlossen werden. Der Fußboden ist um einen oder zwei Fuß über der Straße erhöht. Zuweilen steht darauf, hart am Rande, ein niedriger Ladentisch, an den der Käufer von außen herantritt. Dahinter sitzt mit untergeschlagenen Beinen der Verkäufer auf einer Matte oder einem Kissen, einen Tschibuk oder Narghile schmauchend, wenn gerade kein Geschäft ist. Häufig steht ein Theil der Waaren auf der Straße. Denke man sich dazu die Krümmungen, das Steigen und Abfallen der Straßen, die Kreuzungen von vier und mehr Straßen an einem Punkte, denke man sich in diese engen Canäle den Verkehr gepreßt, der die viel breitere Brücke füllt, die Arabas mit ihren Läufern, die Esel mit abstehenden Körben, die Pferde mit nachschleppendem Bauholz, die Lastträger mit ihrem Guara! Guara! dazu alle die Nationalitäten — und man wird begreifen, daß es eine Kunst ist und Uebung erfordert, in Constantinopel zu flaniren. Kommt gar ein tiefer Schmutz dazu, wie immer nach Regen oder Schnee, so hat der Fremde, der nicht bloß seines Weges gehen, sondern sich auch umsehen will, eine Achtsamkeit zu beobachten, die sich fast bis zum Peinlichen steigert. Doch bin ich in einem Gedränge, viel größer als das um die Bank von England in den Mittagsstunden, nicht ein einziges Mal angerannt worden, außer einmal von einem vierbeinigen Esel, bin aber in den ersten Tagen selbst einigemal an Vorübergehende angestreift. Die Türken sind ein höfliches Volk, höflich in der Sache. Andere Umstände noch machen dies Gedränge viel leidlicher als einen englischen crowd. Die Kleidung des Türken, auch die armseligste, ist immer reinlich; man läuft keine Gefahr, gegen einen schmierigen Rockkragen gepreßt zu werden. Der Türke genießt keine Spirituosa und in den untern Ständen wenig Fleisch; er bläst einem also nicht mit einem Schnapsathem an und hat, wie die pflanzenfressenden Thiere, eine reinere Atmosphäre. Auch parfümirt er sich nicht

mit Moschus und verfälschtem Lavendelwasser. Die Menschlichkeiten, die in Paris zu offen, in London zu versteckt betrieben werden, fallen gar nicht vor. Freilich kommt dabei ein Aberglaube dem Schicklichkeitsgefühl zu Hülfe; Winkel und Ecken gelten bei dem Volke für den Lieblingsaufenthalt der Genien und Kobolde, deren einer in tausend und einer Nacht durch einen weggeworfenen Dattelkern getödtet wird.

Ich hatte dem Dragoman aufgetragen, eine Adresse ausfindig zu machen, und fragte am folgenden Tage, wie es mit der Erkundigung stehe. Pas encore, Moussiou, lautete die Antwort, c'est très difficile, mais nous trouverous la. Haben Sie gefunden? wiederholte ich am dritten Tage. A peu près; c'est très loin d'ici, una ora. Schön sagte ich, ich werde Euch suchen helfen; gehen wir auf der Stelle, allons, dépêchez vous. Er trödelte voran, offenbar unschlüssig über die Richtung, fragte alle hundert Schritte und wechselte mehrmals den Cours. Ich wurde ungeduldig und erinnerte mich des Rathes, den man mir gegeben, eins der Pferde zu miethen, die auf den Plätzen feilgehalten werden, sammt dem Eigenthümer: diese Menschenklasse sei der lebendige Wohnungsanzeiger von Constantinopel. Erfragt einen Pferdehalter, sagte ich, der das Haus weiß, und miethet sein Pferd für mich! Das Geschäft war sehr bald gemacht, ich stieg auf, der Führer ging voran und der Dragoman lachte sich ohne Zweifel in den Aermel, daß er sich das Tagewerk erspart habe. Ich bin vor langer Zeit einmal Naturalist im Reiten gewesen, mag also wohl eine schön lateinische Figur gemacht haben. Indessen Noth lehrt beten, warum nicht reiten? Mit einer heftigen Anstrengung des Gedächtnisses oder des Trommelfelles rief ich mir eine Menge von reiterlichen Kunstausdrücken zurück, die ich jahrelang zu hören und mechanisch angehört hatte, und mit einer noch heftigeren Anstrengung meiner Beinmuskeln suchte ich die Theorie in Praxis zu über-

setzen. Ich glaube, Französisch in zwölf Lectionen zu lehren, wie jemand in der „Times“ zu renommiren pflegt, oder Deutsch in zwei und einer halben Stunde, wie ein sehr verehrungswürdiger Freund von mir an einem Londoner Polizei-Kommissarius bewerkstelligt hat, ist Kleinigkeit gegen die Aufgabe in fünf Minuten reiten zu lernen — auf der Brücke von Galata. Wie ich über die beiden mit schlüpfrigen Koth bedeckten Bogen weggekommen bin, ist mir selbst nicht klar. Jenseits ging es in eine der beschriebenen Gassen, mit dem Rinnstein in der Mitte und in eine zweite und dritte, bergauf, bergab, und so fort ohne Ende. Ich gestehe, daß ich schwitzte, und nicht allein der brennenden Sonne wegen, und daß ich das Gelübde that, nach meiner Rückkehr reiten zu lernen, was ich natürlich noch nicht erfüllt habe. Endlich blieb der Führer stehen; ich schöpfte Athem und trieb das Pferd durch das Gedränge zu ihm heran. Er empfing mich mit einer Phrase, von der ich heute noch nicht weiß, ob sie türkisch oder was sonst war. Jedenfalls reichte das während der Seereise aufgeraffte Bischen Türkisch nicht hin, sie zu verstehen. Aber die gelassene Wiederholung derselben Worte und die Situation ließen keinen Zweifel, daß er den Weg nicht wußte. Die Situation war angenehm. Wir hielten vor dem Eingang zu einem Bazar, in dem Vereinigungspunkt von einem halben Dutzend Gäßchen, deren eine die Treppe hinaufging; und gerade nach dieser zeigte der Führer mit einer halb einladenden, halb fragenden Geste. Weder das Meer, noch der Thurm von Stambul, noch sonst ein bekannter Punkt zu sehen. In den Läden umher saßen Türken, unbeweglich wie Bildsäulen; einige Vorübergehende blieben einen Augenblick stehen, verstanden aber weder französisch, noch englisch, noch italienisch. Ich war im Begriff umzulenken, als sich Jemand fand, der ein wenig französisch sprach, wie sich nachher ergab, ein Spanier, und das Dolmetschen übernahm. Jetzt kam denn heraus, daß der Pferde-

verleiher erklärt hatte, er wisse die Wohnung nicht, daß der Dragoman ihm aber gesagt habe, er solle mich nur bis an diesen Bazar bringen, dann wisse ich den Weg. Ich that zuvörderst das Gelübde, mit dem Dragoman ein Wort deutsch oder pommerisch zu reden; und das Gelübde habe ich gehalten. Ich kann die Zeit nicht denken, daß ich so grob gewesen bin wie bei der Ablohnung meines vortrefflichen Dimitri, von der Insel Samos, qui avait fait la couisine pour Milord un tel. Daß mir die Grobheit so natürlich kam, und daß sie so als selbstverständlich hingenommen wurde, gab mir eine Einsicht in die politischen Verhältnisse, die ich nicht gering anschlage. Niemandem wird es einfallen, einen Türken so zu behandeln, Niemandem wird ein Türke eine solche Veranlassung geben. Zum Nutz und Frommen des Lesers, der nach Konstantinopel geht, diesen Rath. Er nehme gar keinen Dragoman, sondern nehme am ersten Tage seinen Weg nach dem großen Bazar, was er mit Hülfe eines Planes und des im fragenden Tone ausgesprochenen Wortes Basar sehr gut leisten kann, und engagire dort einen der Judenknaben, die sehr bald ihre Dienste anbieten werden und alle ein wenig französisch sprechen. Sie werden drei Franken für den Tag fordern, aber mit zweien zufrieden sein. Wer nicht in das Hotel d'Angleterre oder das noch aristokratischere und theuerere Hotel de Byzance gehen will, wählt am besten das Hotel d'Europe; jedenfalls hüte man sich vor den französischen Wirthschaften.

Wir standen vorhin vor einem Basâr — so sollte man im Deutschen schreiben. Das Wort bedeutet einfach Markt, die eigenthümliche Gestalt, welche die Sache im Orient angenommen hat, ist die Wirkung örtlicher Verhältnisse. Constantinopel ist bekanntlich von Holz oder Fachwerk gebaut, also gefährlichen Feuersbrünsten ausgesetzt. An den Wohnungen der untern und mittleren Klassen ist der Schade nie groß. Meubel und Haus-

rath sind unbedeutend und von geringem Werth. Teppiche, Kleider und Geschmeide sind bald gerettet. Nur die zum Verkauf aufgehäuften Vorräthe erfordern eine sichere Verwahrung und finden sie in dem Basar. Derselbe besteht aus einem Gange mit Läden an beiden Seiten, über denen kleine Speicherräume liegen, das Ganze massiv mit zwei gut verwahrten Thoren, das Dach in Kuppeln gewölbt, mit kleinen, stark vergitterten einfallenden Lichten, ohne Fenster nach außen. Zuweilen sind zwei solcher Gänge in Kreuzesform verbunden, zuweilen vier um einen Hof gebaut. Sie bieten Schutz nicht nur gegen Feuer und Diebe, sondern auch gegen die Witterung, gegen Regen und Schnee und im Sommer gegen die Hitze. Das Klima von Konstantinopel ist wechselhaft und im Ganzen nichts weniger als südlich. Ich erlebte mehrmals einen starken Schneefall; an andern Tagen war es so warm, daß man nicht mehr als einen Rock vertragen konnte. An noch andern war zwar der Himmel klar, aber die Kraft der Sonne durch einen nicht eigentlich kalten, aber scharfen und sauerstoffreichen Nordwind gemäßigt, der die Lebensgeister erregt wie die Gebirgsluft oder ein Trunk Champagner. Im Sommer muß es, wenn der Wind nicht von Norden kommt, sehr heiß sein, schwül aber wegen der Nähe des Meeres wohl nie. Zu allen Zeiten ist der Basar mit seinen halbdunkeln Gängen und ungewöhnlichen Lichteffekten ein Lieblingsplatz für die Lungerer. Wer die beiden Industrie-Ausstellungen in London und Paris gesehen hat, kann nicht in die bewundernden Beschreibungen des Waarenreichthums einstimmen, die ältere Reisende gemacht haben und neuere noch immer aus den älteren abschreiben. Zu lernen aber hätte ich gewiß noch viel gefunden, wenn ich mehr Zeit und mehr Kenntniß der Sprache gehabt hätte. Wir haben viel aus diesen Basars entlehnt, viel mehr als wir wissen, und ohne Zweifel ist noch manches übrig. Bacons Schriften beweisen, daß er alle Quellen

über die Industrie und Nahrungsweise der Türken fleißig studirt hatte. Ich wurde namentlich an eine Stelle erinnert, die ich leider nicht wieder finden kann. In einer Bude wurde eine Speise feil gehalten aus gekochtem Reismehl, kalt, mit Zucker und Rosenwasser. Blanc mangé, sagt Bacon in der Stelle (es ist nicht die in der Centuria prima, auf welche die Register verweisen), ist von Constantinopel nach Europa gekommen. Das Gericht heißt auf Türkisch Malebi — ich schreibe das Wort nach dem Klange — und wird jedenfalls mit einem Kunstgriff zubereitet, den die europäische Küche nicht kennt. An einer andern Speise, die ich in einem Privathause aß, hätten nicht blos unsere Köche, sondern auch unsere Naturforscher zu studiren. Es war Milch, zu der Konsistenz einer Gallerte gebracht, aber nicht in Sahne, dicke Milch und Wasser zersetzt, sondern eine gleichartige Masse bildend, Gohrt genannt, wenn ich recht gehört habe. Ich erkundigte mich natürlich mit Eifer nach der Zubereitung und erfuhr dies. Man erwärmt die Milch, bis sie sich. mit dem Ellenbogen berührt, laulich anfühlt, läßt vorsichtig am Rande des Gefäßes etwas Gohrt hineingleiten und wartet 24 Stunden, ohne daran zu rühren. Wenn man nun aber kein Gohrt hat? fragte ich. So kann man keins machen, war die Antwort. Wie ist denn aber das erste Gohrt gemacht worden? fragte ich weiter. Die Frage erinnert mich, scherzte einer in der Gesellschaft, an eine Untersuchung im Talmud, von der ich habe erzählen hören, woher die erste Zange gekommen, da man, um eine Zange zu schmieden, eine Zange haben müsse. Der Talmudist kommt endlich zu dem Schluß, die erste müsse vom Himmel gefallen sein. Später hörte ich, daß die türkischen Hausfrauen noch ein anderes Mittel haben sollen; da ich aber nicht, was manchen Reisenden nach ihren Erzählungen so leicht zu werden scheint, in die Geheimnisse eines Harems gedrungen bin, so habe ich meine Nachforschungen nicht weiter treiben

können. Ob in Büchern etwas darüber zu finden ist, weiß ich nicht, da ich mich überhaupt nicht durch Lesen wollte einnehmen lassen.

Unter die Rubrik Straßenleben gehören in Constantinopel auch die Geldverhältnisse. Wir treten an eine Bude in Pera — denn dort ist die Noth größer, die Verwirrung blühender als in Stambul — eine Papierhandlung, um eine Kleinigkeit zu kaufen, etwa eine Zeitung, geben einen englischen Schilling oder ein Frankenstück oder eine türkische Silbermünze von ungefähr gleichem Werthe hin und bitten uns die Differenz heraus. Der Kaufmann wirft einen zornigen Blick auf die Münze, reißt eine große Schublade von vier Quadratfuß Flächenraum auf, in der vier bis fünf Kupferstücke, ein wenig sehr schmutzigen Papiergeldes und ein französisches, englisches, spanisches, italienisches, russisches oder österreichisches Silberstück liegen. Er scharrt den Inhalt auf dem Boden der Chatoulle umher, hebt einzelne Stücke auf, wirft sie wieder hin, zieht die Schublade ganz aus dem Rahmen hervor, schüttelt sie, als ob sie Fortunatus Säckel wäre, und schüttelt wirklich aus dem Papiergelde einige Marken hervor, etwa ein Entree zu dem italienischen Maskenballe oder eine Marke der deutschen Harmoniegesellschaft, zahlbar in Erfrischungen und stellt aus diesen Geldsurrogaten und den Kupfermünzen den Betrag zusammen, den wir zu empfangen haben. Wir danken gehorsamst für die Marken. Er sieht uns halb verzweifelt, halb wüthend an und sagt je ne peux pas changer ça oder non posso cambiare oder eine entsprechende griechische Phrase. Ist er ein Franzose oder Deutscher, so begnügt er sich wahrscheinlich damit und überläßt es uns, die Schwierigkeit zu lösen. Ist er ein Maltese, Jonier, Grieche, so wird er versuchen, uns andere Waaren aufzuschwatzen und in die Tasche zu stecken. Ein Bursche, von dem ich auf der Gasse einige Blumen kaufte, bestand darauf mir anstatt auf ein Kupferstück herauszugeben,

ein großes Bündel Gemüse in den Oberrock zu stopfen. Die europäischen Ladenhalter zeigen eine merkwürdige Schlaffheit und Gleichgültigkeit, die bei den Franzosen deren natürliche Artigkeit in Ungeschliffenheit verwandelt. Auf der Jagd nach ein paar Hemdknöpfen, um die Verwüstungen der Wäscherin höchsteigenhändig zu ersetzen, gerieth ich in einen Laden, dessen Inhaber mit seiner Frau deutsch sprach. Nachdem er ein halbes Dutzend Schachteln mit verlegenem Schnurrmurr vergeblich durchwühlt, äußerte er die Vermuthung, daß die Knöpfe sich in der Stube hinter dem Laden befinden dürften und trat die Reise dahin an, aber so langsam und schwerfällig, daß ich ungeduldig herausstieß: ça ne vaut pas la peine und meiner Wege ging. Vraiment, ça ne vaut pas la peine, wiederholte er und setzte sich erleichtert wieder auf seinen Schemel. In der Regel wird die Schwierigkeit durch einen Gang zu einem Wechsler gelöst. Deren giebt es eine Unzahl von jedem möglichen Kaliber, von dem armenischen Banquier mit seinen Geldfässern herab zu dem Griechenjungen, der in einem Kellerloche sitzt mit einem kleinen Glaskasten, der sein Vermögen enthält, und einer großen Schiefertafel, auf der er den Cours ausrechnet. Der Cours ändert sich jeden Tag, zuweilen jede Stunde. Jede Nummer des „Journal de Constantinople" trägt an der Spitze eine Liste fast aller europäischen Goldmünzen mit der Angabe, wie viel Piaster eine jede gilt, und die Schwankungen von einem Tage zum andern sind oft sehr bedeutend. Natürlich hat sich die Spekulation darauf geworfen, und es giebt Leute, die mit einem Kapital von einigen hundert Thalern ein reichliches Auskommen gewinnen, bis sie durch eine unvorhergesehene Krise oder durch die großartige Operation eines Armeniers ruinirt werden. Die eigentliche Wechselbörse ist in einem Lokale, Chawiorchan genannt, wie man mir sagte, weil früher Kaviar darin verkauft worden. Von dort verbreitet sich der Stand der Course

durch die öffentliche Meinung, deren zuweilen den Telegraphen überholende Geschwindigkeit in Indien die Engländer so in Erstaunen setzt, von Munde zu Munde über die ganze Stadt. Als Erklärung dieses unerträglichen Zustandes gab man mir an, daß die türkische Goldmünze ein wenig zu schwer ist, und daher sofort nach London zum Einschmelzen geht, daß die Rimessen nach dem Auslande fast immer baar gemacht werden, ferner die Gewohnheit der Orientalen, baares Geld aufzuhäufen, endlich die Masse ungedeckten, nicht convertiblen und daher unter seinen Nominalwerth gesunkenen Papiergeldes, Kaime. Ich muß aber gestehen, daß mir die Erklärung nicht genügt, namentlich nicht klar gemacht hat, wie das Detailgeschäft überhaupt nur existiren kann. Im November war die Einziehung aller Kaimes auf den März d. J. angekündigt worden. Die Geldverhältnisse werden aber nie in Ordnung kommen, so lange die Türken nicht die eine ihrer unverantwortlichen Faulheiten überwinden, ein würdiges Seitenstück zu dem Schlendrian, die diplomatischen Posten in der Regel mit Griechen zu besetzen, und die Finanzen den Armeniern aus den Händen nehmen.

Die Straßen um die Basars her sind von Handwerkern bewohnt, deren Werkstätten ebenso nach der Straße offen sind, wie die Läden der Krämer. Hier arbeitet ein Schneider, dort ein Schmidt, hier zieht der Bäcker ein Röstelbrett aus dem im Hintergrunde des Ladens befindlichen Ofenmunde und legt das Gebäck dampfend vor die Kunden hin, dort sehen wir einen einzelnen Arbeiter mittelst einer sehr primitiven Vorrichtung die Baumwolle lockern. Wenn ich durch diese Gassen ging, fiel mir immer wieder die Rede Mr. Cobdens ein, in der ausgeführt wird, daß England die Russen lieber am Bosporus sehen müßte als die Türken, und die mit dem gewöhnlichen Refrain des Redners schließt: you may depend upon, verlassen Sie sich darauf, ich bin dagewesen. Ich hatte immer

einen Erklärungsgrund für seinen Haß gegen die Türken gesehen; seit ich aber selbst „da gewesen", weiß ich noch einen zweiten. Wie der Musterreiter einen Bauernstand mit einfachen Sitten haßt, so muß Mr. Cobden, der ein Musterreiter en gros ist, eine Bevölkerung hassen mit wenig Bedürfnissen, viel häuslicher Industrie, unveränderlicher Tracht und festen Sitten. Die Kerle konsumiren nicht, geben keine Aufträge; man kann in nichts machen mit ihnen. Wenn ich aber Mr. Cobden in Gedanken vor eine türkische Werkstatt versetzte, so konnte ich mir vorstellen — und ich mache ihm ein Kompliment damit — daß noch etwas anderes ihn verdrießen müßte. Dieser türkische Baumwollenfabrikant arbeitet mit der Hülfe eines einzigen Lehrlings, den er als Mitglied der Familie behandelt. Sie stehen mit der Sonne auf, verrichten ihr Morgengebet, arbeiten den Tag in dieser offenen Werkstatt, in welche die Luft weht und die Sonne scheint, mögen einen Augenblick rasten und zusehen, was der Nachbar gegenüber treibt, und welches Stück Menschengeschichte sich auf der Straße zuträgt, genießen ihr einfaches Mahl mit Wasser oder Scherbet und gehen mit der Sonne zur Ruh', müde und zufrieden. Der Meister zufrieden, daß er sein Auskommen hat, der Lehrling zufrieden, daß ihm ein Gleiches nicht fehlen wird. Am Freitag werden sie ein Bad nehmen und in die Moschee gehen, die auch arme Leute aufnimmt, und ihrem Glauben dienen, an den sie glauben, und den sie jede Stunde der Woche geübt haben. Muß Mr. Cobden bei dem Anblicke nicht des englischen Baumwollenarbeiters gedacht haben, der einmal Morgens um 8, ein andermal Abends um 8 auf 10 Stunden zur Arbeit geht in ein dunstiges, schwirrendes Fabriklokal mit undurchsichtigen Fensterscheiben, um immer ein und dieselbe Handbewegung zu machen, immer denselben zehnten oder fünfzigsten Theil des Fabrikationsprozesses vorzunehmen, unbekümmert und unbekannt mit den andern 49 Theilen, der

seine Freistunden zwischen dem Schnapspalast, dem Zeitungszimmer und der Berathung über einen Strike zu theilen hat, alle Jahr einmal eine Vorlesung von Mr. Cobden über die Schriften des Thucydides, oder von Lord John Russell über die Hindernisse, welche dem Fortschritt der Civilisation entgegenstehen, zu genießen hat und Nachts davon träumt, wie er wohl das Wahlrecht erlangen und wie er wohl ein Millionär werden und wie er sich forthelfen könne, wenn eine Bankkrisis oder eine Verbesserung der Maschine ihn auf das Pflaster wirft? Muß Mr. Cobden nicht daran gedacht haben, wie oft die Tochter des Fabrikarbeiters als kleines Kind mit Opium zur Ruhe gebracht wird, als vierzehnjähriges Mädchen das elterliche Haus verläßt, eine eigene Wirthschaft anfängt und ein Konkubinat eingeht? Muß er nicht mit Mühe das Geständniß niedergekämpft haben, daß dieser Türk und sein Lehrling etwas voraus haben und etwas Großes, vor allem, was Manchester bieten kann, auch wenn alle Gesetze durchgegangen sind, mit denen Mr. Cobden und seine Freunde sich tragen? Das Geständniß muß verstimmen; aber muß die Moral dieser Verstimmung der Wunsch sein, die Türken aus der Welt zu schaffen? Daß wir zu der primitiven Industrie der Türken zurückkehren sollen, das kann auch die Moral nicht sein, und die europäischen Mächte in dem begonnenen Zerstörungsprozeß des türkischen Reiches aufhalten zu wollen, wenn die Türken selbst es nicht thun, wäre chimärisch. Doch ließen sich dieser Werkstatt, vor der wir stehen, fruchtbare Gedanken abgewinnen, fruchtbar nach beiden Seiten, für den Orient und für Europa.

7. Das Haus.

Die Häuser, auch der Vornehmen, sind von Fachwerk gebaut und nach der Straße zu ohne architektonischen Schmuck.

In dem Erdgeschoß sind entweder gar keine Fenster oder sie liegen acht bis zehn Fuß über der Erde. Das erste und die folgenden Stockwerke springen entweder der ganzen Länge nach um einige Fuß vor, wie die alten Holzhäuser in Norddeutschland, in Frankfurt am Main und in den wenigen von dem großen Brande verschonten Punkten des alten London; oder es sind wenigstens die beiden Ecken wie flankirende Thürme oder Risalite herausgebaut. Die oberen Fenster sind zuweilen ganz, zuweilen zur Hälfte mit einem Gitterwerk von leichten Latten, die den beiden Diagonalen des Fensters parallel laufen, von außen, aber nicht von innen undurchsichtig gemacht. Wo die Oertlichkeit es irgend gestattet, sind in den Giebelseiten und den überhängenden Erkern Fenster angebracht, welche die Straße bestreichen. Gehört das Haus einem wohlhabenden Manne, so liegt es gewiß so, daß die Rückseite eine weite Aussicht beherrscht. Wenn ich auf meinen Wanderungen durch die Umgegend in der Ferne einen Punkt ermittelt hatte, der einen guten Umblick versprach, so fand ich ihn in der Regel durch ein Haus mit weitläuftigen Gartenmauern eingenommen und für mich versperrt. Gärten mit sprudelnden Wassern und Aussicht auf Land und Meer sind die wahren Elemente des Kehf, von dem durch vielgelesene Reisebeschreibungen eine ganz falsche Vorstellung verbreitet worden ist. Mr. Senior will von einem Pascha gehört haben, daß Kehf die behagliche Träumerei nach einer guten Mahlzeit bedeute, ein Verdauungsfieber, verschönert durch die Phantasiebilder reizender Weiber. Mr. Senior hat nicht recht gehört oder nicht recht gefragt. Die Mahlzeit ist ganz zu entbehren zum Kehf; die Frauenbilder werden sich dem einstellen, der sich überhaupt mit ihnen beschäftigt; das Wesen des Kehf aber ist der ruhige Naturgenuß oder der Genuß einer ruhigen Natur, nicht des Sonnenaufganges, der zur Thätigkeit anregt, nicht des Sonnenunterganges, der wehmüthig stimmt,

nicht des Herbstwindes, der die Wolken jagt und die Bäume schüttelt, nicht des schäumenden, brausenden Meeres, sondern dessen was still und zugleich weit und heiter ist in der Natur.

In den größeren Häusern wird das ganze Erdgeschoß von einem Flure eingenommen, der außer den kleinen Fenstern gegen die Straße hin sein Licht durch ein größeres empfängt, das dem Eingange gerade gegenüber liegt, den ganzen Absatz der Treppe einzunehmen pflegt und halb in die erste Etage hineinreicht. Das giebt nach hinten zu eine unregelmäßige Fronte, Fenster in verschiedener Höhe; aber der Türke geht von dem verständigen Grundsatze aus, daß das Haus zum Wohnen, nicht zum Ansehen ist. Den Eingang in diesen Flur bildet in der Regel ein zweiflügliger Thorweg; der Fußboden ist gepflastert, denn die Halle nimmt die Fuhrwerke und Reitpferde der Besucher auf. Zu beiden Seiten der Treppe liegen Zimmer für die niedere Dienerschaft.

Das Haus selbst zerfällt bekanntlich in zwei Abtheilungen, das S e l a m l i k, das heißt die Gemächer, in denen der Hausherr Besuche empfängt, und den H a r e m, das γυναικεῖον der Griechen, das F r a u e n z i m m e r der Deutschen. Diese deutsche Uebersetzung beseitigt am einfachsten die sonderbaren Vorstellungen von dem Harem, die aus Weihnachtspantomimen, aus Byrons Don Juan und ähnlichen Werken hergenommen sind, den Saal voller Cirkassierinnen, unter die der Hausherr sein Schnupftuch schleudert. Es ist noch nicht so lange her, daß auch in Deutschland das weibliche Geschlecht im Hause sich streng gesondert hielt. Frauenzimmer bedeutete ursprünglich nur die Gemächer oder das Gemach der Frauen; dann bildlich die Bewohnerinnen dieser Gemächer — „die Königin mit ihrem Frauenzimmer" und „das Frauenzimmer den Helden lobt", im Theuerdank. Erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts scheint der Gebrauch aufgekommen zu sein, eine einzelne Frauensperson damit zu bezeich-

nen; die älteste Autorität, die man dafür zu geben pflegt, ist Opitz. Harem, weit entfernt, einen Ort des Wohllebens, einen Schauplatz sinnlicher Lust zu bedeuten, ist nach der Etymologie des Wortes und nach den Vorstellungen, die sich in ihr ausdrücken, das Unnahbare, das Unnennbare, das Geheiligte. Es widerstrebt dem Gefühl des Orientalen, von den Frauen, der Gattin, der Tochter, der Schwester, zu sprechen; er erwähnt ihrer in Umschreibungen und Bildern, er nennt ihren Aufenthalt das Sanktum des Hauses. Das Harem ist bewohnt von der Mutter des Hausherrn, dafern sie verwittwet, von seinen Schwestern, die vaterlos und noch nicht verheirathet sind, von seinen Töchtern, von seinen Söhnen bis zum achten Jahre, von seiner Frau oder seinen Frauen, wenn er deren mehre hat. Das Gesetz erlaubt ihm vier; aber eine Frau ist in der Türkei ein ebenso kostbarer Luxus wie im Abendlande, ja noch kostbarer. Sie muß dem Vater, Bruder oder Vormund, in dessen Obhut sie steht, abgekauft werden, wie überall im Alterthum. Sie verlangt, auch wenn sie nicht die einzige ist, einen vollständigen Haushalt, Zimmer, Dienerschaft, Equipage, für sich, besucht und sieht die andern Frauen, wenn sie sich mit ihnen verträgt; wo nicht, nicht. Es ist von selbst klar, daß nur sehr wenig Männer einen solchen vervielfachten Aufwand bestreiten können, und faktisch ist die Vielweiberei, über die soviel deklamirt und philosophirt wird, in der Türkei nicht verbreiteter, wahrscheinlich weniger verbreitet, als die Maitressenwirthschaft verheiratheter Männer in europäischen Hauptstädten. Die Londoner Harems stehen in den hübschen Gärten in St. John's Wood und in ähnlichen Quartieren. Ja, während in London die Vielweiberei unter getrennten Dächern mit dem wachsenden Reichthum wächst, geht in der Türkei die Richtung der Sitte entschieden auf Verminderung der Polygamie. Die meisten Türken danken Gott, wenn sie Eine Frau erschwungen. Viele

können es nicht einmal dahin bringen und behelfen sich mit einem durch das Gesetz geregelten, dem römischen sehr ähnlichen Konkubinat. Sie kaufen eine Sklavin, die ihnen das Haus versieht und von Rechtswegen frei wird, sobald der Herr ein von ihr geborenes Kind durch Erklärung vor dem Kadi legitimirt. Der Harem des dürftigen Handwerkers besteht in dem Zimmer hinter oder über seiner Werkstatt, die ihm zugleich das Selamlik ist; und wir können uns wohl ohne einen Blick hinein vorstellen, daß es nicht mit „orientalischem Luxus" ausgestattet sein wird. Bei der Gleichmäßigkeit und Festigkeit der Sitten läßt sich annehmen, und es ist mir von europäischen Aerzten bestätigt worden, daß die Einrichtung der Frauengemächer bei Reich und Arm im Wesentlichen dieselbe und nur durch die Kostbarkeit der Stoffe verschieden ist. Auf dem Fußboden ein prächtiger Teppich oder eine bescheidene Matte; an den Wänden umher breite niedrige Divans, mit Pferdehaar oder Stroh gestopft, mit einem weichen, sammetartigen Wollentuch oder einfachem Zwillich, aber stets roth bezogen, auf denen man am Tage mit untergeschlagenen Beinen sitzt, des Nachts unter Decken oder Pelzen schläft. Dazu im Sommer blühende Gewächse, im Winter das Mangal, eine Vase von Bronze oder Kupfer mit Holzkohlen gefüllt. An kalten Wintermorgen sieht man die Diener in den Straßen die Kohlen vermittelst eines Fächers abblasen, bis das letzte Flämmchen verschwunden ist; und wenn eine Damengesellschaft sich's recht mollig machen will, so lagert sie sich auf hufeisenförmig zusammengestellten Divans, stellt ein Mangal in die Mitte und bedeckt es mit einem großen Teppich oder Tischtuch, das jede der Schönen bis an die Brust heraufzieht, gerade, wie es die Frauen der Boers am Kap, also wahrscheinlich die Holländerinnen auch, mit dem Feuerstübchen machen.

Die Behauptung, daß die türkischen Frauen ihre Zeit mit

Nichtsthun oder mit frivolen Beschäftigungen hinbringen, ist wahr und falsch, gerade wie dieselbe Behauptung von den Londoner, Pariser, Berliner Damen sein würde. Manche haben Hang zum Nichtsthun, manche haben die Mittel, den Hang zu befriedigen; manche, die meisten, haben weder das Eine noch das Andere. Im-Allgemeinen müssen die türkischen Frauen arbeitsamer sein als die europäischen, aus zwei Gründen: sie haben weniger Zerstreuungen und mehr zu thun. Hundert Gegenstände, die man bei uns aus dem Laden holt, werden dort im Harem gemacht, zum Abscheu Mr. Cobdens und jeglichen Musterreiters — Backwerk, eingemachte Früchte, Konfitüren, Gespinnste, Gewebe, Färberei, Stickerei, Schneiderei. In manchen Zweigen sind die Erzeugnisse dieser häuslichen Industrie viel vollkommener als die Waare, die man in den Basars findet. Ich verdanke es einem glücklichen Zufall, einiges davon gesehen zu haben, namentlich ein paar Tücher von der Größe von Kaffeeservietten, an denen die Zeichnung und Farbenzusammenstellung ebenso bewundernswürdig, als die Technik des Färbens für mich unbegreiflich war. Das Muster des einen bestand aus zwei Ranken oder halben Kränzen, mit einer Bandschleife zusammengebunden. Ich habe viel Museen und zwei Weltausstellungen gesehen und an der Hand von Kennern, die einen mit einem Worte mehr lehren als Bücher mit hundert Seiten; und ich weiß mich frei von jeder Eingenommenheit, wenn ich sage, daß mit dem Muster ein Eleve der Kunstschule in Kensington den ersten Preis gewinnen, ein Fabrikant sein Glück machen würde. Das Tuch war jedenfalls das Werk einer feinen, weißen Hand, durch das Bad und mit Gasuhl gepflegt; zu der Hand gehörte wahrscheinlich ein hübsches Gesicht; wie es wohl in dem Köpfchen ausgesehen haben mag? Das Muster setzt bei der Zeichnerin etwas voraus, für das wir um einen Ausdruck verlegen sind. Bildung mögen wir es und dürfen

wir es auch nicht gut nennen. Bildung, wie die Ableitung des Wortes lehrt, ist das Erzeugniß einer von außen an den Geist herangebrachten Arbeit, sei es die Arbeit eines andern oder des zu Bildenden selbst. Die Haremsbewohnerinnen haben keine Museen gesehen, keine Vorträge über Aesthetik und Farbenlehre gehört, keinen systematischen Zeichenunterricht genossen, keine illustirte Zeitung gelesen. Sie haben die Blumen gesehen, die im Feld und Garten wachsen, und Tücher, die ihre Mütter gemacht; sie haben ein Gefühl für die Gestalt, ein Auge für die Farben und den Sinn, der in der bildlichen Darstellung, die nicht sich selbst Zweck ist wie im Gemälde, sondern zur Verzierung dient die richtige Mitte zu halten weiß zwischen der naturgetreuen Nachahmung und der Harmonie mit dem Gebrauch, der Bestimmung des verzierten Gegenstandes. Unsere schöne Rezia würde nicht ein Halstuch mit Nesseln, einen Schleier mit Dornen, einen Fenstervorhang mit Kaffeemühlen und Bratspießen, ein Hemdenzeug mit Infanterie, Kavallerie und Artillerie, ein Jabot mit Rennpferden bedrucken, wie gewisse englische Fabrikanten zur pariser Ausstellung gethan, keine der entsetzlichen Geschmacklosigkeiten in Weberei, Töpferei und Metallarbeit begehen, die den Engländern von Ruskin, Redgrave und andern Reformatoren mit Keulenschlägen ausgetrieben werden müssen. Doch hat Niemand ihr gesagt, Niemand sie gelehrt, solchen Fehler vermeiden. Sie vermeidet ihn auch nicht, das heißt sie unterläßt ihn nicht mit Bewußtsein; er kommt ihr gar nicht in den Sinn, er ist wider ihre Natur. Ein solcher natürlicher Sinn des Schicklichen, des Zierlichen, des Schönen in der Kunst läßt auf einen ähnlichen Sinn des ganzen Wesens schließen, eben weil er nicht von außen hineingebracht, sondern mit der Entwickelung des ganzen Wesens aufgewachsen ist. Solche Frauen, in den höhern Ständen mit einer Kenntniß der arabischen und persischen Poesie, in allen mit ein wenig einfacher Musik,

aber ohne eine Spur von den Kenntnissen, Hebräisch und Fortifikationslehre einbegriffen, die von first rate governesses in der „Times“ gefordert und ausgeboten werden, mögen für den Europäer vielleicht sehr langweilig sein, vielleicht sehr anziehend. Die Frage ist nicht zu entscheiden ohne Versuche, und deren sind wenige gemacht, können wenige gemacht sein, weil der Europäer zu erklären hätte, daß er nicht an seinen Katechismus glaube, eine Erklärung, die er wohl in der Weinstube, aber nicht vor einem Mufti abgeben will. Vielleicht steckt in den orientalischen Frauen etwas von dem, was das 18. Jahrhundert suchte und in Kotzebue's Gurli — so heißt sie ja wohl — zu finden meinte. Jedenfalls würde mancher Europäer die Verfasserin des Tuches mit den beiden Arabesken den Frauen der Paschas in Stambul vorziehen, die sich mit Champagner, Paul de Kock und den Ladenhütern der Pariser Magazine bilden und auf der Chaussee nach Therapia durch ihre Gazeschleier koquettiren.

Endlich noch ein Wort über die Sklaverei, wie wir ein in der Türkei bestehendes, eigenthümliches Verhältniß der Unfreiheit, in Ermangelung eines andern Wortes und zur großen Verwirrung der Begriffe einmal nennen. Wohl das grellste Beispiel von Verwirrung, welches der Graf Clarendon gegeben hat, indem er der türkischen Regierung zusetzte, die Ausfuhr der schloeweißen Cirkassierinnen nach Konstantinopel zu hemmen, und sich dabei auf die Erklärung der zum Wiener Kongreß versammelten Mächte berief, die im französischen Text gegen die traite des noirs, den Handel mit Schwarzen, gerichtet ist. Das türkische Sklavenverhältniß hat manche Aehnlichkeiten mit dem römischen, ist aber viel günstiger für den Sklaven, als dieses selbst in der mildesten Form und unter den christlichen Kaisern geworden war. Der Prophet sagt: „nähre deine Sklaven mit der Nahrung, die du genießest, kleide sie mit den

Kleidern, die du trägst, und befiehl ihnen nicht zu thun, was sie zu thun außer Stande sind." Ein andermal: „Ein Mann, der seinen Sklaven schlecht behandelt, wird nicht in das Paradies eingehen!" Und wieder: „Wer die Trennung von Mutter und Kind verursacht durch Verkaufen oder Weggeben, den wird Gott am Tage der Auferstehung von seinen Verwandten trennen." Und es ist wohl zu beachten, daß bei den Muselmännern das Gebot des Propheten mehr zu sagen hat, als bei den wohllöblichen Christen die Bibel. Es gilt nicht blos am Feiertag, nicht blos in der Moschee, nicht blos in foro conscientiae, sondern auch am Werkeltage, auch im bürgerlichen Leben, auch vor Gericht. Der Herr darf nicht im Concubinat leben mit zwei oder mehr Sklavinnen, die in einem Verwandtschafts-Verhältniß stehen, welches ihm verbieten würde, sie zu heirathen, z. B. nicht mit zwei Schwestern. Die Freilassung kann geschehen, entweder durch eine schriftliche Urkunde oder durch mündliche Erklärung vor Zeugen, oder mittelst eines Loskaufsvertrages mit dem Sklaven selbst, oder durch Testament. Das Versprechen testamentarischer Freilassung, wenn einmal gegeben, hindert den Herrn, den Sklaven zu verkaufen. Legitimirt der Herr ein Kind der Sklavin, so wird sie bei seinem Tode ipso jure frei. In den Familien reicher Leute werden Sklavinnen häufig als Gespielinnen der Töchter und ganz gleich ihnen erzogen. Einen Sklaven, der lange in der Familie gewesen, zu verkaufen, gilt als nicht anständig.

Es bleibt nur noch einiges zu beschreiben, was ich gesehen, und einiges, was ich nicht gesehen habe.

Das türkische Bad ist im Wesentlichen das römische, in den Formen aber ist manches anders. Die Türken fanden die Einrichtung im oströmischen Reiche vor; es mag aber sein, daß sie die Sitte schon mitbrachten. Herodot erzählt von den Scythen, daß sie kleine Zelte von Fellen bauen, heiße Steine

und ein gewisses Kraut hineinthun und dann hineinkriechen und „vor Wohlbehagen jauchzen". Auch ist das Bad mit den türkischen Gebräuchen enger verwebt als irgend etwas, was sie erst in Europa angenommen haben: das Brautgeschenk sind Pantoffeln und Badehandtücher. Das Gebäude besteht aus einem kleinen Dome mit vier Capellchen daran, sehr massiv gebaut, und durch kleine rosettenförmige Fenster in den Kuppeln matt erleuchtet. In Verbindung damit steht ein größeres, leichter aufgeführtes Gebäude, in das der Badegast eintritt. Es bildet eine viereckige Halle, auch von oben, aber stärker beleuchtet, mit zwei oder mehr Reihen von Gallerien oder Logen rings umher. Man legt die Schuhe ab, steigt zu einer der Gallerien hinauf und erhält ein Ruhebett angewiesen, auf dem man die Kleider ablegt. Ein Diener bringt ein Paar hölzerne Sandalen, einen Schurz und ein Laken, das wie ein Mantel umgeschlagen wird. So angethan begiebt man sich in ein Vorzimmer, wo das Laken abgenommen wird, und dann in den heißen Raum, den Dom, der durch unterirdische Züge erwärmt ist. In der Mitte befindet sich eine aus solidem Mauerwerk gebildete, etwa zwei Fuß hohe Plattform, die natürlich weniger heiß ist, als die unmittelbar über den Zügen liegenden Marmorplatten des Fußbodens. Auf ihr nimmt man zunächst seinen Platz. Will die Transpiration sich nicht einstellen, oder findet man Gefallen an der Hitze, so sucht man sich einen wärmeren Platz. Sind die Poren gehörig geöffnet, die Haut erweicht, so folgt das Schampuiren. Man streckt sich auf die Plattform und ein Diener unterwirft ein Glied nach dem andern einer Manipulation, die darauf berechnet ist, die todte Epidermis zu zerreißen, und damit endet, daß eine mehr oder minder beträchtliche Masse derselben losgerieben wird. Bei jemandem, der zum erstenmale in seinem Leben das Bad gebraucht, geht die abgestorbene Oberhaut gewöhnlich so leicht und so reichlich los wie das Papier eines Bücherdeckels, der

über Nacht im Regen gelegen hat. Darauf wird man in eines der Kapellchen geführt und setzt sich auf die Steinstufen nieder neben einem an der Wand befestigten Steinbecken, das natürlich wie ein Taufbecken aussieht und durch einen Krahn mit heißem Wasser gefüllt wird. Alle diese dampfenden Becken erhalten die Luft feucht, ohne sie, bei der hohen Temperatur, mit sichtbaren oder gar mit beschwerlichen Dünsten zu füllen. Der Diener bringt eine große kupferne Füllkelle, ein Stück Seife von der Insel Candia, einen aus Ziegenhaar gewebten Handschuh und ein Bündel weicher Palmfasern, Liff genannt, und wäscht, seift, scheuert und begießt ohne Ende, das Wasser nach und nach erkältend. In Privathäusern kommen noch allerlei Luxusartikel hinzu, namentlich Kia, ein flockiger, schwammiger Stoff aus ungesponnener Seide, und allerlei Essenzen. In dem kühleren Vorzimmer wird man abgetrocknet, nicht mit einem Leinentuch, das für das Wasser weniger Anziehung hat, als die von jedem Fetttheilchen gereinigte Haut, auch nicht vermittelst Reibens, sondern mit einem dicken, baumwollenen Handtuch, das dem aufgeschnittenen Sammt gleicht, das heißt, dicht mit kleinen Schleifen und Oesen besetzt ist und, gegen die Haut gedrückt, die Feuchtigkeit mit seinen lockern Fäden auffaugt. Hat man sich vorhin gesagt: jetzt fühle ich mich zum erstenmale reingewaschen, so sagt man sich nun: jetzt weiß ich, was es ist, sich trocknen. Mit einem frischen Schurz, einem Handtuch, turbanartig um den Kopf gewunden, und zwei andern um die Schultern geschlagen, kehrt man in die Halle zu dem Ruhebette zurück, neben dem die Kleider in ein Tuch eingeschlagen liegen, und wird mit einer leichten Decke zugedeckt.

So liegt man und sieht durch das einfallende Licht in der Decke

> Die Wolken ziehen
> Ueber die alte Stadtmauer hin,

fragt ihnen ab, woher sie kommen, und wohin sie gehen, und

wer Grüße zu bestellen hat, giebt ihnen wahrscheinlich welche mit. Die Fenster stehen ein wenig offen; hin und wieder streicht ein frisches Lüftchen über die Stirne. Der Diener bringt einen kleinen Becher mit Kaffee und einen Tschibuk. Zögernd drehen sich die Rauchwölkchen, bis sie, von dem Zuge ergriffen, schneller und schneller dem Freien zueilen. Einige klimmen über die Höhen, andere schwimmen über die Seen, andere schweben; alle zum Leben, alle zur Ferne. Dem körperlichen Wohlgefühl und der göttlichen Faulheit des Geistes, dem Bewußtsein von Kraft zu allem und der zufriedenen Unlust zu irgend etwas, weiß ich nichts zu vergleichen als den Zustand, wenn man unter einer heißen Sonne und in einem frischen Winde am Meeresstrande liegt. —

Nach und nach entledigt man sich der Decken und Tücher und endlich muß man sich auch wieder einmal anziehen. Es ist gut, vorher noch einige Zeit im Freien, am Besten im Winde zuzubringen. Die ganze Behandlung ist in Constantinopel, besonders in neuerer Zeit, sehr mild geworden. In den Provinzen wird das Schampuiren härter betrieben, ist das Abkühlungszimmer oben ganz offen. Die „junge Türkei", ein erbärmlicher Abklatsch von der Giovane Italia, einst auch in Deutschland abgeklatscht, wird auch darin den Sitten der Väter untreu und fängt an, das Bad zu verachten. Sie trinkt statt dessen Schnaps. Den Frauen vertritt das Bad die Stelle der Kaffeekränzchen und Bonstonpartien. Bekannte geben sich da Rendezvous, nehmen sich einen Korb mit leichten Erfrischungen mit und verbringen oft den größeren Theil des Tages in dem Kühlzimmer in Geplauder, während ihre Dienerinnen ihnen das Haar flechten, salben, schmücken und andere Toilettendienste leisten. Jedem Muselmann ist das Bad zugänglich; selbst für den Bettler sorgen milde Stiftungen. An bestimmten Tagen im Jahre bleibt es den Menschen geschlossen und den Genien vorbehalten, denen

der Aufenthalt durch Räucherwerk angenehm gemacht wird. Diese Wesen sind ein wesentliches Stück in dem Glauben des gemeinen Türken, stehen aber nicht so hoch wie die Untergötter anderer Olympe, reichen nicht so nahe an den einen Gott heran.

In England hat das Bad schon feste Wurzel geschlagen und wird in einem Menschenalter wahrscheinlich zu den Bedürfnissen des Lebens gehören, wie es mit einer andern von den Türken entlehnten Einrichtung längst in ganz Europa der Fall ist, mit dem Kaffeehause. Treten wir in eines, nicht in Pera, wo wir in ein griechisches, russisches, deutsches, französisches, polnisches, italienisches oder weiß der Himmel was für eins gerathen könnten, sondern tief in Stambul. Es thut uns Niemand etwas zu Leide. Rund um das Zimmer laufen Divans, vielleicht gut gepolstert, vielleicht aus einem Brett mit einem Stück Teppich darauf bestehend, vielleicht mit einer Rücklehne, vielleicht nicht, aber in jedem Falle so breit, daß man bequem mit untergeschlagenen Beinen darauf sitzen kann. Tische fehlen, in den besseren Localen aber wird man ein niedriges hölzernes Tabouret, nicht höher als der Divan, vor den Besucher setzen. In den Kaffeehäusern in Constantinopel sind fast allgemein die europäischen Tassen angenommen, weil sie billiger sind. In Privathäusern sieht man noch die türkische Tasse, von der Gestalt einer Eischale, der das spitze Ende abgeschlagen, aus einem sehr feinen Porzellan und in einem silbernen Becherchen ruhend; dort behält man die Tasse in der Hand, und der Diener, der sie gebracht, wartet bis sie geleert ist. Im Kaffeehause stellt man sie neben sich auf den Sitz oder auf das Tabouret. Das Getränk ist schwarz, stark versüßt und „hat einige Kaffeekörner auf dem Boden", so berichtet jeder, der türkischen Kaffee getrunken. Leider ist die Sache damit nicht gemacht, daß man einige Körner in die Tasse wirft. Der Prozeß, durch den sie hineinkommen, ist weitläuftig und subtil, und obgleich ich ihn genau kenne, bin ich

durch wiederholte Versuche doch erst zu einer Annäherung an das Resultat gekommen. Ganz erreichen läßt es sich nie ohne Holzfeuer — eine Behauptung, über die viele lachen werden, nur die Kochkünstler in England nicht, die sehr wohl wissen, daß sie die besten Gerichte der altfranzösischen Küche nicht herstellen können, weil sie keine Holzkohlen haben. Auch die Geräthschaften müßte man eigens machen lassen. Und wenn alle Voraussetzungen zugegeben wären, würde man doch wahrscheinlich den türkischen Kaffee so wenig nachmachen können, wie die Armstrongsche Kanone. Solche Handwerke haben ihr Geheimniß, das sich nicht lehren, nicht lernen läßt. Auch in Constantinopel findet man den Kaffee nicht überall wie er sein soll. In der Vollkommenheit ist er stark, hat aber wenig Körper, wie man vom Weine sagt; regt das Gehirn an, geht aber nicht in's Blut. Er schmeckt, wie frisch gebrannter Kaffee riecht. Es giebt solche Vertauschungen oder Congruenzen der beiden Sinne; Oliven, wenn gehörig, das heißt in Salzwasser gehalten, schmecken, wie Rosen riechen; die Angelica schmeckt, wie Fichtenknospen schmecken müßten, wenn ihr Geschmack dem Geruche entspräche, und von einem Rheinweine, dessen Namen ich vergessen habe, wird jeder sagen müssen, daß er nach Mäusen schmecke, obgleich doch Niemand Mäuse gekostet hat. Lauter Beweise für die Ansicht älterer lateinisch schreibender Aerzte, daß es überhaupt im menschlichen Körper nur Einen Sinn gäbe, den sensus communis, aus dem sprachlich ein gemeinschaftlicher Sinn in der menschlichen Gesellschaft geworden ist, der sens commun und common sense, den wir Deutschen merkwürdiger Weise nicht übersetzen können.

Zu dem Kaffee wird geraucht. Entweder ein Tschibuk, eine lange Pfeife mit Weichselrohr, Bernsteinspitze und einfachem rothen Kopf, auch wenn übrigens die Pfeife noch so kostbar ist noch so reich verziert. Der Alte, dem das Pfeifchen schmeckt,

erzählt eine Jagdgeschichte; sein „Türkenkopf mit goldnem Reifchen“ war nicht „bei Belgrad einem Bassen“ abgenommen — schon darum nicht, weil den Muselmännern die Nachbildung der menschlichen und der göttlichen Gestalt untersagt ist. Der Tschibuk, den der Wirth liefert, wird mit türkischem Tabak gefüllt, dessen bessere Sorten ganz vorzüglich, aber sehr theuer sind und gar nicht nach Europa kommen, wenigstens nicht nach London. Der Kopf ruht auf der Erde in einem Messingteller, der den Teppich gegen abfallende Funken schützt. Oder man raucht ein Narghile. Eine solche Wasserpfeife besteht aus einer Flasche oder Urne von weißem oder blauem Glase, halb mit Wasser, zuweilen parfümirtem Wasser gefüllt. Durch den festschließenden Pfropfen geht eine senkrechte Metallröhre, die unten bis unter die Oberfläche des Wassers hinabreicht und sich oben zu einer kleinen Schale erweitert, die den Taback und eine glimmende Holzkohle aufnimmt. An der Seite der Flasche, oberhalb des Wassers, ist der Schlauch angesetzt. Indem man saugt, verdünnt sich die Luft in der Flasche; die atmosphärische Luft sucht also einzudringen, was sie nicht anders kann, als indem sie durch den brennenden Tabak die Röhre hinabgeht und in der Gestalt einer rauchgefüllten Blase durch das Wasser emporsteigt. Indem ich den Hergang beschreibe, kommen mir einige physikalische Bedenken dagegen; ich sehe wohl, daß bei fortgesetztem Saugen die Luft das Wasser endlich ganz aus der Röhre verdrängen muß; aber ich verstehe nicht, was sie bewegt, in das Wasser hinabzusteigen, was sie doch thun muß, um um den Rand der Röhre herumzukommen und in dem Wasser aufzusteigen. Genug, sie thut es, und brodelt mit einem gurgelnden Geräusche auf. Das Saugen erfordert eine erhebliche Anstrengung der Lungen und wird daher nicht so schnell wiederholt als beim Rauchen aus einer Pfeife. Wenn mehrere Narghiles in demselben Zimmer im Gange sind, jede mit einer kleinen Nüance des Geräusches,

jede in einem besondern Tempo, je nach dem Temperament des Rauchers, so entsteht ein Concert, das für mich etwas unwiderstehlich Lächerliches hatte. Für diese Pfeifen eignet der türkische Tabak sich nicht; man füllt sie mit einem persischen Taback, Tombacki, der dem Varinas in Blättern gleicht, und legt eine Holzkohle darauf. Bei gutem Wetter trägt der Raucher sein Narghile auf die Straße und setzt sich auf ein Fußbänkchen oder kauert nieder — eine Position, die den Orientalen viel geläufiger ist als uns. Der Europäer raucht während der Arbeit und im Gehen; für den Türken ist das Rauchen eine Beschäftigung, die jede andere ausschließt. Bei dem Tschibuk, mehr noch bei der Wasserpfeife kann man nichts thun, was die Hände oder eine Bewegung des Körpers erforderte. Man wechselt hin und wieder ein Wort und träumt. Man genießt kehf.

8. Abdul Meschid und Mahmud der Große.

Es war Freitag, und Stadt und Himmel sahen sonntäglich aus. Es gab ein angenehmes Gefühl, zu wissen, daß jeder Muselmann, dem man begegnete, am Morgen eine Reinigung durchgemacht hatte, wie Millionen von Europäern nicht einmal in ihrem Leben. Man stand mit Vergnügen hart neben einem türkischen Tagelöhner, man vermied die Berührung mit Brüdern und Schwestern in Christo, die im Verdacht stehen, nur zu waschen, was man sieht. Wo wird der Sultan heute sein Mittagsgebet verrichten? fragte ich den Dolmetscher; in der Zeitung hatte es nicht gestanden. Der Mann tauchte in das Gedränge und kam nach wenigen Minuten zurück mit der Antwort: in der Moschee von Dolman Baktscheh. Wie hast Du das erfahren? fragte ich. „Sie wissen es," erwiederte er, Sie wissen Alles im Orient, ohne Zeitungen. Weiter südlich, in Syrien,

Mesopotamien, Persien, Hindostan gehen in den Städten die Nachrichten von Dach zu Dach. Das ist der Sinn der wahrscheinlich falsch übersetzten, jedenfalls falsch angewandten biblischen Redensart von dem Predigen von den Dächern. Es ist damit nicht gemeint, daß einer zur Bodenluke hinausschaut oder gar auf der Firste des Daches reitet und dem souverainen Volk unten in der Gasse eine Rede hält, sondern daß die Nachbarn, die auf den flachen Dächern die Abendkühle genießen, einander die Nachricht mittheilen. Und die Nachricht leidet auf dem Wege nicht, die langen Ohren werden nicht zum Hasenkopf; denn wenn der Orientale Märchen erzählen will, so erzählt er eben Märchen: das ist ihm ein Geschäft für sich. Um das Bild längst verstorbener Helden legt sich wohl ein Duft von Sagen, weniger Geschichte als Poesie, weniger geglaubt als genossen; aber in der Gegenwart werden keine Helden erfunden, wie Poerio für die Constitutionellen, Garibaldi für die Gefühlvollen, Patzke für die Tugendhaften: und wenn der Orientale eine Handelsspekulation zu machen oder ein politisches Ding zu thun hat, so wird er sich nicht Raths holen bei der Dichtung.

Der Sommerpalast Dolman Baktscheh liegt am Ufer des Bosporus, nordwärts von dem Goldenen Horn, also nicht in Stambul. Er ist von einem Italiener in modernem Renaissancestyl erbaut, mit einigen maurischen Motiven in den Ornamenten. Von der Höhe angesehen, macht er mit seinem blendend weißen Stuck einen schönen Abstich gegen das blaue Wasser, das durch die Gitter der Einfahrten scheint, und gegen die violetten Gebirge des gegenüberliegenden asiatischen Ufers. Tritt man aber nahe, so wird man wie bei allen neuen Bauwerken in Constantinopel unangenehm berührt von der Liederlichkeit der Arbeit und der Vergänglichkeit des Materials. Weiter hinauf am Ufer, nach Therapia zu, steht ein Festungsthurm, den die Türken zum

Schutz des Ueberganges, gleichsam als einen Brückenkopf, erbaut hatten, ehe sie die Stadt angriffen. Vierhundert Jahre steht er da, ohne daß eine Fuge neu verstrichen wäre; und in vierhundert Jahren werden Wind und Wetter ihm nicht mehr Schaden gethan haben als bis jetzt. An den ältesten Marmorfontainen ist das Gold der Inschrift verwischt und die eiserne Schöpfkelle hat eine tiefe Furche in den Stein gerieben: aber zerstört ist nichts. An den Gebäuden ist das Alte jung und das Junge alt; und nicht nur an den Gebäuden, es ist dasselbe an den Sitten und Institutionen. Mahmud der Große fühlte das, sann schweigend und erkannte die Wurzel alles Uebels in den Janitscharen. Die Janitscharen bestanden, hatten bestanden und sich sehr wohl dabei befunden, kamen sich also sehr conservativ vor, betrachteten sich als ein Stück von Gottes Ordnung. Aber Mahmud war noch conservativer, schnitt ihnen die Köpfe ab und knüpfte seine Reformen, seine Restauration an das an, was bestanden, ehe die Neuerung der Janitscharen eingeführt war, an die Institutionen, welche die Osmanen aus ihrer Steppenheimath mitbrachten, deren Keime so unerfindlich sind, wie der Keim des ersten Grashalms, und deren Entwickelung, ohne System, ohne Doktrin, ein Reich aufgebaut, das drei Welttheile bedeckte. Mahmud machte die alten Landwehren wieder zum Kern der bewaffneten Macht. Damit verschwanden die Soldatentumulte in der Hauptstadt, um deren willen die alten Häuser in Pera mit so schweren Fenstergittern, so gewaltigen Thürflügeln verwahrt sind, damit zerbrach die eine Handhabe für ausländische Intrigue. Damit war die Bahn gebrochen zu einer bessern Verwaltung der Provinzen. Seines Werkzeugs der Unterdrückung und Erpressung beraubt, hatte der Gouverneur sich auf die Gemeinde und ihre Notabeln zu stützen. Nun die **materia peccans** entfernt war, kehrten nach und nach alle Theile,

die sie afficirt hatte, zu einem Zustande von Gesundheit zurück. Daß Mahmuds Restaurationen gut waren, dafür haben wir das Zeugniß der russischen Regierung, wider ihren Willen bekannt geworden. „Der Kaiser," schreibt Pozzo di Borgo im Winter 1828 auf 1829, „hat das türkische System auf die Probe gestellt (durch den Krieg, angeblich für die Griechen unternommen). Er hat es in dem Stadium einer physischen und moralischen Organisation gefunden, die es bisher nicht besaß. Wenn der Sultan uns einen lebhafteren und regelmäßigeren Widerstand entgegensetzen konnte, während er kaum erst die Elemente seines neuen Planes der Reform und Verbesserung um sich gesammelt hatte, wie viel furchtbarer würden wir ihn gefunden haben, wenn er Zeit gehabt hätte, dem Plane mehr Festigkeit zu geben?" Rußland hat dafür gesorgt, daß der Plan keine Festigkeit gewann. In den für die Oeffentlichkeit bestimmten Aktenstücken sprach es das Wort: „Der Islam ist aller höheren Stützpunkte beraubt." Aus den Aktenstücken ist es in die Zeitungen, in die Bücher, in die Köpfe übergegangen. Und es ist wirklich ein gutes Wort; ein Staarmatz kann es auswendig lernen, und Variationen darauf zu machen, ist leichter als Forschen und Denken und Schaffen, wie Mahmud gethan. Schwer freilich ist es, in demselben Athem zu sagen: aus dem Absterben des historischen Christenthums mit seinen Dogmen werde sich eine neue Blüthe der christlichen Völker entwickeln, und: die muhamedanischen Völker müßten untergehen, weil der Islam, der keine Dogmen hat, absterbe; schwer ist es, aber es geht. Es war Mahmud nicht vergönnt, seine Reformen zu verfolgen, Verwaltung, Rechtspflege, Finanzen auf den alten Grundlagen zu ordnen und daneben, was ja ganz verträglich, sein Volk Physik, Chemie und Technologie zu lehren. Die Diplomatie, in der der überlegene Geist, das richtigere Wissen, die bessere Schulung ebenso wie in jedem andern Lebenskreise das Uebergewicht giebt, schwankte hin und

her zwischen der Ueberzeugung, daß die Türkei untergehen müsse, und der Zuversicht, daß etwas Civilisation sie retten werde, und zwang dem Sultan von der Civilisation den Plunder auf, den Hosenschnitt, die Aktenschmiererei und die Competenzkonflikte, und seinen Ministern die französische Sprache, die ihr Denken vergiftet. Stratford, der einst richtiger gesehen, ward in seiner theologischen Bornirtheit gefangen; er kann sich nicht vorstellen, daß ein Volk nicht untergehen werde, das nicht die Bibel liest. Eine andere Großmacht wurde in einem entscheidenden Augenblick dadurch auf den falschen Weg gebracht, daß man die übertünchten christlichen Fresken der Sophia für sie kopiren ließ. Alle die Gedanken sind aus dem Stückchen schlechten Kalks gekommen, das ich abbrach, indem ich mich auf den Fries der Palastmauer stützte. Ich will es in die Tasche stecken und an den Kölner Dom abliefern, wenn ich einmal dahin komme.

Vor dem Thore saßen Leute mit Bittschriften. Dann kamen ein Dutzend Tscherkessen, eben aus ihrer letzten Bergfeste vertrieben, Gestalten, wie Könige sein sollten, an Wuchs, Haltung, Bewegungen und Manieren. Sie sind in graue Pelzröcke gekleidet, auf deren Brustklappen Hülsen für die Patronen wie Papagenoflöten aufgenäht sind, tragen lange Reiterstiefeln, hohe Mützen von schwarzem Lammfell und kostbar ausgelegte Dolche. Ein Greis, man sagte mir über 90 Jahr alt, am Stabe ist das Bild des Nestor; zum Zeichen, daß er nicht mehr ficht, sind seine Patronenhülsen leer. Sie sind gekommen, dem Sultan, der sie aufgenommen, mit einem stummen Gruße zu danken. In ihren Gehöften hausen jetzt schnapsende Kosacken, Lieutenants in Schnürleibern, vielleicht Damen in Tonnenbändern, jedenfalls ein schmieriger Pope.

Dann kommt ein Bataillon Soldaten. Die Leute stellen die Gewehre zusammen und hucken sich nieder, wenn sie Lust haben — eine Position, die lange nicht so ermüdet, wie das Stehen. Um

12 Uhr läßt sich aus dem innern Hofe des Palastes Militairmusik vernehmen, nicht Janitscharenmusik, sondern Blechinstrumente, wie wir sie haben. Das Thor wird geöffnet, der Zug marschirt heraus: voran die Spielleute, dann Hofstaatsbeamten zu Fuß, dann der Sultan, er allein zu Pferde, dann wieder Beamte; die Truppen, die Spalier gemacht und mit einer kurzen tiefen Kopfbeugung salutirt hatten, schließen sich an. Abdul-Medschid trug einen dunkelblauen Waffenrock und den Fez mit einer auszeichnenden Goldverzierung und ritt einen wunderschönen Rappen, den er fest und leicht im Zügel hielt. Sein Gesicht war edel, länger, als man es gewöhnlich bei den Türken sieht, aber trug den Ausdruck, den der Engländer mit Einem Worte sad nennt, und den wir als eine Mischung von Ernst, Trauer und Gleichgiltigkeit beschreiben müssen. Sein Bart war schwarz wie Ebenholz, wahrscheinlich dank dem wunderbaren Färbemittel, das aus Tiflis kommt. Beim Ausbruch des russischen Krieges ward auch Abdul-Medschid von dem Aufschwunge ergriffen, der die Reichen trieb, ihre Juwelen und Gespanne zu opfern, und den Landwehrmann es vergessen machte, daß sein christlicher, vom Heerdienst befreiter Nachbar ihn auskaufen werde. Er wollte die grüne Standarte des Propheten entfalten und alle Gläubigen, auch die im russischen Gebiete, aufrufen. Nesselrode wußte, was das zu bedeuten hatte, und belehrte die treuen Verbündeten des Sultans. So ernst war der Krieg nicht gemeint; er sollte nur eine Studentenpaukerei mit hohen Binden und Bandagen sein, bei der Niemand zu Schaden kommt. Die getreuen Verbündeten verbaten sich die grüne Fahne, und der Aufschwung schlug in Mißmuth um. Die Herren haben das selbst erzählt. Aber wozu noch einmal die Blaubücher abstäuben und die Stellen ausschreiben? Die Philosophen wissen ja doch alles besser; und was vermögen ein Paar Zeilen, wenn sie auch wahr sind, gegen ein Buch, wenn

es nur dick ist? Die Verschwornen, die jetzt auf den Festungen sitzen, wollten in die Fußstapfen Mahmuds treten; und wenn auch ihr Leib in Banden, ihr Geist geht um. Niemand sollte sie besser verstehen, Niemand mehr Theilnahme mit ihnen haben, als der deutsche Patriot. Aber der deutsche Patriot liest die telegraphischen Depeschen und kneipt.

Und nun noch einmal in ein Boot und nach dem Thurm von Stambul. Er ist bewohnt von Feuerwächtern, die Tag und Nacht die Gallerie umwandeln, um nach Rauch und Flammen zu spähen und durch Fahnen und Laternen die Himmelsgegend zu bezeichnen, wo Hülfe noth thut. Der Eine hatte eine Kette an Hand und Fuß, deren Gerassel mir die Stimmung verdirbt. Weshalb trägt der Mann die Kette? fragte ich den Führer auf Französisch. **Il a eu — il a été — il a fait... battaglia,** antwortete er. Der Mensch hat eine Schlägerei gehabt, und sollte dafür 14 Tage lang die Kette tragen, die seinen Dienst nicht störte, aber ihn am Ausgehen hinderte — eine Art von Hausarrest. Von dem obersten Absatz übersieht man das Panorama, das ein türkischer Dichter so beschrieben hat: ein Diamant, gefaßt in zwei Smaragden und zwei Saphiren — eine Königsstadt zwischen zwei Continenten und zwei Meeren. Nahe im Süden das Meer von Marmora wie ein glitzender Spiegel zwischen zwei auseinander laufenden Küsten und einem weiten Bogen des Horizontes; fern im Norden, zu einem schmalen Streifen zusammengedrückt, das Schwarze Meer; dazwischen der ganze Lauf des Bosporus mit seinen begleitenden Bergketten; die Felder auf der europäischen Seite im ersten Frühjahrsgrün, die Abhänge der asiatischen Küste an den Vorsprüngen in der natürlichen Farbe des röthlichen Gerölles, in den Einbuchtungen von den Schatten dunkelviolett getuscht; hinter Scutari die riesigen Cypressen, die den Weg nach Mekka bezeichnen; um den Thurm hier die sieben Hügel, dort das Tafelland von Pera, mit ihrem

Gedränge von weißen Häusern und Moscheen: und das tiefblaue Gewölbe, das soviel höher erscheint, als der bleiche Himmel Englands, ausgespannt über diesem bezaubernden und bezauberten Stückchen der Erdkruste. Die Blinden lernen Erdkunde mit Hülfe von Reliefkarten, die sie mit den Fingerspitzen ansehen. So könnten Sehende Geschichte lernen, wenn sie das Auge über die Gestade streifen ließen. „Gott kann diese Stadt nicht zugelassen haben, damit sie ein Zankapfel für die Nationen Europa's sei," sagt John Bright, entrüstet, daß der tausendjährige Schacher noch immer nicht anbrechen will trotz der Rede von Bordeaux. Dem Räthsel nachzusinnen, was seine theologische Anschauung, wenn sie ein wenig gebildeter wäre, in dem Gegensatz zwischen göttlichem Rathschluß und menschlichem Willen finden müßte, und was das philosophische Bewußtsein mit einer Einheit von Natur und Geist zu lösen strebt, ist hier der Ort. Hier steht es in Relief, auf einem kleinen Raume; in den hieroglyphischen Zügen dieser Küsten stehen Vergangenheit und Zukunft von drei Welttheilen geschrieben. Hier hat die Natur Bedingungen der Weltherrschaft gegeben, die keine Kunst, keine Gewalt, kein günstiges Verhängniß, zu beseitigen, zu ändern vermag. Unerschütterlich für Menschenkraft und Menschenwitz stehen diese Ufer, undämmbar rollen diese Wasser. Seit zwei Jahrtausenden haben diese Ufer das Kampfgetöse wiedergehallt, haben diese Wasser sich von Blut gefärbt. Aber was über den Kampf, was um den Besitz entschieden hat, war nicht das Eisen, nicht die Faust. Es waren Worte.

„Die Bürger von Byzanz mögen unverständig sein; aber ist das ein Grund, sie nicht zu retten?" donnerte Demosthenes seine Landsleute an. Aber einer hatte gesagt, es s e i ein Grund, und die Athener sagten es ihm nach. Philipp war ja auch viel zu dumm, der Barbar, es mit den intelligenten Athenern aufzunehmen, und viel zu klug, das nur zu versuchen; und war

ja viel zu arm, um Krieg zu führen, und viel zu geizig, um seine Schätze auszugeben; und hatte ja ein viel zu kleines Gebiet, um sich mit Griechenland zu messen, und ein viel zu großes Gebiet, um noch an Eroberung zu denken; und hatte ja gesagt, er wolle Frieden, und man mußte ihm doch glauben; und hatte mit Krieg gedroht, und that doch immer das Gegentheil von dem, was er sagte. Die öffentliche Meinung siegte über den Warner, und Philipp siegte über Griechenland. — Die Türken standen in dem Thurm bei Therapia: sollte die lateinische Christenheit nicht dem Kreuz zu Hülfe ziehen? Sie war bereit, wenn die Griechen ein Paar Worte in dem Katechismus ändern wollten. Die Griechen wollten nicht, und Muhamed II. ritt durch die Mauer. Wenn man hier auf diesem Raume, den der Blick umspannt, das Eine und das Andere gethan oder nicht gethan hätte, so sähe die Weltgeschichte ganz anders aus. Unbewußte Theologen sind es, die uns lehren wollen, daß alles, was geschehen, habe geschehen müssen, Vergifter des Volkes, die uns lehren, daß die Geschichte die beste Welt sei; denn ihre Darstellung der Vergangenheit giebt den Schwätzern der Gegenwart die Beruhigung, daß die Zukunft doch sein werde, wie sie muß, zerstört das Gefühl der Verantwortlichkeit. Und wieder sind es Worte, woran die Geschichte hängt, hier, überall, heute mehr als jemals, je geflügelter das Wort geworden. Es ist heute buchstäblich wahr, was die Alten von dem Siegel Salomonis, von Talisman und Zauberwort erzählen; und heute wie damals ist es leichter, den Zauber zu sprechen, als ihn zu lösen. **Kaweh?** fragt der Feuerwächter, meine Träumerei unterbrechend. **Kaweh!** sage ich und schlürfe den Schaum von dem Mokka, den er mir darreicht. **Atesch?** fragt er; **Atesch!** antwortete ich, und er bringt eine glimmende Holzkohle. Das Mittel, sich selbst zu lösen, ist Nichtreden: aber wie löst man Andere?

Am Nachmittag zogen Wolken auf, und um die Dämmerung fiel Schnee. Wie der erste, so war der letzte Blick auf Konstantinopel ein heimathlich-weihnachtlicher. Alles weiß, bis auf die tannendunkeln Cypressen der Kirchhöfe; alles zur Ruh', bis auf ein röthliches Licht in dem Thurm von Stambul.

9. Etwas Italien.

„Morgen um die Frühstückszeit sind wir im Schutze der sizilianischen Küste", hatte der galante Lieutenant tröstend zu der Kyria gesagt. Die Kyria war eine gar lustige junge Griechin mit Rabenhaar und Pfirsichhaut, die von einer der Inseln aufgestiegen war, um nach Paris zu gehen, und sich über die Wellen des adriatischen Meeres in einer Mischung von Italienisch und Griechisch schwer beklagte. Ihre Landsleute am Bord redeten sie Kyria an, was das Femininum von Kyrios ist, und Madame bedeutet, und die andern Passagiere machten es ihnen nach. Es roch schon nach Frühstück und die See war ruhiger, aber in dem dunstigen Morgen sah ich vergebens nach der Küste aus. Schwergeballte Wolken ringsum, besonders im Westen, in phantastischen Gestalten. Die eine sah wie ein schneebedecktes Gebirge aus, so natürlich, daß man sie hätte dafür halten können, wenn sie nicht viel zu hoch dazu gewesen wäre. Und sonderbar, sie behält ihre Gestalt, während die andern sich wälzen und verschieben. Jetzt geräth auch sie in Bewegung. Nicht doch! es hatten sich nur andere Wolken davor gelegt; da ist sie wieder in den alten Umrissen. Sollte sie vielleicht —? Ich mag die Frage nicht aussprechen gegen den Steuermann; er würde mich ja auslachen. Ich bitte ihn lieber um sein Perspektiv. „Ich habe den Aetna selten so beschneit gesehen," sagt er, indem er mir das Glas reicht und nach der

Wolke sieht. Die Wolke war wirklich der Aetna. So lange unser eins vom deutschen Flachlande nur den Brocken in der Nebelkappe oder die Schneekoppe in schlechter Laune gesehen, weiß er nicht, was die Worte bedeuten: ein Berg, der in die Wolken reicht. Jene beiden Spitzen sind zu niedrig und verlaufen vermittelst der Höhenzüge, die sich an sie schließen, zu allmählig im Horizonte, in der Erde. Der Aetna, ein einzelner Kegel, steigt 10,000 Fuß über dem Meere auf, das fast seinen Fuß bespült. Das Land, auf dem er ruht, erscheint erst als schmaler schwarzer Streif, während seine gewaltige Masse das Auge erfüllt, den Himmel zum Hintergrunde und die Wolken zum Gewande. Man kann es sich wohl denken, daß man ihn stundenlang anschauen würde, wenn man in seiner Nähe wohnte, und daß seine Züge sich unter dem Beschauen beleben würden. War es doch bei dem flüchtigen Vorüberfahren, als ob aus seinem ernsten Gesichte ein Zug von dem Humor heraussähe, mit dem er die kupfernen Pantoffeln des Empedokles ausspie, der sich in den Krater gestürzt hatte, um die Menschen glauben zu machen, er sei zu den Göttern entrückt.

Wir steuerten schräg auf die Küste zu und in der Meerenge verschwand der Aetna hinter den Vorbergen. Nicht lange, und wir lagen wieder im Hafen von Messina. Damals regierte Franz II. noch. Reisende durften nicht anders landen als in der Polizeistube, die zwei Thüren, eine nach der Wasserseite und eine nach der Straße, hatte. Mein Paß, von dem neapolitanischen Gesandten in Konstantinopel visirt, wurde genügend befunden. Ein Unterbeamter untersuchte den kleinen Nachtsack Stück für Stück und stieß auf ein Buch. Hastig und fest wie ein Raubthier legte er seine Kralle darauf, öffnete es, sah es an mit dem dummen Ausdruck von Leuten, die nicht lesen können, und trug es zu dem Oberbeamten. Dieser that einen Blick hinein und reichte es mir mit einer verbindlichen

Geberde zurück. Es war nicht eine Bibel, auch nicht ein Pack der Proklamationen, die, wie ich wußte, eben damals Rosolino Pilo, der furchtlose Bote der republikanischen Partei, über die Gebirge verstreute; es war ein italienisches Lexicon. Ich erwiderte die Artigkeit mit einem Lächeln, das sagen wollte: Du Stümper! er aber nahm es für den Ansatz zu einer Unterhaltung und rieth mir, welche Merkwürdigkeiten ich sehen sollte. Wir verabschiedeten uns durch die andere Thür und nach einigen Minuten saß ich auf einem Balkon, der den Hafen, die Meerenge und die Küste von Kalabrien überschaut. Saß auf einem offenen Balkon am 22. Januar. Das Zimmer nebenan hatte ein Amerikaner, den ich auf dem Schiffe kennen gelernt und der nicht ein Wort sprach als Englisch, amerikanisches Englisch, wie er mit Nachdruck zu bemerken pflegte. Er hatte in Odessa ein Schiff mit Wolle befrachtet und doch noch einen Kreditbrief auf fünfundzwanzig Tausend Pfund Sterling von Peabody in der Brieftasche. You speak English? I am an American! so hatte er sich mir vorgestellt, und America war der unausbleibliche Refrain jeder seiner Aeußerungen. This is an American watch — stopwork — American invention; und er zeigte mir eine allerdings sehr zweckmäßige Vorrichtung, durch die man die Taschenuhr anhalten, also, wenn sie voraus ist, richtig stellen kann, ohne den Zeiger zurückzudrehen. This is American cloth, American make; this port-manteau is American. Und als er von seinem Sohne daheim erzählt, unterließ er nicht hinzuzusetzen: he is an American, Sir. Wie oft habe ich im Auslande meinen Landsleuten etwas von dem Selbstgefühl, ja von der Anmaßung anderer Völker gewünscht! Die Preußen sind auch anmaßlich im Auslande, so sagt man wenigstens überall von ihnen; aber sie sind es für ihre Person, nicht für ihr Land. Ein kleiner Engländer meiner Bekanntschaft hatte einmal den ganzen Morgen gegnättert —

ich bitte das sprachliche Schönheitsgefühl des Setzers und des Lesers um Nachsicht; man kann englische Gedanken nicht deutsch ausdrücken, ohne neue Quellen unserer in dem Zeitungsdeutsch verarmenden Sprache aufzugraben — hatte also gegnättert und erklärte endlich, er sei quite miserable. Aengstlich befragt, was ihm fehle, erzählt er dem Vater in Aufregung, er habe gelesen, daß die große Glocke in Moskau größer sei, als die größte Glocke von St. Paul's; das könne doch nicht sein! Der Junge wird mit der Vorstellung aufwachsen, daß er oder ein anderer Engländer eine größere Glocke gießen müsse. Der gebildete deutsche Junge wird, wenn er von einer Glocke der edlen Franken (1830 bis 1849), der edlen Briten (1850 bis Mac Donald), der edlen Magyaren (1860 bis 1861) oder der edlen Italiener (1859 bis 1863) liest, vorweg annehmen, daß sie größer oder besser sei, als irgend eine deutsche, und sich höchstens damit trösten, daß die Evolution der Weltgeschichte Deutschland an den von dem freien Geist gesetzten Wegweisern oder Visirpfählen vorüber zur vollen Entfaltung seiner gebundenen Kräfte der Formgebung, auch in der Branche der Glockengießerei, mit fatalistischer Nothwendigkeit geleiten werde. Und kann man sich darüber wundern, daß der Junge, bis auf Mac Donald so dachte, wenn er den Alten unerschütterlich seine Versicherungen bei den Schwindelgesellschaften der hochherzigen Briten, anstatt bei den solideren und besser überwachten deutschen Gesellschaften machen sah? Der Alte war zwar oft gewarnt worden; aber wer vor etwas Englischem warnte, hatte einleuchtend nicht den richtigen Begriff von England, und wer nicht den richtigen Begriff hat, dessen Warnung ist nichts werth.

Als wir ein wenig näher bekannt geworden, gab der Amerikaner mir seine Adresse — ich will ihn Mr. Clarke nennen — und lud mich ein, ihn zu besuchen. Sie sprechen ganz gut Englisch, sagte er, so weit man in England die

Sprache lernen kann; aber in Amerika würden Sie erst sehen, was Englisch ist; **we have gone to the very depth of the language.** Ich dachte dabei an einen Kreis in London, wo wir uns zuweilen das Vergnügen machten „amerikanisch zu sprechen", und eine Dame einst den Vogel abschoß mit dem amerikanischen Verbum, das sie, der Himmel weiß wie, sich verschafft hatte: **absquattulise**, d. h. aufstehen und davongehen, von **to squat**, hocken, sich niederlassen, anbauen. Als wir uns einquartiert hatten, vermißte er zu seinem großen Verdruß sein Schreibzeug, das mit dem schweren Gepäck an Bord geblieben war. „Nehmen Sie meines aus dem Nachtsack," sagte ich, „und entschuldigen Sie, daß ich es Ihnen nicht heraussuche; ich halte es für sündlich, diese Aussicht auch nur einen Augenblick zu versäumen." Er kramte in meinem Nachtsack, zog das Schreibzeug hervor und mit ihm ein Notizbuch von sogenannten metallischen Blättern, einem künstlichen Pergament. „**Now I know all about you**", sagte er, und fuchtelte mit dem Notizbuch in der Luft umher. „Sie sind in der Presse; schlechtes Geschäft, Sir; Einer von Hundert wird reich dabei, Einer von Hundert; kommen Sie herüber nach Amerika, da liegt das Geld auf der Straße; leicht zu machen, aber schwer festzuhalten. **I tell you, I am an American**". Damit ging er an den Schreibtisch. Alle Thüren standen offen, und die beiden Balkons stießen an einander. Als er mit seinem Briefe fertig war, fing er an sich abzubürsten. Nun leihen Sie mir für das Schreibzeug die Bürste, sagte ich; ich habe meine im Koffer gelassen. „Sie werden sich doch nicht hier auf dem Balkon abbürsten?" — „Sicherlich, ich will nicht einen Strahl dieser Sonne, dieses Lichtes verlieren." Er reichte mir das Werkzeug zu und sagte: „Nehmen Sie sie in Acht; sie ist zwanzig Jahr alt; ich habe sie mir von dem ersten Gelde gekauft, das ich verdiente; **it is American make**". Ich war schon unterwegs

zuweilen ungeduldig über ihn geworden und hatte mich vor dem Beisammensein in Messina ein wenig gefürchtet. Jetzt ergab ich mich willig darein, oder doch mit dem Vorsatz, willig zu sein. Ich nahm mir vor, mich durch seinen Anblick stets daran erinnern zu lassen, daß es neben der hohen Politik eine Nationalökonomie giebt, neben dem Dintenfaß einen Kochtopf, zu dem Herzen einen Magen, und zu dem Spiritus einen unpertinenten, gebieterischen Erdenkloß. Er sollte mir der Ballast sein in der Luftgondel, der Advokatus Diaboli in diesem Paradies des Nichtsthuns, der Knochenmann zu dem Tanze. Ich bürstete geduldig, gewissenhaft, wie ein Offiziersbursche und rieb einige Staubflecke aus. Hätte er mir die Geschichte der Bürste nicht erzählt, so würde ich, während die Hand über die Kleider strich, das Auge haben über Kalabrien schweifen lassen. Er besorgte das während dessen. Als ich mein Geschäft beendigt hatte, schnalzte er viele Male mit der Zunge, wie er zu thun pflegte, um seine Verwunderung auszudrücken — ob gerade 23 Mal, wie oft Leibgeber bei einer gewissen Veranlassung auf seinen rechten Schenkel schlug, kann ich nicht sagen — und rief dann: You are quite right! Eben mit der Vorstellung beschäftigt, ob ich nicht quite wrong sei, sah ich ihn verwundert an. „You are quite right", wiederholte er, it is impossible", mit einem cyklopischen Hammerschlage von Accent auf is. „What is impossible, Mr. Clarke?" fragte ich bewildert. „The view, Sire, the view!" versetzte er. Die Aussicht ist unmöglich! Er wollte sagen: man sollte es nicht für möglich halten, daß es eine so schöne Aussicht gebe. Quinktilian und Aristoteles haben die kühne Verkürzung nicht klassifizirt; sie ist quite American.

Wir durchstreiften die Stadt und die Umgegend, und ich war immer geduldig, wenn meines Begleiters Schnalzen mir auch zuweilen that, wie ein Seitenstich, der durch einen freund-

lichen Traum fährt. Ein Traum war es in der That, und darum kann ich es nicht erzählen; denn um Träume zu behalten, muß man sich auf ein Selbstbeobachten abrichten, bei dem die Erquickung des Schlafes verloren geht. Ich hatte mich erst auf der Reise entschlossen, anstatt direkt von Messina nach Marseille, an der italienischen Küste hinzugehen und eine Woche in Neapel, eine andere in Rom zu bleiben. Ich hatte also gar nichts gelesen, und ich freue mich heute darüber. Zu einem bestimmten Zwecke muß man sich natürlich vorbereiten. Aber bei einem ersten, flüchtigen Besuche eines Landes wie Italien, ist es nicht richtig, sich auf den Wegen, die Andere ausgetreten, athemlos zu laufen und den Murray oder Bädeker durchzuempfinden. Irgend ein Eckchen, das Niemand, soviel wir wissen, vor uns betreten und beempfunden hat, auf eigene Hand schön finden, es sprechen, lächeln, weinen, träumen sehen, das ist mehr Bereicherung, als die ganze Reiseschule durchmachen. Das Eckchen mit seinen Gedanken und Gefühlen wird unser Eigenthum und je weniger die Andern davon wissen, desto besser. Die „Sehenswürdigkeiten" sind wie eine Schauspielerin, an deren Reizen tausend Operngucker umhergesucht haben. Und hatte ich nicht die Alten gelesen und den Umgang mit ihnen nie ganz aufgegeben? wußte ich nicht von dem Hofe des Hohenstaufen, der die italienische Sprache schuf? Kannte ich nicht Goethe und Platen? Brauche Niemanden, mir zu sagen, daß das Haus, das außen an der Stadtmauer klebt, von Normannen gebaut ist, daß in einer solchen Amphora, wie der Esel eine trägt, Horaz seinen Falerner verwahrte, und daß der Bauer mit dem Karabiner auf dem Rücken trotzig, und der Städter mit der Eccellenza im Munde kriechend ist. Wir sahen manches mehr als andere Reisende, denn der Amerikaner hatte stets eine Handvoll Karlinen lose in der Tasche und streute sie umher, als ob es Pfennige wären. Die Bettler und Küster und Pflaster-

[illegible] sich immer noch auf eine neue Sehenswürdigkeit. [illegible] like a silver key, sagte mein Gefährte; und als [illegible] Tage gegen die Verschwendung protestirte, von [illegible] Hälfte auf mich fallen würde, rechnete er mir vor, daß [illegible] Sache sei, weil er ohne mich einen Dolmetscher [illegible] würde.

Ein Stück des Traumes habe ich ohne Anstrengung behalten, das Kapuzinerkloster. Es liegt auf einem Berge oberhalb der Stadt. Die Straße, eine vortreffliche Chaussee, windet sich hinauf: ein Fußsteig durch Kaktushecken führt gerade darauf zu. Durch das Thor tritt man in einen Hof, von einem Erdgeschoß mit Bogenhallen umgeben. In der Mitte steht eine Maria aus weißem Marmor, das hohe Postament von immergrünen Sträuchern umgeben, die Statue von einer Palme überragt. Das ist die zweite Statue in meinem Leben, die ich auf den ersten Blick verstanden, die mich angeredet, mit der ich gut Freund geworden bin — Verzeihung, dräuender Schatten! ich werde dir gleich ein Trankopfer bringen. Die Bildsäule gehört dahin, neben diese Palmen, unter diesen Himmel, vor diese Aussicht, unter diese Menschen. Sie hat immer da gestanden, wenn sie auch sonst anders hieß, und wird immer da stehen, wenn sie auch einmal anders heißen wird, vielleicht Santa Margarita —

Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan.

In dem Kreuzgange, gegenüber dem Thore, bricht aus dem Felsenabsatz, an den das Kloster angelehnt ist, ein Quell, der in einem alten Taufbecken von Marmor aufgefangen wird. An das Becken und die Felsenwand schmiegt sich das zierliche Adiantum cuneatum, eine südliche Species des Frauenhaars, und über der Quelle steht das Bild des Schutzpatrons. Ich setzte mich auf die Bank von Stein und sah in das klare,

Wasser, aus dem Mönche und Nachbarn zu schöpfen kamen, und dachte an mancherlei. An die Urnen lieblicher Najaden, an die Brunnen in Konstantinopel, an die **Metropolitan Free Drinking Fountains Association** mit Patent-Filter in London. Eine Gesellschaft muß sich bilden, um dem Armen den Trunk Wasser zu schenken, der von Gottes Himmel fällt; welche Rohheit des Staates, der Gemeinde, der Kirche das voraussetzt! Und ich dachte an die Gentlemen mit gestärkten Halsbinden, die in Exeter Hall berathen, in dieses Land, dieses Sicilien, das prayer-book und die 39 Artikel einzuführen. Und ich dachte an die „Gesellschaft zur Versorgung von Geistlichen der Staatskirche mit abgelegten Kleidungsstücken", die ihre Aufrufe früher durch die Zeitungen, jetzt aber nur noch durch Circulare bekannt macht. Und ich verspritzte eine Hand voll Wasser zur Sühne für Nicolai, für beide Nicolai, den, der in Italien nichts als Flöhe, und den, der in Deutschland nichts als Jesuiten sah, damit sie mich nicht kneipen nächtlicher Weile, wenn ich je in ihre Stadt heimkehren sollte. Ihr könnt ruhig schlafen; in dem Sande wachsen keine Palmen. Der protestantische Pfäffling und der römische Pfäffling schöpfen einer aus des andern Feindschaft neue Stärke, und hassen einer den andern lange nicht so, wie beide den hassen, der auf ihr Gezänk gleichgültig und auf das, was an ihnen menschlich ist, menschlich sieht. Wer das nicht weiß, der versteht die italienische, die deutsche Sache nicht; und wer ein dämmerndes Verständniß davon hat, daß er sie nicht versteht, und doch fortfährt, sie zu lehren, was verdient der?

Der silberne Schlüssel that auch hier seinen Dienst; die Karlinen schienen wie eine Telegraphenbatterie durch das Kloster zu wirken. Immer neue Führer boten sich an, mit und ohne Kapuze. Wir wurden in Wohnzellen geführt, in die Kirche, in das Refektorium, in das Hospital und bewunderten den Karzer

von außen. Es war wohl nicht zufällig, daß auch der Superior uns in den Wurf kam, ein hagerer Fünfziger, in eisengrauem Bart und mit einem konventionellen Lächeln auf seinen harten Zügen. Ob wir sein Privatgärtchen sehen wollten? Con molto piacere. Er holte den Schlüssel und öffnete eine kleine Pforte in dem Kreuzgange. Der Garten hatte etwa 50 Schritte in's Geviert: zwei Seiten stießen an Klostergebäude, die dritte an ein Stück alten Mauerwerks, das die Karthager gebaut haben mochten, die vierte an eine neue Mauer, über die hinweg man das Meer und die Gebirge sah. Die Steige waren schmal, denn der Superior hat ja Niemanden am Arm zu führen; die Beete erhöht und mit Latten, hier und da mit einem alten Marmorfriese, eingefaßt. In der Ecke, welche die Gebäude bildeten, stand ein verwitterter Steintrog, durch den das von der Quelle ablaufende Wasser seinen Weg nahm, mit ein paar Fischen darin. Rings an den Mauern wucherten Jonquillen, deren Duft sich mit dem kräftigen Erdgeruch eines frisch umgegrabenen und geharkten Beetes vermischte. Die anderen Beete waren noch mit den Leichen der Kulturpflanzen des vorigen Jahres und den frischen Trieben des Unkrauts bedeckt. Ueber den ganzen Garten vertheilt, standen Orangenbäume, so hoch wie unsere Apfelbäume, mit reifen und reifenden Früchten beladen. Ich kannte den Garten, als wäre ich auf der Seelenwanderung schon einmal da gewesen. Als ich dem Superior das, freilich in anderen Worten, ausdrückte, kam ein anderes Lächeln über sein Gesicht; es lag nicht auf den Zügen, sondern faßte und schmolz sie, er ward ein ganz anderer Mensch; ich sah klar, der Garten war seine Liebe. Er nannte mir die einzelnen seltenen Gewächse auf Italienisch und Lateinisch, und nickte wie ein befriedigter Lehrer, wenn ich ihm mit dem botanischen Namen zuvorkommen konnte. Auf einmal ging er raschen Schrittes in eine Ecke, holte eine Leiter und setzte sie,

nein, warf sie in einen Orangenbaum, daß die Zweige knackten, stieg hinauf, schüttelte und hieß uns mit Geberde und Wort, die Früchte zu nehmen. It is impossible! sagte Mr. Clarke, indem wir ein Dutzend Citronen, Apfelsinen und Limonen in ein Reservetaschentuch knüpften. Ich erfuhr an ihnen, wie eine reife Apfelsine schmeckt. Während Mr. Clarke sammelte, brach der Mönch, der mir offenbar etwas Besonderes mitgeben wollte, einen ganzen Zweig von dem Limonenbaum, mit einer gelben und mehreren kleinen, noch grünen Früchten. Ich brachte den Zweig, in ein Körbchen verpackt, nach London, und als ich ihn herausnahm, waren die Früchte alle gelb. Da wußte ich, weshalb die Orangen sauer sind, welche alte Weiber mit dem Thonstummel im Munde, am Rande stinkender Gossen in London feilhalten oder halberfrorene Mädchen kläglich durch den Winternebel ausrufen: Oranges, sweet oranges! Wie den Goldfrüchten dabei zu Muthe sein muß!

Auf dem Rückwege durch das Kloster fiel mir ein junger Mönch auf und nahm meine Theilnahme als ein Blutsverwandter in Anspruch. Die blauen Augen und das blonde Haar, das unter der Kapuze vorsah, beides übrigens keineswegs so selten in Italien, wie man wohl meint, bezeugten seine deutsche Abkunft. Ich redete ihn an und fand mich weiter angezogen durch den weiblichen Ausdruck seines bleichen Gesichtes; er sah aus wie eine Frau von fünfundzwanzig Jahren, die viel Gram gekannt. Er begleitete uns bis an das Thor und fragte, ob wir nicht mit ihm um das Kloster gehen wollten. Warum nicht? Das Gebäude steht auf einer kleinen Terrasse des Gebirges; nach dem Ufer zu fällt der Boden ab, in der entgegengesetzten Richtung steigt er in einem großen Zuge auf. Aus dieser Berglehne tritt hinter dem Kloster ein kegelförmiger Hügel auf, ein großer Maulwurfshaufen neben den Spitzen, in die das Gebirge ausläuft. Auf seinem Gipfel stehen einige Pinien. Auf dem

Raume zwischen dem Kloster und dem Fuße des Hügels spielten ein halbes Dutzend Mönche boggia (ich habe das Wort immer nur gehört, nie gelesen und schreibe es nach der Aussprache). Das Spiel ist von Reisenden auch nach Deutschland gebracht und wird in einem hiesigen Kaffeegarten mit Eifer geübt. In England treibt man es auf den Rasenplätzen der Landhäuser und nennt es lawn-billiards; auch Damen machen es gern mit und wissen wohl, warum. Die Mönche waren so eifrig dabei wie Schulknaben, lachten und neckten einander. Sie spielten nicht um Geld, das sie nicht haben, wenigstens nicht zeigen dürfen, sondern um Schnupftaback. Wie sie zu dem kamen, hatten wir schon erfahren. Der Mönch mit dem Frauengesicht stand gleichgiltig dabei und trieb uns weiter. Uns, das heißt die beiden Reisenden und einen Bettler, der sich an unsere Sohlen geheftet, seine klägliche Litanei unermüdlich wiederholend. Im Orient kann man die Bettler sofort los werden, indem man sagt: Allah vera, Möge Gott dir etwas geben! Der italienische Bettler ist mit solcher Anweisung nicht abzuspeisen. Geben Sie ihm etwas, damit er geht, sagte der Mönch. Ich that so und erhielt nun meinerseits Anweisungen auf den Himmel, die, wenn sie honorirt worden wären, mich längst aller großen und kleinen Miseren des Lebens überhoben hätten. Einstweilen hielt ich mich an die Erde und freute mich über die Blumen, besonders über eine, die der Verbena gleicht, aber ein noch brennenderes Roth hat und doch wie mit Blau untermalt aussieht. Ich pflückte eine und machte meinen Gefährten auf die prächtige Farbe aufmerksam. „Tz', tz', tz', sagte er, diese Farbe in Wolle herzustellen, wäre eine Million Dollar werth."

Wir hatten darüber die Ecke des Gebäudes umgangen, waren den Kugelspielern aus dem Gesichte gekommen. Der Mönch schaute sich noch einmal um und fragte, als er uns

unbeobachtet sah, was für ein Landsmann ich sei. — Ein Deutscher. — Ein Deutscher, wiederholte er und wies nach Norden. — Kommen Sie aus Deutschland? — Nein, ich lebe in England. — England, wiederholte er und zeigte richtig nach Nordnordwest. Sind Sie Kaufmann? fragte er nach einer Pause. Ich antwortete mit Nein und sagte ihm mit wenig Worten, wie ich nach England gekommen. — Habe von der Sache gehört, versetzte er schnell, auch von hier sind viele dahin gegangen, mit einer Armbewegung nach dem Meere. Vielleicht sind schon einige wieder zurückgekehrt, sagte ich lächelnd, mit einem Blick auf die Gebirge. Er sah mich gespannt in das Gesicht, als erwartete er mehr zu hören; ich fand mich aber nicht bewogen, mehr zu sagen. Ist der Herr auch aus England? fragte er weiter. Nein, er ist ein Amerikaner. **Yes, I am an American,** rief Mr. Clarke, der den Blicken des Mönches gefolgt war und das Wort Americano herausgehört hatte. **I am an American,** wiederholte er, die Sylben mit Nachdruck trennend, wie man die Kinder buchstabiren lehrt, und setzte, zu mir gewandt, hinzu: **say something about America; tell him, America is the first country in the world, do!** Der Mönch beschrieb mit dem Arme einen Viertelsbogen über den westlichen Horizont. Dann, ganz hart an mich heran tretend und mich in die Augen sehend, aber doch schüchtern, fragte er: Sind Sie ein Katholik? — Nein, ich bin ein Protestant. („Bin zwar mit Muselmännern, Parsis, Hindus, Juden und Katholiken umgegangen, aber dadurch weder ein Muselmann, noch ein Parsi, noch ein Hindu, noch ein Jude, noch ein Katholik geworden," würde ich hinzugesetzt haben, wenn ich damals daran gedacht hätte, das Gespräch einmal drucken zu lassen.) Protestant, wiederholte er, und maß mich von Fuß zu Kopf, gerade wie ich als Knabe einen Mann zu messen pflegte, von dem mir gesagt worden, er sei ein Katholik (es

gab deren fünf oder sechs in der Stadt). Ist der Andere auch ein Protestant? fragte er. — Ich weiß nicht, ich habe ihn nicht nach seiner Religion gefragt. — Sind alle Engländer Protestanten? — Nein, in England leben Katholiken und vielerlei Arten von Protestanten, alle Religionen. — Haben die alle ihre Kirchen? — Ja, und alle gleiche Rechte; man verfolgt da Niemanden wegen seines Glaubens. — So ist es recht! sagte der Mönch leise, aber mit einem Feuer, das ich nicht in ihm gesucht hätte. Wir wollten Abschied nehmen; aber der Mönch sagte: noch nicht, noch nicht! besann sich einen Augenblick und fragte dann schnell: haben Sie die veduta, die Aussicht, gesehen? — In Euerem schönen Lande ist überall veduta, versetzte ich. Nein, nein, die schöne Aussicht, meine ich, die Aussicht aus dem Fenster, sagte er und ging eilig voran und sichtlich erfreut, entweder, daß er uns einen Dienst erweisen, oder daß er uns länger festhalten konnte. Er führte uns in einen Theil des Klosters, den wir schon vorhin betreten hatten, dann aber um eine Ecke, an der wir vorübergegangen waren, in einen Korridor. Derselbe war lang, schmal und dunkel, weil er sein Licht allein durch ein Fenster am Ende empfing. Das Fenster nahm, abgesehen von einer niedrigen Brüstung, den ganzen Durchschnitt des Korridors ein, hatte keine Zarge, auch weder Scheiben noch Kreuz, sondern nur einen Laden zum nächtlichen Verschluß. Dieses offene Rechteck am Ende des Ganges war ausgefüllt mit einem farbenprächtigen Gemälde, einem Transparent. Das war „die Aussicht“, auf die Meerenge und die kalabrischen Gebirge. Der gemäldehafte Eindruck war um so täuschender, als man nur wenig Himmel über den Gebirgen sah. Es soll gegen den Begriff sein und wird viel verspottet, wenn Einer von einem Stück Natur sagt, es sähe wie ein Gemälde aus; und doch hat die Bemerkung ihren guten Grund, wenn ein Nordländer sie über eine südliche Landschaft macht.

Er kennt eben solche Farben, solche Lichter, solche vulkanische Umrisse nur aus Bildern; es geht ihm wie den Menschen in dem bekannten Gleichniß des Plato, die, in einer finstern Höhle geboren, immer nur die Schatten gesehen haben, die von außen hereinfallen, und, wenn sie an die Oberwelt geführt werden, die Schatten für das Ursprüngliche und die Dinge für Schatten halten würden. An der Brüstung saß ein Mönch, der sich umwandte, als er unsere Schritte hörte, und einen schneeweißen Bart, mit ein Paar leuchtenden freundlichen Augen zeigte. „Das ist recht, redete er uns sofort lebhaft an, daß Sie kommen unsere Aussicht zu sehen; sie ist schön, und ich habe viele Maler an diesen Platz geführt in meinem Leben. Sehen Sie . . .“ Und nun machte er auf einzelne Lichteffekte, auf Harmonie und Kontrast der Farben und Schönheit der Linien aufmerksam, in einer so gebildeten Sprache und so ganz in dem römischen Accente, daß ich vor dem Vergnügen an dem Klange seiner Worte wenig auf den Inhalt achtete. So oft er auf etwas gewiesen, sah er sich triumphirend um, als sei es sein Werk. Dann, nach einer Pause, setzte er hinzu: „Man muß alle die Einzelnheiten zu schätzen wissen, aber genießen muß man das Ganze;“ und zu dem Ganzen kehrten seine Blicke zurück. Die veduta war die Liebe seines Alters. Das Wesen des feingebildeten Mannes schien so mächtig durch die grobe Kutte und die fremde Sprache, daß Mr. Clarke die Hand, die er schon in die Tasche gesenkt hatte, wieder zurückzog.

Der blonde Mönch, der vor seinem älteren Klosterbruder bescheiden bei Seite gestanden, geleitete uns noch einmal an das Thor. Unterwegs fragte er mich ganz leise: wie heißt, ich danke, auf Englisch? Thank you! erwiederte ich, über den Doppelsinn meiner Antwort unwillkürlich lächelnd; denn „ich danke Ihnen“, sagt man auch im Englischen ironisch, wenn man nichts weniger als zu danken hat. Der Mönch hat eben

auf eine recht feine Weise an ein Douceur erinnert, sagte ich dem Amerikaner. Sie thun ihm Unrecht, versetzte er, ich habe ihm schon genug zu einem Pfunde Schnupftaback gegeben, poor fellow! Einige Schritte vor dem Thore reichte der Mönch uns seine Hand, die eiskalt und feucht war, und sagte: thank you, thank you! so gut er das th herausbringen konnte. Dann ging er eilenden Schrittes nach dem Hügel, den die Boggiaspieler schon langsam hinaufstiegen. Oben angekommen stellten sie sich unter den Pinien auf und begannen einen lateinischen Kirchengesang. Ueber den sonoren, übermüthig sichern Bässen schwamm, die Melodie führend, eine wunderschöne Tenorstimme. Wir wollen sie zu Ende hören, sagte mein Begleiter. Nein, versetzte ich, es ist besser, wir hören den Gesang in der Ferne verklingen; dann können wir die Vorstellung mitnehmen, er daure noch immer; aber wir wollen langsam gehen. Und langsam stiegen wir durch die Kaktushecken hinab. Am Nachmittag trug uns der Dampfer gen Westen, an dem Kloster vorüber. Man sah mit unbewaffnetem Auge das Fenster und einen Mönch darin, der aber nicht auf die veduta, sondern weit hinausgelehnt auf das offene Meer sah. Durch ein vortreffliches Glas, natürlich ein amerikanisches, erkannten wir das Profil unseres bleichen Freundes. Was wohl seine Liebe sein mochte?

Von den alten Reisegefährten war nur Mr. Clarke mit auf das italienische Schiff übergegangen. Von den neuen vertraute einer, ein Landsmann, mir innerhalb der ersten Viertelstunde, daß er ein Politiker sei. Was er damit meinte, weiß ich heute noch nicht. Er urtheilte über die neuesten Neuigkeiten, und zwar gerade so, wie es in den neuesten Zeitungen gestanden hatte; und da ich diese Zeitungen auch gelesen hatte, so fand ich seine politische Unterhaltung wenig erquicklich und suchte sie, wenn ich ihr nicht entgehen konnte, auf andere Dinge zu lenken. Ihm zu sagen: lieber Herr! das steht im „Rheinischen

Constitutionnel", dazu war ich in England zu gut geschult. Jeder Engländer, einen unter 10,000 ausgenommen, spricht „Times", „Star" „Telegraph" oder „Daily News", je nachdem er „Times", „Star", „Telegraph" oder „Daily News" liest; aber die gute Sitte erfordert, zu thun, als ob man, was er sagt, für seine eigenen Gedanken hielte. Sollte aber doch Jemand unartig genug sein, so wird der Andere unfehlbar bemerken, er sei zwar in dieser besondern Frage mit dem betreffenden Blatte einverstanden, verwerfe es aber übrigens durchaus. Ich ging also immer auf andere Gegenstände über und that konkrete Fragen, um konkrete Antworten heraus zu locken zu meinem Comfort und zu seiner Besserung. Er kam von Malta und hätte, da er einmal das Bedürfniß zu reden hatte, mich ganz gut unterhalten können. Aber kaum hatte ich eine Antwort herausgebracht, bei der ich ihn festzuhalten gedachte, so sprang er mit einem „Ueberhaupt" auf irgend eine allgemeine Sentenz. „Wie lange fährt man von Malta nach Messina?" — „14 Stunden; die Schiffe kommen so regelmäßig an, wie die Schnellpost. Ueberhaupt ist das Reisen heut zu Tage ganz langweilig; man erlebt nichts, es giebt keine Abenteuer mehr." Ich dachte an meine drei Mönche und manches Andere, Erzähltes und Nichterzähltes, sagte aber nichts, sondern wickelte mich los und band mit einem andern Reisegefährten an.

Von ihm erfuhr ich sogleich ein recht artiges Abenteuer, wie man es eben nur im Jahre des Heils 1860 haben konnte. Der Reisende war auch ein Amerikaner, ein junger Mensch von zwanzig Jahren und sichtbar schwindsüchtig. Die Aerzte hatten ihm das süditalienische Klima verordnet; er war also mit einem richtigen Passe seiner Regierung auf eins der schnellsegelnden Schiffe gegangen, welche Südfrüchte holen. In der bewußten Polizeistube angekommen, erfährt er, daß er den Paß hätte von dem neapolitanischen Gesandten in Washington visiren lassen

sollen. Die Berufung auf seinen Gesundheitszustand, das Erbieten sich von dortigen Aerzten untersuchen zu lassen, die Verwendung des amerikanischen Konsuls, alles verschlägt nicht; er muß die Polizeistube durch die Wasserthür verlassen und wieder an Bord gehen. Fortgesetzte Remonstrationen des Konsuls und ein paar Tage rauhen Wetters verhalfen ihm endlich zu der Erlaubniß, bis zum Abgange des nächsten Dampfschiffes in einem Gaithofe zu wohnen, mit einer Wache vor der Stubenthür, und sich von dem nächsten ausländischen Hafen mit neapolitanischem Konsul das Visum zu holen. Dieser Hafenplatz war Civita Vecchia, und dahin ging er. Ist es möglich, die Polizeinarrheit weiter zu treiben? Der junge Mensch war so leidend, daß ihn das Sprechen angriff. Einige Nonnen von dem Orden der barmherzigen Schwestern, den ich für das einzige Stück Christenheit halte in unserer Zeit, hatten sich hinter dem Steuerrade auf dem Hackbord zusammengedrängt und ich habe eine zu große Verehrung für diese Samariterinnen, um ihnen eine Unterhaltung aufzudrängen. Ich machte also Freundschaft mit den Matrosen, die auf dem Vorderkastell lungerten, keine Sentenzen machten und nur von Sachen sprachen, die sie verstanden.

Am Abend passirten wir den Stromboli, diesmal an der Ostseite und in weiterem Abstande. Die See fing an, hohl zu gehen, und das Wetter wurde, wie die englischen Matrosen sagen, „dreckig“. Ein peitschender Regen trieb mich von dem Deck in die Kajüte, und der Politikus aus der Kajüte in meine Koje, die auf der Backbordseite lag. Ich hatte einen Traum, den ich noch ziemlich zusammenbringe und heute wissenschaftlich zu behandeln verstehe. Ich war bei den Kapuzinern, saß an dem Quell und hörte mit Vergnügen dem Rauschen zu, das immer lauter wurde. Die Mauern waren weggerückt, so daß ich den Garten des Superior übersehen konnte, in dem die Mönche umhergingen. Der Quell rauschte immer stärker, floß

immer reicher; das Wasser strömte über das Becken in den Garten, füllte erst die Steige, trat endlich auf die Beete über und jagte die Mönche hin und her, die sich ihre Kutten aufhoben, wie eine englische Dame ihre petticoats in kothigem Wetter. Plötzlich saß die Kyria auf einem Orangenbaum und warf die Früchte nach den Mönchen. Dann öffnete sich die karthagische Mauer, hervor trat Theokrit und sprach lateinisch:

Malo me Galatea petit lasciva puella,
Et fugit ad salices et se cupit ante videri,

worüber wir alle in ein unbändiges Gelächter ausbrachen, am herzlichsten der eiserne Superior. Aber wehe! es erscheint der Hamal, steckt die Kyria in einen ungeheuern Badehandschuh von Ziegenhaar und trägt sie nach dem Bosporus, der gefälliger Weise in der Nähe ist, um sie zu ersäufen. Ich will natürlich hinterher laufen, um ihm zu zeigen, daß ich einigen Privatunterricht im Boxen genossen, und bleibe natürlich in Kaktushecken hängen. Der Hamal hat das Gestade erreicht und wirft den Sack mit einem gewaltigen Schwunge ins Meer. Es giebt einen splash — eingeführt von dem klangnachahmenden Fremdworte, wird das unentbehrliche „Platsch“ vielleicht in guter Gesellschaft geduldet werden. Der Bosporus, wie billig, ob solcher Schandthat erzürnt, rauscht mit furchtbarem Getöse auf, tritt über seine Ufer, schwillt an die Hecken heran. Mit einer verzweifelten Anstrengung durchbreche ich das Gestrüpp und die Bande des Schlafes. Habe ich sie durchbrochen? Der Bosporus rauscht ja immer noch an mich heran. Nein, nicht doch! das Wasser strömt ja zurück; aber wie lebendig der Traum war! Doch was ist das? Das Schiff rollt schwer, fällt Backbord, und das Wasser strömt brausend in meine Koje zurück. Kann das immer noch Traum sein? Ich richte mich im Bette auf, reibe die Augen und sehe nicht; die Lampe, die die ganze Nacht in der Kajüte brannte, ist erloschen. Ich strecke den Fuß aus dem

Bette und — tauche ihn bis an die Wade in eiskaltes Wasser. Das Schiff legt sich Steuerbord und das abströmende Wasser nimmt Stiefelknecht und Galoschen mit. In demselben Augenblick hörte ich jemanden vor meiner Kojenthüre sagen — ich weiß nicht und wußte auch in dem Augenblicke nicht, in welcher Sprache; so verschwand das Wort vor dem Inhalt — „das Schiff geht in Stücke!" Nun verstand ich das Platsch; das Schiff mußte von einem andern angesegelt oder auf einen Felsen gerannt sein. Heute kann ich den Traum bestimmen; es war nach Scherner ein Traum der fünften Hauptgruppe gewesen, Sinnesträume, Spezies, Gehörsträume, mit etwas Arabeskentraum dazu. Damals hatte ich an etwas Anderes zu denken, an die Frage, die in allen Verhältnissen des Lebens die furchtbarste, was ist zu thun?

Ich hatte in meiner Jugend die große Sammlung der Reisen in Quart, ganz in Leder gebunden, Zimmermann's Taschenbuch der Reisen in groß Sedez, in gelbem Papier, Campe's Kinderbibliothek, in marmorirtem Papier, und Wilmsen's Merkwürdige Bergreisen, Seefahrten und Abenteuer, mit dem Hospiz zur Titelvignette, so oft gelesen, bis ich die Schilderungen der Schiffbrüche auswendig wußte. Die Bücher mit der Bibliothek des Vaters, wo die einen standen, und den Weihnachtsabenden, an denen ich die andern geschenkt bekommen, und die Scenen, die sie enthielten, „achtzehn Zoll Wasser in den Pumpen, Sir", und die thörichten und die verständigen Handlungen der Schiffbrüchigen, und die entbehrlichen Dinge, die sie mitgenommen, und die nothwendigern, die sie vergessen, und die erbrochenen Branntweinfässer, Kochsjungen in Kaschmirshawls, Kästchen mit Pemican, Feuerzeug, Kompaß, Sextant und Korkjacken, alles strich mit der Geschwindigkeit eines Lichtstrahls und doch jedes ganz deutlich an meiner Seele vorüber. Ich wußte, welches unser Cours war, von der Spitze des Stiefels, gerade

auf Neapel zu, und daß wir kaum die Hälfte des Weges gemacht haben konnten. Ich wußte, daß in den kurzen, steilen Wellen kein Boot leben konnte. Wie klein waren mir gestern noch die Entfernungen des Mittelmeeres erschienen, wie unermeßlich fern lag das Gestade jetzt! Und wieder schoß eine Jugenderinnerung durch mein Gehirn, das Bild einer alten Theerjacke vom pommerschen Strande, die mir einmal sagte: wir lernen alle nicht schwimmen, es verlängert nur die Qual.

Was thun? Ich glaube heute noch, daß mein Beschluß der richtige war. Ich fühlte nach dem Riechel (die Dialekte, die das richtig gebildete Wort nicht haben, mögen es gefälligst bei sich aufnehmen, damit man nicht zu schreiben braucht: nach der Reihe von Pflöcken, an denen die Kleider aufzuhängen) und faßte das Körbchen mit dem Limonenzweige, das ich nicht wollte. Den werden nun auch die Fische fressen, dachte ich; aber die Phantasie, einmal angestoßen durch die Berührung, war mit dem kurzen Worte nicht wieder beruhigt; sie warf ein anderes Augenblicksbild auf die Netzhaut. In der dicken Finsterniß, dem thierischen Heulen des Sturmes und dem menschlichen Stöhnen des Schiffes, das nur Sonntagskinder verstehen, sah ich in hellen Farben einen Londoner drawing room mit weichem Teppich, blankem Mahagoni, lodernden Feuer und einem Kranz frischer Frauengesichter, neugierig über das Körbchen gebeugt. Ich tastete weiter, fand, was ich wollte, den Reisesack, nahm die wollenen Unterkleider heraus, die ich für unvorhergesehene Fälle eingepackt — wer türkische Bäder kennt, bedarf ihrer für gewöhnlich nicht — zog sie an, schlang das Schnupftuch mit dem eingeknüpften Taschenbuche um den Leib, warf den Paletot über und verlies die Koje. In der Kajüte, aus der ich schon Geschrei und Gekreisch gehört, rannte ich gegen andere Personen an und das Wasser, dem Rollen des Schiffes folgend, schlenderte einen schwimmenden Gegenstand gegen mein Schienbein. „Never

mind!" dachte ich oder meine Phantasie, die ganz auf ihre eigene Hand zu leben schien, für mich, „es rollt wenigstens noch, sitzt also nicht fest." Während ich an den Wänden entlang meinen Weg nach der Treppe fühlte, schlug Jemand Feuer. Mein Auge hing an der bläulichen, lichtlosen Flamme des Schwefels, der sich langsam, entsetzlich langsam verzehrte. Jetzt wurde das Holz ergriffen, loderte einen Moment auf und wurde vom Zuge ausgeblasen. Aber der Moment hatte mir genug gezeigt, den grünlichen Leib und die schreiend weiße, phosphorescirende Mähne einer Welle, die sich kerzengerade an der Windseite des Schiffes aufbäumte, sich überschlug und fast senkrecht durch das einfallende Licht wie ein Wasserfall herabstürzte, hatte mir die Passagiere in unbeschreiblichen Kostümen gezeigt, den Landsmann in einer würdeverleihenden Nachtmütze. Vielstimmiges Gekreisch begleitete den Sturz des Wassers. Ich war beruhigt. Als der Hamal die Kyria in den Bosporus geworfen, hatte eine Sturzwelle das dicke, durch ein dichtes Eisengitter geschützte Spiegelglas zertrümmert, und seitdem war Welle auf Welle in die Bresche gedrungen; sehr unangenehm, aber durchaus nicht gefährlich. Ich kroch in meine Koje zurück, wie es mir vorkam, ein wenig verstimmt, daß wir nicht Schiffbruch gelitten. Wie würde ich im Paradiese den Politiker verhöhnt haben! Man brachte Laternen anstatt der beschädigten Lampe, die Matrosen nagelten außen ein getheertes Segeltuch über das Fenster, die Kajütenwächter schöpften mit Eimern nothdürftig das Wasser aus, und meine Phantasie erholte sich von der gesteigerten Thätigkeit in einem Schlafe ohne wissenschaftliche, noch andere Träume.

Doch war sie, als ich erwachte, noch erregter als gewöhnlich, wie man nach einer gut durchschwärmten Nacht sich immer noch leichtfüßig fühlt. Auch das Meer arbeitete heftig, obgleich der Wind abgenommen hatte. Das rothe Licht des Morgens

fiel durch das runde Fensterchen und spielte auf dem Nachtsack und dem Fruchtkorbe. Es war am Ende doch besser, daß wir nicht Schiffbruch gelitten. Ich schrob die Scheibe los, um mir die Briese über das Gesicht streichen zu lassen, ganz leise, damit mein schlummernder Schlafkamerad nichts merkte, ein Grieche, der über Nacht gewimmert und gebetet hatte, am Tage vor jedem Lüftchen floh und zu jeder Zeit ein Schmutzfink war. Indem ich mich aufrichtete, sah ich Land. Land an dieser Seite! wie war das möglich? Gesetzt, wir wären der neapolitanischen Küste schon so nahe, so müßte sie auf der andern Seite liegen. Und über dieser Küste ging die Sonne auf. Ich wurde an den Himmelsgegenden irre, ein höchst unangenehmes und schwer abzuschüttelndes Gefühl, denn anstatt unsere Vorstellungen Rechtsum Kehrt machen zu lassen, verlangen wir, daß die Welt sich um uns schwenke; und die Erde will das nicht thun, so gehorsam auch die Gedankenwelt einem solchen Kommando folgt. Ich versetzte mich also, wie ich es immer in dem Falle thue, auf den Hof, wo mir zuerst die Himmelsgegenden gezeigt worden. Im Norden lag unser Haus; wo die dicke Kochsfrau wohnte, war Osten, und wo unserer anderer Nachbar, der Kanzellist, Westen. Es war richtig, wir fuhren nach Süden. Meine Freunde auf dem Vorderkastell bestätigten, daß der Kapitän, bald nachdem wir die Havarie erlitten, habe wenden lassen. Nach einigen Stunden lagen wir wieder im Hafen von Messina, neben uns das Schiff, auf dem ich von Konstantinopel gekommen, minus eines Mastes, des halben Schornsteins und eines großen Stückes der Schanzkleidung. Am andern Vormittage hatte die See sich soweit beruhigt, daß wir auslaufen konnten; aber es blieb kalt und regnete. Ich mußte mich in der Kajüte halten und Politik genießen, Garibaldi, Victor Emanuel, Cavour und Ricásoli, den der Landsmann natürlich Ricasôli sprach, auch das Verhältniß Deutschlands zu Italien. Weil ich mich überzeugt

hatte, daß er ein Mann ohne eigenes Urtheil war, und wenn es mir gelänge, ihn zurecht zu reden, sich in acht Tagen wieder anders zurecht lesen würde, so ließ ich mich nicht viel auf Widerspruch ein, obwohl ich ihn von jenen Personen weit mehr hätte lehren können, als er mich, sondern notirte nur in Gedanken seine faktischen Voraussetzungen und seine Schlußfolgerungen. Da er nur kurze Zelt von Deutschland abwesend, so nahm ich ihn für den Typus der liberalen öffentlichen Meinung, und, wie ich später fand, mit Recht. Spät am Abend hörte ich, wie man den Dampf ausließ, und bald darauf die Ankerkette abrollen. Ich sprang die Treppe hinauf und sah einen Halbzirkel von Gaslaternen, vielleicht eine Meile im Durchmesser, in dessen Mittelpunkt wir lagen; das mußte die Bai von Neapel sein. Uns schräg gegenüber stand ein röthliches Meteor am untern Himmel, wie ein Cyklopenauge; das mußte ein Feld glühender Lava am Abhange des Vesuvs sein. Alles andere grau wie ein Sack. Zehnmal bildete ich mir ein, einen Bruch in den Wolken zu sehen, einen Seidenstreif in dem matten, grauen Gewebe. Zehnmal hatte ich mich getäuscht, und nach einer halbdurchwachten Nacht mußte ich zu Bette gehen, ohne von Neapel etwas mehr gesehen zu haben, als die Lampen und die Lava.

Lange vor Tage war ich wieder auf dem Deck. Der Himmel war grau, gleichförmig, eben, wie man von einer gut zerriebenen und gemischten Farbe sagt; nirgends ein dunklerer Fleck, noch eine hellere Blöße. Ueberall emsiger, erbarmungsloser Regen. Nach der Uhr mußte die Sonne jetzt aufgehen, und welche prächtigen Farben mochte sie auf die Außenseite des Wolkenballes werfen, in dem die Landschaft steckte! In's Innere gelangten ihre Strahlen nur wie durch ein trübes Glas. Langsam wich die Dämmerung, langsam wurde, wo gestern die Laternen gestanden, eine zirkelförmige Küste sichtbar. Allmälig traten die Gebäude hervor, die sie einfassen, und die Castelle, in

die ihre beiden Enden auslaufen; allmählig wickelte da, wo gestern das Cyklopenauge geglüht, der Vesuv sich aus der Trübe los. Diese Linien, von Berg und Küste, hat der Leser so oft wie ich im Bilde gesehen; beschreiben lassen sie sich so wenig wie ein schönes Menschengesicht: eine Vorstellung giebt die Beschreibung schon, aber nimmer die rechte. Und diese Landschaft zum erstenmale nur wie in schwarzer Kreide zu sehen, ohne Farben! Es war hart, aber ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß es für heute dabei bleiben werde; denn ein stätiger Regenwind trieb die Wellen vor sich her und zwang uns, die Anker aufzunehmen und tiefer in die Bai zu gehen. Es war ein Landregen zur See.

Um die Frühstückszeit kam ein höherer Polizeibeamter an Bord. Sein Aeußeres zu beschreiben, hat eine Schwierigkeit, nicht die eben erwähnte ästhetische, denn schön war sein Gesicht nicht, sondern eine politisch-religiöse. Es wäre möglich, daß unter den Lesern dieser Blätter sich orthodoxe Kenner Italiens befänden, um ihrer willen muß ich mich alternativ ausdrücken. Wenn der Polizist es im Jahre 1861 mit den Briganti hält, so hatte er im Januar 1860 eine feine Galgenphysiognomie; wenn er aber im Herbst 1860 für Annexirung votirt, so sah er im Januar nur intelligent aus. Er nahm die Pässe mit fort zur Prüfung, ließ aber an der Schiffsleiter einen Sbirren als Wache zurück. Von ihm werden mir die Rechtgläubigen hoffentlich gestatten zu sagen, daß er schlechthin ein Galgengesicht hatte, und zwar kein feines, auch wenn er später mit Si gestimmt haben solle. Sein Vorgesetzter blieb lange weg. Der Regen ließ inzwischen nach und ich lernte, daß die Wetteranzeichen von Nordeuropa in diesem Klima nicht zutreffen. Es wurde lichter im Westen, die Wolken zerrissen, der blaue Himmel kam vor und als der Wind einmal das Loch gerissen, rollte er schnell die Decke auf, bis die Sonne frei wurde und auf einen Schlag tausend Krystalle über das Meer streute und den Kreideton der Landschaft in Blau ver-

wandelte, von dem leichtesten Wasserblau bis zu dem schwersten Indigo. Jeder sprach sein Entzücken aus. „Nun werden Sie doch Ihre Vorurtheile gegen die italienische Sache aufgeben!“ sagte triumphirend der Politiker. Ich werde vielleicht künftig alle ihre Argumente auf einmal beantworten, erwiderte ich; auch dieses ist mir in einer andern Anwendung sehr geläufig.

Endlich kam der Mann mit dem intelligenten Gesicht und brachte die Liste derjenigen Passagiere, die landen durften, entweder um in Neapel zu bleiben, oder für den einen Tag, bis zur Abfahrt des Schiffes. Ich mit einem halben Dutzend Anderer war nicht darunter. Auch jetzt noch nicht? fragte der Politiker; als er mit Sack und in das Boot stieg. Auch jetzt noch nicht, sagte ich lachend, so verdrießlich ich war; viel Vergnügen! Als Grund der Weigerung gab der Intelligente denselben an, unter dem der schwindsüchtige Amerikaner litt: die Pässe seien nicht von der neapolitanischen Gesandtschaft unserer Wohnorte visirt. „Ob es denn kein Mittel gebe, die Strenge des Gesetzes zu mildern?“ — „O ja; die Behörden seien so nachsichtig wie möglich; wir möchten uns an die betreffenden Konsuln und Gesandten wenden oder an einflußreiche Privatpersonen, die sich für uns verbürgen könnten.“ Womit er sich sehr artig, aber mit Zurücklassung eines Sbirren empfahl. Die sechs Verdammten verfaßten also sechs Episteln und schickten sie durch einen Bootsmann ab. Nach einer Stunde kam das Boot zurück und brachte dem Amerikaner, Mr. Clarke, die Erlaubniß zu landen. Er trennte sich ungern von mir und erbot sich, durch Torlonia jede verlangte Caution für mich bestellen zu lassen. Ich dankte ihm aufrichtig, konnte aber den Gedanken nicht ganz unterdrücken, daß er für Pompeji zu viel sein würde. Wieder nach einer halben Stunde kam die Erlaubniß für die vier andern, die Franzosen waren. Ich ging leer aus, hatte auch von Anfang an wenig Hoffnung gehabt. Denn ich hatte die Thorheit begangen,

mir einen Paß mit meinem wahren Namen zu verschaffen, und ich wußte, daß seit Rettung der Gesellschaft die hohen europäischen Regierungen Conversationslexica über alle Verdächtigen und Mißliebigen ausarbeiten lassen und einander „vertraulich“ mitgetheilt hatten, so schlecht sie auch übrigens zu einander stehen mochten. Schon vor Jahren war mir die betreffende Stelle des von den vereinigten Polizeidirectoren Germaniens verfaßten Schwarzen Buches zugesandt worden, in dem ich unter den Communisten erscheine und mit der erschwerenden Bemerkung, daß ich Correspondent für eine Zeitung sei, für die ich nie eine Zeile geschrieben, und die mir alle halbe Jahre einmal einen Knüttel an den Kopf zu werfen pflegte, weil ich kein Vertrauen zum herrlichen Palmerston hätte. Aehnliche werthvolle Auskunft mochte die neapolitanische Regierung von ihrer Polizei-Agentur in London erhalten haben.

Gleichwohl war ich entschlossen, kein Mittel unversucht zu lassen und entsandte einen Bootsführer nach dem andern, versuchte auch, ob sich nicht unmittelbar wirken lasse. Ich legte einen neuen Fünffrankenthaler in die hohle Hand, hielt dieselbe gegen den Sbirren auf und wies mit der andern nach dem Lande. **Impossibile, impossibile!** sagte er mit dem Anstande und schmerzlichen Ausdruck eines tragischen Schauspielers und machte auf der mittelsten Silbe eine Art von Mordente. Inzwischen stieg die Sonne und mit ihr meine Qual; denn die Landschaft wurde immer entzückender. So hatte ich mir Neapel nicht geträumt, selbst nicht auf Blackgang Chine! Das Gewölk wechselte unaufhörlich, und mit ihm die Beleuchtung. Einmal stand der Vesuv so nahe, daß man meinte, in einer halben Stunde den Krater erreichen zu können, aus dem er mit einer gewissen Gefallsucht zierliche Wölkchen ausstieß. Das andre Mal war er hinter einem lichten, mit der Farbe des Himmels zusammenfließenden Nebel so vollständig verschwunden, daß ich seine Stelle

nicht anzugeben wußte. Da lagen alle die Punkte, die ich mir nicht erst brauchte nennen zu lassen, das Castello dell' Ovo, Castellamare, Ischia, Capri; da schallte das Gerassel der Wagen, das Geräusch des fluthenden Lebens über das beruhigte Meer herüber; da nagte an mir das Bewußtsein der doppelten Dummheit, meiner, daß ich nicht einen falschen Paß genommen, das leichteste Ding von der Welt trotz aller internationalen Vorsichten, die man in Deutschland ausgetüftelt und in England bereitwilligst angeordnet hatte, und der neapolitanischen Dummheit, nicht zu sehen, daß wenn ich irgend etwas im Schilde führte, ich mir einen falschen Paß besorgt haben würde. Dante hat in seiner Hölle einen solchen Zustand anzubringen vergessen. Es war ganz windstill geworden; die Wellen brachen nicht mehr, eilten geräuschlos an dem Schiffe vorüber dem Strande zu, und wenn bald rechts, bald links eine Brandung aufschäumte, war es, als wiege die ganze Wassermasse sich genießend an den Formen des Ufers. Da lag die Sirene mit offenem Busen und hier stand der Sbirre mit dem Galgengesicht. Meine Battellieri waren bis auf einen zurück ohne Resultat; die Sonne stand in der Mittagshöhe. An dem prächtigen Häuserkranze sah man Markisen und Vorhänge niedergehen. Hätte Neapel mich nicht verlockt, so hätte das Gelüste mich getrieben meinen Willen durchzusetzen. Samiel hilf! sagte ich und betete zu Vitzliputzli, der mich schon einmal erlöst hatte.

Ich legte einen blanken Napoleondor in die hohle Hand und that wie zuvor. Der Sbirre betrachtete das Goldstück mit leuchtenden Augen, sah auf mich, auf das Ufer und preßte mit einem Lauf von Zweiunddreißigstel Noten ein difficilissimo! hervor. Land! dachte ich; es ist nur noch schwierig, nicht mehr unmöglich. Wie viel verlangen Sie, nur bis zum Abgange des Schiffes? fragte ich. Wenn ich erst am Lande war, hatte es keine Noth, und dem Sbirren etwas eher zur Galeere zu ver-

helfen, machte mir wenig Gewissen. Er drehte sich kurz um, ging mit kleinen Schritten und schnellen Wendungen hart an der Schanzkleidung auf und ab, wie ein Schakal im Käfig, trat wieder vor mich hin und sagte mit sanfter Resignation: Impossibile! ich habe schon gegen die Verordnung gefehlt, daß ich so viel mit Ihnen gesprochen; am Lande würde ich Alles für Sie thun; dies geht nicht.

Die Sonne ging bergab, spiegelte sich in den Fenstern der Marinella und warf bläuliche Schatten in die Felsenhänge der Inseln im Westen. Auch einzelne Wolken zogen mitunter auf und machten, wenn sie an der Sonne vorübergingen, das Meer kalt und traurig. So muß es ausgesehen haben, als es Konradin's letzten Blick, als es die Leiche Caraccioli's empfing, den Nelson und seine Matrosendirne gemordet. Ich hatte mit dem Haupte der italienischen Actionspartei lange zuvor, ehe man in Deutschland ihren Namen gehört, oft über die Unsterblichkeit gesprochen, an die er fanatisch glaubt, oder er mit mir, denn ich suchte niemals das Gespräch. Aber der tiefliegende Gegensatz unserer Anschauungen kam fortwährend in den verschiedensten Consequenzen und Anwendungen zum Vorschein; auch in unsern Gedanken über das Landschaftliche in der Natur, seine Wirkung auf Verstand und Herz. Er verwirft, er verabscheut ein liebevolles Verständniß der Natur, pflegte sich zu rühmen, daß er seit dem Jahre 1838 nie spazieren gegangen sei; und mit der Beredsamkeit, die so viele gemeistert hat, viele, die sich willig ergeben, mehre noch, die gar nicht ahnen, daß sie mit seinen Gedanken im Kopfe einhergehen, verfocht er einmal den Satz: die Natur ist ein Stück Leinwand, auf das der Mensch seine Gedanken malt. Ich antwortete mit dem Satze: Der Mensch ist Staffage der Natur. Er nannte mich einen Skeptiker — Jahre nachher hat er das öffentlich wiederholt und „skeptische Deutsche“ (wären sie es doch!) haben sich gebührend mit ent-

rüstet — nannte mich mit steigendem Affekt einen Atheisten, und im höchsten, immer freundschaftlichen Zorn einen Moleschottisten: das war das Furchtbarste, das er zu sagen hatte. Zu einer Verständigung waren wir damals nicht, waren wir nie gekommen. Das Gespräch kam mir zurück, als die Wolken über die Sonne zogen, und ich fragte mich, hat er doch am Ende Recht mit der Landschaft, also auch mit der Politik? Aber wie hätte der Zweifel Stand halten können hier, im Angesicht dieser Küste? Sind die Abkömmlinge der Griechen, die sie bewohnen, nicht so unverändert geblieben wie das Wams, die kurzen Hosen, die rothe Zipfelmütze, die sie auf den Wandgemälden von Pompeji tragen? Und dieselben werden sie bleiben, durch alle Zeit, auf die ein politisches Rechnen der Gegenwart sich erstrecken kann, und mit blutigem Schwamme werden sie wegwischen, was man mit blutigem Griffel auf ihre Landschaft malen will. Und ich sollte mich von dem Politiker lehren lassen, was der Vater des italienischen Einheitsgedankens mich nicht hatte lehren können! So dachte ich damals, und wenn ich Unrecht gehabt, mögen andere von meinem Irrthume lernen. Bene facit, qui ex aliorum erroribus sibi exemplum sumit.

Die Güter waren an Bord, die Luken geschlossen, das Postboot signalisirt; aus dem Sicherheitsventil fuhr zischend der Dampf und die Sonne hatte fast das Meer berührt, als mein letzter Rabe heimkam mit der letzten Antwort des englischen Konsuls. Es war derselbe Humor darin, mit dem der edle Premier die unterdrückten Nationalitäten, die er so gern befreit haben würde, wenn der Prinz Albert es nur litte! im entscheidenden Augenblick abzutrösten pflegt. Meine Sache werde betrieben und nehme einen günstigen Ausgang; der Schreiber bedaure aber, daß die Entscheidung heute schwerlich erfolgen werde, und er bedaure das um so mehr, als er „verstehe“ (un-

derstand, ein wahres Juwel von Doppelsinnigkeit das Wort!) daß das Schiff schon um 5 Uhr die Rhede verlassen werde. Uebrigens verbleibe er mein gehorsamer Diener. Ich bewahre das Schreiben. Vedi Napoli poi muori! wozu sollte ich noch essen? Ich versäumte den Tisch, um die Insel zu betrachten, die wie ein Schattenriß vor dem blutiggoldnen Abendhimmel stand. Es war Capri, es war der Schatten des Tiberius. Und ich wünschte unserer Zeit einen Juvenal und dem Juvenal einen Verleger.

Ich erwachte wie der Müller, weil die Maschine stand, und sah in dem Rahmen meines Fensterchens wie in einer Vignette den runden, niedrigen Thurm, den jedes Christenkind wie ich erkannt haben würde, den Hafenthurm von Civita Vecchia. Der junge Amerikaner landete hier, um sich das Visum des neapolitanischen Konsuls zu holen und mit dem nächsten Dampfer nach Messina zurückzugehen. Er hatte sich freundlich erboten, für mich zu wirken, zunächst dasselbe Visum für mich nach Neapel, oder wenn das verweigert würde, die Erlaubniß zum Besuche Roms zu fordern. Er war nicht lange gegangen, als ich einen Zettel erhielt des Inhalts, daß der neapolitanische Konsul sich drei Stunden Bedenkzeit genommen habe. Ich errieth, was das bedeutete, daß er nach Neapel telegraphiren wollte, errieth also auch den Ausgang. Ich streckte mich auf das Deck, unter den blauen Himmel, genoß das Winterwetter, betrachtete jenseits des kleinen Hafens die französischen Soldaten, die ihre rothe Hosen sonnten, sah in ein offenes Fenster mit sauberen Vorhängen unter den in Stein gehauenen Himmelsschlüsseln und aß Krugschnecken (franz. urcée) das sonderbarste Geschöpf, das noch über meine Zunge gegangen. Nach vier Stunden kam der Amerikaner, achselzuckend, angefahren. Die neapolitanischen, römischen und englischen Würdenträger hatten sich in's Vernehmen gesetzt, und das Ergebniß war eine perem-

torische Verweigerung beider Gesuche. **They are all mad,** sagte er in seiner ruhigen Weise, und bemühte sich, mich damit zu trösten, daß in Civita Vecchia nicht das Mindeste zu sehen sei. Ich hoffe, Messina hat dem armen Jungen gutgethan. Der folgende Morgen brachte einen Tag, der mich allein für den genommenen Umweg entschädigt haben würde. Aber wie einen Anblick beschreiben, den man nicht nur mit dem Auge, sondern mit jeder Pore und Fiber des Körpers sieht! Wir fuhren parallel mit der Küste hin, in einem Abstande von wenigen Seemeilen. Das Land schien in drei Terrassen aufzusteigen: erst ein hellerer Streif, dessen Farbe aus Feldern und Wäldern und Städten und Dörfern zusammengeflossen; darüber ein violetter Gürtel, aus dem hin und wieder ein blendend weißes viereckiges Pünktchen hervorstach, die verkürzte Abdachung des Apennin, dessen dick und tief hinab beschneiter Kamm sich rechts und links im Horizont verlief. Kein Wölkchen am Himmel, kein Nebelchen auf Erden. Die See warf leichte Wellen, die nur eben an die Wand des Schiffes plätscherten; aber in langen Zwischenräumen, wie die Brust eines Schläfers von dem Athemzuge, hob sich die ganze Wasserfläche von der geheimnißvollen Fluthwelle des Mittelmeeres. Mit ihr hob sich das Schiff wie ein guter Schwimmer; mit dem Schiffe der Mensch, als wollte er fliegen, auffliegen in diesen klaren Aether, durchglüht von der Sonne des Südens, durchkühlt von dem Schnee des Gebirges. Die Luft war wie das Getränk, das man in Amerika aus Eis und Arak mischt. Und ich schlürfte sie den ganzen Tag und hätte, sie besser zu schlürfen, mich gern bis auf den Gürtel entkleidet.

Am Nachmittag sprang die Küste gegen Westen vor; wir hatten Land neben uns und vor uns; wir fuhren in vollem Laufe in eine prächtige Bai hinein. Immer höher stieg das Ufer vor uns, immer breiter wurde der unterste Farbengürtel, immer schmaler wurden hinter ihm der blaue und der weiße.

Immer schneller sank die Sonne, aber noch stand sie am Himmel, als Genua vor uns lag, Genova la superba, wie ein Amphitheater um das Halbrund des Hafens aufsteigend. In dem Augenblick, als wir durch die Lücke zwischen den beiden Molen in die Scene des Theaters einfuhren, versank die Sonne in einem rechten Nordlichtsschein, der den westlichen Himmel und die östliche Hälfte der Stadt bedeckte. Er verglomm, nur zu schnell; aber wie entzündet an dem Feuer des Faro, sprang Flamme um Flamme, jetzt rechts, jetzt links, jetzt am Rande des Wassers, jetzt auf der Höhe des Felsenzuges, in der dunklen Häusermasse auf, bis Genua in den Wassern widerschien, auf die es am Tage wie auf einen Spiegel seiner einstigen Größe unersättlich schaut. Die Kinder in Norddeutschland haben oder hatten, als sie noch weniger gebildet waren, ein Spiel, das sie Frühkirche nannten. Sie verbrennen ein Stück Löschpapier auf dem Heerde und verfolgen mit den Augen die leuchtenden Pünktchen, die während des Verkohlens darauf hin und her laufen; das sind die Leute, die mit ihren Handlaternen aus der Kirche gehen. Es kommt darauf an, das letzte zu ertappen; das ist der Küster, der schließt die Kirche zu. — Als der Anker lag, kam ein Gendarm des Königreichs Italien an Bord, stellte sich an die Schiffstreppe, prüfte die Pässe und ersuchte diejenigen, die nicht das Visum von einem auswärtigen Vertreter des besagten Königreichs aufzuweisen hatten, es sich länger auf dem Schiffe gefallen zu lassen. Ein paar Italiener, die meine Paßabenteuer gehört und weidlich auf die neapolitanische und päpstliche Regierung geschimpft hatten, machten lange Gesichter und murmelten etwas von der Nothwendigkeit, die junge Freiheit scharf zu hüten. Mit dem Küster im Kopfe erzählte ich ihnen ein Märchen vom Völkerfrühling und von der Entstehung der blauen Schmetterlinge mit der Moral: Ein recht freies Volk muß eine recht große Polizei haben.

Der Mond, der leise über Nizza aufgegangen, vertrieb mir die grünen und die blauen Schmetterlinge und weckte Nachtfalter, mit denen ich besser Freund. „Nun wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach", ist die richtige Antwort auf das Selbstgespräch des Landesverräthers: „Hier Soldaten von Parma — hier französisches Geld — hier vier Galeeren vom Papst." In den Beurtheilungen des Fiesco, die ich kenne, hat man ein Wort zu wenig beachtet. Schiller nennt das Stück ein republikanisches Trauerspiel. Warum? In der kurzen, knappen Vorrede steht ein Satz, den ganz zu verstehen einen Geist wie Schiller's oder ein Leben voll schweigender Arbeit erfordert. „Höhere Geister sehen die zarten Spinnenweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen, und vielleicht an die entlegensten Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen — wo der Mensch nichts als das in freien Lüften schwebende Faktum sieht." Und wie bescheiden sagt der Geist an derselben Stelle: „Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich mit dem Herzen bekannter als mit dem Kabinet, und vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden."

Ich finde nichts mehr in meiner Erinnerung als die Sehnsucht nach dem Süden, nichts mehr auf meinen metallischen Blättern als den Gedankengang des Schreibens an den Politiker.

Hier ist es.

(Zu erbrechen nach fünf Jahren.)

Verehrtester Politikus!

Als Sie in das Boot stiegen, um dem Feenlande zuzurudern, das die einfältige Polizei von Neapel mir verschloß, fragten Sie mit einem Spotte, den ich Ihnen nicht übel nahm, ob ich noch nicht von meinen Vorurtheilen gegen die italienische Sache geheilt sei. Ich verhieß Ihnen eine Antwort in künftigen

Zeiten und komme jetzt, das Versprechen zu erfüllen. Ich erinnere mich genau, was Sie im Januar 1860 sagten, und maße mir an zu wissen, was Sie heute sagen. Sie müssen in dem Geleise geblieben sein, in welchem Ihre Gedanken sich damals bewegten, und ich habe dieses Geleise Jahr für Jahr, ich könnte sagen, Tag für Tag, verfolgt. Ich ziehe daher auch Ihre heutigen Vorstellungen in meine Antwort hinein; ich thue das aber ohne die mindeste Hoffnung, Sie zu überzeugen, ja mit der Gewißheit, Sie zu erzürnen. Deshalb habe ich den Vermerk auf die Adresse gesetzt, den Sie, ich weiß es, nicht respektiren werden. Sie werden dieses Schreiben jetzt lesen und doch nicht das Recht haben, über seinen Inhalt mit mir zu zanken; und Sie werden sich nach fünf Jahren versucht fühlen zu sagen: weshalb haben Sie nicht zur rechten Zeit gesprochen? und werden diesen Vorwurf zurückhalten müssen.

Sie nennen sich einen Politiker; als Politiker will ich versuchen, zu sprechen. Lassen wir also alle Empfindungen aus dem Spiele, abgesehen von der Vaterlandsliebe. Wenn Ihnen das gelingt, wenn Ihnen das gelingen könnte, wären wir schon mehr als halb einig. Italien ist ein schönes Land; ich, der ich es nur aus der Ferne gesehen, empfinde seine Schönheit vielleicht lebhafter als Sie, der Sie die Gassen von Neapel durchwandert haben. Italien, haben Sie mir wiederholentlich gesagt, hat einen Dante, einen Rafael geboren; ich könnte die Liste seiner glorreichen Söhne durch manchen Namen, der Ihnen wahrscheinlich unbekannt, verlängern. Sie wußten viel Böses von den Regierungen der italienischen Staaten zu sagen; darin stimme ich Ihnen zu, aber mit einer nothwendigen Erläuterung. Die italienischen Blätter nennen die Aufständischen in Neapel Briganti, Räuber, und die deutschen machen es ihnen natürlich nach. Auch die französischen nannten einmal die Spanier so, nannten Schill und seine Gefährten so. Unter den Aufstän-

dischen mögen manche Räuber sein, sind viele, die aus Anhänglichkeit an die Bourbonen und die Priester die Waffen tragen, sind aber auch sehr viele, die nur ihr Vaterland nicht wollen „piemontesiren" lassen. Und ist Ihnen, dem Politiker, denn nie der Gedanke gekommen, daß, wenn diese Guerillas, deren Bekämpfung eine Armee von 50,000 Mann erfordert, Räuber wären, die Bourbonen eine große Anerkennung dafür verdienten, daß sie ohne eine solche fremde Besatzung, und ohne monatlich Tausend Hinrichtungen mit Pulver und Blei, das Land leidlich in Ordnung gehalten haben? Wenn Sie es sich nie klar gemacht haben, daß nicht nur die Regierung auf den Charakter des Volkes, sondern auch das Volk auf den Charakter der Regierung wirkt, so thun Sie das ohne Zeitverlust, damit Sie von einer Veränderung der Staatsform, der Behörden, in Ihrem Vaterlande nicht zuviel erwarten. Aber Sie fallen mir schon mit der Bemerkung in die Rede, daß Ihre Sympathie für Italien ja weder aus dem Zauber des Landes, noch aus der Bewunderung für seine großen Männer, noch aus dem Widerwillen gegen seine schlechten Regierungen, sondern aus Ihrer idealistischen Richtung entspringe, die Sie als Deutscher einmal hätten, und die Sie nicht für diplomatische Engherzigkeit oder gar für schmutzigen Eigennutz vertauschen wollten.

Sympathie?

Sympathisiren Sie doch; ich thue es auch. Aber nehmen Sie Ihr Urtheil über das Verhältniß Deutschlands zu Italien, Ihr Urtheil über die Politik, die wir gegenüber Italien zu beobachten haben, nicht aus der Sympathie für Italien, sondern aus der Sympathie für Deutschland und aus einer kühlen Beobachtung dessen, was in Italien geschehen ist, geschieht und geschehen wird.

Idealismus?

Die Vorstellung von Urbildern des Schönen, Rechten und

Wahren will ich Ihnen wahrlich nicht rauben; ich predige sie Ihnen, indem ich Sie erinnere, daß diese Urbilder nirgends verkörpert sind. Und wären sie es, so hätten wir sie nicht anzubeten, sondern ihnen nachzustreben.

Ein freies und einiges Italien würde ich mit aufrichtiger Theilnahme betrachten, als einen Gewinn und, wenn ich Ihnen damit einen Gefallen thue, das zu sagen, als ein Muster für Deutschland ansehen. Aber, Verehrtester, Italien ist weder frei noch einig. Wenn wir davon sprechen, was Italien oder Deutschland sei oder thue, so bedienen wir uns einer Metapher, eines bildlichen Ausdrucks; und das dürfen wir in der Politik nur, wenn wir uns vollkommen bewußt sind, daß wir in einem Bilde reden. — Italien ist ein Stück der Erdoberfläche; darauf wohnen Menschen; diese Menschen haben eine Regierung. Mit der Regierung und übersehen Sie es nicht, auch mit der Regierung Deutschlands haben wir es in einer politischen Rechnung zu thun, mit den Regierungen, wie sie sind, oder in der nächsten Spanne Zeit wahrscheinlich sein werden. Die Regierung Victor Emanuels ist in den Stricken Napoleons; sie zerreißt hin und wieder eine Masche, zerrt an einer anderen; aber noch hält das Netz. Sie ist die Vasallin Frankreichs; verliert Oesterreich Venetien, so verliert es dasselbe an Frankreich. Würde, wenn das geschehen, unser deutscher Küstenbesitz am Mittelmeer, zwischen Frankreich und den von ihm aufgehetzten Ungarn und Südslaven, d. h. Croaten, sicher sein? Nein! wenn die Franzosen nicht Tröpfe sind. Können wir diesen Küstenbesitz je aufgeben? Nein! wenn wir nicht Tröpfe sind. — Wir haben, so lange die italienische Regierung nicht selbstständig ist, nur militärische Rücksichten zu nehmen.

Aber, sagen die Italiener, wir wollen, wir brauchen Venetien gerade, um uns gegen Frankreich zu stärken.

Ich würde Sie zu beleidigen fürchten, wenn ich Ihnen erst

auseinandersetzen wollte, daß das ein Trugsal, eine Absurdität ist. Wenn die Italiener den Mann, der ihnen auf dem Nacken sitzt, nicht abschütteln können ohne, so könnten sie es auch nicht mit Venedig. Mit Rom steht die Sache anders, denn der Besitz des Ortes würde ihnen eine moralische Kraft geben, wie Sie jedenfalls empfunden und sich in allen Konsequenzen klar gemacht haben, Sie Beneidenswerther, der Sie auf dem Forum gestanden, das Capitol gesehen haben.

Aber, sagen Andere, L. Napoleon wird nicht ewig leben.

So warten wir, bis er todt ist. Und wenn er todt ist, warten wir ab, ob ein System, welches das Resultat einer langen Entwicklung ist und eine tiefverwurzelte Erbschaft hinterlassen würde, mit seinem Tode fällt. Und wenn Ihnen das Warten langweilig ist, so vertreiben Sie sich die Zeit damit, die Verhandlungen des Ausschusses der französischen National-Versammlung vom Mai 1849 noch einmal durchzulesen, in denen ein Mitglied, der Prinz Louis Napoleon Bonaparte, von zweien andern, dem sentimentalen Lamartine und dem Socialisten Louis Blanc, genau die Politik „der Entschädigung" und Grenzberichtigung gegen Sardinien empfehlen hörte, die er als Kaiser befolgt hat.

Aber — und das ist Ihr letztes Aber — viele Italiener selbst sind ja mit Victor Emanuel unzufrieden, keiner mehr als Garibaldi.

So warten wir ab, daß Garibaldi Präsident der italienischen Republik ist, und machen wir uns inzwischen klar, welche Veränderungen anderswo nothwendig sind, wenn diese Veränderung eintreten und Bestand haben soll. Auch in Deutschland sind viele Leute unzufrieden, und darauf gefaßt, es bis an ihr selig Ende zu bleiben.

Ist Italien frei und einig, so werde auch ich dafür stimmen, daß Venetien freigegeben werde, und nur einstweilen noch einige

militärische Sicherheiten für Triest, etwa ein Besatzungsrecht in einigen festen Punkten, ohne Einmischung in die Verwaltung des Landes unmaßgeblich empfehlen. Bis dahin hoffe ich, das Vergnügen zu haben, Ihre persönliche Bekanntschaft zu erneuern; denn bis dahin werden wir Beide noch manchen Tritt zu thun haben.

Am Sylvesterabend.

Paris.

Die Ausstellung von 1855.

Paris, 4. Juni.

1. Das Gebäude.

Es war auch im Juni, als Franz I. und Heinrich VIII. 1520 die Zusammenkunft hielten, deren Pracht durch die Bezeichnung Camp d'or oder Drap d'or verewigt ist. Unter Zelten von Goldstoff lagerte das Gefolge und mancher edle Herr trug wie die Chronisten melden, seine Felder und Wälder auf dem Rücken. Die beiden Könige suchten weniger durch die Kostbarkeit der Stoffe als durch klassische Form und originelle Erfindung sich hervorzuthun. Franz hatte in Arders „drei Häuser bauen lassen, dazu noch eins vor der Stadt, von Holz, wie die Römer weiland ihre Theater bauten, ganz rund" — ein Chronist nimmt es mit dem Kreise und der Ellipse nicht so genau. Heinrich hatte nur eins, „mais elle estoit trop plus belle que celle de François et de peu de consistance." Robert von der Mark, Marschall von Frankreich, beschreibt es so: „Et estoit la dicte maison aux portes de Ghenes, assez proche du chateau et estoit de merveilleuse grandeur en carrure, toute de bois, de toille et de verre, et estoit la plus belle verrine que jamais l'on vist; car la moitié de la

maison estoit toute verrine; vous assure qu'il y faisoit bien clair.*)

Sir Joseph Paxton braucht über diese Stelle nicht verdrießlich zu werden; der Gärtner des Herzogs von Devonshire hat sie sicher nicht gekannt. Er fand den Gedanken selbstständig und im rechten Augenblicke wieder, an dem Tage, da man desselben bedurfte, und in dem Zeitalter, da die fortgeschrittene Entwicklung der Glas- und Eisenindustrie den flüchtigen Prunk zum dauernden Besitzthum Aller machen konnte. Aber es ist niederschlagend für uns, daß er den Gedanken erst wieder finden, daß er genau denselben Weg noch einmal machen mußte, den dreihundert Jahre vor ihm ein Anderer gegangen. Er nahm seinen Plan von einem Palmenhause; sein unbekannter Vorgänger wahrscheinlich von einem Levkojenglase: denn das veraltete Wort verrine, von verre abgeleitet, wie terrine von terre, bedeutet eine Glasglocke, wie die Gärtner sie brauchen, und einen Treibkasten. Niederschlagend ist es, daß fortwährend so viel Gewonnenes verloren geht, soviel Arbeit verschwendet werden muß, daß die Cultur kein besseres Inventarium führt, daß die ganze Menschheit, die einander folgenden Geschlechter wie die Einzelnen, immer von vorn zu leben, zu erfahren anfangen, in der Industrie wie in andern Dingen. Aufgezeichnet wird alles; Bibliotheken giebt es genug: der Fehler muß wohl an der Methode liegen. Die Betrachtung schickt sich für den Anfang, denn man soll einen neuen Abschnitt nicht mit Jubiliren beginnen, und das Facit des Fortschritts gehört an das Ende.

---

*) Und lag besagtes Haus an den Thoren von Ghenes, nahe dem Schlosse und war von wunderbarer Größe, viereckig, ganz von Holz, Leinewand und Glas, und war das schönste Glashaus, das man je gesehen; denn die Hälfte des Hauses war ganz gläsern; versichere Euch, es war schön helle darin.

Auch diesmal hat Frankreich vier Häuser gebaut gegen das eine in Hydepark: eins für die schönen Künste, eins für die Erzeugnisse des Ackerbaues, den eigentlichen Industriepalast und einen Anbau dazu am Ufer der Seine. Das erste fällt nicht in meinen Bereich; von den übrigen ist erst der Industriepalast fertig. Auf ihn könnte sich also die ganze Aufmerksamkeit nur concentriren; könnte, sage ich, denn sie thut es nicht. Sie thut es nicht, weil sein Inneres noch immer nicht geordnet ist, mehr noch, weil ein Nervenstrang von Kupfer ihn mit der Krim verbindet, mehr noch, weil er in Paris steht, ein Nachbar des Place de la Concorde.

Allerdings schrumpft das Interesse an der Tagesgeschichte im heutigen Paris schnell zur Neugier zusammen. Die Luft hat keinen politischen Sauerstoff, die entsprechenden Athmungsorgane stehen auf einmal still, und auf eine übermäßige Anstrengung behagen ihnen die Ferien wohl. Es war ein ganz sonderbares Gefühl, das mich beschlich, als ich diesen Morgen im Schatten des Tuileriengartens „spazieren saß“. Wenn ich in den letzten Jahren des Morgens die Zeitung aufnahm mit 24 Spalten stenographischer Berichte oder des Abends einen Haufen Bücher bei Seite schob, die ich im Interesse einer Tagesfrage durchflogen war, so ist mir zuweilen der Wunsch gekommen, mich mit einigen Dutzend Bänden in ein Fischerdorf oder ein Gebirgsthal zu flüchten und die Einführung politischer Neuigkeiten in mein Asyl bei Todesstrafe zu verbieten, meinetwegen auch Abt zu werden. Kann es einen größeren Contrast geben, als ein solches Bild der Phantasie und das Kaleidoskop der elyseischen Felder? Und doch war es mir heut, als hätte ich das Gewünschte erreicht, ohne von Flundern oder Ziegenmilch leben oder gar die Beichte hören zu müssen. Ich hatte seit drei Tagen die französischen Zeitungen gelesen, in denen nichts steht, und gestern Abend die englischen vergebens bei Galignani

gesucht, weil er the Lord's Day, the Sabbath hinter verschlossenen Thüren feierte, bei brandy and water, I suppose.

Das ist alles sehr subjectiv, aber wer kann es ändern? Wer Scenen fremder Länder objectiv zu zeichnen meint, der täuscht sich selbst; es fließt immer etwas von dem eigenen Blute in die Dinte. Von Dünsten und Wolken angehaucht, läßt die Phantasie sonnige Bilder sichtbar werden, die einmal daran haften geblieben: soll nicht umgekehrt das Licht alte Sturm- und Nebelbilder hervorrufen? Unter dem blauen Himmel, den ich Jahre lang nicht gesehen, in dem brennenden Licht, das in der Luft zu schwimmen scheint, auch da, wohin die Sonnenstrahlen nicht fallen, zwischen den scharfen Schatten, die das Laub auf den Boden streut, und den glitzernden Wellchen, die auf der grünen Seine tanzen, neckten mich die schwarzen Werfte, die finstern Docks, die triefenden Regenmäntel, das schleimige Pflaster, der schmutzige Fluß, die Rauchwolken, die aus hundert Essen niederfallend, mit dem Nebel zu einem garstigen Teig zusammenschmolzen. Ich wußte diesen Londoner Wintertag nicht anders los zu werden, als indem ich ihm einen Stuhl miethete, der recht in der Sonne stand; da sitz', Kerl, und trockne dich!

Welche Atmosphäre auf die Dauer am besten zusagt, muß die Erfahrung lehren.

Je leiser die Tagesgeschichte desto lauter redet in Paris die Vergangenheit. Von jeder Straßenecke rufen einen bekannte Namen an, und die Pflastersteine sprechen. Wo man auch wohnen mag, man hat es für Londoner Begriffe nicht weit nach der Ausstellung, und doch dauert es ewig, ehe man ankommt. Gerade weil Paris kleiner ist als London, braucht man mehr Zeit; man kann es nicht mit dem Daumen lesen. Für die Zerstreutheit, die man mitbringt, bietet die Ausstellung bis jetzt noch keinen Sammelpunkt; vergebens sucht das Auge die Ruhe des Fertigen und Abgeschlossenen. Noch ist kein Land

ganz geordnet und nur zufällig möchte der eine oder andere kleine Industriezweig schon vollständig vertreten sein. Der Catalog ist zwar gedruckt, aber er enthält noch viele Folien, auf denen nichts als der Name des Staates, allenfalls noch der Name des Commissarius zu lesen ist; und seine Nummern sind noch nirgends an den Gegenständen befestigt. Mit der Berichterstattung hat es also noch gute Wege.

Das Gebäude, aus solidem Mauerwerk, bildet ein Rechteck und enthält außer dem Erdgeschoß eine Etage von Gallerien, die rings um die vier Wände laufen und gleichsam einen Hof einschließen. Ueber das Ganze ist ein muldenförmiges Glasdach gespannt. Diese wesentliche Veränderung der Bauart und des Materials mag veranlaßt haben, daß man auch in der Farbengebung von dem Muster in Hydepark abgewichen ist. Es ist aber die Frage, ob man daran recht gethan. Die Decorirung des Londoner Ausstellungsgebäudes und des ihm nachgebildeten Krystallpalastes in Sydenham giebt großen Bedenken Raum. Die spezifische Schwere und die große Widerstandsfähigkeit des Eisens erfordern leichte, schlanke, durchbrochene Formen; und der Farbenüberzug sollte also darauf berechnet sein den entsprechenden Eindruck zu steigern, nicht abzuschwächen. Blau und Roth, womit Owen und Jones die eisernen Träger und Säulen angestrichen, unter Berufung darauf, daß die Alten ihre Steinbauten so gefärbt, lassen den Gegenstand größer, massenhafter erscheinen und stehen an und für sich in einer, ich möchte sagen kreischenden Disharmonie mit Metall. Es giebt in der Natur kein himmelblaues Eisen, und das Hochroth, das der Rost zuweilen zeigt, ist ein Beweis von der Einwirkung fressender Säuren, also ein Anzeichen fortschreitender Zerstörung. Als der ästhetische Eindruck hochrother Eisensäulen erscheint mir die Besorgniß, daß das Dach einfallen werde. Diese beiden Gründe dürften dafür sprechen, dem zur Construction verwendeten Eisen eine dunkle Farbe

zu geben, vielleicht ein dunkles Bronze. Stein verträgt an sich bunte Farben; es hat nichts Unnatürliches, den grauen Sandstein als Ziegel oder den rothen Ziegel als Marmor, Jaspis und Lazuli erscheinen zu lassen. Hier hat man den Stein in ein blasses Grau gekleidet, wahrscheinlich, weil man es mit jeder der Regenbogenfarben verträglich hielt, denen es als Hintergrund zu dienen hat. Die Schwierigkeiten sind offenbar sehr groß, und da ein erster Versuch in der Regel „Theorie" ist, so wollen wir abwarten, wie das „Grau" sich der wiederkehrenden Betrachtung bewährend wird. Mit den längs der französischen Gallerie ausgesteckten Fahnen, alle gleich groß und skropulös unter demselben Winkel — eine Front präsentirter Gewehre — werde ich mich aber schwerlich befreunden. Ebenso wenig mit den beiden Gemälden in den halbrunden Giebelfeldern, Frankreich und die Gerechtigkeit, beide mit ausgestreckten Armen, als ob sie das alte Gottesurtheil auszumachen hätten, wer am längsten die Arme in Kreuzesform ausgebreitet halten kann. Einen Uebelstand endlich haben die Rücksichten auf den Raum mit sich gebracht, und ich weiß nicht, wie er zu verdecken gewesen. Die einzelnen Verschläge füllen nicht allein den Raum unter den Gallerien, sondern treten noch ein Stück hervor. Von der Brüstung der Gallerie sieht man also auf einen Theil dieser Verschläge hinab, die zum Schutze der gegen Staub und Sonne empfindlichen Güter Bedeckungen haben müssen, dadurch aber ein budenartiges Ansehen erhalten, das zwar mannigfaltig aber nicht schön ist. Wenn großartige Industrie-Ausstellungen zu einem Institute, einer Sitte werden, so wird die Kunst Formen finden müssen, diese kleinen Abtheilungen organisch mit dem Ganzen zu verbinden. Uebrigens ist auf die Decorirung der einzelnen Ländergebiete und ihrer Unterabtheilungen mehr Sorgfalt und noch weit mehr Geld verwandt als in London. Namentlich haben Preußen und Baden eine mit Luxus ausgeführte gemeinschaftliche Front

nach dem innern Raum hin hergestellt. Durch eine Wand von schwerem rothen Stoff mit goldenen Borten und Troddeln führen halbverhängte Portale, und zwischen diesen Eingängen stehen prächtige Vasen. Als Front eines großen Lagers von Luxusartikeln betrachtet, ist die Decoration vortrefflich. Ihr einen preußischen, beziehungsweise badischen National-Charakter zu geben, hat man mit richtigem Takte gar nicht erst versucht, sondern sich mit der Ueberschrift und den Landeswappen begnügt. In dem innern Raum des Erdgeschosses sind einzelne größere Gegenstände aufgestellt, in der Mitte ein Leuchthurm mit einem Blickfeuer, das brennend erhalten wird und einen schönen Effect machen muß, wenn erst die beiden Springbrunnen spielen, die daneben aufgebaut werden.

Das Ganze ist heiter, gefällig und sauber, befriedigt aber auch diesmal noch nicht den Anspruch, den man zu erheben berechtigt ist, wenn für eine Sammlung von Industrie-Erzeugnissen der ganzen Welt nicht ein vorhandener Raum, so gut es geht, hergerichtet, sondern ein Gebäude eigens angelegt wird: es hat keinen Styl. Zu tadeln ist darob Niemand als die Zeit. Die alten Motive des geistigen und politischen Lebens sind verdorrt — es war ganz richtig, daß man den zur Eröffnung aufgerichteten Thron sofort wieder verschwinden ließ; die Industrie geht nicht mehr zu Lehn, und der blaue Thronhimmel, den man in London als beherrschenden Mittelpunkt des Ganzen hängen ließ, wurde nur dadurch erträglich, daß eine Frau darunter gesessen. Der fruchtbare Kampf der Gegensätze in Europa ist unter mechanischem Druck erstickt. Und während der Geist noch der organisirenden Idee entbehrt, wird die Hand mit einem unendlichen Reichthum technischer Mittel überschüttet. Lächelnd darf die denkende Demokratie es mit ansehen, wie die Gewalt und der Materialismus vergeblich nach dem greifen, was ihr allein gehört.

Der Anbau, für die Maschinen und Rohproducte bestimmt, ist eine englische Meile lang. Zwischen ihm und dem Palaste wird ein rundes Gebäude, „das Panorama“, aufgeführt, das die Krondiamanten, die Porzellane von Sevres und die Gobelins aufnehmen soll. Folgendes sind die Flächenräume:

Industriepalast	50,737	Quadrat-Mètres
Anbau	41,540	„ „
Panorama	9,026	„ „
Höfe	22,087	„ „
Zusammen:	123,390	Quadrat-Mètres

2. Der Katalog.

Die Londoner Ausstellung legte den Gedanken nahe, den Stoff in der Beschreibung ebenso zu gruppiren, wie er in dem Gebäude geordnet war, nach Ländern und Völkern. Sie war die erste; zum ersten Mal waren alle Nationen eingeladen, ihre Erzeugnisse neben einander zu stellen, waren durch den Besuch eines einzigen Ortes Anschauungen zu gewinnen, die sonst zerstreut auf der ganzen Erde oder aufgetrocknet in Büchern zu suchen waren. Gewiß sind die Millionen, die nach und nach in den Glaspalast traten, in keinem Gefühle so einmüthig gewesen, als in der Spannung, nun einmal zu sehen, wie alle die andern Völker sich eingerichtet; und gewiß muß der Berichterstatter seinen Lesern stets das zu bieten bemüht sein, was sie sich, wenn anwesend, selbst suchen würden.

Aber mit jeder Wiederholung muß die Weltausstellung etwas von diesem Reize abstreifen, nicht allein weil die Wißbegier befriedigt ist, sondern auch weil die Eigenthümlichkeiten und die Gegensätze sich immer mehr verwaschen. Die Aussteller

haben im Allgemeinen viel weniger Interesse dafür, ein recht vollständiges Kabinet zum Studium der Ethnographie zu liefern, als sich einen guten Markt zu schaffen. Der bessere Absatz wird bei manchen Gegenständen durch die Zweckmäßigkeit, bei andern durch die Schönheit, bei noch andern durch die Mode bedingt. Zu den ersteren, bei denen der Ernst des Gebrauches oder der Zwang der Sparsamkeit alle andern Rücksichten überwiegt, gehören vor Allem die Werkzeuge im weitesten Sinne des Wortes, die Werkzeuge, die den Gewerben, den Künsten, den Wissenschaften, dem Verkehre dienen. Wenn jetzt noch die Observatorien verschiedene Instrumente haben, so liegt das hauptsächlich daran, daß noch verschiedene Methoden um den Vorzug kämpfen. Aus alle den Erfahrungen und Gewohnheiten, die in der Mischlings-Bevölkerung der Vereinigten Staaten zusammenfließen, hat sich die richtige Form der Axt festgestellt; und daß die deutschen und französischen Aerzte noch immer mit dem plumpen Schlüssel die Zähne ausbrechen, nachdem nun schon zum zweiten Male die englischen Instrumente vor aller Welt ausgestellt sind, das ist, mit Verlaub zu melden, ein Skandal. Die bunte Mannigfaltigkeit der Eisenbahneinrichtungen wäre längst bis auf wenige, durch örtliche Gründe gebotene Verschiedenheiten verschwunden, wenn die Eitelkeit der Ingenieure sich immer dem Interesse der Aktionäre und des Publikums unterordnen wollte.

Viel schneller wirkend, wenn auch viel weniger berechtigt ist die nivellirende Richtung in Sachen des Geschmacks und der den Geschmack nur zu oft überwuchernden Mode. Copeland, größer denn Wedgwood, hat das „Weidenmuster“ nicht ausgestellt, dem er sein Vermögen verdankt. Wer hätte nicht in England auf seinem Teller oder in seinem Waschbecken das Bild gefunden, das aus China nach Holland und aus Delft nach Staffordshire eingewandert ist — die Pagode im Schatten

eines blasentragenden Baumes, die Brücke mit den drei Wanderern darauf, die Weide mit klafterlangen Kätzchen und die beiden Vögel mit Fischschwänzen? „Wir glaubten, es würde nicht gehen", antwortete mir der Aufseher, als ich theilnehmend nach diesem Nationalinstitut fragte. Arbeiten die Fabrikanten der einzelnen Länder ausdrücklich für die Ausstellungen, so wirken diese Centralpunkte wieder auf die einzelnen Länder mächtig zurück. Der Fortschritt dieser Entwickelung läßt sich an der Pariser Ausstellung, verglichen mit der Londoner, sehr wohl ermessen. Für den Augenblick kommt noch hinzu, daß von den Rohstoffen, die meistens einen unverwüstlichen Charakter haben, in dem Hauptgebäude fast gar nichts Platz gefunden hat.

Nur zwei wesentlich verschiedene Charaktere lassen sich noch erkennen, der abendländische und der morgenländische, das Reich des Leibrocks und das Reich der schwarzen Gazelle und des Dattelbaums. Fast kein Stück in der türkischen, der persischen und der indischen Abtheilung, dem nicht sein Ursprung aufund eingeprägt wäre, sei es durch die Bestimmung, sei es durch die Form- und Farbengebung. Innerhalb des abendländischen Gebietes würde man ohne die Hülfe der Inschriften und Flaggen selten angeben können, wo man sich befindet, wenn man mitten hineingestellt würde. Nur die Fronten, welche die einzelnen Länder dem innern Raume, die Gesichter, die sie dem Besucher zukehren, haben, wenn auch nicht Charakter, doch Physiognomie, weil man das Beste oder doch das Prunkendste dahin zusammengestellt hat. Wo nur die Gefallsucht bestimmend gewesen ist, da hat meistens der Gott des Schabernacks sein Spiel getrieben; und wenn man erst einen Zug von dem Humor gefaßt hat, so gehört wenig Phantasie dazu, mit den Gesichtern umzugehen, wie mit Weinstöpseln von Guttapercha: einen leichten Druck und es giebt eine Grimasse. Das Mienenspiel wird vollends leben-

dig, wenn man auf die Nachbarschaften, die **vis-à-vis**, Achtung giebt.

Die Columna rostrata vor der englischen Abtheilung ist bezeichnend und ernst; aber wird der Cockney es nicht als eine feine Satire auf seine, jetzt überwundenen, Vorurtheile ansehen, wenn ihm in Frankreich zunächst die Violine und das Schnürleib in die Augen fallen, die beiden Instrumente, die er nebst einer Schüssel voll Froschkeulen für das nothwendige Zubehör jedes Franzmannes hielt? Mynheer, der aus angestammter Furcht vor Ueberschwemmungen eine Treppe hoch gezogen ist, hat einen messingenen, spiegelblank polirten Ofen vorangestellt, sich sein Pfeifchen daran anzuzünden. Belgien hat in einem der beiden vordern Schränke ein Wachsfiguren-Kabinet von Erzbischöfen in Pontificalibus, in dem andern Lütticher Waffen, bescheidener und bezeichnender Weise nur als kaufmännische Musterkarte geordnet. Daß Preußen den Bernstein diesmal nicht in verschiedene Hintergäßchen verzettelt hat, ist sehr zu billigen; übrigens muß ich es dem Leser anheimgeben, den Ausdruck der Frontaufstellung zu bestimmen. Wenn man durch das mittlere der früher erwähnten Portale eintritt, so hat man ein riesiges Kruzifix vor sich, daneben eine in Reue und Buße versunkene Magdalena, und rings umher einen trophäenartig aufgestellten Reichthum von Musketen und ähnlichen Gnadenmitteln. Hat die eigentlich konservative Partei den Plan angegeben? Oder ist die Magdalena eine von den Schwestern des Phaëton, deren Thränen Ovid als Bernsteinkorallen in den Eridanus — nach der Ansicht einiger Gelehrten die Radaune bei Danzig — niederfallen läßt? Ich bedaure, nicht auf den theologisch-ästhetischen Unterschied geachtet zu haben, der die lateinische und die griechische Kirche trennt und zu der orientalischen Frage Veranlassung gegeben hat, ob die Beine des Kruzifixes über oder nebeneinander genagelt sind. Ebenso sinnreich als verständlich hat Oesterreich drei ungeheure

Vorgebirge von Glas und Porzellan aufgebaut. Rührt mich nicht an, oder es giebt Scherben! Den Mittelpunkt der einen Ausstellung bildet ein alter Herr von Porzellan, dem die Kniee zu frieren scheinen, nach der Art, wie er den Mantel zusammengeschlagen, und der in dem Zustande unbewaffneter Exspektative von den gegenüber aufgehängten französischen Uhren abzulesen sucht, was die Glocke geschlagen. Von einem vorläufigen Blicke in den Anbau weiß ich, daß Canada sich auch diesmal, wie 1851, durch die sinnige Ausstellung seiner Produkte hervorthun wird. Den Mittelpunkt bildet eine Trophäe aus Hölzern und anderen Rohprodukten, die auf einer Unterlage von Mineralien ruht. Um sie her sind die Verarbeitungen dieser Stoffe und die Werkzeuge geordnet, nicht von einem geschmackreichen Ladendiener, sondern von einem denkenden Kopfe. Eine ähnliche Aufstellung für die Produkte eines großen Staates zu finden, ist allerdings schwieriger; aber an Großstaaten sind auch große Ansprüche zu machen.

Es ist diesmal nothwendig, eine andere Eintheilung anzunehmen als die geographische; und damit beginnt denn die liebe Noth. Die Industrie, als etwas Lebendiges, sträubt sich gegen das Systematisiren, gegen die Verpackung in logische Schubfächer oder in die Aktenspinden einer Registratur. Auch der Katalog beginnt mit dieser Klage. Um den Juries ihre Arbeit zu erleichtern und mit Benutzung der in London gewonnenen Erfahrungen hat man „in jedem Industriezweige zusammengestellt nicht nur die Erzeugnisse, die er dem Handel liefert, sondern auch die Urstoffe, die er verarbeitet, und die Werkzeuge, deren er sich bedient. Was die Zweige betrifft, die einer nach dem andern für die Erzeugung ein und desselben Gegenstandes thätig sind, so hat man diejenigen vereinigt, die in der Natur der Dinge oder in den Personen, die sich mit ihnen beschäftigen, eine nahe Verwandtschaft haben, und auf der andern Seite die-

jenigen getrennt, die im Allgemeinen an verschiedenen Orten und von verschiedenen Personen betrieben werden.“ Aber auch von diesen Regeln, natürlich und elastisch wie sie sind, hat man oft abweichen müssen. Die „Gruppen, Klassen und Sektionen“ des Katalogs abschreiben, wäre für den Leser langweilig und für den Besucher überflüssig. Da ich nicht die Bequemlichkeit der Geschwornen, sondern der Leser und meiner selbst zu berücksichtigen habe, so werde ich den Stoff anders ordnen. Alle Thätigkeit der menschlichen Hände besteht zuletzt nur darin, den Elementen willkürliche Formen und Verbindungen zu geben. Die Zwecke, die dabei leitend sind, und die Elemente, die benutzt werden, müssen Mittelpunkte abgeben, an die eine Masse von Gegenständen durch ein natürliches Band geknüpft sind,

Bände es auch nur leicht, so wie die Binse den Kranz.

Wenn man, was in der Erinnerung an den Koloß von Rhodus ohne Zwang geschehen kann, einen Leuchtthurm für einen Feueraltar, und wenn man es mit den Entfernungen nicht mathematisch genau nehmen will, so hat der Industriepalast doch einen befriedigenden Mittelpunkt. Der Zufall hat gegeben, was sinnige Besucher von Hydepark und Sydenham vergebens gesucht haben. Zufall ist es, daß das Ministerium für öffentliche Arbeiten das vollständige Modell eines Blickfeuers ausgestellt hat. Aber kein bloßer Zufall, daß man ihm einen Platz ungefähr im Mittelpunkt angewiesen; die Natur der Sache gebot es so. Man sagt, er habe ursprünglich genau in der Mitte gestanden, aber der Prinz Napoleon habe ihn wegnehmen lassen, „weil er wie der Thurm Malakoff aussehe.“

Aus der alten Gegenwart, zersplittert und poesielos, wendet der Geist sich gern in das jugendfrische Alterthum zurück; und nicht vergebens. Die trockenste Wissenschaftlichkeit kann nichts dagegen haben, Licht und Wärme als die Quellen des organischen Lebens zu feiern. Freilich muß man hinter die Griechen zurück-

gehen, die nach ihrem Geschmack den Prometheus den göttlichen Funken stehlen ließen, zurück auf die Veden und den Zendavest. Der Leuchtthurm sei uns ein Symbol der lodernden Flamme, des Heerdes, der Esse und der Kerze.

3. Metallgefäße und Verwandtes.

Die Fabrikation metallener Gefäße hat eine doppelte Wurzel in der Töpferei. Als die spätere Kunst hat sie die Erzeugnisse der frühern zum Muster genommen, und die Formen des gegossenen Gefäßes müssen zuvor in einem Thongebilde existirt haben, das eben deshalb sehr natürlich und bezeichnend „die Form" heißt. Auf diese beiden Wurzeln lassen sich zugleich die beiden großen Zweige der genannten Industrie zurückführen, die getriebene und die gegossene Arbeit, wenn auch Wurzeln und Zweige vielfach in einander gewachsen sind. Erst in ganz neuer Zeit ist ein dritter hinzugekommen, die Galvanoplastik.

An dem Metallgefäß läßt sich besser als an irgend etwas anderm lernen, was Styl ist. Ich weiß nicht, ob irgendwo eine gute Definition von Styl zu finden, und wenn ich es wüßte, würde ich sie nicht aufsuchen: denn außerhalb der Mathematik sind nur die Definitionen etwas werth, die wir uns selbst erarbeiten, thut man wohl, seine Studien damit anzufangen, daß man alle Definitionen einstweilen für falsch hält. Der Stammbaum des Wortes, ein guter Führer, wenn er in Zeiten hinanfreicht, in denen die Wörter noch wuchsen, nicht geschnitzt und geleimt wurden wie heute, führt darauf, daß das Wesen des Styls mit dem Werkzeug zusammenhängen muß; Stylus ist der Stift, der Griffel. Die Wahl des Werkzeugs ist bedingt durch den Stoff, und in seiner Handhabung prägt sich die Eigenthümlichkeit des Künstlers aus. An der getriebenen Arbeit,

wenn wir zunächst noch von den Maschinen absehen, ist jeder Punkt unter der Hand des Arbeiters gewesen; für die gegossenen hat die Hand die Form zu modelliren und dem Gusse nachzuhelfen, sei es durch Ciselirung, sei es durch Politur oder Färbung, während schon bei der einfachsten Töpferei eine Maschine, die Scheibe, einen großen Theil der individuellen Arbeit ersetzt. Bei dem getriebenen und dem ciselirten Werke behalten die Persönlichkeit, die Phantasie, die Laune während der Arbeit freies Spiel; unter den Hammerschlägen keimen die Gedanken, ein Fehlschlag mag dem Künstler weiter helfen, wie ein Reim dem Dichter. Das ganze Werk, die gröbsten Vorarbeiten etwa abgerechnet, kann in derselben Hand bleiben, und die alten Meister hielten es so. Sie trugen sich ganz hinein. Die Bestimmung des Gefäßes, der Gedanke seiner Form beherrschten in jedem Augenblick die Hand, erhielten das Gleichgewicht zwischen dem Eindruck des Ganzen und den Einzelnheiten der Ausführung, und die Dankbarkeit gegen sein Werkzeug, möchte man sagen, hieß den Arbeiter, dasselbe erkennbar lassen.

Was hier angedeutet ist, zu beobachten und weiter zu verfolgen, dazu bietet Paris in diesem Augenblicke eine treffliche Gelegenheit in der Vergleichung des Industriepalastes mit den reichen und wohlgeordneten Kunstschätzen, die seine zahlreichen Museen enthalten. Daß es noth thut, solche Vergleichung zu machen, an dem Einfacheren und Faßlicheren — und das sind meines Erachtens die Metallarbeiten — die Normen für die Beurtheilung des Schwierigeren und Verwickelten zu finden, das kann man täglich in der Ausstellung wahrnehmen, an den Gegenständen, an dem Publikum und an sich selbst. In den Bemerkungen, die man um sich her vernimmt, tritt einem der wüste, geronnene, käsige Zustand des Urtheils entgegen, der in so weiten Gebieten existirt und, auf politische Verhältnisse angewandt, unter dem Namen der öffentlichen Meinung als eine

besondere Errungenschaft der modernen Civilisation gefeiert wird. Wir haben die Zuversicht, zum Urtheil über alles befähigt zu sein, weil wir doch auch ein Stück Publikum sind, viele Bücher wenigstens mit den Augen gelesen und manche Theegesellschaft besucht haben; und dabei behelfen wir uns mit den zwei ewigen Kategorien: joli, nice und hübsch; pas joli, not very nice und nichts Besonderes. Wer die tiefere Bemerkung macht, daß die Arbeit sehr tüchtig, oder die noch tiefere, daß die Conception vortrefflich, aber die Ausführung hier und da nicht ganz gelungen, und dazu in entsprechend langsamem Tempo eine Prise nimmt, kann einer achtungsvollen Aufmerksamkeit und gelehriger Schüler ziemlich sicher sein. Entspinnt sich ein längeres Gespräch oder ein Streit, so ist der Gang in der Regel das Umgekehrte des natürlichen Ganges: erst wird das Urtheil ausgesprochen, hinterher werden die Gründe dafür zusammengestoppelt. Alles in der Welt, nur nicht sagen, daß einem dies und jenes fehle, um sich ein Urtheil zu bilden. Dagegen ist auch eine Beobachtung zu machen, die Zuversicht und Hoffnung giebt, nicht nur für das Kunstgebiet, sondern auch für andere Felder, auf denen ähnliche Voraussetzungen ein ähnliches Chaos erzeugt haben. Es ist die, wie ein einziges Gesetz der Kunst, das man selbst oder mit Hülfe eines guten Lehrers erkennt und sich erst am Einfachen ganz zu eigen gemacht hat, durch die verwirrendste Mannigfaltigkeit so sicher durchschlägt und einen so gleichgültig macht gegen 99 Meinungen oder die einstimmige Meinung von 99 Personen.

Je länger man die öffentliche Meinung über Kunst und über Politik neben einander hält, desto mehr gleiche Symptome findet man, die auf gleiche Ursachen zurückweisen, hauptsächlich auf zwei: das Fortbestehen oder das gewaltsame Aufrechthalten von Formen, deren Geist längst entflohen ist, und die Maschine. Ich möchte es so deutlich, wie es in deutscher Sprache möglich

ist, ausdrücken, daß ich weder die Buchdruckerpresse, noch irgend eine andere Maschine abgeschafft zu sehen wünsche. Aber ist die Maschine ein göttliches Ding, daß sie ohne Fehl wäre? Und können ihre Nachtheile überwunden werden, wenn man sich nicht zuvörderst gestehen will, daß Nachtheile vorhanden sind?

Daß die Maschine, wie sehr viele andere Dinge, dem Speer des Achilles gleicht, die Wunden heilen kann, die sie geschlagen, ist ein so oft gespendeter Trost, daß man ihn nur wiederholen mag, um daran zu erinnern, daß bemeldeter Speer nicht die Gewohnheit hatte, von selbst zu den Verwundeten zu spazieren wie ein Doktor, sondern daß man zu ihm gehen und den Rost abschaben und mit Wein und heilsamen Kräutern zu einer Arznei verarbeiten mußte.

Eine fortschreitende Befreiung der Kunst von inhaltlos gewordenen Formen ist nicht zu verkennen; nur ist der Fortschritt etwas langsam. Die griechische und römische Mythologie verschwindet immer mehr, und erregt schon Anstoß, wo sie gar zu ungeschickt auftritt. Man stellt keinen Herkules mehr mit der Allongenperücke dar; und nur die Waden hoher und allerhöchster Personen erscheinen zuweilen noch nackt und blank in der Sandale eines römischen Infanteristen.

Es läßt sich erwarten, daß die Anwendung antiker Personen und Kostüme in der bildenden Kunst denselben Weg gehen wird, wie in der Beredtsamkeit und Dichtkunst. Man setzt heute nicht mehr zu einer Geburtstagsgratulation den ganzen Olymp in Bewegung. Andere bedeutungslos gewordene Formen werden freilich noch von zu mächtigen Interessen festgehalten und zu gut bezahlt, als daß sie sobald von unsern Ausstellungen verschwinden sollten.

Die Parallele zwischen Kunst und Politik trifft namentlich in England zu. Neben dem großen Kapital, dem Reichthum an mechanischen Mitteln, der weitgetriebenen Arbeitstheilung

tragen noch andere Umstände die Schuld daran, daß der Kunstunfug eine so gefährliche Höhe erreicht hat, und es sind dieselben, die Englands politische Zustände zerrütten, der grasse Materialismus und das zur zweiten Natur gewordene Komödiespielen. Ich werde die Verwahrlosung des Geschmackes mit Beispielen belegen. Daß sie noch so reichlich vorhanden sind, ist um so beweisender, als es nach der Londoner Ausstellung an betreffenden Kritiken, auch aus englischen Federn, gar nicht gefehlt hat. Daß sie in der Metallindustrie besonders zahlreich sind, erklärt sich daraus, daß in ihren Werken die Persönlichkeit des Künstlers besonders stark ausgedrückt sein soll und trotz alles Sträubens und Sperrens ausgedrückt sein will.

Die Theilung der Arbeit führt dahin, daß die Bestimmung des Gegenstandes und seine Schönheit als zwei Gegenstände behandelt werden, die gar keinen Zusammenhang haben, daß die Vorstellung von einer Schönheit der Zweckmäßigkeit ganz abhanden gekommen ist. Der Eine giebt an, wie das Ding sein soll, damit es seinen Zweck erfüllt; der Andere macht es schön. Oft, vielleicht häufiger, ist der Prozeß umgekehrt; der Eine erfindet eine Schönheit und überläßt es dem Anderen, die Bestimmung dazu zu suchen, ist keine zu finden, auch gut, so hat man ein „reines Kunstwerk". Wie dies unnatürliche, grausame Zerreißen des Einigen zur Gewohnheit geworden, das spricht sich schlagend in einer Bemerkung aus, die ein Londoner Berichterstatter 1851 über die Metallgefäße und Metallwerkzeuge der Orientalen gemacht hat. Er sagt, sie seien of the rudest description, der rohesten Art, obgleich im Allgemeinen zweckmäßig, von vortrefflichem Material und von gefälligen Formen. Enthält das „Obgleich" nicht die größte Lobeserhebung, die sich denken läßt? Was vermißt der Kritiker? weshalb findet er die Erzeugnisse roh? Weil keine aparte Schönheiten darangeklebt sind. Aus dieser Weise zu arbeiten und zu denken entwickelt

sich sehr natürlich ein ganzes Sündenregister. Zunächst in der Wahl der Stoffe. Man macht ein Ding, nicht damit es eine Bestimmung erfülle, sondern um einen bestimmten Stoff anzuwenden, und bringt Erzeugnisse zu Stande, die in der Welt keine andere Bestimmung haben, als sofort in Watte gepackt oder unter Glas gestellt zu werden, und zwar Erzeugnisse, die dabei doch die Prätension eines anderen Zweckes machen. Dann in dem Mangel an Zusammenhang zwischen der Construction, der Gestalt, den Theilen und der Anordnung, die durch die Bestimmung geboten sind, und dem ornamentalen Theile, zwischen dem Knochenbau und den Umrissen der Glieder. Wie oft begegnet man Geräthschaften, die den Eindruck machen wie ein großes Thier ohne Rückgrat, schlotterigen Anhäufungen von Zierrathen! Wieviel hat die Civilisation in dieser Beziehung von dem Wilden zu lernen, der seinem Werkzeuge erst die für den Gebrauch zweckmäßige Form giebt und dann die mit dem Gebrauch verträglichen Verzierungen darauf schnitzt, der seine Hängematte erst an vier tüchtige Schnüre knüpft und dann den natürlichen Linien mit dem Federschmucke folgt! Dann in der Disharmonie zwischen der Bestimmung des Werkes und der Bedeutung der Verzierungen. Die Abderiten sind todt; aber immer noch thut man schlimmeres als sie, die ihre Rathszimmer mit badenden Nymphen bemalten und dafür von ganz Hellas ausgelacht wurden. Dann in der Disharmonie zwischen der Anlage des Ornaments im Ganzen und der Ausführung seiner Theile. Die Spezialität des einen Arbeiters ist das Poliren, des andern die minutiöse Ausarbeitung von Baumblättern mit jeder Ader, von Thierfellen mit jedem Haare daran. Um ihre Sache gut zu machen, putzt der Eine spiegelblank, was gar nicht hervortreten soll, führt der Andere mit wunderbarer Treue aus, was der Andere nur angedeutet wissen wollte. Endlich, und das ist der Unfug, der in der englischen Industrie am üppigsten wuchert,

in der sinnlosen Nachbildung und Zusammenstellung von Naturgegenständen.

Diese Richtung ist nahe verwandt mit einem bekannten Streben in der Malerei, von dem die besten Proben hier zur Hand sind. Ich komme bei einem andern, ihm noch näher verwandten Stoffe darauf zurück. In der bildenden Kunst ist sie eine Auflehnung gegen die Tradition, gegen die historische Schule, wenn man diesen Ausdruck aus der Rechtswissenschaft übertragen darf, und es hat zwischen den beiden Richtungen viel unnützes Toben gesetzt, wie auf andern Gebieten. Gewiß sind diejenigen zu tadeln, die mit Scheuklappen vor den Augen, ganz wohlgemuth fortfahren, sklavische Copien der antiken Kunst oder des Mittelalters in die Gegenwart hineinzusetzen. Aber eben so gewiß haben diejenigen Recht, welche die Regeln, die Gesetze zu erforschen und auf die Gegenwart anzuwenden suchen, nach welchen die alten Meister ihre Werke in eine so wunderbare Harmonie mit der damaligen Umgebung zu setzen wußten. Und eben so gewiß haben die Gegner ein reiches Feld des Forschens und des Schaffens in den neuen Bedürfnissen, den neuen Umgebungen. Statt dessen gehen sie in der Naturgeschichte auf die Jagd, stöbern eine neue Blume, einen neuen Käfer auf und thun sich mit dem ächten Hochmuth der königlichen großbritannischen Civilisation etwas darauf zu gute, daß sie solche Gegenstände viel getreuer darstellen können als die Alten. So wird denn eine Kröte so treu, daß eine Dame davor aufschreien könnte, die geeignete Form für eine Butterbüchse, ein Epheublatt für eine Feuerschippe, ein Lager von Stechpalmen und Disteln für eine Bettstelle, von incongruenteren Zusammensetzungen zu schweigen. Die Galvanoplastik hat diesen Unfug zum Unerträglichen gesteigert.

Endlich liegt ein wichtiger Grund der Barbarei in einer gewissen Eigenschaft des Industrialismus, oder der Industriellen, in ihrer Verachtung gegen geistige Arbeit. Ueber diesen Punkt,

der mit der politischen Richtung der englischen Industriellen, mit dem Census und dem ganzen Constitutionalismus eng zusammenhängt, hat der Engländer Redgrave sich auf Veranlassung der Londoner Ausstellung so ausgesprochen:

„Der Zustand der modernen Fabrikation, die durch die Maschine oder die Form ein Ornament ins Unzählige vervielfältigen kann, hätte den Fabrikanten mindestens zu der Erkenntniß bringen sollen, wie wichtig die erste Zeichnung ist. Man sollte meinen, ein Gegenstand, der zehntausendmal reproducirt wird, sollte erst recht ein schöner Gegenstand, für seine Vollendung werde keine Mühe zu groß sein. Die Kosten der Zeichnung oder des Modells sinken zu einer Bagatelle herab, wenn man den Bruchantheil für die einzelne Copie berechnet. Sonderbar im Gegentheil, daß große Kosten aufgewandt werden für die Vervielfältigung eines Musters oder Modells, das man kaum des Bezahlens werth hält. Und doch werden in England häufig die Künstler wenig besser bezahlt als die Fabrikarbeiter, scheint die Ansicht vorzuherrschen, daß Kenntniß, Geschick und Geschmack sich von selbst finden. Oft genug hat der Künstler kein Interesse an dem Resultat seiner Arbeit, sein Name bleibt unbekannt, sein Honorar ist bettelhaft und die Vorzüge und Schönheiten seines Werkes werden verdorben durch die Ballhorn'schen Verbesserungen des Fabrikanten."

Wedgwood hatte den Verstand, sich von Flaxman Zeichnungen und Modelle machen zu lassen; und der Zustand der Töpferei, verglichen mit der Metallindustrie, zeigt, was ein Kopf wirken kann, unmittelbar und durch den Anstoß, den er hinterläßt.

Um sich mit den Formen zu beschäftigen, ist unter allen Ausstellungen von Metallgefäßen und verwandten Gegenständen keine geeigneter, als die von Elkington, Mason u. Co. in Birmingham. Was diese Firma von ihrer vortrefflichen Samm-

lung galvanoplastischer Reproductionen sagt, dieselbe sei zur Belehrung der Jugend und des Publikums bestimmt, das gilt auch, freilich in einem andern Sinne, von ihren selbstständigen Schöpfungen. Ein großer Theil derselben wäre zu einem Platze in der „Kammer der Schrecken“ berechtigt, durch die man den Zöglingen der Kunstschule in Marlborough-House beizubringen sucht, wie sie nicht arbeiten müssen. Ich weiß, daß eine unangenehme Kritik der Ausstellungen gegen die Gewohnheit der Journalistik verstößt und von den Industriellen sehr übel genommen wird. Aber ich sehe nicht ein, weshalb Erzeugnisse, die denn doch zuletzt nur producirt werden, weil man Geld mit ihnen verdienen will, auf eine Schonung Anspruch haben, die Werken der Liebe und Begeisterung, was Bildsäulen und Gemälde doch so häufig sind, die wissenschaftlichen und literarischen Erzeugnissen nie zu Theil wird. Es hieße zu Gunsten Einzelner dem Ganzen einen sehr schlechten Dienst erweisen, wenn der Berichterstatter sich verpflichtet hielte, nur zu loben, weil doch das ganze Unternehmen so lobenswerth, oder die Beiträge des Landes, für das er schreibt, herauszustreichen, weil der Patriotismus das mit sich bringe. Nur das kann jede Firma, wie jeder Bildhauer, Maler und Schriftsteller fordern, daß der Beurtheiler seinen Tadel motivire und sich damit selbst der Kritik preisgebe.

Ich finde in der Elkington'schen Ausstellung Proben von allen den Fehlern der englischen Metallindustrie. Der Vortrefflichkeit ihrer galvanoplastischen Nachbildungen habe ich eben gedacht, und auch unter den anderen Stücken finde ich einige, zu denen antike Muster mit Sinn und Maaß benutzt sind, z. B. ein Flaschenkühler mit einer Bacchantenscene. Im Allgemeinen aber ist diese Fabrik in ihren selbstständigen Schöpfungen seit 1851 zurückgeschritten. Beim Eintreten stößt man auf einen Tisch mit einer schönen Platte von Jaspis oder grünem Marmor. Der metallene Fuß läuft unten in drei Löwenköpfe aus,

die wahrscheinlich nach einem antiken Muster gearbeitet und die in jeder Beziehung untadelhaft sind. Aber aus diesen Löwen erwächst ein naturgetreuer Baumstamm, und hart an der einen Seite dieses Stammes hält ein Jäger zu Pferde, der mit seinem Spieße um die Ecke nach einem Eber sticht, der sich ebenso dicht an die andere Seite klemmt, beide Figuren so vortrefflich ausgeführt, daß sie den Beschauer verlocken, sich unter den Tisch zu bücken, um sie genau zu betrachten und sich demnächst an der Kante den Kopf zu stoßen. Dieselbe Zeichnung kehrt noch einmal wieder als Fuß einer Lampe, vervollkommnet durch einige Engel, die mit ihren Rücken auf eine unbegreifliche Weise an den Zweigen des Baumes befestigt sind. Aber sie ist geschmackvoll, verglichen mit den andern Gestalten, die man dem Fuß oder Stamm von Lampen und Armleuchtern gegeben hat. Der eine besteht aus einer Frau, die dem Kinde die Brust giebt, der andere aus einer Venus von Porzellan, der irgendwo hinten aus dem Rücken ein Baumstamm von Bronze herauswächst. Ein Armleuchter wird von einer Betenden getragen; er fordert zu einer nicht vortheilhaften Vergleichung mit einem französischen auf, der sich durch Weniges von ihm unterscheidet, in dem Wenigen aber verräth, daß der Künstler sich etwas gedacht hat: die Betende kniet unter einem Christbaum. Die Krone aller Leuchter aber findet man in dem Schranke rechts, in der rechten Ecke. Ich muß den Ort bezeichnen, weil man der Beschreibung vielleicht nicht glauben wird. Das Fußgestell besteht aus drei Hirschköpfen, nicht Masken, wie die Löwen, sondern vollständigen, freistehenden Köpfen, mit einem guten Stück Hals daran, dazu mit prächtigen Geweihen. Es ist die Frage, ob man ruhende Hirschköpfe zu einem Piedestal benutzen kann; aber diese Hirsche sind nicht einmal ruhend, denn es ist nöthig gewesen, die in einander geflochtenen Geweihe sorgfältig mit Stricken zusammen zu binden. Aus diesem Flechtwerk von Geweihen steigt eine

Säule auf; Ordnung unbekannt. Auf der Säule ruht ein Kapital, auf das eine weiße, massive Glaskugel gebettet ist. Auf diese Kugel ist eine Distelblüthe von Bronze geklebt, in die das Licht gesteckt werden soll. Ueber die herausragenden Blüthenzweige ist ein langer, schmaler Streifen Silberblech gehängt, durch seine Gestalt und durch die nothwendig harte Form der Festons, die er bildet, täuschend ähnlich einem Streifen Heftpflaster der über die Nägel eines Ofens gehängt ist. Für eine Reihe von Armleuchtern und Blumenkörben hat der arme Shakespeare herhalten müssen. Zu beiden Seiten eines Baumes stehen zwei Figuren; ein kleines Schild am Fußgestell bezeichnet das Drama, aus dem sie genommen. So entsteht ein Leuchter zu den beiden Edelleuten von Verona, ein zweiter zu den lustigen Weibern von Windsor u. s. w.

Noch nöthiger und daher durch umständliche Inschriften ausgedrückt ist die Erklärung zu drei Rennpreisen. Eine Dame sitzt zu Pferde, ein Herr begrüßt sie, indem er das Knie beugt. Was ist das? Ein Herr reitet über einen andern weg, der an der Erde auf dem Rücken liegt, und scheint ihm in das Gesicht zu sehen, obgleich die optische Möglichkeit zweifelhaft ist. Was ist das? Ein Reiter schlägt mit der Streitaxt nach einer Kuh, die mit gesenkten Hörnern auf ihn anstürmt. Was ist das? Das erste ist die Begegnung des Prinzen Ruprecht mit der Königin Marie Henriette; das zweite der König Karl I., der nach der Schlacht von So und So seinen Bannerträger auf der Wahlstatt findet; das dritte Graf Warwick, der eine wilde Kuh erlegt. Aus dem Bruchstück eines antiken Mosaikbodens, aus dem Scherben einer Vase bestimmt man die Scene, die das Ganze dargestellt hat; was sollte man hier aus dem Ganzen machen, wenn die Unterschrift fehlte? Ein ganz ähnliches Stück, von Goodall, befindet sich auf der Gemäldeausstellung. Ein Gentlemen fährt mit seiner Familie auf der Gondel spazieren

und die ganze Gesellschaft scheint sich prächtig zu amüsiren über den schönen Wasserspiegel, das lachende Ufer und den heitern Sommertag. Was ist das? „Eine Episode aus den glücklichen Tagen Karls I.“

Endlich noch zwei kleinere Stücke aus derselben Fabrik. Auf einer Platte stehen zwei ganz kleine Fäßchen, an denen zwei große Hunde einen Hasen in wüthiger Hast vorüberjagen; das ist ein Schreibzeug, wie ich vermuthe für gehetzte Zeitungs-Correspondenten. Die Bedeutung des andern kenne ich nicht. Es besteht aus einem nackten Menschenfuß; in der Amputationsfläche befindet sich ein Loch mit einem Stöpsel; unter dem großen Zeh kommt eine Röhre hervor, die sich aufwärts biegt und in eine Oeffnung ausläuft. Was es auch vorstellen mag, eine Lampe, einen Leuchter, ein Dintfaß oder was sonst: bei diesem Geschmack hört denn doch geradezu alles auf. Unter den römischen Alterthümern finden sich auch hin und wieder hohle Menschenfüße, deren Bestimmung ich nicht kenne, aber von der allergröbsten Ziegelerde und ohne Glasur, also jedenfalls nicht für einen Nipptisch berechnet, wie dieser sehr zierlich gearbeitete, versilberte und vergoldete, und ohne das verlängerte Elsterauge.

Man wäre berechtigt sich an einen Aussteller wie Elkington zu halten. Machen wir aber noch dem Schrank einen Besuch, den die Zunft der Londoner Gold- und Silberschmiede ausgestellt hat; die Probe ist gewiß nicht unbillig ausgewählt. Er enthält vier große Tafelaufsätze von Silber. Der erste stellt „die Pflichten der Zunft“ dar und giebt zu keiner Bemerkung weiter Anlaß, als daß man diese mythologischen Figuren, Gerechtigkeit u. s. w. satt hat, und daß das Ganze aussieht wie die Verkörperung der Predigt, die jährlich einmal vor der ehrenwerthen Zunft von einem geistesarmen Pastor gehalten wird. Der zweite besteht aus einem Baume, der Fruchtschalen trägt. Um den Stamm sind, Rücken gegen Rücken, aufgestellt: Michel Angelo's Meister

und dessen Tochter, die aus einem Blumenkranze Namenszüge bilden; Michel Angelo, der diesen Kranz zeichnet; ein Medici, der sich von dem Burschen Schmucksachen vorlegen läßt. Ich möchte wissen, ob der Besucher, der die Gruppe von der einen Seite ansieht, eine Ahnung davon hat, was er auf der andern Seite des Stammes finden wird, und ob einer, der rund umher gegangen, ohne den Catalog die Bedeutung wissen wird, ausgenommen einen, der belesen genug ist, um die Anekdote zu kennen, die vielleicht zum Grunde liegt und der durch die italienische Literatur nachzujagen ich keine Lust und keine Verpflichtung habe. Man soll nicht für Schaustücke, die vor großen Gesellschaften ausgestellt werden, Gegenstände wählen, die erst mit Hülfe eines Kunstlexicons verstanden werden. Der dritte Aufsatz stellt „die Mildthätigkeit der Zunft" dar. Die Mildthätigkeit mag sehr groß sein, aber sie hat durch diese Selbstverherrlichung jeden Anspruch auf Schonung verwirkt. Auf, vor und neben einem altarähnlichen Gebäude wird von mannigfachen Personen auf die mannigfachste Weise Gutes gethan; dahinter belauscht ein Mitglied der Zunft, kenntlich an einem Hammer, die Wirkung seiner Menschenfreundlichkeit, aber die lauernde Haltung und der Hammer erregen den dringenden Verdacht, daß er der vor ihm stehenden mildthätigen Dame den Schädel oder doch den eleganten Strohhut einschlagen will. Ein solches Stück ist nur in England möglich, ist eine treffende Vignette zu einem Capitel der Charakterschilderung des Volkes. Die einzelnen Figuren und anderen Gegenstände sind, wie bei den meisten englischen Sachen, sehr sauber ausgeführt, und an dem vierten Aufsatz, die Verleihung der Charter an die Zunft, ist nichts auszusetzen.

Auch die Vasen, die nicht getreue Nachbildungen von Antiken, sind in der ganzen englischen Abtheilung mißrathen, besonders wenn sie mit Pferden zu thun haben, was bei den meisten der Fall ist. Hier wächst ein halber Pferdeleib recht-

winklich aus dem Bauch einer Vase hervor. Meines Wissens giebt es nur ein älteres Beispiel dafür, die in Apulien gefundene sonderbare Vase, die der Vicomte Janzé 1852 dem Louvre geschenkt hat, aus der halbe Centauren und ganze Engel herauswachsen. Dies Unicum, mit dem es eine ganz besondere Bewandtniß haben muß, das im Louvre allein steht unter Hunderten von Vasen ohne solche Auswüchse, wird sofort herausgegriffen, um etwas „in a quite new style" zu liefern, wie die Londoner Schneider unter ihre Hosen schreiben. Dort steht eine ganze Koppel von Pferden auf der obern Wölbung des Vasenbauches, und zwischen ihnen ragt der lange, spindeldürre Hals des Gefäßes hervor wie ein Fabrikschornstein aus einer Baumbruffel. An den hohen schlanken, pompejanischen Vasen mit zwei Henkeln zum Aufheben und Weitertragen, hat man oben am Rande eine Tülle angesetzt, um ihr Platz zu machen den einen Henkel weggelassen und dadurch den andern in einen Henkel zum Behuf des Ausgießens verwandelt. Redgrave hat schon 1851 diese Gedankenlosigkeit gerügt und durch eine Zeichnung deutlich gemacht, weshalb diese Form, welche die Alten nur auf ganz kleine und leichte Gefäße anwendeten, bei einem so schweren und großen eine Zumuthung an das Handgelenk und den Daumen macht, die gar nicht zu erfüllen.

Die französische Seite des inneren Schiffes ist reichlich zur Hälfte mit Bronzen gefüllt. Ueber die Geschichte dieses Stoffes habe ich vielleicht weiterhin etwas zu sagen; die Geschichte seiner Formen predigen die Museen, und wenn der Berichterstatter zugleich als Pionier für die erwarteten Besucher dienen soll, so mag ich bemerken, daß es nichts Fruchtbareres giebt, als unmittelbar aus der Industrieausstellung in eine der Kunstsammlungen zu gehen, an denen Paris so reich und die jetzt täglich und ohne jede Weitläuftigkeit geöffnet sind. Man kann nicht auf eine leichtere Weise lernen; denn es ist rathsam, sich nicht mit

dem Katalog und mit Einzelnheiten zu quälen, sondern einfach durch die Säle zu schlendern und sich von den Bildwerken und Geräthschaften ansehen zu lassen. In der Ausstellung ist das Auge empfänglich gemacht wie eine präparirte Silberplatte; in dem Museum fixiren sich gewisse Grundformen darauf, die zugleich Grundregeln sind.

Die Masse der ausgestellten Bronze ist ganz überwältigend, und von den ersten Besuchen bringt man weniger Eindrücke von Formen mit, die in der Erinnerung durcheinander laufen, als von Farben, von Zusammenstellungen der verschiedenen Bronzen unter sich und mit Gold und Silber oder andern Stoffen. Die Färbung der Bildwerke bildet ein merkwürdiges Kapitel in der Geschichte der höheren Geisteskrankheiten, die in der Geschichte der Civilisation nicht zu vergessen sind. Von Werken der Töpferei ist meines Wissens nie behauptet worden, daß sie, um den Anspruch auf Schönheit zu erfüllen, nur in ihrer natürlichen Farbe, roth, gelb oder weiß, erscheinen dürften. Die Kunsttöpferei wuchs in unmerklichen Uebergängen aus der Töpferei für den unentbehrlichen Bedarf, und sogar der wilde Töpfer streicht seine Waare an, wenn ihm irgend ein Farbenmaterial zu Gebote steht. Die Entwickelung wurde nicht zerstört, als man antikes Geschirr fand und als Muster zu benutzen anfing, denn dasselbe war in der Erde, in Gräbern und Höhlen bewahrt und hatte seine an und für sich sehr haltbaren Farben nicht verloren. Anders war es mit Marmor und Granit. In der Regel leichter, oft gar nicht verschüttet, war er durch Regen und Sonne der aufgetragenen Farben entkleidet. Es wurde also Dogma, daß die Antike weiß gewesen. „Die Sonne, sie duldet kein Weißes", ausgenommen Bildsäulen, und Bildsäulen einer Raçe, die verwünscht braun ausgesehen haben muß. Dem griechischen Künstler, der eine Venus schuf, kann doch nicht die weiße Haut einer Norddeutschen oder Engländerin vorgeschwebt

haben, so wenig wie dem äthiopischen Maler, der eine Maria malte. Wie viel Parallelen zu diesem Irrthum bietet die ganze von der Theologie und ihrer Tochter Scholastik beherrschte Geistesentwickelung! Die alten Schriftsteller sprechen ausdrücklich von gefärbten Statuen: man änderte an den betreffenden Stellen die Lesarten. Es wurden Reste von Farben gefunden: späterer Anstrich! hieß es; die Türken haben den Vandalismus begangen. Man zerlegte die Farbenüberreste chemisch und fand Zusammensetzungen, die ganz unbekannt sind. Allmälig bequemte die Dogmatik sich zu dem Zugeständniß, daß Helena vielleicht einen bunten Saum am Kleide gehabt, aber mehr sei bei Leibe nicht zu glauben. Endlich wird, wie ich glaube, allgemein zugegeben, daß die Alten häufig ihre Bildsäulen gefärbt, aber auch ein besonderes Geschick dazu gehabt hätten. Es scheint, daß manches politische Dogma denselben Weg gehen, daß man allgemeiner und in viel weiterem Umfange, als es jetzt geschieht, anerkennen wird, daß frühere Geschlechter gewisse Zwecke durch Mittel erreicht haben, die sich nicht mit dem „liberalen Programm" vertragen, daß frühere Geschlechter aber auch geschickter gewesen sind.

Auch ist der Kampf in der bildenden Kunst noch nicht zu Ende. Den Thon und den Marmor hat die Farbe sich wieder erobert und in den eingemeißelten Verzierungen ägyptischer Särge im Louvre ist Blau und Grün noch in erheblicher Masse vorhanden. Aber wie steht es mit dem Metall? Unter andern Stellen der Alten spricht eine von einer Bildsäule, die um deshalb sehr bewundert worden, weil der Künstler das Metall so gemischt, daß die Wangen einen Anflug von dem natürlichen Roth gehabt, und in allen Museen sehen uns Statuen aus hohlen Augenhöhlen an. Die Augen sind verloren, weil sie eingesetzt waren, und sie waren eingesetzt, weil sie aus einem besondern Stoff oder besonders zugerichtet waren. Soweit in der Umkehr zu gehen, dazu sind wir noch zu „gebildet"; aber das

Bedürfniß nach Farbe wird offenbar immer lebendiger und ist besonders fühlbar, wenn man solche Massen wie auf der Ausstellung beisammen sieht. Es ist wahr, daß jeder dieser Gegenstände dazu bestimmt ist, einzeln, inmitten einer ganz andern Umgebung zu existiren; aber es ist doch auch wahr, daß andere Gegenstände, die auch massenweise beisammenstehen, nicht so bald ermüdend, fast widerwärtig werden, wie die goldfarbige Bronze. Es scheint ein Gesetz zu sein, daß die Kunst der Natur folgen und sparsam mit dem Golde und seinen Nachahmungen sein soll. Mit den ganz vergoldeten Altären, deren Bachelet einen ausgestellt hat, habe ich mich nie befreunden können; und ich bin in diesem Gefühl sehr bestärkt worden durch die russischen Altarstücke von Bomarsund, die in dem Museum Cluny aufgestellt sind. Das eine ist ganz und gar von getriebenem und vergoldetem Blech, in dem anderen sind die Gesichter der Figuren herausgeschnitten und durch diese Löcher gucken Gesichter in Oelfarbe heraus. Ich weiß nicht, ob ein vollständiges Oelgemälde oder nur die Gesichter hinter dem Blech stecken, halte aber das erste für wahrscheinlich, weil der Ausschnitt, das geöffnete Visir der Rüstung, nicht immer genau auf das Gesicht paßt. In meinem Leben habe ich nicht etwas so Barbarisches von Geschmack gesehen.

Es ist zu bedauern, daß eine Bildsäule von Jackson und Söhne in London erst so spät aufgestellt worden und manchem Besucher entgangen ist: eine weibliche Figur von kupferfarbener Bronze, der ein goldenes Gewand von den Hüften fällt. Die Composition gleicht ganz dem Teint einer kanadischen Indianerin oder eines Hindumädchens aus den unteren Kasten und bildet daher eine Brücke zu der Vorstellung, daß Metallstatuen menschliche Farben haben können.

Mit einer Weise der Färbung dagegen, die man mehrmals auf der Ausstellung angewendet sieht, mit der Nachahmung des

„edlen" Rostes oder Grünspans, ist nicht viel gewonnen. Diese Bildsäulen kommen mir vor wie heuriger Wein, dessen Flaschen in künstliches Spinnweb eingewickelt sind, wie Cigarren mit künstlichen Wurmlöchern. Die Säure ist ein Gegenstück zu dem **rouge végétal.**

An einigen Tafelaufsätzen, Uhrgehäusen und ähnlichen Gegenständen von getriebener Arbeit hat man die Personen und Thiere versilbert, alles Uebrige bronzirt oder vergoldet. Vielleicht, daß man diese Manier rechtfertigt durch die Entdeckung der Goldminen in Kalifornien und Australien und durch den Zustand des französischen Münzwesens, aus dem das Silber, ich weiß nicht wohin, so reißend abfließt, daß man Agio dafür bezahlt. Ich glaube aber nicht, daß die Manier sich halten wird; und sie sagt mir nur an einem einzigen Stücke zu, an einem Tafelaufsatz von Froment Meurice, der bei einer Thierschau als Preis für die besten Kühe ertheilt ist. Die silbernen Kühe auf goldener Streu nehmen sich gut aus. Auch hat der Künstler mit richtigem Takt die Anwendung des Goldes auf den Fußboden beschränkt und den schön gezeichneten Baum, um den das Vieh sich gruppirt, in Silber ausgeführt. Das Stück ist ebenso sehr um der Arbeit, als um des dem Zweck entsprechenden Gedankens willen zu rühmen, durch den es sich vortheilhaft von den ohne lange Unterschrift unverständlichen englischen Preisen unterscheidet.

Die mannigfachsten Versuche, durch Bronzen von verschiedener Farbe oder durch Zusammenstellung der Bronze mit andern Stoffen dem Bedürfniß nach Farbe zu genügen, sind mit Lampen und Armleuchtern gemacht. Man sieht Figuren von brauner Bronze, die eine Blume oder einen Baum von goldfarbiger tragen. Man findet, und mit dieser Anordnung kann ich mich nicht befreunden, eine Menge von chinesischen Porzellanvasen, aus denen leuchtertragende Blumen und Bäume

oder Moderateur-Lampen hervorwachsen. Im ersten Falle hat die Vase die Bedeutung eines Blumentopfes, aber eben dadurch geht die Nachahmung der Natur über die schicklichen Grenzen hinaus. Wenn man eine Pflanze mit Topf recht getreu nachgeahmt hat, so ist das eben eine Pflanze mit Topf und kein Leuchter. Im zweiten Falle könnte die Vase als Oelbehälter dienen oder ihn verstecken, und thut bei manchen Exemplaren das eine oder das andere. Ihre beiden Funktionen, als Fuß und als Oelbehälter, gerathen aber offenbar in Konflikt. Als Fuß muß sie höher und breiter sein als behufs der Beherbergung des Oeles nothwendig; außerdem wirft sie einen unangenehmen Schatten. In einigen Fällen hat man daher den Oelbehälter auf die Vase gesetzt und der letztern dadurch alle Bedeutung genommen. Ein Kronleuchter ist mit Porzellanblumen verziert, die sich wahrscheinlich bei Tage besser ausnehmen als bei Licht. Die zweckmäßigste Zusammenstellung bleibt mit Glas; denn über einen Versuch, der ihr bei Tage entschieden den Preis streitig macht, könnte ich definitiv erst urtheilen, wenn ich ihn in voller Anwendung, d. i. Licht gesehen hätte. Ich meine die Kronleuchter von Heckert und von Spinn aus Berlin, die ganz aus Laub und Blumen bestehen. An den grünen Blättern läßt sich erkennen, daß sie durchsichtig sind; aber die Blumen, die als Leuchterknechte dienen, scheinen opaque, wenn nicht ganz undurchsichtig zu sein und müssen unter dieser Voraussetzung sehr verlieren, weil das Licht von oben auf sie fällt.

Wenn man sich mit der Farbe auseinandergesetzt hat, so kann man sich mit mehr Muße an die Formen machen; und ich habe schon bemerkt, daß die Franzosen darin an ihren Bronze- und Silbersachen mehr Sinn zeigen, als die Engländer. In der ganzen französischen Ausstellung ist nicht ein einziges Stück, das dem Leuchter mit Heftpflaster entfernt zu vergleichen wäre. Man sieht selten Stücke, die den Eindruck der Inkongruenz

machten, durch willkürliche Zusammenwürfelung von Naturgegenständen oder durch einen Widerspruch zwischen Zweck und Ornament, zwischen der Bedeutung des Ganzen und der Bedeutung der Theile, oder durch die Unruhe, in die es den Beschauer über den Zweck des Ganzen versetzt. Zu diesen unruhigen Stücken rechne ich namentlich die zahlreichen englischen Tafelaufsätze, halb Blumenstrauß, halb Leuchter, bei denen man sich fragen muß, ob die Lichte die Bouquets von gemachten Blumen beleuchten, oder ob die Blumen den Leuchter putzen sollen. Ich habe nur ein französisches Stück der Art gefunden. Ein großer Bau mit architektonischen Linien trägt an den Seiten eine Menge Lichter; oben darauf steht ein reicher Blumenkorb und über dem ein silberner Knabe. Man erräth wohl das Vorbild, es ist der Schmuck der katholischen Altäre; aber bei ihnen sind Lichte und Blumen nicht Selbstzweck, sondern untergeordnete Zierden für einen gegebenen Mittelpunkt. Der geläuterte Geschmack des großen, in der Rotunde ausgestellten Silberservices bethätigt sich auch darin, daß Blumenkörbe „aparte" und Leuchter „aparte" sind.

Dagegen finden sich in der französischen Abtheilung mehrere Stücke, direkte Nachahmungen von Naturgegenständen, die wegen des Geschickes der Ausführung bewundert, aber nicht als Kunstwerke anerkannt werden können. Sehr in die Augen fallend ist ein Kandelaber von Denière Söhne in Paris aus Bronze. Er ist durch einen natürlichen, 12 bis 15 Fuß hohen Baum gebildet, an dem Flinte, Jagdtasche, Waldhorn, Rebhühner und ein Hase hängen, der letztere lüstern angestiert von einem am Fuße des Baumes sitzenden Hunde: alles in natürlichen Farben. Es giebt unzweifelhaft Jagdschlösser, für die das Stück vortrefflich paßt, ich habe die Erinnerung von einem im Kopfe, ohne gleich angeben zu können, wo ich es gesehen; aber es ist sehr zweifelhaft, ob diese Schlösser in gutem Geschmack ausgestattet sind. Die Natur hat für genug andere Dinge zu

sorgen, genug andere Formen zu finden; Leuchterformen zu entdecken ist des Menschen Sache. Auch unter den französischen Vasen ist eine, deren Henkel ich aus denselben Gründen verwerfen würde. Er ist gebildet durch ein Pferd, das mit den Hinterfüßen auf dem ausspringenden Bauche steht und, indem es sich kerzengerade aufrichtet, die Vorderbeine auf den Rand der Vase legt; ein Jockey peitscht es an, als sollte es in die Vase hineinspringen. Das allerdings schwierige Problem der Henkel, namentlich der Anfügung, von den Alten gern unter eine Maske versteckt, ist mit besonderem Glück von Kitschelt in Wien behandelt.

Ueber die Form drängt sich noch eine Bemerkung auf, wenn man die Ausstellung oft besucht und mit den Sammlungen von Antiken vergleicht. Gerade in Bronzesachen wird das richtige Verhältniß der Theile, namentlich der menschlichen Figuren und der Naturgegenstände, zu oft vernachlässigt. Neben einander sieht man eine Darstellung in natürlicher Größe, eine andere in dem Maßstabe von 1 zu 10, eine dritte von 1 zu 20. Allerdings ist das Verlangen nach Proportion wohl nur auf die constructiven Theile zu beschränken; an die Verzierungen ist es nicht nothwendig zu stellen, und wenn sie in Arabeskenmanier gehalten sind, gar nicht. Wie berechtigt es aber in jener Beschränkung ist, das beweist der außerordentliche Effekt in der Architectur, der durch eine richtige Symmetrie erreicht wird. Ein Beispiel ist sehr bekannt und oft besprochen, der Triumphbogen am Ende der Elyseischen Felder. Mir ist in Paris noch ein anderes, eigentlich nicht architektonisches, sondern typographisches Beispiel aufgefallen. An der Ecke der Rue de Coq ist die fensterlose Giebelwand eines Hauses mit einem schwarzen Rande eingefaßt und mit einer Verkaufsanzeige bedruckt. Das Verhältniß der Buchstaben ist so glücklich getroffen, daß man einen, allerdings etwas großen Zettel vor sich zu haben glaubt

und ganz überrascht ist, wenn man, um die Ecke gehend, in der Front des Hauses sechs Reihen Fenster übereinander sieht.

In der Anwendung der Galvanoplastik zur Nachahmung von Naturgegenständen gehen die Franzosen mit großer Vorsicht voran. Die Ausstellung von Feuquières und Marguerite aus Paris erinnert an die Studien, welche die alten Meister, Maler und Bildhauer, an einzelnen Theilen des Körpers machten, ehe sie an die Ausführung des Ganzen gingen. Sie ist gleichsam der umgekehrte Pol dazu. Rubens zeichnete zwei-, dreimal die verkürzte Hand, die er für eine seiner Figuren brauchte. Die genannte Fabrik liefert erst eine Menge von galvanoplastischen Reproduktionen einzelner Gegenstände, namentlich von Blättern, damit geprüft werden könne, was sich zur Anwendung eignet. Beide gehen also nicht gleich auf das Ganze los, wie unsere modernen scholastischen Politiker; und die Erfolge der alten Meister empfehlen ihre Methode. Eine andere Fabrik, von Toussaint in Paris hat sich bereits für eine Anwendung im Großen entschieden; sie bildet das Fasergeflecht des algierischen Cactus, Opuntia ficus Indica, nach und hat ein dem Minister Magne gehöriges Service der Art ausgestellt. Die Kuchen-, Frucht- und Blumenschüsseln und die Aufsätze bestehen zunächst aus silbernen Reifen, die ich am besten so beschreiben kann, daß ich sage, sie drücken die Linien aus, die man angeben würde, wenn man eine einfache Bleistiftzeichnung des Gefäßes machen wollte; dazwischen ist das Netz von Fasern ausgespannt. Auch ein Damenhut, auf dieselbe Weise dargestellt, hängt oben in dem Schranke, der aber bedauerlicher Weise in einem sehr schlechten Lichte steht. Ich glaube, daß diese Manier Mode werden wird.

Endlich seien noch die Fabrikate von Grichois aus Paris erwähnt, Gefäße von Krystallglas, auf das Arabesken von Gold und Silber, von ziemlich dickem Metall, nicht von Schaum,

innen aufgelegt sind. Für einen kleinen Koffer, etwa zur Aufbewahrung eines indischen Shawls, ist diese übrigens nicht neue Zusammenstellung vortrefflich; ob für Tassen, ist sehr die Frage.

Die Beiträge der übrigen Länder sind unverhältnißmäßig weniger zahlreich als die französischen und englischen; und dieser Umstand ist namentlich zu veranschlagen, wenn man dem correkten Geschmacke der preußischen Einsendungen die verdiente Anerkennung zollt; man hat nur das Beste eingeschickt. Uebrigens sind die Leistungen der deutschen Aussteller in Deutschland hinlänglich bekannt, hier also nicht im Einzelnen zu besprechen.

Ganz neu ist meines Wissens die Manier, in der Wilm auf seinem Becher, allein durch Ciselirung eine Landschaft hergestellt hat, auf der Gold und Silber ungefähr wie Licht und Schatten abwechseln. Neu für Frankreich und England sind die schönen im maurischen Styl dekorirten Zinksachen von Diebitsch. Ich kann mir keine Rechenschaft darüber geben, weshalb mir gerade diese Dekorirung für das Zink außerordentlich geeignet, fast naturgemäß erscheint. Vielleicht spukt der alte Adam in mir, die alte Kunstdogmatik, ohne daß ich mir dessen bewußt bin. Die Griechen und Römer arbeiteten nicht in reinem Zink; ein Bildwerk von Zink kann einmal nicht für eine Antike genommen werden; es sträubt sich nichts gegen die Farbe. Es mag an zufälligen Umständen gelegen haben — aber wer entzieht sich ihrem Einflusse? — daß mir das Wohlthuende eines durchdachten und ruhigen Kunstwerkes nie so fühlbar geworden, als da ich, von englischen Leuchtern in allen möglichen Stylen und in gar keinem verwirrt und betäubt, mich unter den Rohprodukten an den Pflanzenformen wieder zurechtfinden und sammeln wollte und in dem letzten, erst kürzlich geöffneten Ende des Anbaues, an einer unscheinbaren Stelle den gußeisernen Kandelaber von Ganz aus Ofen fand. Ich bin zu wenig Sachverständiger, um behaupten zu wollen, daß dieses Stück das

beste der Gattung sei; aber wenn die Grundsätze, nach denen ich die Formen beurtheile, etwas Wahres haben, so ist es vortrefflich, und seine Vorzüge machten unter den besonderen Verhältnissen einen besonders lebhaften Eindruck. Das Motiv ist auch von einem Baum oder Rohr entnommen, aber die Ausführung so fern von der, ich möchte sagen brutalen Kopirung der Natur und so in Harmonie mit dem Zweck, daß man sich ordentlich daran erfrischt.

Die beiden besten galvanoplastischen Stücke aus Deutschland sind: die bekannte Votivtafel der Stadt Berlin von Vollgold und eine Darstellung des „Elfentanzes“ in Alto relievo von Kreiß in Offenbach. Beide mit stark hervortretenden, hier und da fast ganz detachirten Figuren sind ein großer Triumph der Technik. Aber gegen beide habe ich andere Bedenken: gegen die Votivtafel, daß sie Personen der Gegenwart im römischen Kostüme zeigt, gegen das andere, ob es richtig ist, ein Oelgemälde in Alto Relievo darzustellen, und ob diese Form nicht auf die Bestimmung beschränkt bleiben muß, die ihr die Alten gegeben, die Monotonie langer Friese hin und wieder zu unterbrechen.

Das Meisterstück von Bronzeguß kommt aus Toscana, eine Aloe, mit ihren feingezackten und ineinander geschachtelten Blättern aus einem Stück gegossen, von Papi in Florenz. Aloe, Cactus und andere sehr langsam wachsende Pflanzen eignen sich zur naturgetreuen Darstellung in Metall, aber nur diese. Die farbenreichen Bouquets von Blech kann man nicht lange schön finden.

Wir kommen zu den Skandinavischen Reichen. Dänemark hat ein einziges Stück von Silber, dessen Gegenstand mit der charakteristischen Selbstgefälligkeit eines kleinen Staates ausgewählt ist: das dänische Wappen. Etwas zahlreicher und viel interessanter sind die Beiträge aus Schweden und Norwegen,

leider ausgesucht nachlässig und ungeschickt aufgestellt. Ein schwedischer Künstler hat einen silbernen Zuckerkasten geliefert, der wahrlich einen besseren Platz verdiente, als auf dem Boden eines Schrankes mit Geweben und obenein verkehrt. Der Deckel zeigt einen Bauerntanz, wenn ich mich nicht täusche, aus Dalekarlien; die drei Seiten, die man sehen kann, zeigen die Bauern bei der Arbeit. Ich preise dieses Stück nicht so sehr wegen der schönen Zeichnung und Ausführung der Reliefs, verbunden mit einer merkwürdigen Anspruchslosigkeit in der Form des Ganzen, als wegen des gewählten Themas. In jenen Vorzügen wird es von anderen Arbeiten erreicht und übertroffen; in diesem steht es unter allen Silberwerken der ganzen Ausstellung allein. Der Künstler hat nicht die Mythologien aller Völker nach einer Beute abgetrieben, nicht seine Phantasie zerquält; er greift hinein in's volle Leben und hält den Spruch „Saure Wochen, frohe Feste" des edelen Metalles werth. Es ist eine interessante Thatsache, interessant für den Künstler wie für den Politiker, daß unter den Hunderten von bildlichen Darstellungen, welche der Industriepalast enthält, so wenige sind, welche die Arbeit zum Gegenstande haben. Ich weiß nur diesen Zuckerkasten, einen Holzschläger von Bronze, ausgestellt von einem französischen Künstler, die goldene Statuette eines Goldgräbers aus Neu-Süd-Wales mit allen seinen Werkzeugen und etwa noch die Jahreszeiten von Dieterle. Im Walde von St. Germain sah ich an einer Eiche unter den Kränzen und Votivblättern, die neben einem Muttergottesbilde aufgehängt waren, eine saubere Bleistiftzeichnung mit der Unterschrift Le travail und mit der Jahreszahl 1847. Sie zeigte einen Mann an der Hobelbank arbeitend, seine Frau mit häuslichen Verrichtungen beschäftigt und ein Kind, aus einem Buche lernend, alle drei Figuren mit einem Heiligenschein umgeben.

Norwegen hat überhaupt nur zwei Stücke gesandt, das

eine eine einfache, scharflinige Kanne, ernst, knapp und keusch wie das Volk; das andere ein Tafelaufsatz, zu rühmen wegen des korrekten Styles, in dem der Künstler gearbeitet hat, anziehender noch durch den Ausdruck, den er unbewußt hinein gelegt hat. Ein Stamm, nicht mit der gerichtlichen Gewissenhaftigkeit einem Baum nachgeahmt, von der ich gleich ein Beispiel zu erwähnen habe, trägt übereinander drei Schaalen und auf der Spitze einen Kelch von Glas. Jede Schaale ruht auf einem Kranz von Blumen, jede auf andern, und der Kelch trägt eine Rose. Auf einem der Blätter sitzt ein Goldkäferchen. Es blühen viel Rosen in der Ausstellung, das wissen die Götter! manche vielleicht mit mehr Kunst, sicher keine mit der Liebe gearbeitet. In Norwegen kommt die Rose spät und spärlich, selbst im geschützten Thale, und bald schauert es hart und kalt von den Bergen. Unter den schwarzen Tannen ist es so still, auf dem dürren Haidekraut so leblos.

Nebenan steht Holland mit einem vollen Schrank, der etwas von einem Raritäten-Kabinet, etwas von der Truhe eines wunderlichen alten Kaufherrn und etwas von einer Rumpelkammer hat. Voran steht ein großer Tafelaufsatz von Silber, ein mit großer Wahrheit ausgeführter Eichbaum, auf den zwei oder drei durchbohrte Glasschüsseln, eine über der andern, von irgend einem Riesen aufgestreift sind, der den Baum wie Spargelkraut zusammen gedrückt haben muß, um ihn durch die Löcher der Schüsseln zu ziehen. Natürlich wie der berühmte Baum zum Robinson bei Sceaux, in dem man auf drei Etagen diniren und tanzen kann. Die meisten andern Sachen tragen das Gepräge ihrer Meeresheimath; aber Schiff, Muschel und Delphin, und Delphin, Muschel und Schiff kehren so stereotyp wieder, wie in einer pedantischen Reimerei des vorigen Jahrhunderts. Originell, glaube ich, aber nicht schön ist ein Triton, der nicht in einen, sondern in zwei Fischschwänze ausläuft, die er wie

Beine, einen vor den andern setzt, um auf dem Lande spazieren zu gehen. Das Meer ist poetisch ohne die homerische Zuthat, und spätere Dichter haben diese Poesie auszudrücken gewußt; die bildende Kunst muß desselben fähig sein. Eigenthümlich holländisch sind entschieden die Krüge von Steingut — denn so, nicht wie Porzellan sieht die Masse aus — mit blauer chinesischer Malerei, die mit einer großen Verschwendung in Silber gefaßt sind. Wegen der Arbeit und wegen des Geschmackes sind einige Sachen von Filigran anzuerkennen, und das Service von Romain ist durch und durch tüchtig gearbeitet; nur zeigen der Milchtopf und einige andere Gefäße ein zu ängstliches Festhalten an den Formen des Thongeschirrs.

Belgien hat ein sehr merkwürdiges Geschöpf ausgestellt, wie es scheint von vergoldetem Kupfer. Drei Löwen tragen ein Gerüst von mehreren Etagen. Auf dem ersten Absatz sitzen ein Hund, ein Hahn und ein Greif. Auf dem zweiten ruht eine Erdkugel. Auf der Erdkugel steht ein Vogel, den ich für einen Hahn halte. Er zertritt eine verhältnißmäßig sehr kleine Eidechse und streckt den geöffneten Schnabel gen Himmel. Auf seinem Schwanze und zwar quer darüber, sitzen zwei Affen, dafür halte ich sie, die einander gegenseitig in die Schwänze beißen. Der Katalog besagt, daß das Bildwerk ein „Geräth zum gottesdienstlichen Gebrauche“ sei. Ich bin in der Kirchengeschichte zu wenig bewandert, um die Beziehungen zu erkennen; indessen erinnere ich mich, daß die Geistlichen sich im Mittelalter „die Hähne des Allmächtigen“ zu nennen pflegten, wegen ihrer Leistungen gegen die Dewa's, d. i. Teufel, und es mag daher sein, daß ich den Vogel Parodar vor mir habe, den die übelredenden Menschen Kahrkatas nennen. Der Sicherheit wegen, **corollarium a tuto**, mache ich ihm meine Reverenz. Die feinen Eisenbleche Belgiens sind repräsentirt in einem Schuh und einer Mütze von Delloye und einem Bilderbuche, dessen Blätter

fast so dünn sind, wie Postpapier, von Delloye-Matthieu. Diese Bleche gehören indessen in das Capitel Esse.

Auf der Grenze stehen einige Stücke aus Belgien und anderswoher, die zeigen sollen, was mit dem Hammer zu leisten ist, nicht Kunstwerke, aber Werke großer Kunstfertigkeit. So von Remarle und Pérard aus Lüttich ein viereckiger Bild- oder Spiegelrahmen aus Eisen, ohne Löthung, kalt getrieben, von demselben ein ebenso getriebenes Gefäß, und aus England ohne Angabe des Namens eine kupferne Vase nebst den verschiedenen Gestalten, die sie unter dem Hammer durchgemacht hat. Spiegelrahmen der Art werden allerdings nicht in Gebrauch kommen, aber sie dienen zur Probe, was man leisten kann, um gewisse Bedürfnisse des Maschinenbauers zu befriedigen. Von Kupfergeräthschaften sind zahlreiche und sehr große Stücke da, in den belgischen Destillir- und den französischen Zuckerapparaten, dem Apparat von Heckmann aus Berlin und in einer giganten Kaffeemaschine aus England, das in diesem, wie in manchem andern Punkt, die schlechte Qualität, des Kaffees nämlich, durch die Quantität gut machen will.

Schon früher durch die Schriften und die mündlichen Belehrungen seines noch immer verbannten Freundes Gottfried Semper und durch den Krystallpalast in Sydenham, war der Verfasser veranlaßt worden, das größere Publikum darauf aufmerksam zu machen, daß die Alten an ihren Bauwerken und Bildsäulen die Farbe in einem Umfange zur Anwendung gebracht haben, mit dem unsere aus den Werken der Alten abgezogenen Begriffe von Schönheit sich nicht vertragen wollen. Er glaubt vielen Lesern einen Dienst zu erweisen, indem er den nachstehenden Brief eines andern sachverständigen Freundes an-

schließt, den er im Jahre 1854 durch das Feuilleton der National-Zeitung erhielt:

Plonchott, 30. Juli 1854.

Ihre Berichte über den Sydenhamer Krystallpalast habe ich hier dicht an der russischen Grenze, deren dunkle Waldsäume ich in kaum stundenweiter Entfernung aus meinem Fenster herüberdrohen sehe, mit jenem erhöhten Vergnügen gelesen, das man immer empfindet, wenn unser Blick und Sinn, inmitten einer drangvoll verwirrten, kaleidoskopisch veränderlichen Gegenwart, hingelenkt wird auf die großen und ewigbleibenden Interessen menschlicher Cultur und menschlicher Entwickelung. Ich glaube die Dankespflicht nicht besser erfüllen zu können, als wenn ich an jene Artikel anknüpfend, einen Gegenstand etwas ausführlicher zu behandeln versuche, als Sie es Ihrerseits in Ihren Artikeln zu thun vermochten. Die Frage über die Bemalung der alten Skulpturwerke ist nämlich allerdings von der Art, daß eine kurze Andeutung, wie sie dort gegeben wurde, bei dem großen Publikum die Begriffsverwirrung leicht vermehren kann, und sie ist zugleich durch die fleißigsten Untersuchungen der Gelehrten jetzt auf einem Punkte angelangt, von dem aus ein ziemlich sicheres und übersichtliches Resultat auch dem Leserkreis einer Zeitung mitzutheilen nicht unmöglich ist.

Diese Frage hat nämlich, seitdem der französische Alterthumsforscher Quatremère de Quinci in seinem Werke über den Olympischen Jupiter des Phidias zuerst den Begriff und die Bezeichnung der „polychromen (vielfarbigen) Skulptur“ vor etwa vierzig Jahren als einen Erisapfel unter die Archäologen warf, eine wahre Revolution in der alten Kunstwissenschaft angestiftet. Bis dahin galt es als eine ausgemachte Sache, daß die antiken Skulpturwerke wenigstens in der Blüthezeit der griechischen Kunst, einfarbig gewesen, und daß „die herrliche Weiße des Marmors

durch keinerlei Art farbiger Zuthat von ihren griechischen Meistern „entstellt“ worden sei.“ Diese marmorne Einfarbigkeit der antiken Skulptur stand fest wie ein Dogma, zumal in Deutschland, wo Goethe und die Weimarischen Kunstfreunde, Heinrich Meyer, der Herausgeber Winkelmann's, voran, sie in Schutz nahmen, und wo die absolute Philosophie, getreu dem Mephistophelischen

„Der Philosoph der tritt herein
Und beweiset Euch: es müßt so sein!“

nicht verfehlte, die absolute Nothwendigkeit, das Mußsosein dieser Einfarbigkeit als im Wesen der Skulptur begründet, a priori zu construiren. Was man an thatsächlichen Gegenbeweisen nicht wegleugnen konnte, wie z. B. die eingesetzten farbigen Augen, die Spuren der Bemalung und Vergoldung einzelner Theile an noch vorhandenen Kunstwerken, das setzte man getrost auf Rechnung des Ungeschmacks „späterer Zeiten“. Und wenn sich in den alten Schriftstellern gar eine Stelle fand, die unzweideutig auf den Gebrauch solcher Bemalung der Marmorskulpturen selbst in der besten Zeit der griechischen Kunst hinwies, so scheut man sich nicht, solches Zeugniß durch die allergewaltsamsten Erklärungsmittel, z. B. dadurch zu beseitigen, daß man sagte, das griechische Wort „Bildsäule“ heiße zuweilen auch so viel als „Gemälde!“ Dies geschah buchstäblich bei einer Stelle in Platon's Büchern vom Staate, wo der große Schüler des Sokrates, der Zeitgenosse eines Praxiteles und Skopas, das Bemalen der Statuen mit entsprechenden Naturfarben als eine ganz gewöhnliche Sache gelegentlich erwähnt, um eine Erläuterung der beiden Begriffe des Schönen und des Gehörigen daran zu knüpfen. Die Worte lauten so: „Das ist gerade so, als käme einer und spräche zu uns, wenn wir Statuen bemalten, einen Tadel darüber aus, daß wir den schönsten Theilen des menschlichen Organismus nicht auch die schönsten Farben geben; denn die

Augen, die doch das Schönste (am Menschen) wären, seien nicht mit Purpurfarbe, sondern mit schwarzer Farbe angemalt. Würden wir einem solchen Tadler nicht mit Fug entgegnen: Guter Freund, bilde dir doch nicht ein, daß es unsere Aufgabe ist, die Augen in der Weise schön zu malen, daß sie gar nicht als Augen erscheinen, und ebensowenig die andern Leibestheile, sondern laß dir sagen, daß wir das Ganze dadurch schön machen, daß wir jedem einzelnen Theile die ihm zukommende Farbe geben.“ Winkelmann war unbefangen genug, Angesichts eines solchen ausdrücklichen Zeugnisses das Bemalen der Statuen bei den Alten zuzugeben, falls nicht erwiesen werden könnte, „daß das Wort andrias (ἀνδριάς), welches insgemein eine Statue bedeute, auch von einem Gemälde verstanden werden könne; und er gestand zugleich, daß ihm von solchem Sprachgebrauche kein Beispiel bekannt sei. Die Frage über die Bemalung der Statuen war nämlich damals noch keine Streitfrage. Erst als sie dies geworden war, griffen die Gegner der polychromen Skulptur zu jener Erklärung, die sich bis vor wenigen Jahren noch in unseren meisten griechischen Wörterbüchern erhielt. In der That war aber auch jene Platonische Stelle von entscheidender Kraft, und ihr Gewicht vermehrte sich, als die fleißige Lecture der alten Schriftsteller, in welchen man jetzt nach weiteren Spuren dieses Gebrauchs zu forschen begann, noch mehrere Bestätigungen desselben lieferte. Das Zeugniß der alten Schriftsteller ist nämlich offenbar von ungleich größerem Gewichte, als die spärlich erhaltenen Reste vielfarbiger Skulpturen selbst, bei denen den Gegnern immer noch der Ausweg bleibt, dergleichen als späte Zuthat des verderbten Geschmacks zu bezeichnen. Groß freilich ist die Zahl solcher schriftlichen Zeugnisse nicht. Natürlich! Sind doch sämmtliche Schriften der Alten über Kunst, Kunstgeschichte und Technik — deren es eine überaus große Anzahl gab, spurlos verloren gegangen, und wir haben es nur einem glücklichen Zufall zu

verdanken, wenn sich in der übrigen Literatur über eine Sache, die ein ganz bekannter und alltäglicher Brauch war, hier und da eine Andeutung erhalten hat, wie wir sie bei Plato finden. Diese Platonische Stelle ist der Zeit nach die älteste und spricht es ganz unbefangen als eine allgemein bekannte Thatsache aus: daß die Bemalung der Marmorstatuen mit Naturfarben, d. h. mit solchen, welche den schönen Schein des Lebens erhöhten, damals, also in der Zeit höchster Kunstblüthe eine allgemein bekannte und geübte Sache war. Die übrigen Stellen aus der griechischen und römischen Literatur hat neulich ein deutscher Gelehrter, Professor Walz aus Tübingen, in einem Programme zusammengestellt. Aus dieser Sammlung sehen wir: daß Pindar von den rothbemalten Sandalen und Sandalenbändern an einer Marmorstatue der Demeter eben so unbefangen spricht, wie Virgil, wenn er seinen Korydon der Diana das Gelübde thun läßt, daß er, wenn ihm sein Wunsch gewährt werde, ihre Statue aufstellen wolle in glänzendem Marmor —

„Röthlich umwunden das Bein mit stattlichem Schmuck
des Kothurnes.“

Einen marmornen Amor „mit bunten Flügeln und gemaltem Köcher“ gelobt Virgil der Venus an einer andern Stelle, wobei ausdrücklich hervorgehoben wird, daß solche Art von Bemalung allgemeiner Brauch sei (in morem picta stabit Amor pharetra).

Daß also die Bemalung der Beiwerke an Marmorstatuen im Alterthum gang und gäbe war, würde eine ganz entschiedene Thatsache sein, auch wenn sich nicht, wie doch der Fall ist, Spuren solcher Bemalung erhalten hätten. — Die Streitfrage ist jetzt nur noch die: umfaßte die Bemalung nur diese Beiwerke, überhaupt nur einzelne Theile der Statue, oder erstreckte sie sich auch auf das Ganze? Beide Ansichten haben ihre Vertheidiger gefunden. Für vollständige Bemalung er-

klärten sich Hittorff, Zanth, Gau, Semper u. A.; für die theilweise Franz Kugler, der die Bemalung auf Haar, Augen, Gewandung und sonstigen Schmuck beschränkte, während nach seiner Ansicht alles Nackte die Naturfarbe des Marmors behielt.

Soll ich meine Meinung aussprechen, so glaube ich, beide Theile haben Recht, also auch beide Unrecht. Es hat nämlich ganz gewiß eine Menge von Statuen gegeben, die nur an jenen einzelnen Theilen bemalt waren. Aber es ist zugleich ebenso bestimmt zu erweisen, daß nicht wenige Marmorstatuen und zwar sehr berühmte, vollständig bemalt waren, und daß man auch an den nackten Theilen sich nicht mit der natürlichen Weiße des Marmors begnügte, sondern derselben aus künstlerischen Gründen mit vieler kunstvoller Färbung zu Hülfe kam. Dieser letzteren Art von Statuen mögen vielleicht weniger gewesen sein, schon aus dem Grunde, weil diese Art der Bemalung des Nackten die feinste Kunst und jedenfalls einen ungleich geschickteren Maler erforderte, als das Anmalen von Bändern, Waffen, Sandalen, Gürteln und dergleichen. Praxiteles, der größte Marmorbildner seines Jahrhunderts, der Schöpfer der Knidischen Venus, erklärte aber diejenigen seiner Marmorstatuen für die schönsten, an welche sein Freund, der berühmte Maler Nikias, die letzte Hand gelegt, und Praxiteles selbst galt für den Vollender jener Kunst der enkaustischen Bemalung der Marmorskulptur. Solche Bemalung — wenn auch immerhin der Thätigkeit des Bildners selbst dienend und untergeordnet — war also doch gleichwohl eine Arbeit, die eines Meisters würdig war, weil sie Auge, Sinn und Hand eines Künstlers forderte.

Dieses Verhältniß beider Künste zu einander erklärt uns eine zufällige Aeußerung Plutarchs in seiner Schrift über den Ruhm der Athener. Er sagt nämlich: die großen Schauspieler sind für die Werke der dramatischen Dichter dasselbe, was für die plastischen Bildwerke (namentlich die in Tempeln geweihten)

die Enkausten, Chrysoten und Bapheis. Nun sind aber die Enkausten Maler, welche die plastischen Bildwerke mit feinen Wachsfarben bemalten; Chrysoten die Künstler, welche an vielen Skulpturen Haare, Bart, Kopfschmuck, Waffen, Rüstungen und Gewänder vergoldeten; Bapheis endlich sind nach Welckers richtiger Erklärung die Künstler, welche durch Mischung der Metalle dem Erze verschiedene Farben zu geben, und dadurch Schamröthe so gut wie Todesblässe in dem Gesichte einer Erzstatue hervorzubringen verstanden. Daß dies geschah und daß es Kunstwerke in Erz, wie die sterbende Jokaste des Bildners Silanion gab, deren sprechende ausdrucksvolle Gesichtsfarbe im Alterthum bewundert wurde, ist Thatsache. Wenn also die Alten selbst im Erzbilde die Farbe nicht entbehren mochten, wenn sie vielmehr dieselbe auch dort am Nackten und zwar am wichtigsten Theile des Nackten mehr oder weniger angedeutet sehen wollten: wie sollten sie danach nicht erst bei dem Marmor verlangt haben, dessen abstrakte Weiße, dem Auge unerträglich im Glanze südlicher Sonne, zugleich außer aller Harmonie war mit der farbenleuchtenden Umgebung der südlichen Natur? Denn bekanntlich standen doch die Bildsäulen der Alten nicht in dumpfigen Museumszimmern und düsteren Gallerien!

Leben, sprechendes Leben, oder vielmehr der höchstmögliche Schein desselben, das war es, was die Alten von ihrem Kunstwerke verlangten. Und diesen Schein des Lebens gab erst die Farbe des Malers dem Bildwerk, wie erst der Schauspieler dem marmorstummen Gebilde des dramatischen Dichters Seele und Leben verleiht. So urtheilten die Griechen selbst, wie uns Plutarch's Worte lehren. Sie ertheilten der Thätigkeit des Enkausten wie dem Schauspieler nur eine sekundaire Stellung, aber sie erklärten die Thätigkeit des ersteren für eine unbedingt nothwendige zur Vollendung des plastischen Kunstwerks.

Auch Elfenbeinbilder bemalten die Alten aus gleichem

Grunde. Ein solches mußte Virgil vor Augen haben, wenn er seinen von Schönheit leuchtenden Helden Aeneas beschreibt, mit dem hellfreudigen Auge und der leuchtenden Purpurfarbe der Jugend, „wie des Künstlers Hand sie schmückend dem Elfenbein verleiht.“ Das erinnert uns von selbst an Homer, der schon sanft geröthetes Elfenbein als Vergleich mit der Farbe der Schenkel des Menelaos benutzte.

Nach dem Sinne und der Empfindungsweise der Alten hatte die Bildsäule-Kunst für sich allein nicht die Mittel vollendeter Schönheit, wie sie der Grieche zu sehen liebte, darzustellen. Das plastische Kunstwerk bedurfte dazu eines Moments, das eigentlich streng genommen allerdings außerhalb seiner Sphäre und seines Wesens lag. Dies hat der feine Kunstkenner Lucian, der bekanntlich aus einer Bildhauerfamilie und in seiner Jugend selbst Bildhauer war, in einer Stelle seiner kleinen Schrift „die Bildnisse“ so klar und bestimmt ausgesprochen, und die Thätigkeit des Malers auch an dem nackten Theile der Marmorstatue so außer allen Zweifel gesetzt, daß ich nicht begreife, wie der feinsinnige Kugler sich noch in der zweiten Ausgabe seiner so verdienstlichen Schrift über die Polychromie der griechischen Architektur und Skulptur dagegen sträuben kann. „Ein schön bemaltes Marmorbild“ gilt in einer aus dem Griechischen übersetzten Komödie des Plautus als bester Vergleich eines schönen Mädchens.

Wie aber haben wir uns diese Färbung des Nackten an der griechischen Statue zu denken? Ohne Frage nicht als rohe conventionelle Bemalung, sondern als jenen „milden, die Statue erwärmenden Anflug“, von dem Plinius spricht, und als einen „feinen Purpurteint“, den Lucian dem Marmorbilde seiner Schönheit ertheilt wissen will. Und eben, weil dieser Farbenanhauch so fein und leicht war, ist es erklärlich, daß sich so gut wie gar keine Spuren desselben erhalten haben, während es an

dergleichen an den bei Weitem kräftiger bemalten Nebenwerken, Gewändern, Waffenschmuck und dergleichen, bekanntlich keineswegs mangelt.

Ich setze zum Schlusse noch die Worte her, in welchen der geniale Ottfried Müller das Resultat seiner Forschungen über die Anwendung der Polychromie bei den Alten zusammenfaßte, wenige Tage bevor ihn die geheiligte Erde der geliebten Pallasstadt in ihren Schooß aufnahm. Sie lauten nach der Aufzeichnung des Herrn G. Scharf, der mit Herrn Fellows von Lycien zurückkehrend, mit dem großen deutschen Alterthumsforscher in Athen zusammentraf, wie folgt: „Die Alten bemalten ihre Basreliefs. Ihre Statuen aber bemalten sie nur in der Gewandung, das Fleisch ließen sie ungefärbt. Wunden und Blut dagegen waren bemalt, Ohrringe und Ornamente vergoldet. Ihre Marmortempel waren weiß gelassen, nur Theile des Frieses und der Architekturornamente waren gefärbt. Die Tempel von geringerem Material waren mit Stuck beworfen und ganz mit Farbe bemalt. Der Parthenonfries war gefärbt und von allen alten Basreliefs war der Hintergrund bemalt.“

Was diesem Resultate noch fehlt, haben wir in den obigen Zeilen zu zeigen gesucht. Mag sich auch die philosophische Kunstwissenschaft nur mit Widerwillen und mit Vorbehalten dazu verstehen, auf das abstrakte Weiß des Marmors in der Plastik zu verzichten, dennoch steht es jetzt als Thatsache fest, daß das größte Bildnervolk der Welt einer andern Ansicht gewesen ist als die deutschen Philosophen und die weimarischen Kunstfreunde.

Adolf Stahr.

---

4. Gewebe.

Wenn die zahlreichen Industriezweige, die zusammenwirken müssen, um ein Gewebe zu Stande zu bringen, der Berichterstattung Sachverständiger und für Sachverständige überlassen werden müssen, so bleibt immer noch eine Seite, über die jeder ein Urtheil in Anspruch nimmt und ausübt: der ästhetische Werth der Zeichnung und der Farbengebung. Die Auswahl seiner Bekleidungsstoffe mag man dem Schneider überlassen; aber Niemand entrinnt der Frage: wie finden Sie das Kleid? Auch wer sie ein wie allemal mit süperb, nice und joli beantwortet, wird doch hin und wieder erleben, daß ein Muster, eine Farbenzusammenstellung ihm einen angenehmen oder einen widrigen Eindruck macht; und was ist das Gefühl anderes als der Ausdruck eines, wenn auch noch so vagen, schlaftrunkenen Urtheils? Der Sprachgebrauch beweist, daß man die Sache in der Regel nicht so ansieht, nicht ein Urtheil, eine Verstandesthätigkeit voraussetzt. In der Aeußerung, Jemand habe Geschmack, drückt sich in der Regel die Vorstellung aus, er erfreue sich einer besondern Naturanlage, etwa wie zur Dichtkunst. Und daß darin etwas Wahres sei, läßt sich schwer bestreiten gegenüber der Thatsache, daß bei ganzen Völkern ein guter Geschmack vorherrscht, bei andern fehlt. Doch steht es dahin, ob eine Untersuchung dieser Frage in Baconscher, mit anderen Worten in wissenschaftlicher Methode, nicht zu einem andern Ergebniß führen würde. Allerdings ist die Fähigkeit, ein Kunstwerk zu beurtheilen, durch keine haarscharfe Linie zu trennen von der Fähigkeit, ein Kunstwerk zu schaffen, und diese beruht zum größten Theil auf einer individuellen Anlage. Aber wenn der Kunstrichter von Beruf sich durch Sehen, Vergleichen, Nachdenken bildet, so müssen die Umgebung, die Gewöhnung des Sehens und die Weise des Denkens, von der frühesten Kindheit an thätig und von Ge-

schlecht zu Geschlecht fortwirkend, auf den Geschmack eines ganzen Volkes einen Einfluß üben, den abzuschätzen noch lange nicht alle Hülfsmittel gewonnen sind. Ueber die Gesetze der Phantasie ist noch wenig geschrieben und mehr philosophirt als geforscht; ja, die Hypothese, daß solche Gesetze existiren, obgleich die theologische wie wissenschaftliche Weltanschauung darauf führen, dürfte nicht vor allem Widerspruche sicher sein.

Die eine Thatsache ist durch die beiden Weltausstellungen erwiesen, daß die Völker, die wir wilde nennen, und gewisse orientalische Völker, die Inder, Perser und Türken, durch ihre gewebten Stoffe den Schönheitssinn mehr befriedigen, als die europäischen Fabrikanten. Sir Robert Peel würde dazu sagen: „die Civilisation bringt es einmal so mit sich“, wie den „Pauperismus“; und es fehlt nicht an Wortkrämern, die mit der „Mittelbarkeit“ und „Unmittelbarkeit“, der „Evolution“ und der „Emanation“ und anderen Buchstabenzusammensetzungen, vielleicht nützlich, so lange man sich bewußt ist, daß sie nur Marken, algebraische Bezeichnungen sind, unzweifelhaft sehr verderblich, wenn dieser ihr Charakter vergessen ist, die, sage ich, mit Wörtern diesen gedankenlosen Gedanken weiter ausführen und begründen. Indessen beweist das Beispiel Indiens, Griechenlands und der Sarazenischen Reiche, daß eine hohe Geisteskultur, selbst eine große „Mittelbarkeit“, nicht nothwendig den Geschmack zerstört. Es liegt also wohl nicht an der Civilisation, sondern an der Beschaffenheit unserer Civilisation, vielleicht daran, daß heute griechische Kunst, mittelalterliche Theologie, moderne Chemie und altpersisches Polizeiregiment ganz friedlich in demselben Kopfe neben einander wohnen. Ist der Sinn aber einmal verloren gegangen, so muß versucht werden, ihn durch Regeln zu ersetzen. Der **Gradus ad Parnassum** kann Niemanden zum Dichter machen, aber jeden vor Schnitzern gegen die Prosodie bewahren; und die Auflehnung gegen die moderne Geschmacksbarbarei ist

eine Bundesgenossin der Richtung, welche den politischen Mischmasch bekämpft, ist eins mit ihr. Beide müssen damit anfangen zu negiren, zu zerstören, und haben deshalb gleichen Haß und Spott zu tragen.

Der Kritik, die von befähigten und berufenen Richtern an der Londoner Ausstellung geübt worden ist, wird häufig die Frage entgegengesetzt: Also sollen wir die Türken oder die Neuseeländer kopiren? Ich glaube im Sinne der Kritiker zu antworten: „Nein, Verehrteste! Auch liegt in dem, was wir gesagt, keine Rechtfertigung, nicht einmal ein Vorwand zu Eurer Folgerung; Ihr sollt nicht die Form kopiren, sondern den Geist begreifen und aus ihm heraus unter anderen Verhältnissen, zu anderen Zwecken und mit andern Mitteln andere Formen schaffen."

Anfangen muß man, glaube ich, damit, aus der unübersehlichen Masse farbiger gewebter Stoffe diejenigen auszuscheiden, auf denen Gemälde dargestellt sind, wie manche Nadelstickereien und ein Theil der Gobelins. Sie erfordern einen ganz besondern Maßstab der Beurtheilung, weil bei ihnen der Stoff eben nur Träger des Gemäldes ist, wenn er dasselbe auch mehr als bei anderen bildlichen Darstellungen affizirt. Bei allen übrigen Geweben hat die Farbe den Charakter der Verzierung. Ist diese Unterscheidung richtig, so verhilft sie zu wichtigen Resultaten. Die Verzierung ist eine Nebensache, eine Zuthat; sie muß sich durchaus dem Stoffe und seiner Bestimmung unterordnen.

Sie darf also erstens den Stoff nicht erdrücken, seine wesentlichen Eigenschaften nicht unkenntlich machen; und daraus ergiebt sich weiter die so häufig mißachtete Regel, daß Farben und Muster, die für einen Stoff geeignet sind, nicht ohne Weiteres auf einen anderen angewendet werden dürfen. Auf Baumwolle kann und soll viel weißer Grund gelassen werden, weil die Natur ihr ein schönes Weiß gegeben, das den Sinn für

Sauberkeit anspricht, auch leicht zu reinigen ist. Wolle fordert eine vollständige Färbung und in stumpfen Farben. Man wird also, abgesehen von der Rücksicht der Oekonomie, die Nachahmungen der Alpacas in Baumwolle verwerfen müssen. Seide verträgt wieder reichere Farben als Baumwolle; nur wenn seidene Streifen in Wolle eingewebt sind, schicken sich bescheidene Farben dafür, weil ihr natürlicher Glanz die Seide ohnehin genug gegen die Wolle hervorhebt. Es ist auffallend, daß das natürliche Goldgelb der Seide von den europäischen Fabrikanten fast niemals benutzt wird.

Von dem Grunde, sei er durch eine natürliche oder eine künstliche Farbe gebildet, muß so viel frei bleiben, daß er sich beim ersten Blick dem Auge bemerklich macht, daß man nicht erst heraus zu suchen hat, was Grund und was Verzierung ist. Die indischen Shawls machen davon nur eine scheinbare Ausnahme, denn entweder sind die Blumen in der Farbe des Grundes gehalten und nur durch dunklere Umrisse gebildet, oder, und das das ist große Geheimniß der Inder, die verschiedenen Farben sind so glücklich gewählt, daß sie sich ergänzen und dem flüchtigen Blicke den Eindruck einer Farbe, also einer großen Ruhe geben. Wenn man einen guten Kaschmir, z. B. die von Mirza Peer Bukhsh aus Lahore ausgestellten, selbst längere Zeit, aber, um mich so auszudrücken, nur mit den Sehnerven, nicht mit dem Verstande und dem Gedächtniß ansieht, wenn man nicht sich die Farbe jedes einzelnen Theiles besonders merkt, in Gedanken vorspricht, und wenn man dann wegsieht, so behält man einen sehr bestimmten Totaleindruck von Farbe, kann ihn aber nicht in seine Bestandtheile zerlegen, kann die Farbenzusammenstellung nicht beschreiben, und ist, wenn man wieder zu dem Shawl zurückkehrt und ihn Stück für Stück durchgeht, nicht selten überrascht, einzelne Farben zu finden, die wesentlich zu dem Totaleindruck mitgewirkt haben, deren man sich aber durchaus nicht

erinnert hatte. Diese Beobachtung, die ich immer an den indischen Shawls gemacht habe und die psychologisch interessant ist als ein Beispiel, daß man ohne Worte denken kann, ist vielleicht besser, als mir in dem Vorhergehenden gelungen, durch eine Vergleichung mit der Musik deutlich zu machen. Von einem recht vollen Akkorde, den er eben gehört, behält der Laie eine bestimmte Erinnerung; er kann ihn wiedererkennen, weiß ihn von andern zu unterscheiden; aber er kann nicht angeben, aus welchen Intervallen er besteht. Dieser, nicht der einzige Vorzug der indischen Shawls, ist von der französischen Industrie in einigen Fällen vollständig erreicht, namentlich in dem prächtigen Shawl, den Biétry für die Kaiserin Eugenie nach ihren Angaben ausgeführt hat. Ich erinnere mich in diesem Augenblicke sehr bestimmt des weichen und warmen Tones, den das Ganze hat, aber um die einzelnen Farben angeben zu können, müßte ich erst noch einmal hingehen und den Bleistift zur Hand nehmen. Die Zeichnung dagegen hat gegen das Mittelstück zu etwas hartes, wenigstens so lange der Shawl glatt ausgebreitet ist.

Man fühlt, daß diese Behandlung nur für Wolle paßt, nicht für die blanke Seide und das leichte Baumwollengespinnst. Sie verlangen einen Contrast zwischen Grund und Muster, und dieser Contrast darf um so stärker sein, je leichter, luftiger der Stoff, stärker bei Mouslin und Barège als bei Mouslin de laine und Jaquonett-Mouslin. Wenn man einen Contrast fordert, so ist damit zugleich gesagt, daß der Farben nicht zu viele sein dürfen; andernfalls wird sich zwischen jede zwei contrastirende Farben eine Mitteltinte einschieben und den Contrast zerstören. Die sechszehn- und vierundzwanzig-farbigen Kattundrucke von Manchester mögen ein Triumph der Technik sein; schön sind sie nicht.

Es ist noch nicht lange her, daß man die Optik auf die Färberei angewandt und dadurch zu gleicher Zeit jenen Zweig

der Naturwissenschaften an den mannigfachen und systematischen Beobachtungen, zu denen die Gewebe Gelegenheit geben, fortgebildet, und diesen Zweig der Technik, in dem bis dahin Herkommen, Laune, allenfalls die persönliche Gabe des Geschmackes geherrscht hatten, bis zu einer gewissen Grenze unter Gesetze gebracht hat. Die Zusammenstellung der Ergebnisse, zu denen man gelangt ist, mag, auch auf das Nothwendigste und Allgemeinste beschränkt, langweilig sein, ist aber doch das einzige Mittel, denen zu helfen, die ihrem Geschmack nicht recht trauen, und giebt schätzbare Winke für die Toilette.

Bekanntlich wird der farblose Lichtstrahl im Durchgehen durch das Prisma in eine Menge farbiger Strahlen gespalten, die zwar durch unmerkliche Schattirungen in einander übergehen, aber sich auf sieben Gruppen reduciren lassen: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violet, wie an einem vollen Regenbogen zu beobachten. Alle diese farbigen Strahlen, durch eine Linse gesammelt, geben wieder den farblosen Lichtstrahl. Anders ist der Erfolg, wenn man nur einige von ihnen durch die Linse zusammenwirft. Gelb und Roth geben Orange, Gelb und Blau Grün, Roth und Blau Violet; aber Roth, Gelb und Blau geben Weiß. Deswegen, weil man durch diese drei Farben sowohl das farblose Licht als durch ihre Combinationen unter sich die übrigen Schattirungen des Regenbogens erhalten kann, nennt man sie in der Polychromie die primitiven Farben.

Außer diesen Erscheinungen kommen noch andere ins Spiel. Ueberall wo eine Zurückwerfung der Lichtstrahlen stattfindet, werden reflektirt erstens weißes Licht und zweitens farbige Strahlen, deren Farben in einem bestimmten Verhältniß zu der Farbe des reflektirenden Körpers stehen; es sind die Strahlen, welche der Körper nicht absorbirt hat. Wenn man die zurückgeworfenen mit absorbirten, richtig gesagt, mit Strahlen, welche die Farbe der absorbirten haben, vereinigt, so erhält man wieder

weißes Licht. Die zurückgeworfenen, also in das Auge gelangenden Strahlen nennt man die Ergänzungsfarben zu den absorbirten.

Werden absorbirt:	so wird reflektirt:
Blau und Gelb	Roth
Blau und Roth	Gelb
Gelb und Roth	Blau
Roth	Grün
Gelb	Violett.

Daraus läßt sich wieder berechnen, welchen Effekt die Nebeneinanderstellung verschiedener Farben haben muß; jede von ihnen wird modifizirt durch die Ergänzungsfarbe der andern.

Orange	neben	Grün	macht	jenes	röthlich,	dieses bläulich.
Orange	„	Indigo	„	„	gelblich,	„ bläulich.
Orange	„	Violett	„	„	gelblich,	„ mehr indigo.
Grün	„	Indigo	„	„	gelblich,	„ röthlich.
Grün	„	Violett	„	„	gelblich,	„ röthlich.
Orange	„	Roth	„	„	mehr viol.	„ gelblich.
Violett	„	Roth	„	„	mehr ind.	„ mehr orange.
Indigo	„	Roth	„	„	bläulich	„ mehr orange.
Orange	„	Gelb	„	„	röthlich	„ grünlich.
Grün	„	Gelb	„	„	bläulich	„ mehr orange.
Grün	„	Blau	„	„	gelblich	„ mehr indigo.
Violett	„	Blau	„	„	röthlich	„ grünlich.
Indigo	„	Blau	„	„	mehr viol.	„ grünlich.
Roth	„	Gelb	„	„	mehr viol.	„ grünlich.
Roth	„	Blau	„	„	m. orange	„ grünlich.
Gelb	„	Blau	„	„	m. orange	„ mehr indigo.
Indigo	„	Violett	„	„	bläulich	„ röthlich.

Die Wirkungen des Schwarz, wenn es in gleicher Masse neben einer andern Farbe steht, sind erst sehr unzureichend beobachtet; über den Einfluß, den die Farben des Musters auf einen schwar-

zen Grund ausüben, steht so viel fest: der schwarze Grund wird bläulich durch ein orangefarbenes Muster, violett durch ein gelbes, heller durch ein grünes, tiefer durch ein rothes, der es hinwieder glänzender macht. Violett auf Schwarz läßt beide Farben glänzender erscheinen.

Oder, um alles in einer kurzen Regel auszudrücken: wenn das Auge zu gleicher Zeit zwei Farben neben einander erblickt, so sieht es dieselben so unähnlich als möglich, unähnlich was die optische Zusammensetzung des Lichtstrahls und was den Ton betrifft.

Diese Erscheinungen, die ursprünglich an schmalen, farbigen Streifen beobachtet worden sind, treffen auch bei der Nebeneinanderstellung größerer Farbenmassen zu, bei den Kleidungsstücken, bei der Decoration eines Zimmers. Sie enthalten für den Fabrikanten die Lehre, daß er häufig, um dem Auge den Eindruck bestimmter Farben zu geben, seinem Stoffe andere Farben geben muß, und für das kaufende Publikum einen Anhalt dafür, welche Farben gut zu einander „stehen", lassen übrigens beiden noch einen sehr weiten Spielraum. Die technischen, namentlich chemischen Schwierigkeiten, die an dem Farbematerial zu überwinden, und die Fortschritte, die darin seit 1851 gemacht sind, liegen außerhalb meiner Kräfte und außerhalb der Aufgabe dieser Berichte. Für den Besucher der Ausstellung die Notiz, daß er in der Abtheilung Ceylon einen außerordentlich reichen Vorrath von vegetabilischen Farben, aus England eine sehr lehrreiche Sammlung aller zum Färben brauchbaren nordeuropäischen Moose und Flechten, endlich aus Neu-Süd-Wales eine gelbe, namentlich auf Wolle anwendbare Farbe findet, die große Aufmerksamkeit erregt. Es scheint, als ob man über den mineralischen Farbestoffen, welche die Chemie unaufhörlich liefert, die Schätze vegetabilischer Farben aus andern Welttheilen zu sehr vernachlässigte. Viele Packete aus Ceylon tragen nur cingalesische Aufschriften, ein

Beweis, daß sie noch gar nicht untersucht worden sind. Und doch fehlt uns noch allerlei, was mit solchen fremden Stoffen geleistet wird; eine Borke aus Neu-Seeland (**Eloeocarpus hinau**) giebt ein Schwarz von solcher Tiefe und solchem Glanze, wie es mit unsern Mitteln schwer, wenn überhaupt herzustellen ist. Ein anderer Farbestoff, auf den aufmerksam zu machen, ist ein mineralisches Purpur aus Paraguay.

Wer das Recht der „freien Meinung", das in manchen Anwendungen das Recht, dummes Zeug zu meinen, auch in Sachen des Geschmackes geltend macht, der wird allerdings auf jene Sätze aus der Farbenlehre nicht viel geben. Wer dagegen eine Befriedigung darin findet, die Gesetze der Erscheinungen zu wissen, und wer, was von selbst dazu gehört, den Werth der Beobachtung zu schätzen weiß, den wird es interessiren, daß die Wilden und die orientalischen Völker mit den Farben gerade so umgehen, als ob sie jene Sätze kennten. Die Stickereien der Canadier in Leder und Birkenrinde beruhen durchweg auf den drei primitiven Farben, Roth, Blau und Gelb. Und man wird nicht behaupten wollen, daß ihnen zufällig nur diese Farbenmaterialien zu Gebote gestanden und daß sie nie darauf gekommen, welche neuen Farben man durch Mischung erhalten kann. Auch die indische Farbengebung besteht häufig aus denselben Elementen, und wo sie abweicht, da entdecken wir nur eine neue, noch frappantere Anwendung der Naturgesetze. Die seidenen Shawls und die baumwollenen Gewebe, namentlich die auf Goldgrund, haben häufig Grün neben Purpur, beide Farben, wie unsere Tabelle zeigt, hervorgegangen aus der Nebeneinanderstellung von Gelb und Roth; Grün und Roth stünden einander näher, gingen also gegen die Tendenz des Auges, Gelb neben Purpur auch. Als dritten Belag wähle ich einen Mantel von den Pampas, ausgestellt in der Abtheilung Paraguay, im nordöstlichen Treppenthurm. Er ist aus dicken, aber sehr gleichmäßi-

gen Fäden einer feinen Wolle gewürkt. Der Grund ist ein prachtvolles Gelb, ähnlich dem, welches man von der amerikanischen Eiche, quercitron, erhält. Darüber laufen handbreite, senkrechte Streifen, die eine Hand breit von einander abstehen. Die größere Breite dieses Streifens ist ausgefüllt durch ein feines Muster von verschobenen Vierecken in Roth und Blau, und dieses Muster ist an der Seite eingefaßt durch zwei schmale Streifen, der innere schwarz, der äußere roth. Man wolle diese Zusammenstellung an dem obigen Schema prüfen und die Versicherung hinnehmen, daß dieser Mantel das beste Stück der Ausstellung ist, was die Farbenwahl betrifft.

Seine besondere Bewandniß hat es mit den Gold- und Silberfäden. Die Inder, wie schon bemerkt, lieben es, auf einen Goldgrund Grün und Purpur aufzusetzen. Die europäische Industrie hat ein reiches Feld für Stickereien in Gold und Silber an den geistlichen Gewändern und den Uniformen, beide in großer Zahl auf der Ausstellung zu finden. Es ist nicht ihre Schuld, daß das Kreuz ein armes Motiv und als Schmuck des Rückenstückes angebracht, ästhetisch geradezu verwerflich ist. Es giebt der Figur ein käferartiges Ansehen. Für Käfer, denen die Natur es hin und wieder als Rückenschmuck gegeben, paßt es, weil der Rücken des Käfers einen compacten Schild bildet und die Extremitäten zahlreich, verhältnißmäßig sehr dünn und nicht unmittelbar an den Rücken angesetzt sind. Auf dem menschlichen Rücken sind die beiden unbeweglichen Arme des Kreuzes unverträglich mit den beiden beweglichen Armen des Menschen, steht der eine Fuß des Kreuzes im Widerspruch mit den zwei Beinen des Trägers. Ich kann daher die Meßgewänder bei aller Vortrefflichkeit der Arbeit nicht schön finden; dazu sind die meisten mit Stickerei überladen. Ich werde befestigt in diesem Urtheil durch den Contrast gegen eine weiße, goldgestickte Robe, die ich schon erwähnt, und gegen zwei Staatsmäntel, **manteaux de**

cour, welche die Compagnie Lyonaise seit einigen Tagen ausgestellt hat, namentlich den einen aus weißem moiré antique mit Gold, Silber und einer eben so sparsamen als effectvollen Anwendung von Grün und Roth. Die Borten sind nach sarazenischen Motiven und das Ganze ist wie ein prächtiger Schmetterling; ich weiß keine größere Lobeserhebung.

Dem Golde nahe verwandt ist das Stroh, das ein französischer Aussteller mit Glück zu Stickereien in Tüll verwandt hat, natürlich nur für eine Ballnacht; und um wenigstens einmal einen Ausdruck zu gebrauchen, der auf Ausstellungen wie Scheidemünze umläuft, beschließe ich die Farben mit einem Haarschmuck, wahrscheinlich aus demselben Atelier. Es ist ein mit kunstvoller Nachlässigkeit gewundener Strohwisch, in dem wie zufällig etwas kleiner Hahnenfuß und Männertreu hängen geblieben, und der wie eine Agraffe auf eine Schleife von brennend rothem Bande gesetzt ist. Der Schmuck ist „genial" und — wahrscheinlich dem Arbeiter unbewußt — in einem tieferen Sinne als man das Wort gewöhnlich zu gebrauchen pflegt und zum Beispiel mit Verschwendung von den bewußten Sammetgardinen gebraucht hat: nicht um Opheliens willen, sondern weil der Hegewiepen ein uraltes und furchtbares, ein heiliges Sinnbild ist.

Für den Gegenstand und die Ausführung des Musters, für die Zeichnung giebt es gewisse Regeln, die auf alle Gewebe anzuwenden, außerdem besondere Rücksichten, die der Gebrauch des Stoffes gebietet. Allgemein ist die Regel, daß die Verzierungen, wie mannigfaltig auch in der Ausführung, auf einem oder wenigen einfachen Motiven beruhen müssen. So lehrt es die Natur, die so verschwenderisch in ihren Formen, so sparsam in ihren Motiven ist, die, einmal dem ersten Blick, das andere Mal erst der anhaltenden Beobachtung oder dem bewaffneten Auge immer die Wiederkehr derselben Grundformen zeigt. Daß darin die Orientalen unsere Meister sind, lehrt der erste Blick in jede

Straße jeder europäischen Stadt. Zehn gegen eins, daß man ein Umschlagetuch mit dem Cypressenblatte sieht. Wir haben uns desselben nicht erwehren, wir haben es durch nichts besseres ersetzen können; oft genug verkümmert, verzerrt und mißhandelt, hat es alle unsere Webstühle erobert. Und so lange wir nicht den sicheren Takt erworben haben, etwas anderes dafür zu wählen, thun wir wohl daran es nachzuahmen — wo es hinpaßt. Ich mag voreingenommen, oder zu sehr durch das, was ich hier sehe, bestimmt sein: aber ich habe den Eindruck, daß es für gedruckte Zeuge durchaus nicht paßt, nicht so sehr der Verschiedenheit des Stoffes als der Verschiedenheit der Bestimmung wegen. Seinen ganzen Reiz entwickelt das Muster erst in dem Faltenwurf; Kattune dienen zu Möbelbezügen und Kleidern, erscheinen dort ganz glatt, hier zwar in Falten, aber doch in ganz andern als ein Shawl wirft. Jedenfalls ist es von dem Calicofabrikanten überall unglücklich angewandt, der es am häufigsten benutzt hat, von Daniel Lee, sei es, daß er das Blatt zu einer schwindsüchtigen Länge und Dünne ausgereckt und die Spitze scharf umgebogen hat oder es zu unförmiger Kürze und Dicke zusammengepreßt, daß er den Rand sägeförmig ausgezackt oder in das dicke Ende einen kleinen Blumenstrauß gesteckt hat wie einen Büschel Salbei in eine Gans. Noch schlimmer aber ist das arme Blatt von einem andern englischen Fabrikanten mißhandelt, der aus der Fläche, wie bei dem Cactus Opuntia zwei oder drei kleinere, gleichsam Junge, herauswachsen läßt.

Ein Beispiel von glücklichem Griff eines Europäers, zugleich ein Beweis von richtigem Geschmack der untern Classen ist das wie ich glaube, aus der Fabrik von Peel, dem Vater des Staatsmannes, hervorgegangene Petersilienblatt, das wohl jeder Schönfärber in Europa einmal gedruckt hat. Freilich liegt es auf der Hand, worin dies Suppenkraut gegen die Cypresse, worin wir Europäer überhaupt in dieser Beziehung gegen die Orientalen

zurückstehen. Das Cypressenblatt ist ein heiliges, ein religiöses, also — so wird man im Orient in den meisten Fällen sagen dürfen — auch ein nationales Symbol. Bei uns sind die volksthümlichen Sinnbilder durch mancherlei Einflüsse verdrängt und zertreten worden: zunächst durch die Kirche, die das religiöse Element darin verfolgte, dann durch die garstige Wappenmalerei, deren künstlerische Anwendung hoffentlich mit ihrer letzten Zufluchtsstätte, den Pfeifenköpfen der Studenten, vor der Cigarre verschwunden ist; endlich durch das europäische Gleichgewicht, das ist das Zerreißen der Völker, in welches, wie naiver Weise versichert wird, jetzt auch die Türken hineingezogen werden sollen. Was im Morgenlande heilig, ist im Abendlande in der Regel polizeiwidrig; man hat Farben, Muster und Blumen vor das hochnothpeinliche Halsgericht schleppen sehen, den schottischen Tartan nach der Schlacht bei Culloden und anderes später. Aber alle höfische Schmeichelei hat kein Kunstmotiv zu gewinnen vermocht aus dem Schnörkel, den man Lilie nennt und der nach den einen eine Lanzenspitze, nach andern eine Biene, einen Maikäfer oder ich weiß nicht was sonst vorstellt. Abgesehen von Goldstickereien auf Thronbehängen und dergleichen, habe ich auf der Ausstellung nur zwei Versuche gefunden, die heraldische Menagerie zu Mustern zu benutzen, beide ganz verunglückt. Unter den gemusterten unächten Sammets aus Manchester findet sich ein hellbraunes Stück, das um den „Westen“ sinnbildlich darzustellen, mit Gruppen von Löwen, Einhörnern und Adlern besäet ist, verbunden durch Bänder mit der Inschrift Justice. Das andere Stück ist, nicht nur von der ästhetischen Seite betrachtet, possenhaft, sondern noch aus einem andern Grunde des Auslachens werth, ein „Schlafrock der vier Nationen“, mit den riesenhaften Wappen Frankreichs, Englands, der Türkei und — Oesterreichs, ausgestellt von einem Pariser Schneider. Der Gute hätte sich ein Vorbild nehmen sollen an dem römischen Schuster,

der sechs Elstern abrichtete zu sagen: Ich grüße dich Octavian! und sechs andere: Ich grüße dich Antonius! und nach der Schlacht bei Actium den letzteren die Hälse umdrehte.

Die einfache örtliche Industrie von entlegenen Gegenden, von unwegsamen Gebirgen und einsamen Küsten hat, auch in der Ausstellung, noch hin und wieder Anklänge uralter Motive aufzuweisen, halb vergessen von der Literatur des Landes, vielleicht ganz von dem Arbeiter selbst. Zum Beispiel in den Wollstrickereien aus den Pyrenäen und in den farbigen Bastmatten aus Portugal. Die letztern liefern zugleich eine Probe von unglücklichem Fortschritt: eine Tischdecke mit einem Viadukt und einem Eisenbahnzuge darauf. Man vergleiche sie mit den alten Arabeskenmustern, die daneben hängen! Die Weide, die sich im nordöstlichen Deutschland auf dem Nesselzeuge erhalten hat, war der heilige Baum der Wenden.

Ob das Platanenblatt, das ein französischer Fabrikant seinen Mustern von façonnirten Seidenzeugen zum Grunde legt, eine glückliche Wahl zu nennen ist, das hängt davon ab, wie es ihm gelingen wird, sich von der naturgetreuen Nachahmung loszumachen und die allerdings reiche und gefällige Form künstlerisch zu entwickeln. Denn – und das ist die zweite allgemeine Regel — die Verzierungen sollen nicht aus directen Darstellungen von Naturgegenständen bestehen. Selbst der Malerei, in der die Darstellung Selbstzweck, nicht wie bei farbigen Stoffen, eine Zuthat ist, sind in der Beziehung Grenzen gesteckt, deren man sich am besten bewußt wird vor den Werken eines Künstlers, der sie mit solcher Consequenz leugnet wie Courbet.

Wenn die Kunst überhaupt sich nicht damit begnügen darf, anatomische und botanische Abbildungen zu liefern, so wird bei der Colorirung gewebter Stoffe ein solches Beginnen noch durch einen besondern Grund verboten, der sich zum Glück kürzer und planer ausdrücken läßt, als die Aufgabe der Malerei. Der

Fabrikant, der seinen Stoff mit naturgetreuen Abbildungen verziert, erniedrigt denselben dadurch zu einem Stück Malerleinwand. Vieles ist in dieser Beziehung besser geworden seit 1851 und viel Anstößiges hat man diesmal zu Hause gelassen; aber immer noch sehen die orientalischen Gewebe mit stummberedtem Vorwurf auf ihre europäischen Nachbarn. Die Inder, wo ihre Arbeiten nicht durch den Einfluß der Civilisation verdorben — ich werde über den Einfluß später ein sachverständiges englisches Zeugniß beibringen — stellen die Blumen, Blätter, Früchte und Vögel, mit deren Formen sie ihre Gewebe verzieren, niemals perspektivisch oder mit Schatten und Licht, niemals so dar, wie man sie in der Natur sieht, sondern immer flach; und ebensowenig versetzen sie sich darauf, die natürlichen Farben des Gegenstandes wieder zu geben. Sie benutzen oder verarbeiten die Umrisse, etwa wie der Dichter Gestalten des wirklichen Lebens benutzt. Gewiß haben auch wir Künstler, die das verstehen; die Arabeske auf dem Schilde von Vechte fließt in meiner Vorstellung zusammen mit einem Muster aus dem niederländischen Indien, verschossen in den Farben, aber in der Zeichnung die gelungenste Verarbeitung von Thier- und Pflanzenformen, die ich auf gewebten Stoffen bemerkt habe. Im Ganzen aber stehen immer noch die gestickten indischen Mousline, die kleinen seidenen Shawls zu Gürteln und Turbanen und vor allem die orientalischen Teppiche als unübertroffene Muster da. Immer noch regt die europäische Industrie zum Nachdenken über den sonderbaren Widerspruch an, daß unsere Zeit, die in anderen Richtungen sich so ungebührlich in Abstractionen verrannt hat, die in der Politik nicht eher ruht, als bis sie die lebendigen Dinge zu einem Wort, einem Schemen, vertrocknet und verflüchtigt hat, ja die in der Plastik noch immer die Form von der Farbe losreißt, daß sie da, wo es darauf ankommt, die Phantasie anzuregen, nicht sie an einer Körperform festzunageln, in den Ver-

zierungen der Gewebe und andern verwandten Stoffe, sich so schwer zu einem ähnlichen Verfahren verstehen will. Auf dem Festlande steigt dieser Fehler selten zum geradehin Unerträglichen; wohl aber thut er das in England. Freilich nicht auf der Ausstellung — und darin ist willig ein Fortschritt anzuerkennen — aber oft genug in den Londoner Schaufenstern sieht man Hemden für turfmen mit Pferden und Jockeyen, Hemden für Jäger mit Hasen, Kaninchen, Flinten und Schrotbeuteln, alles sorgfältig perspektivisch ausgeführt, oder Fenstervorhänge mit Eisenbahnzügen.

Nur auf ein Beispiel von diesem Ungeschmack bin ich diesmal in der englischen Abtheilung gestoßen, und es wird durch die Zeitverhältnisse einigermaßen entschuldigt. Der schon genannte Lee legt drei Stücke Kaliko aus, eins Infanterie, eins Cavallerie, eins Marine, wahrscheinlich zu Hemden bestimmt. Der weiße Grund ist mit halbzolllangen Püppchen bedruckt, mit Grenadieren und schottischen Füsiliren, mit Uhlanen und Husaren, mit Matrosen und Seesoldaten, wie ein Bilderbogen für Kinder. Auf einigen Stücken gedruckten Manchesters sind die Gegenstände der Verzierungen sehr sonderbar gewählt, aber die Ausführung ist weniger anstößig, weil nicht perspektivisch. Diese offenbar zu Vorhängen bestimmten Zeuge sind nämlich mit allem möglichen Hausrath bedruckt, mit Kaffeemühlen, Theekesseln, Waschtischen, Armstühlen, Wasserkannen und einem Dinge, das ich für ein Waterkloset halte. Ich nehme in favorum defensionis an, daß diese Stoffe zur Ausfuhr in irgend ein „wildes“ Land bestimmt sind, und zugleich den Dienst einer Musterkarte für den Eisenkram versehen sollen. Denn wenn auch die Ausführung weniger anstößig, so ist der Gegenstand unverträglich mit dem Stoffe und mit jeder andern Bestimmung, welches sie auch sein mag.

Ein drittes Gesetz ist durch das Werkzeug geboten und kann daher nicht wohl umgangen werden, so viel Mühe man sich auch hin und wieder darum gegeben hat: in Verzierungen muß eine geometrische Regelmäßigkeit herrschen; beiher zu bemerken ein anderer Unterschied gegen die Stoffe, die in das Gebiet der Malerei fallen. Bei der bunten Weberei wie bei dem Mattenflechten, aus dem sie hervorgegangen, wird dies Gesetz erzwungen durch die Geradlinigkeit der Fäden, bei gedruckten Stoffen durch die beschränkte Fläche des Blockes oder des Cylinders. Spätestens wenn der druckende Cylinder, der in den englischen Fabriken einen Umfang von 18 bis 24 Zoll hat, einmal umgelaufen ist, kehren dieselben Verzierungen in derselben Ordnung wieder; und bei dem Drucken mit Holzblöcken, das die Egypter zu Plinius Zeit kannten, und das sich in Kleinasien in ununterbrochener Uebung erhalten, in Europa aber erst um die Zeit des dreißigjährigen Krieges versucht wurde, gebietet der Kostenpunkt es, sich in der Zahl der Blöcke zu beschränken. Dadurch ist in gewissen Grenzen eine Wiederkehr der Verzierungen, also eine geometrische Regelmäßigkeit gesichert, und ich glaube nicht, daß mit gedruckten Stoffen wirklich erreicht worden ist, was „Punch" einmal in einer guten Karikatur auf die großen Kleidermuster darstellte: ein Muster so groß, daß zwei Personen nöthig, es zu zeigen, daß es auf dem einen Kleide anfängt und auf dem andern aufhört. Aber auch in dem beschränkten Raum des Cylinders oder Blockes würde es außerordentliche Kunst und Mühe erfordern, jede Regelmäßigkeit zu vermeiden und — ein außerordentlich abscheuliches Muster zu Stande zu bringen. Einem englischen Fabrikanten ist es mit Hülfe der Maschinen gelungen, diesen Erfolg zu erreichen. Er hat ein Stück Kattun, das mit großen Vierecken bedruckt, über eine zweite Walze gehen lassen, die weitläuftig und regelmäßig mit kleinen Pflaumen oder dergleichen gravirt war, und zwar schief, so daß diese runden

Verzierungen auf jedes Viereck anders gefallen sind. Wenn dabei, was ich nicht untersucht habe, die beiden Walzen von verschiedenem Durchmesser gewesen sind, so wird diese Unsymmetrie wahrscheinlich durch das ganze Stück fortlaufen. Ich mag nicht so lange bei diesem scheußlichen Bilde verweilen, um das auszurechnen. Das Guillochiren, das durch eine oscillirende Bewegung des Cylinders hervorgebracht wird, hat immer seine Symmetrie.

In der französischen Industrie unterscheidet man vier Arten von Mustern: 1) **détachés**, Punkte, die im Quadrat, rautenförmig oder wie sonst über den Grund verstreut sind und natürlich nicht blos eigentliche Punkte zu sein brauchen, sondern auch Blumen oder jede andere Gruppe von Verzierungen; 2) **rayures**, Streifen, die alle in derselben Richtung gehen, senkrecht, wagerecht, zickzack oder in Kurven; 3) **carreaux**, Streifen, die sich unter rechten Winkeln schneiden, wahrscheinlich das älteste Muster, der Mattenflechterei am nächsten stehend, überall bei dem Landvolk in Europa, wie bei den Negern auf der Goldküste und den Malayen im indischen Ocean zu Hause; wenn bestimmte Farben und eine bestimmte Abwechselung in der Breite der Streifen dazu kommen, schottisches Muster genannt; 4) **ramages**, Rankenmuster. Diese vier Arten lassen sich natürlich wieder mannigfaltig kombiniren. Die Unterscheidung reicht für die vorhandenen Muster aus, die im Allgemeinen auf Empirie beruhen. Sollte aber nicht durch systematische Anwendung der Geometrie und der Kombinationslehre noch mancher Fortschritt zu erreichen sein?

Damit hat dann aber der **Gradus ad Parnassum** ein Ende, fängt die Poesie an. Es ist verkehrt, daß der unbedeutendste Portrait- oder Landschaftsklecker mit Hochmuth auf den ausgezeichnetsten Musterzeichner hinabsieht, weil „er kein Artist“, und daß die öffentliche Meinung solchem Hochmuth

Vorschub leistet. Die Mustermalerei eröffnet der künstlerischen Phantasie ein unermeßliches Feld. Kaum eine Wissenschaft, die nicht für die Komposition nutzbar gemacht werden könnte: die Kenntniß der Geschichte wie der Sitten und Sagen der Völker, der Produkte und der Physiognomie der Länder, der Erzeugnisse und der Werkzeuge aller Gewerbe. In der Technik erfordert das Musterzeichnen vielleicht festere Kenntniß als die Malerei; auf der Leinwand kann man ändern, auf der Druckwalze nicht. Endlich ist der Einfluß der Muster auf den Geschmack gar nicht hoch genug anzuschlagen: das Gemälde und seine Nachbildung dringen immer nur in verhältnißmäßig kleine Kreise, werden verhältnißmäßig selten betrachtet; das Muster geht der Länge und Breite durch das Land und ist immer vor Augen.

Nicht nur die unübersehliche Masse, noch ein anderer Umstand verbietet es, auf die Muster der ausgestellten Stoffe einzugehen, namentlich die Vorzüge einzelner, und es sind vortreffliche darunter, zu entwickeln. Ein gutes Muster, weil es die Phantasie anregt, läßt sich nicht auf einen Blick und auf Kommando würdigen. An einem Tage findet man, was man am andern übersehen; die richtige Umgebung fehlt, und die persönliche Stimmung ist nicht immer da.

Leichter findet man Verstöße, die gegen die Bestimmung des Stoffes begangen sind; und für dieses Studium bieten die Teppiche die beste, eine nur zu reiche Gelegenheit. Ein Teppich ist zum Darauftreten bestimmt; daraus folgt das meines Erachtens unerbittliche Gesetz, daß alle seine Ornamente flach gehalten sein müssen. Ist das richtig, so ist eine große, vielleicht die größte Zahl der europäischen Fabrikate, so vortrefflich der Stoff und die Arbeit, ohne weiteres zu verwerfen. So alle Muster, welche Reliefskulptur oder erhöhtes und vertieftes Täfelwerk nachahmen, und die als Einfassung so gebräuchlichen, runden, mit Bändern oder Blumen umwundenen Stäbe. Je sorgfältiger

perspektivisch sie gezeichnet, je richtiger sie schattirt sind, desto sicherer erregen sie die Vorstellung, daß man mit dem Fuße an der Erhöhung hängen bleiben und Hals und Beine brechen könnte. Wo auf orientalischen Teppichen solche Muster vorkommen, da hat man diesen Eindruck dadurch abgewandt, daß man die Stäbe nicht schattirt und die dunklere Linie, die sie gegen die Umgebung hervorheben soll, und die den Eindruck des Schattens machen könnte, das eine Mal auf diese, das andere Mal auf jene Seite gelegt und dadurch den Eindruck der Erhabenheit zerstört hat. Auch an Blumen und anderen Ornamenten sind die dunkeln Umfassungslinien immer so gelegt, daß sie die Vorstellung, als fiele das Licht von einer Seite, gar nicht aufkommen lassen. Zu verwerfen sind ebenso die Teppiche, die, oft recht täuschend, wie eine lockere Aufschüttung von Laub und Blumen erscheinen, in die man bei jedem Schritt einsinken müßte; desgleichen die Vasen und Körbe mit Blumen. Zu verwerfen sind die Familien von Katzen, Hunden, Löwen und Hyänen, die unsere Teppiche, Fußbänke, Armstühle und Ohrkissen bevölkern. Wer möchte seinen Fuß dem Löwen in den Rachen stecken? Zu verwerfen sind die Abbildungen von Menschen, Gebäuden und Landschaften. Zu verwerfen sind endlich die Teppiche, die Mr. Bright, Parlaments-Mitglied für Manchester, ausgestellt hat, denn sie sind vielleicht die rohesten von allen.

Bei Blumen kommt nach meinem Gefühl noch ein ganz besonderer Grund hinzu, der es verbietet, sie naturgetreu auf Teppichen darzustellen. Einen Teppich hat man immer unter den Augen. Je täuschender die Blumen darauf, desto eher werden sie langweilig. Wenn sie nicht Phantasiegebilde und Anhalte für die Phantasie, sondern natürliche Blumen sein wollen, so wird man, vielleicht halb unbewußt, verlangen, daß sie thun, wie natürliche Blumen thun, welken aber auch nachwachsen. Welken thun sie; Licht und Sonne, an denen die

Farben der lebendigen Blumen reifen, zerstören die Schminke der künstlichen, und die Knospe, anstatt sich zu erschließen, welkt mit dahin. Ich glaube sogar, daß ein richtiger Kunstgeschmack die gemachten Bouquets als immerwährenden Zimmerschmuck verwerfen wird.

Die Teppiche, um zu ihnen zurückzukehren, aus Indien und der Levante sind frei von allen diesen Fehlern, unterscheiden sich aber merklich von einander durch die Wahl und den Ton der Farben. Diese sind einfacher, kälter, ernster; jene mannigfacher, wärmer und zuweilen heiterer. Es verstößt gegen manche Dogmen, aber es ist eine in deutlichen Zügen geschriebene Thatsache, daß wir die türkischen Teppiche allenfalls kopiren, aber nicht selbstständig in ihrer Art arbeiten können; es ist so viel gesunder Menschenverstand in einem türkischen Teppich. Vielleicht können wir uns damit entschuldigen, daß unsere Civilisation in dieser Beziehung noch so jung ist. In den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts erscheint der Teppich als ein fast unentbehrliches Stück. Das Zelt, der Sand der Wüste fordern ihn, und in den Ruinen der Königspaläste von Nimrud und Chorsobad stecken noch die reichverzierten Bronzeringe, welche die gewirkten Wandtapeten trugen. Aber Philipp August schenkte dem Hotel de Dieu „aus Wohlthätigkeit und", als guter Geschäftsmann, zugleich „zum Heil seiner Seele alles Stroh unseres Zimmers und unseres Hauses in Paris, so oft wir diese Stadt verlassen, um wo anders zu schlafen." Auf einem Lehn in Buckinghamshire haftete die Verpflichtung, „Stroh zu besorgen für des Königs Bett und Gras oder Sträucher für seine Zimmer." Heute noch bestreut man in Skandinavien die Dielen mit kleingeschnittenen Tannenzweigen; und Stroh und Tannenzweige wären keine übelen Motive für Teppiche.

Semper leitet das ganze System der orientalischen Polychromie, mit dem Täfelungs- und Bekleidungswesen der ältesten

Baukunst eng verwachsen, von den Webstühlen der Assyrier oder ihrer Vorgänger in den Erfindungen der Vorzeit her. „Die antike Kunst beschloß ihre Bahn, nachdem sie den Kreislauf bis zu ihrem Ursprung vollendet hatte, und ging in den byzantinischen Teppichstickereien unter. Ihre Windeln wurden ihr Grabgewand.“ Der Höhepunkt dieses Kreislaufes war die griechische, die, belebt von einem neuen Gedanken, der Verherrlichung des Menschen, die Trümmer der alten Elemente, des egyptisch-dorischen Priesterstaates, des assyrischen Absolutismus und des Naturdienstes der iranischen Völker, erst zersetzt und dann unter einer höhern Einheit in Staat, Literatur und Kunst zusammengefaßt hatte. Mit der christlichen Kunst hat ein neuer Kreislauf begonnen und wir sind erst bei der Zersetzung. Der erste Anlauf zum Zusammenfassen ist verunglückt, und rücksichtsloser herrschen und bitterer hassen sich die alten absterbenden Elemente. Ist die Vorstellung von einem Kreislauf der Entwicklung richtig — und wer möchte sie abweisen? — so ist das Zurückweisen und Zurückgreifen auf noch Aelteres gerechtfertigt und des Sieges gewiß, trotz des sehr billigen Fortschrittsspektakels. Wenn das Absterbende darauf pocht, daß es alt sei, so giebt es keine bessere Angriffsweise, als ihm immer wieder zu zeigen, daß es ein Aelteres giebt. Mit der Politik ist untrennbar verwachsen die Kunst, und die Kunst mit jedem Zweige der Industrie. Also kann jeder Käufer etwas thun.

5. Hausrath.

Wenn man von dem beweglichen Inhalt unserer Wohnungen aussondert erstens die Gefäße, zweitens die Dinge, welche die Natur von Werkzeugen haben, so bleibt eine Menge von Gegenständen übrig, als deren Bestimmung man die Ruhe

bezeichnen kann, Ruhe des Körpers wie Sitze und Lagerstätten, Ruhe anderer Gegenstände, wie Schränke und Tische. Der Kürze wegen und zur Vermeidung der an Auktionen erinnernden Fremdwörter will ich den Ausdruck Hausrath wählen.

Von dem ältesten Hausrath an, der sich unter dem Sande der egyptischen Wüste erhalten, der auf den Bildwerken von Ninive dargestellt oder von den epischen Dichtern geschildert ist, bis zu der Ausstellung von 1855 hinab, lassen sich in dem Hausrath zwei Style unterscheiden, die man den Hohlkörperstyl und den Stangenstyl nennen kann. Die Unterscheidung greift natürlich über den Hausrath hinaus; alle Gefäße fallen unter den ersten, die meisten Werkzeuge unter den zweiten. Auf der andern Seite ist die Anwendung der Unterscheidung auf Hausrath nicht so zu verstehen, als ob jedes Meubel, das einen hohlen Raum einschließt, unter den Hohlkörperstyl fiele. Derselbe beruht vielmehr auf der, wenn auch unbewußten, vergessenen Vorstellung, daß die konstruktiven Theile des Möbels, insbesondere die Träger, Hohlkörper sind, Zellen, wenn man will; und er läßt sich vielleicht am besten nachweisen an den englischen Bettstellen. Die dicken, runden Füße, 6, 9, ja 12 Zoll stark, welche die Bettlade, und die entsprechenden Pfosten, welche den Betthimmel tragen, sind im Hohlkörperstyl, wie der Thronsessel der assyrischen Könige; die dünnen, vierkantigen Füße einer festländischen Bettstelle sind im Stangenstyl, wie die egyptischen Meubel. Jede Vermischung dieser beiden Style ist falsch, ist unerträglich; wovon ein frappantes Beispiel ein paar Lampen in der übrigens vortrefflichen Ausstellung von Barbedienne, die auf drei langen dünnen Stangen, gleich dem Gestell einer Nivellirwaage, stehen. Bei dem heutigen Zustande der Kunst, bei dem häufigen Wechsel und der schnellen Mittheilung der Moden hat der Kunsttischler zwischen beiden Stylen die Wahl, wenn er für das Magazin arbeitet. Wenn er aber

einen Auftrag auszuführen, oder wenn der Käufer zu wählen hat, so ist natürlich Einklang mit dem übrigen Hausrath und mit der Architektur der Räume ein nothwendiges Erforderniß.

Ist diese Stylfrage erledigt, so kommen bei der Anfertigung und Beurtheilung eines Stückes Hausrath, namentlich in Betreff des Verhältnisses der Construktion zu den ornamentalen Theilen, dieselben Grundsätze zur Anwendung wie bei Gefäßen und bei der Architektur: jeder andere Zweck muß der Bestimmung des Ganzen unterthan sein. Ueber die Londoner Ausstellung urtheilte Redgrave: „Von dem englischen Volke, das in seiner Sprache das eigenthümliche Wort comfort besitzt, wäre vor allem zu erwarten, daß es zeigen werde, wie für den Sinn des Comfort am besten zu sorgen, und daß, da wir einmal als Nation den Ruf der Solidität und der Neigung für das Substantielle genießen, jedenfalls unsere Meubel, die mit unserm täglichen Leben, unserm Sinn für Häuslichkeit und unseren nationalen Gewöhnungen so eng zusammenhängen, in Zeichnung und Ausführung solid, substanziell, verständig und zweckmäßig wären. — Die englischen Meubel haben bis auf die neuere Zeit den Ruf tüchtiger Arbeit und vollendeter Zweckmäßigkeit gehabt; und die Tischler pflegten ihren Credit auf gutes Material und sorgfältige Arbeit zu bauen. In einem solchen englischen Meubel schlossen die Thüren auf das Genaueste, gingen die Schubladen mit der größten Leichtigkeit, war das Holz so trocken, daß von einer gesprungenen Platte oder einer losgegangenen Fuge gar keine Rede war. Ein solches Stück ging von dem Vater auf den Sohn über, schien je älter desto besser zu werden und, wie man von alten Gemälden glaubt, durch die Zeit im Werthe zu steigen. Aber diese Eigenschaften, in denen wir uns unbestreitbar auszuzeichnen pflegten, sind bei dieser Gelegenheit von unseren Fabrikanten weniger berücksichtigt worden, als Zierrath und Prunk. Man hat, und auch von frem-

den Ausstellern ist das geschehen, meistens solche Meubel gewählt, welche den größten Aufwand von Zierrathen zulassen, als Schränke, Schenktische, Bücherspinden. Man hat Stühle geliefert, so verziert, daß man nicht darauf sitzen kann, Schränke, die wenig Raum enthalten, aber desto mehr wegnehmen, und Bettstellen, die eher an den ewigen Schlummer, als an die Nachtruhe erinnern."

Im Allgemeinen trifft dies Urtheil auch diesmal zu; bei weitem die meisten Gegenstände sind Pracht- und Prunkstücke, nur hin und wieder begegnet man der Tischlerei im Alltagskleide. Darüber ist freilich nicht den Ausstellern ein Vorwurf zu machen, sondern allenfalls denen, die zu Hause geblieben. Aber auch an ein Luxusstück ist die Anforderung zu stellen, daß es wenigstens die Möglichkeit eines Gebrauches zulasse. Luxus ist ein relativer Begriff; ein Stück, das der eine selten braucht, um es lange zu haben, mag der Wohlhabendere täglich benutzen. Es giebt auf der Ausstellung Stücke, die bei aller Kostbarkeit des Stoffes, aller Pracht der Verzierung und aller Künstlichkeit der Arbeit diesem Anspruch vollkommen genügen, und an der Wahl der Schränke, welche der Prinz Albert und der Kaiser der Franzosen angekauft haben, ist zu sehen, daß beide Käufer die Absicht haben, ihre Sachen nicht unter eine Glasglocke zu stellen. An den meisten Prunkstücken aber ist die Zweckmäßigkeit bald der einen, bald der andern Rücksicht geopfert. Ein Geständniß dessen, zugleich eine unbewußte, aber bittere Kritik unserer Kunstzustände haben einige französische Blätter ausgesprochen, indem sie über manche der gepriesensten Stücke hin und her sinnen, wohin sie wohl passen möchten, z. B. über den Bücherschrank mit den Skulpturen nach dem Grabmal der Medici, ob er in ein Königsschloß, in den Sitzungssaal einer gelehrten Körperschaft oder in das Studirzimmer von Herrn Thiers zu stellen, und endlich zu dem Schluß kommen, Museum

sei der geeignetste Platz. Es ist wohl anzunehmen, daß ein Kunsttischler, der ein Stück geliefert hat, was dem wähligsten Geschmack genügt, sich vollkommen bewußt ist, welche Fehler er an dem andern begangen. Er arbeitet für den Markt und ist darob nicht zu tadeln; aber er muß auch nicht verlangen, belobt zu werden.

Zwei Länder machen eine scharf hervortretende Ausnahme, die Vereinigten Staaten und die Schweiz; beide haben Hausrath geschickt, der vor allen Dingen zum Gebrauch bestimmt ist. Die Sachen aus der Schweiz fallen wenig in die Augen, sind auch wenig zahlreich, gewinnen aber immer mehr, je öfter man sie, auch nur im Vorübergehen, ansieht. Sie sind richtig auf den Gebrauch berechnet, von vortrefflichem Materiale, bis in das Kleinste mit vollkommener Sorgfalt gearbeitet und knapp, fast arm in den Zierrathen. Auf einem solchen Boden, wie ihn das Handwerk der Schweiz augenscheinlich darbietet, läßt sich von der neuen polytechnischen Schule in Zürich große Frucht erwarten. Der amerikanischen Beiträge sind mehr und sie sind reicher verziert; aber nirgends beeinträchtigt das Ornament den Gebrauch, nirgends ist es mit der Konstruktion im Widerspruch. Diese Wiegstühle sind eben solche Exemplare wie die, in denen die amerikanischen Damen die Zeit zwischen Frühstück und Mittag verschaukeln; diese Kommoden sind nicht „für ein Museum". Die amerikanischen Meubel sind wie die türkischen Teppiche; es ist so viel gesunder Menschenverstand darin. Der Sicherheit wegen bemerke ich, daß ich zwar die amerikanischen Meubel sehr schön, aber die Sklaverei, das Weißnichtsthum und verschiedenes Andere in Amerika sehr unschön finde. Ueber das erhärtete Gummi, das den Stoff oder doch die Fournirung zu vielen Stücken geliefert hat, hier nur die Bemerkung, daß der Erfinder sich durch die große Bildsamkeit des Stoffes nicht hat verleiten lassen, ihm gekünstelte unzweckmäßige Formen und Ver-

zierungen zu geben, wie mit der Steinpappe und ähnlichen Substanzen so vielfach geschehen. Es könnte keine große Schwierigkeiten machen, hervorragende Engelsköpfe und abstehende Amorsflügel, gebrechliche Ranken und langstielige Blumen an den Schränken und Bilderrahmen anzubringen. Wir sehen nichts der Art. Sogar an dem eleganten Schmuckkästchen, wo die Versuchung noch größer war, hat man dasselbe Maß beobachtet, den Kautschuk flach gehalten und sich mit sparsamen silbernen Zierrathen begnügt, die gegen die schwarze Masse vortrefflich abstechen. Es ist interessant dieses Kästchen mit einem aus Ceylon zu vergleichen, aus Ebenholz, ebenso knapp in dem Schnitzwerk gehalten und ebenso mit Silber verziert. Uebrigens ist Morey, der das amerikanische Patent für Frankreich gekauft hat, ganz diesem guten Geschmack des Erfinders gefolgt.

Unter den Beiträgen der übrigen Länder muß ich die Meubel von den Gebrüdern Thonet in Gumpendorf bei Wien obenan stellen; und es wird nur einer Beschreibung ihrer Eigenthümlichkeit bedürfen, um mir eine vielfache Zustimmung zu sichern. An Stühlen namentlich erfordert es zuweilen die Bequemlichkeit, häufiger noch die Mode, einzelnen Theilen eine gekrümmte Form zu geben, z. B. den Füßen und den beiden senkrechten Hölzern der Lehne. Da das Holz im Allgemeinen gerade wächst, so wird es nothwendig quer durch die Fasern zu schneiden, und das gerade an Punkten, welche am meisten Stoß und Druck auszuhalten haben, am untern Ende der Füße und da, wo das Querholz der Lehne in die Ständer eingefügt ist. Den Beweis von der Vortrefflichkeit dieser Anordnung hat wohl jeder Leser einmal in die Hand bekommen in Gestalt eines abgespaltenen Stückes Fuß oder einer losgebrochenen Lehne. Thonet schneidet die Stücke gerade zu, in der Richtung der Faser, und biegt sie dann in die gewünschte Form durch ein Verfahren, das nicht angegeben ist, aber jedenfalls mit dem Biegen der

Schiffsplanken Aehnlichkeit haben wird. Ein paar Seitenlehnen, die schneckenförmig zusammengebogen, sind eine Probe davon, wie weit man die Operation treiben könnte; aber der Fabrikant hat sich durch diese Gewalt über den Stoff zu keinen unnützen Schnörkeleien verleiten lassen. Ich kann es mir nicht versagen, von diesen leichten, zierlichen und doch haltbaren und bequemen Rohrstühlen einen Sprung nach dem Louvre zu machen, vor einen egyptischen Lehnstuhl, L. 134. des Champollion'schen Katalogs. Dieser Stuhl gehört in ein Museum, nicht weil er nirgends anders hinpaßte — wenn man das fehlende Rohrgeflecht ersetzt, so paßt er in jede Stube — sondern weil er ein Muster von Stuhl ist. Die Füße sind senkrecht und, beiläufig bemerkt, nicht rund wie an den assyrischen Sitzen, sondern viereckig, und laufen unten in Löwenklauen aus. Auch die Verlängerung der hintern Füße in die Lehne hinauf ist senkrecht, weil das dem Stuhl die größte Festigkeit giebt. Weil sich's aber in einem rechten Winkel äußerst unbequem sitzt, ist gegen dies senkrechte Gestell ein besonderes Rückenstück schräg angelehnt. Dasselbe ist leicht ausgehöhlt, entsprechend der Wölbung des Rückens, und an ihm sind die bedeutendsten Verzierungen angebracht, eingelegte Arbeit von Ebenholz und Elfenbein, weil in dieser dicken Planke geschnitzelt werden konnte ohne Gefahr, sie zerbrechlich zu machen. Natürlich tritt die eingelegte Arbeit nicht über die Fläche hinaus, weil man sich an Unebenheiten drücken würde. Sowohl wo der Sitz mit dem Rücken, als wo er mit den hintern, senkrechten Ständern zusammenstößt, sind Kniee in die Winkel gesetzt, weil der Stuhl an diesen Stellen den größten Druck auszuhalten hat, und diese Kniee sind zu Ornamenten benutzt. Das alles ist sehr einfach, sehr natürlich; kein Zweifel, daß wir es auch so machen können, aber ebenso wenig ein Zweifel, daß wir es nicht häufig so machen. Einmal in Egypten können wir noch einen Blick werfen auf

die wundervollen kleinen Holzschnitzereien und auf den Medizinkasten, an dem in Jahrtausenden nichts gesprungen, nichts aus dem Leim gegangen ist.

Neu für Frankreich und ebenso zweckmäßig als geschmackvoll sind die Korbmeubel aus Preußen. In Betreff der übrigen Meubel muß ich mich begnügen zwei Unterscheidungen flüchtig zu verfolgen, erstens die Verbindung des Holzes mit andern Stoffen, zweitens die Art der Verzierung, entweder Skulptur oder eingelegte Arbeit (marqueterie). Die Gegensätze der einen Unterscheidung fallen natürlich oft mit den Gegensätzen der andern zusammen; man kann Bronzeskulpturen an hölzernem Hausrath anbringen und in Metall oder Schildpatt eingelegte Arbeit machen. Verzierungen von Bronze auf Holz erfordern gewiß ein sehr feines Gefühl, sobald sie über das Bedürfniß und das Motiv der Befestigung, des Haltbarmachens, hinausgehen. Schilder um die Schlüssellöcher, Haspen, Klammern und dergleichen sind durch ein Bedürfniß geboten und können, auch wo dasselbe anderweitig erfüllt ist, mit Sicherheit zu Ornamenten benützt werden. Wie gefährlich aber die „reinen Zierrathen“ sind, das zeigt die Ueberladung und die Sinnwidrigkeit in Bronzen, der auch sonst ausgezeichnete Fabrikanten sich schuldig gemacht haben, wenn sie ein rechtes Prachtstück liefern wollten. In dem äußern Umkreis der Rotunde, der die pariser Tischlerarbeiten enthält, ist mir unter diesen blitzenden und krausen Schränken oft die Erinnerung an die Nußbaumschränke gekommen, die man sonst in Norddeutschland, unter andern in Danzig, machte, Füße, Knäufe und Säulen konsequent im Hohlkörperstyl ausgeführt, die Thüren flach, mit sparsamer Marqueterie, Haspen und Schlüsselschilder von solidem Messing, und das Ganze mit Leichtigkeit rein und blank zu halten, kein unwesentlicher Vorzug, jetzt aber auf die Rumpelkammer gesetzt, weil sie zu dem „modernen“ Ameublement nicht passen, das ist zu den kippsigen

Stühlen, auf die man sich nicht zu setzen wagt und die morgen nicht mehr modern sind. Andere Rücksichten sind zu nehmen, wo die Bronze nur als Einfassung, oder, wie die Tischler es nennen, als Stab dient, um andere Stoffe, namentlich Steine, mit denen die ebenen Holzflächen bekleidet sind. So hat Elkington vermittelst bronzener Einfassungen kleine Reliefs von Jasper auf Holz aufgesetzt. An anderen Stücken sind Mosaiken oder ganze Tafeln von Marmor, Jaspis oder Lapis Lazuli unmittelbar in das Holz eingelassen, namentlich in Ebenholz, so von Peters aus Belgien, Chaimois und Grohé aus Paris. In der Marqueterie wetteifern Paris und Wien. Stammer und Breul aus Wien haben ein Betpult ausgestellt, das mit 2½ Millionen kleiner, farbiger Würfel eingelegt ist, und Marcelin legt ein Vergrößerungsglas zur Beschauung seiner Arbeit hin. Jeansdean jeune und Dexheimer haben sich auf die Manier gelegt, die nach dem berühmten Kunsttischler Boule (gest. 1732) den Namen trägt; der erste hat Stahl mit Schildpatt, der zweite Schildpatt mit Kupfer eingelegt. Die Verwendung von Metallplatten als Zierrath führt auf einen ganz besonderen Meubelstyl, welcher der hohen Civilisation der modernen Diebe seine Entstehung verdankt, auf die eisernen Geldschränke. Berlin steht in diesem Industriezweige obenan und ist reichlich vertreten. Da mir aber keine nähere Information zugänglich ist, so schweige ich über die einzelnen Stücke, um so mehr, als die Rivalität mehrerer Fabrikanten bereits in einen Zeitungskrieg ausgebrochen ist. Nur über die Form will ich eine Bemerkung wiederholen, die ich schon mehrmals gemacht habe, aber, wenn meine Eindrücke von der Ausstellung richtig sind, nicht oft genug wiederholen kann, daß das gebieterische Geheiß eines bestimmten Zweckes, der Sicherheit, den Formen und Verzierungen dieser Meubel eine Harmonie mit der Konstruktion, eine Einfachheit und Ruhe gegeben hat, die wohlthuend ist. Will man einen recht grellen Contrast

haben, so muß man das Bücherspind von Metz aus Luxemburg ansehen, die Thüren und die Seitenwände ein Alto Relievo von Blüthen und Blättern aus Glockengut, gewichtig wie eine Kirchenthür, ein wahres Rendezvous für den Staub, und die Hinterwand, soviel man sehen kann, aus gewöhnlichen Brettern zusammengeschlagen.

Die Holzschnitzereien, sowohl an Meubeln als an kleinen Geräthschaften sind viel zahlreicher als auf der Londoner Ausstellung; und das ist ein großer Vorzug, denn an diesem Industriezweige läßt sich viel studiren. Mehr als irgend ein anderer hat er einen lebendigen Zusammenhang bewahrt zwischen Natur und Kunst, zwischen der seelenlosen Maschine und dem individuellen Schnitzmesser, zwischen dem Luxus und dem Bedürfniß, zwischen dem künstlichen Leben der Städte und den einfachen Zuständen der Hirten, Jäger und „Wilden". Was der Tyroler in seinem einsamen Thale geschnitzt, das wird gehätschelt auf den Nippestischen der pariser Boudoirs. Der Stab des Bergbewohners ist kein Spielzeug, sondern muß ernste Dienste thun; die Verzierung bleibt dem Zweck untergeordnet. Die Anwendung der Maschine hat ihre engen Grenzen; ohne Zweifel könnte man Maschinen bauen, welche auch die feinsten Holzskulpturen lieferten; die Idee einer solchen Maschine liegt bereits vor in den beiden Vorrichtungen, einer aus Frankreich und einer aus Amerika, zum Modelliren von Büsten; aber die Kosten einer so komplizirten Maschine verbieten ihre Anwendung; also behalten das Messer und das Individuum ein weites Feld. Die Alpen, der Schwarzwald, der Odenwald und Neuseeland haben eine Menge von Werkzeugen und kleinen Geräthschaften geliefert. Die europäischen Produkte sind allbekannt; die neuseeländischen möchte ich gern in einer Zeichnung beifügen; versäume der Besucher wenigstens nicht, sie in dem östlichen Ende des Anbaues aufzusuchen. Die Ruder, das Scepter, die Streitkeule, vor allem das Hackbeil mit

seiner schönen Kurve, dem zweckmäßigen Griff und den verständig vertheilten Verzierungen, sind wahre Musterstücke.

Von den Schnitzereien der europäischen Kunsttischler will ich zwei erwähnen, eine Sammlung aller Säulenordnungen aus Spanien und den Schenktisch, buffet étagère, aus Nußbaum, von Ribaillier in Paris, den letzteren sowohl wegen der vortrefflichen Arbeit als wegen des originellen Gedankens. Die hervortretende Struktur dieses etwa 15 Fuß hohen und ebenso breiten Büffets sind vier Säulen, jede mit ihrem Postament und ihrem Friese. Die eine ein Palmenstamm, an ihrem Fuße sitzend eine allegorische Figur, Afrika, darunter eine Trophäe von Produkten des genannten Landes, darüber Kinder als allegorische Figuren des Wassers. Die zweite ein Eichstamm, Europa und seine Produkte, das Feuer. Die dritte ein Platanenstamm, Amerika und seine Produkte, die Luft. Die vierte ein indischer Baum, Asien und seine Produkte, die Erde. Das breitere Mittelfeld zwischen der zweiten und dritten Säule füllen in drei Etagen, entsprechend den drei Abschnitten der Geschichte, mehrere Hundert Portraits und Figuren der berühmtesten Menschen seit dem Beginn der Geschichte bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, klein und flach, allmälig wachsend und hervortretend, bis zu den Heroen der französischen Wissenschaft hinab die als freistehende Figuren den Ruhepunkt des Mittelstückes bilden. In dem Ganzen ist zwar noch keine Ruhe; es besteht aus Theilen, die erst nach einer Einheit drängen. Aber diese Einheit zu finden, ist nicht Sache des Bildners; Ehre genug, daß er darnach gesucht und das ewige Copiren verschmäht hat — Copiren der Natur, der Griechen oder der Gothen.

6. Die Toilette.

Als die Prinzessin Nausicaa mit ihren Hofdamen an das Gestade des Meeres ging, um höchsteigenhändig und höchsteigenfüßig große Wäsche zu halten, die „Leibröcke" ihres Vaters „in dunkelfarbiges Wasser tauchend und mit den Füßen darauf tretend in eifrigem Wettkampf", benutzte sie keine Seife, nicht einmal grüne: Vater Homer würde nicht unterlassen haben, den Stoff und seine Bereitung zu beschreiben und den Stammbaum des untadeligen Seifensieders dazu. Erzählt er doch gewissenhaft, welches Frühstück die Königin Mutter den Wäscherinnen mitgegeben, kalten Braten und erfrischenden Rothwein. Die Römer erhielten die Seife zuerst aus Gallien; die beste aber, bemerkt Plinius, kam aus Deutschland und wurde aus Ziegentalg und Birkenasche gemacht, Materialien, die kein übles Produkt geliefert haben können. Diese merkantilische Thatsache spricht dafür, daß das lateinische sapo und das griechische σαπων von der in unserm Plattdeutsch fortlebenden Form Sepe herkommen; indessen weiß ich nicht, was die Philologie dazu sagt. Eine andere Bereitungsweise, aus Soda, lernte Europa von den Mauren, welche die Cultur sodahaltiger Pflanzen im Großen betrieben. Ihren gewaltigen Aufschwung aber nahm die Fabrikation erst seit Leblanc den Weg gefunden, Soda aus Seesalz zu bereiten, und seit man auf die Benutzung des Palm- und des Cocusöls gefallen. Die Zunahme im Verbrauch dieser Artikel ist unglaublich. Im Jahre 1820 kostete der Centner Soda in England 35 Schilling; jetzt ist der Preis 6 Schilling. Die Einfuhr nach England betrug:

	Palmöl.	Cocusöl.
1820	17,456 Ctr.	8,353 Ctr.
1830	213,476 „	8,534 „
1840	315,503 „	42,428 „
1850	447,796 „	98,039 „

nach Frankreich an beiden Oelen: 1827: 3 Ctr., 1829: 70 Ctr., 1830: 256 Ctr., 1840: 4622 Ctr., 1845: 33,691 Ctr., 1850: 62,610. Der wohlthätige Einfluß dieser und einer verwandten Industrie auf die Verminderung des Sklavenhandels ist allen menschenfreundlichen Seelen klar gemacht durch das Plakat von Price u. Co., das man auf jeder englischen Eisenbahnstation findet. Ein Neger ist mit einem Stricke an einem Baum gebunden, im Hintergrunde liegt ein spanisches Sklavenschiff. Price u. Co. halten eine ihrer aus Palmöl bereiteten Kerzen, 6 auf das Pfund, brennend unter den Strick, und der Neger hebt im Vorgefühl seiner Befreiung das eine Bein auf. Der Blinde sieht daran, daß es Christenpflicht ist, Price's Lichte zu brennen; und sollte eine neue Platte nothwendig werden, so würde ich rathen, noch einen Missionair hinzuzufügen, der bei dem Lichte einer Price'schen Kerze die Bibel vorliest. Uebrigens haben die Industriellen erst an den Ohren dahin geschleppt werden müssen, die neuen Materialien anzuwenden. James Muspratt, der die Leblanc'sche Methode in England einführte, erzählt, daß er viele Tonnen Soda den Seifensiedern umsonst gegeben und um Gotteswillen gebeten habe, doch nur einen Versuch zu machen. Erst als die Herren den Gewinn schwarz auf weiß in dem Hauptbuche gefunden, seien sie wissenschaftlich geworden, dann aber auch mit solchem Eifer, daß man ihm die Soda noch rothglühend in eisernen Karren abgeholt habe. Ob das Fabrikat im Verhältniß zu den großen Fortschritten der Chemie besser geworden, ist eine Frage, die zu besprechen seine Gefahr hat. Gleichgesinnte Seelen werden sympathetisch davon berührt und es ist erst wenig Wochen her, daß es, ich weiß nicht ob aus industriellen oder aus constitutionellen Gründen, in einem rheinischen Blatte für „wahrhaft sündlich“ erklärt wurde, von den unbefleckten Londoner Shopkeepern zu sagen, daß sie im Allgemeinen darauf ausgingen, ihre Kunden zu betrügen. Mit dem Juryberichte von

1851 in der Hand und im Interesse der Consumenten, die doch am Ende auch Menschen sind, riskire ich die Erwähnung der Thatsache, daß Cocusölseife ungleich mehr Wasser hält als andere, daß die Seifensieder diese Eigenschaft entdeckt haben und in London die Seife so wenig einkochen, daß 75, sage fünfundsiebzig Procent Wasser darin bleiben, während bei Potaschseife 25 Procent schon viel sind. Kernseife, mit allem Respect vor „wirklich reellen Annoncen", existirt gar nicht mehr, es sei denn, daß eine deutsche Amtmännin bei der Geburt ihrer Tochter einen Kessel voll gekocht und in eine Tonne gepackt, und Fräulein Tochter trotz dieser knochenharten und klingenden Mitgift noch nicht Gelegenheit gefunden, einem Gemahl durch große Wäsche die Laune zu verderben.

Liebig's oft citirte Bemerkung, daß der Seifeverbrauch einen Maßstab für den Culturzustand eines Volkes abgebe, ist, mit einer bestimmten Einschränkung verstanden, sehr wahr und weiter auszuspinnen, als er gethan hat. Die Theologie mit ihrer dem Irdischen feindlichen Richtung trägt sicher einen Theil der Schuld, daß der Seifeverbrauch so lange Zeit so gering gewesen ist. Als ich neulich mit einigen Franzosen durch den Garten des Luxembourg ging, begegneten uns zwei Mönche. Das müssen Kapuziner sein, sagte einer meiner Begleiter, sie tragen Bärte. Nein, versetzte der andere, nachdem er eine Weile in den Wind geschnüffelt, wenn es Kapuziner wären, röchen wir sie bis hier. Es ergab sich nachher, daß sie aus dem Orient waren. Und wenn ein ganz kleiner Staat die Schmutzfinken ausweist, so bekommt er es mit der ritterlichsten aller Großmächte zu thun. Was sagt doch Konstanze im König Johann?

Wie John Bull die Froschkeulen, so rechnet Vetter Michel die Pomade zu den Bestandtheilen eines Franzosen. John hat darüber manch kräftig Wörtchen gesagt, Menzel wahrscheinlich auch. Unglücklicherweise aber sind die Teutonen die Erfinder der

Pomade. Die Toilette eines römischen Stutzers unter den ersten Kaisern war hauptsächlich mit deutschen Artikeln versehen. Plinius sagt, daß die Deutschen ihrer Seife eine gelbe oder rothe Farbe zusetzten, um sie zum Färben ihrer Haare zu benutzen; und Ovid und Martial wären eine wahre Fundgrube von Namen für Treu und Nuglisch. Martial empfiehlt die **pilae Mattiacae,** die aus Hessen kamen, gegen das frühzeitige Grauwerden der Haare, räth des Nachts eine Blase über das mit „bairischem Schaum" gefärbte Haar zu ziehen und macht dem Kaiser Domitian, dem angeblichen Besieger der Deutschen, das artige Compliment: „Ueberlassen wir es den Deutschen, ihr Haar mit Pomade zu färben; wir können uns jetzt aus den Haaren gefangener Deutschen Perücken machen." Caligula ließ Galliern das Haar roth färben, soll wahrscheinlich heißen blond, um sie in seinem Triumphzuge für gefangene Germanen auszugeben.

Der Ami de la tête existirte schon unter den Pharaonen; die ägyptischen Museen enthalten vortreffliche Perücken. Auch aus dem Hohen Liede Salomonis ist mancherlei zu lernen, und der Prophet Hesekiel beschuldigt die Juden, daß sie die Wohlgerüche, die für den Gottesdienst bestimmt, sich selbst zu Gemüthe führten. Das Weihrauchfaß brannte schon auf den ägyptischen Altären. Die Inder waren natürlich vortreffliche Parfumeure, nur stand das Geschäft bei ihnen nicht recht in Ehren; ein Brahmane, der mit Haaröl handelt, soll nach dem Gesetzbuch als Wurm in den Exkrementen eines Hundes wiedergeboren werden, was allerdings unbehaglich sein muß, vorausgesetzt, daß man auf der Seelenwanderung eine Erinnerung an die früheren Zustände bewahrt. Ktesias erzählt, in Indien wachse ein seltener Baum, so hoch wie die Ceder oder Cypresse, mit Blättern wie die Palme. Aus ihm quöllen Oeltropfen, dick, von hochrother Farbe, der schönste aller Wohlgerüche, den man fünf Stadien

weit rieche. Manche Erzählung der Griechen, lange Zeit von dem Hochmuth des Nichtwissens für Fabel erklärt, hat sich als richtig erwiesen; will die ehrenwerthe Ostindische Compagnie sich nicht einmal nach dem Baum umsehen? oder ist er bekannt und nur versteckt zum ausschließlichen Gebrauch der Frauen und Töchter von Directoren, wie andere Producte Indiens? Die Schutzpatronin des betreffenden Theils der Ausstellung aber sollte billig die Königin von Saba sein.

Nach Einführung der Civilisation gerieth die Wissenschaft der Wohlgerüche ziemlich in Vergessenheit; und es gab eine Zeit, da die Fläschchen auf dem Putztisch einer eleganten Dame ganz andere Substanzen enthielten. Die Marquise v. Brinvillier wählte zwischen Manna von St. Nicolas und Arsenik, wie heute eine Dame zwischen Ess-bouquet und Reine Hortense. „Nicht eine Dame in Neapel, schreibt der Abbé Gagliani 1782, die nicht auf ihrem Toilettentisch ein Fläschchen mit dem Gifte stehen hätte, klar, ohne Geruch, ohne Geschmack, wie Quellwasser.“ Die Fortschritte der Chemie haben diese edle Kunst verdorben; sie kann heute nirgends geübt werden, wohin Obduzent und Reagentienkasten sich wagen dürfen. Gleichzeitig mit der Destillation von Giften wurde die Bereitung von Lebenselixiren betrieben, häufig mit Hülfe der Bibel. Man stritt darüber, ob Noah sein hohes Alter dem Rebensaft oder einer Tinktur verdankt habe. Hatte Moses nicht das goldene Kalb zu Pulver verbrannt, wozu ein guter Ofen gehört hat, und das Pulver auf Wasser gestreut, was Danziger Goldwasser gegeben haben muß? Arnold de Villeneuve gab ein Recept für ewige Jugend, das zu Nutz und Frommen aller Leserinnen hier folgt: Reibe dich dreimal wöchentlich mit Kassienmark. Lege Abends ein Pflaster auf das Herz, bestehend aus orientalischem Saffran, rothen Rosenblättern, Sandelholz, Aloe, Bernstein, alles aufgelöst in Rosenöl und weißem Wachs. Brauche alle sieben Jahr folgende Diät. Nimm junge

Hühner — wenn du von gewöhnlichem Temperament bist, sechszehn, wenn von phlegmatischem fünfundzwanzig, wenn von melancholischem dreißig — laß sie beinahe todthungern, füttere sie dann zwei Monate mit einer Suppe von Weinessig und Schlangen, iß täglich eins und trink Rothwein dazu. Die Alchymisten waren es, die auch gelegentlich wieder auf Parfüms geriethen, so auf den Salmiak, zu dessen Bereitung Raimund Lullus folgendes Recept giebt: Accipe in nomine Domini urinam puerorum mane ex lecto surgentium, quae vase vitreo putrefacienda est quam optime. Die Vorschrift des Franzosen Biet lautet: fünf Pfund Hirnschädel von gehängten Menschen, zwei Pfund getrocknete Vipern, eben soviel Hirschhorn und eben soviel Elfenbein. Von den alten Naturforschern kommt der Aberglaube an Leichnamen Hingerichteter nicht; wenn er nicht eine Tradition von den thessalischen Hexen ist, so scheint er ein naturwüchsiges Product der Civilisation zu sein.

Neu ist auf diesem ganzen Gebiete nichts, als die sehr neue Entwickelung der Chemie, die gewisse Producte des organischen Lebens künstlich darzustellen lehrt, und vielleicht die Fruchtbarkeit an Namen, obwohl die römischen cinerarii, d. i. Leute, welche die Kräuseleisen in der Asche wärmten, darin wahrscheinlich auch etwas geleistet haben. Da Seife (Kl. X. Sect. 2) aus sehr verschiedenen Stoffen gewonnen werden kann, und da die einzelnen Stoffe eine sehr verschiedene Behandlung erfordern, so haben sich lokal bestimmte Fabrikationsweisen entwickelt und zum Theil bis auf diese Stunde erhalten. In Deutschland hatte sich für die Behandlung der Pottasche durch uralte Beobachtung ein Verfahren gebildet, das die Chemie erst neuerdings zu erklären und zu bewundern gelernt hat; jeder kleine Kunstgriff, bis auf die Probe der Lauge durch das schwimmende Ei, hat seine Rechtfertigung gefunden. Im Süden, in Spanien, in der Provence, in Venedig und Triest war von je die Oelseife zu Hause.

England macht fast nur Sodaseifen. Der niedrige Preis des Spiritus in den Vereinigten Staaten hat daselbst die durchsichtigen Seifen sehr beliebt gemacht, die einen starken Zusatz von Alkohol erfordern. Belgien scheint sich seiner grünen Seife zu schämen, in deren Fabrikation es ausgezeichnet ist; es hat weder in London noch hier etwas ausgestellt. Tunis erzeugt außerordentlich viel Seife aus Olivenöl, das im Ueberfluß vorhanden, und Soda, die nach alter maurischer Weise aus Seepflanzen gewonnen wird. Der größte Theil wird im Lande verbraucht, dessen Bewohner, auch in den untersten Ständen, sich durch ungemeine Sauberkeit auszeichnen. Diese Thatsache paßt durchaus nicht in das orthodoxe Schema von Civilisation und Industrialismus, und wenn ich ein Liberaler wäre, würde ich sie deswegen unterdrücken, umsomehr, als sie eine ungünstige Anwendung auf Albion zuläßt. We are a clean people, sagt der Engländer und spricht von dirty foreigners, von schmutzigen Ausländern, sofern der Fremde nicht einen Adelstitel hat und dadurch zu dem stehenden Beiwort distinguished berechtigt wird — denn das sind die beiden Kategorien für Ausländer: dirty oder distinguished. Daran ist so viel wahr, daß der Engländer in der Stadt das ganze Jahr, auf dem Lande wenigstens während des Winters in einer Rauchatmosphäre lebt, die ihn zwingt, dreimal so viel Leibwäsche zu brauchen und sich sechsmal so oft zu waschen, als es hier in Paris nöthig ist, wenn er nicht im Schmutze umkommen will; und das ist die Einschränkung, mit der Liebig's von der englischen Presse so gern citirte Bemerkung zu verstehen ist. Einzelne Zweige der Seifenfabrikation sind durch örtliche Bedürfnisse geboten. In Manchester und Newcastle braucht man Sand- und Bimsteinseifen. Für Seeleute ist die marine soap, die zwei Eigenschaften haben muß, mit Seewasser zu schäumen und Theer wegzunehmen; zu der ersten verhilft ihr das Cocusöl. Gute

Theerseife wird meines Wissens nur in Newyork gemacht. Die Farbe der Seife ist nur in seltenen Fällen von Bedeutung und nothwendig, so bei der hellgelben aus Colophonium bereiteten. Honigseife enthält keine Spur von Honig und die blauen, rothen, braunen und marmorirten Farben dienen nur um eine Liebhaberei zu befriedigen, die das Publikum füglich aufgeben könnte.

Frankreich ist durch 77 Aussteller vertreten, die meisten aus Paris und Marseille; alle übrigen Länder sehr unvollständig.

Aufmerksamkeit verdient der Seifbeerenbaum, **Sapindus Saponaria**, dessen Frucht in warmem Wasser mit Leichtigkeit schäumt und, wie in dem Catalog von Guinea versichert wird, mehr Leinen reinigt, als das sechszigfache Gewicht von Seife. Der Baum wächst im Ueberfluß am Essaquibo und seine Frucht wäre gewiß des Einführens und einer chemischen Untersuchung werth. Auch die Wurzel und die Rinde besitzen in geringerem Grade dieselbe Eigenschaft.

In der Bereitung von Wohlgerüchen, zur Benutzung für sich und zur Seife, hat die neueste Zeit wunderbare Entdeckungen gemacht, und manche Leserin mag überrascht sein zu erfahren, aus welchen Quellen der Inhalt ihrer Flacons geflossen ist. Es ist gelungen, Birnenöl herzustellen aus Fuselöl und Schwefelsäure; Aepfelöl aus Fuselöl und Potasche; Ananasessenz, seitdem in England vielfach zur Bereitung des Ananasale benutzt, aus ranziger Butter oder faulem Käse mit Zucker und Schwefelsäure; ein Oel, das wenigstens im Geruch dem Oel von bittern Mandeln ganz gleich kommt und vielfach von den Kuchenbäckern gebraucht wird, aus dem Wasser, das bei der Bereitung des Steinkohlentheers abläuft; und einige der beliebtesten Parfüms aus der Jauche der Kuhställe. Proben dieser künstlichen Essenzen sind von Giret-Naquet aus Paris und von Langdale und Bunns aus London ausgestellt. Spanien, Tunis und die Türkei liefern ächte Blumendüfte; und wie gründlich es auch dem Verstande

bewiesen werden mag, daß die künstlichen Essenzen genau dieselben Bestandtheile haben wie die natürlichen, so wird es bei einer Sache, die auch die Phantasie angeht, erlaubt sein, die Oele von Rosen und Orangen einem Bouquet von Gastheer und faulem Käse vorzuziehen, wenn man sie haben kann. Daß Paris mit seinen 110 Parfümeuren und mit 2,700,000 Thalern jährlicher Ausfuhr sich groß gezeigt hat und daß Alles auf das Niedlichste ausgestattet ist, versteht sich von selbst. Ein Artikel läßt sich nur französisch bezeichnen, rouge végétal et blanc de perle pour la toilette. In der Abtheilung Guiana ist er deutlicher beschrieben: „Kalabasse mit Farbe zum Anstreichen des Gesichtes.“ Noch delikatere Geheimnisse sind wie billig nicht „ausgestellt“. Unter Haarwuchs-Erzeugungs- und Beförderungs- sowie Grauwerden- und Ausfallen-Verhütungs-Balsamen haben diejenigen eine reiche Auswahl, denen über der orientalischen Frage und den „besten Interessen Europa's“ graue Haare gewachsen sind; man sollte bei Zeiten Aufträge geben für den nächsten Congreß. Während es so viel Wissenschaft erfordert, Haare zu erzeugen, wo sie nicht kommen wollen, existirt in Paris ein unglückliches Individuum, das der Haare zu viel hat. Man hat ihm eine künstliche Nase gemacht und da er eine sehr niedrige Stirn hatte, ein Stück Kopfhaut benutzen müssen. Die Operation ist vollkommen geglückt; nur muß der Patient sich seine neue Nasenspitze täglich rasiren. — Preußen läßt 11 Farina's aufmarschiren, darunter 9 Johann Maria bevornamt, was die in den Londoner Jury-Berichten erwähnte Thatsache zu bestätigen scheint, daß jedes Kind des Namens Farina Johann Maria getauft wird und zuweilen schon vor der Geburt Gegenstand von Societätsverträgen ist. Einer läßt auch hier eine Fontaine spielen. Uebrigens ist und bleibt Eau de Cologne der beste Parfüm, da alle seine Bestandtheile gleich lange vorhalten und zu gleicher Zeit verdampfen, also keinen Nachgeruch

lassen. Die modernen Lebenselixire, Morisson'sche Pillen, Revalenta arabica u. s. w. fehlen.

Unter den Kämmen sind die von Kautschuk zu erwähnen; und die Londoner Schildplattkämme würden großes Aufsehen erregen, wenn die Preise angegeben wären. Entweder muß in Preußen ein übermäßiger Eingangszoll bestehen oder gewisse Leute nehmen ganz unchristlichen Profit. Ein schätzbarer englischer Toilettenartikel sind die Handschuh von Roßhaar, um sich im Bade zu frottiren, wie die Aufschrift besagt, in verschiedenen Größen, „passend für Herren, Damen und Pferde von edlem Blut." Necessaires sind verhältnißmäßig wenig da; namentlich aus England sieht man nur die ganz theuren Sorten. Es fehlen die Bestecke, die in Sachsen und Hanau gemacht, nach London eingeführt und gern von deutschen Reisenden gekauft werden, „weil man so etwas doch nur in England so macht." Auch die betreffenden deutschen Fabriken haben, wahrscheinlich aus Gefälligkeit für ihre Londoner Kunden, nichts eingesandt. Unter den Rasirzeugen haben wohl die von Mechi den meisten Ruf, die Londoner Pflastersteine verkünden ihren Ruhm. Mr. Mechi empfiehlt sich auch dadurch, daß er einen sehr zweckmäßigen Uebergang zu der untern Etage der Toilette bildet; und ich habe nur noch eins einzuschieben, weil es gar zu merkwürdig ist, Streichhölzer für Rasirmesser, die aus abgestorbenen Stämmen eines außerordentlich harten südamerikanischen Holzes, **Greenheart, Laurus Chloroxylon**, verfertigt und unter den Producten von Guiana ausgestellt sind.

Mechi verdiente mit seinen Rasirmessern so viel Geld, daß er seiner Liebhaberei folgen und in Triptree-Hall eine Musterwirthschaft anlegen konnte. Im Sommer ladet er sich einmal große Gesellschaft dahin ein, und am Schlusse des Wirthschaftsjahres legt er öffentlich Rechnung ab. Unverholen gesteht er die Verluste, unverzagt geht er an neue Versuche. Sein Stolz und

sein Herzblatt ist eine gewaltige Mistgrube, der Magen des Landgutes, der durch ein System von Röhren alle Felder mit flüssigem Dünger speist. Im vorigen Winter hielt er in der Society of Arts einen Vortrag über seine Düngungsweise und schloß ihn mit dieser prophetischen Mahnung an die anwesenden Damen: „Gehen Sie haushälterisch mit dem Schatze um! Vergessen Sie nie, daß das Spühlichtfaß sich in Milch verwandelt und der Inhalt anderer Gefäße, die nicht näher zu bezeichnen sind, in Hammelkeulen.“ Mechi hat Recht; von einem so wichtigen Element der Industrie muß gesprochen werden. Der Reverend Malthus — nur ein Priester konnte auf den Gedanken kommen — erschreckte die Welt mit dem Beweise, daß die Menschen sich schneller vermehrten als die Nahrungsmittel, und daß die Folgen des Sündenfalles sich in Verhungern oder in Menschenfresserei erfüllen müßten. Die Chemie hat es wahrscheinlich gemacht, daß der Mensch dem Erdboden mehr zurückgiebt, als er ihm entzieht, und hat damit eine unerwartete Ausführung des Satzes von Louis Blanc gezeigt: **Chacun selon ses besoins.**

Für conservative Leser noch zwei andere und zwei gewichtige Autoritäten. Charlotte Elisabeth von Bayern, Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig, geboren 1652 zu Heidelberg, vermählt an **Monsieur**, den Bruder Ludwigs XIV. und Mutter des Regenten, eine Frau von Geist und Charakter, entschädigte sich für das französische Hofleben, das sie haßte und verachtete, durch einen ausgebreiteten deutschen Briefwechsel. Aus Rücksichten entnehme ich die beiden Briefe, auf die es ankommt, nicht dem deutschen Original, sondern einer französischen Uebersetzung. Die Prinzessin schreibt an ihre Tante, die Kurfürstin von Hannover:

„**Fontainebleau, 9. October 1694.**

„**Vous êtes bien heureuse d'aller chier quand vous**

voulez. Chiez donc tout votre chien de sou. Nous n'en sommes pas de même ici, où je suis obligée de garder mon étron pour le soir... J'ai le chagrin d'aller chier dehors, ce qui me fâche, parce que j'aime à chier à mon aise, et que je ne chie pas à mon aise quand mon cul ne pose sur rien; item, tout le monde vous voit chier.... Ah maudit chier! Je ne sache pas de plus vilaine chose que de chier! Voyez passer une jolie personne, bien mignonne, bien propre, vous vous récriez: Ah, que cela serait joli si cela ne chiait pas. Je le pardonne à des chrocheteurs, à des soldats aux gardes, à des porteurs de chaises et à des gens de ce calibre-là. Mais les empereurs chient, les impératrices chient, les rois chient, les reines chient, le pape chie, les cardinaux chient, les princes chient, les archevêques et les évêques chient, les généraux d'ordre chient, les curés et les vicaires chient... On chie en l'air, on chie sur terre, on chie dans la mer, tout l'univers est rempli de chieurs, et les rues de Fontainebleau de merde, principalement de la merde de Suisse, car ils font des étrons gros comme vous, madame. Si vous croyez baiser une jolie petite bouche avec des dents bien blanches, vous baisez un moulin à merde. Tous les mets les plus délicats, les biscuits, les pâtés et les tourtes, les farcis, le jambons, les perdrix, les faisans etc., le tout n' est que pour faire de la merde mâchée."

Die Kurfürstin antwortete:

„Hanovre, 31. October 1694.

„Vous ne connaissez guère les plaisirs, puis que vous ignorez celui qu' il y a à chier... De toutes les nécessités, à quoi la nature nous a assujétis, celle de

chier est la plus agréable; on voit peu de personnes qui chient et qui ne trouvent que leur étron sent bon... Si la viande fait la merde, il est vrai de dire que la merde fait la viande.... Est-ce que dans les tables les plus délicates, le merde n' y est pas servie en ragoûts. Les boudins, les radouillons, les saucisses, ne sont-ce-pas des ragoûts dans des sacs à merde? La terre ne deviendrait-elle pas stérile si on ne chiait pas? Manger et chier, chier et manger... Et l'on peut dire, qu' on ne mange que pour chier, et qu'on ne chie que pour manger... Quand vous avez tout declamé contre le chier, vous aviez chié dans vos chausses... J'éspère qu' à présent... vous demeurez d'accord qu'on aimerait autant ne point vivre que de ne point chier."

Lange genug ist man mit dem Schatze schlecht umgegangen. In Paris warf man ihn noch im 14. Jahrhundert auf die Straße, nachdem man dreimal gerufen gare l'eau! Wer 1750 in Edinburg des Nachts sicher durch die Straßen gehen wollte, rief von Zeit zu Zeit had your haunde! und der Choleraausbruch in Newcastle 1853 brachte zur öffentlichen Kenntniß, daß die Sitte daselbst in ununterbrochener Uebung geblieben. Die Pariser Bürger thaten sich endlich zusammen, um den Schmutz vor ihren Häusern wegzuschaffen, aber Adel und Geistlichkeit bestanden mit Erfolg auf dem Privilegium, den Koth unter ihren Fenstern zu konserviren. Sogar dem Verbot, die Schweine auf der Straße umherlaufen zu lassen, widersetzten sich die Mönche von St. Antoine, als einer Beeinträchtigung ihres Schutzpatrons; und wirklich blieb den geistlichen Schweinen ihr Vorrecht bewahrt unter der Bedingung, daß sie durch einen besondern Halsschmuck kenntlich gemacht würden. Zu dem Verbote, die Straßen zu verunreinigen, gehörte als nothwendige Ergänzung das Gebot, in den Häusern gewisse bauliche Einrichtungen zu

treffen. Es wurde im 16. Jahrhundert erlassen, mußte aber noch im Jahre 1700 eingeschärft werden und soll noch heute nicht ganz im Sinne des Gesetzgebers ausgeführt sein. In dem Supplément aux Mémoires et Lettres du comte Bussi-Raboutin wird aus Paris folgende Scene erzählt:

„Les Dames de Saulx, de la Tremouille et la Marquise de la Ferté, étant allées à la comédie après avoir fait la debauche, furent toutes trois pressées par un besoin qu'elle satisfirent dans la loge ou elles se trouvaient, puis, importunées par la mauvaise odeur, elles prirent leurs excréments et les jetèrent dans le parterre. Ceux qui s'y trouvaient accablèrent d'injures ces impudentes duchesses et marquises, qui furent obligées de se retirer.“

Ja, die Paläste der Könige von Spanien entbehrten dieser Einrichtung um die Zeit, da dieselbe von Weltumseglern bei den „Wilden“ auf Neu-Seeland gefunden wurde. Deutschland war in der Beziehung allen andern Ländern voraus, wie daraus erhellt, daß Georg Pfeffer von Hell, Doktor beider Rechte und Kanzler des Kurfürstenthums Mainz, schon im Jahre 1489 im Stande war, in einem Behältniß zu ersticken, das nicht mit Malvasier gefüllt war. Allerdings scheint die Bauart sehr leicht, die Fassung à jour gewesen zu sein, wie es heute noch in den Palästen der Zukunftsslaven üblich ist und in der Stadt der sieben Hügel.

Bei allen Fortschritten bleibt es aber immer eine offene Frage, wohin schließlich mit dem Objekte? In Paris karrte man es in irgend einem Winkel an der Stadtmauer zusammen, bis ein Berg daraus entstanden, groß genug eine Windmühle zu tragen, auch mehrere. Und nach einigen Jahrhunderten karrte man diese Berge, buttes genannt, wieder ab, um irgend eine Vertiefung damit auszufüllen, so daß jetzt nur noch eine existirt,

im Jardin des Plantes. Jetzt wird der Inhalt der Latrinen zu Poudrette verarbeitet, eine sehr unvortheilhafte Prozedur, und die Flüssigkeit der Gossen und der mit ihnen zusammenhängenden Anstalten geht in die Seine. In Berlin wurde 1761 verordnet, daß jeder Bauer, der zur Stadt gekommen, als Rückfracht „ein Fuder Schmutz“ vom neuen Markte mitnehmen solle, wo also stets ein bedeutendes Lager dieses Artikels existirt haben muß. Der Bauer warf unter Flüchen die Ladung ab, sobald er aus dem Thore war. In London hat man eine doppelte Manier; entweder man füllt Gruben auf dem Hofe oder im Keller, übermauert sie leicht und schüttet ein paar Zoll Erde darauf, oder man benutzt den Abzug in die Themse. Sechs bis acht Tage wird der Inhalt der Cloaken durch die Fluth zwischen den Brücken auf und nieder geschaukelt, bis er sich endlich gegen die Mündung hin ablagert. Palmerston nahm vor zwei Jahren seine ganze titanenhafte Thatkraft zusammen und reponirte sämmtliche Akten, die seit langen Jahren über die Civilisirung der Cloaken zusammengeschrieben waren. An dieser That hat er sich erschöpft, und es ist einstweilen gar nichts. Etwa alle fünf Jahre zittert England, minus der Gutsbesitzer nnd Pächter, einmal vor Hungersnoth, und Jahr ein Jahr aus wälzt sich ein Strom dem Meere zu, den Mechi als flüssiges Brod bezeichnen würde und in dem etwa wöchentlich ein Mensch den Tod sucht, weil er kein Brod finden kann. Wer ein Auge und in diesem Falle eine Nase für die Gegenwart hat, und sich ein wenig um die Vergangenheit bekümmert, der findet viel weniger Grund zur Bewunderung für unsere Civilisation, als zum Erstaunen über ihre innern Widersprüche.

Im Laufe des Sommers hat Faraday durch einen Brief an die Journale die öffentliche Meinung damit bekannt gemacht, daß die Themse sehr schmutzig und daß bei anhaltend warmem Wetter eine Epidemie zu fürchten sei. Am folgenden Tage haben

die Briten angefangen über den Gegenstand nachzudenken. Die „Times" hat einen Leitartikel gebracht, der „Punch" eine Karikatur und verschiedene Personen in den Uferstraßen haben ihre Wohnungen gekündigt. Es wäre verdienstlich, wenn Jemand die Flugschrift von Swift wieder auflegen wollte: **L'art de méditer sur la garde-robe.** Sie enthält nicht nur einen Gesetzentwurf in zwölf Artikeln „Ueber die Anlegung und Unterhaltung von öffentlichen Latrinen in den Städten London und Westminster", nicht nur den Plan für eine Akademie, **où les jeunes gens iraient apprendre à chier proprement et avec dignité,** sondern auch schätzbare Winke über den Vortheil, den die höhere Polizei aus einer Inspection der Produkte, über die Einsichten, die sie in die Lebensweise, die Denkart, den Charakter und die geheimsten Anschläge der Producenten gewinnen könnte. Die hohe Entwicklung, welche die feinere Polizei in London, namentlich seit ihrer Cooperation mit den „auswärtigen Zweigen" gewonnen hat, würde auch eine passende Gelegenheit darbieten, die Widmung an einen Staatsmann, mit der Swift sein Werk eröffnet, für einen ausgezeichneten Charakter der Gegenwart nutzbar zu machen.

Der Katalog hat dem Gegenstande die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Er spricht, um die natürliche Ordnung zu verfolgen, in Kl. XII., Sekt. 2. von den **ustensiles instruments et procédés de toilette** in einem so weiten Sinne, daß die **appareils inodores pour lieux d'aisance,** die in großer Mannigfaltigkeit ausgestellt sind, darunter Platz gefunden haben. Die bemerkenswertheste Neuerung ist ein **appareil inodore à double cuvette, à courant d'air, sans eau** von Foussier. Anzuerkennen ist ferner das klassische Sprachbewußtsein, das die Wahl des Ausdrucks **cabinet d'aisance** eingegeben hat. Er wird nicht nur die Billigung aller Hypochondristen finden, sondern auch der Philologischen Gesellschaft in London,

die kürzlich eine gediegene Untersuchung über die Etymologie des Wortes stercus veröffentlicht hat. Es giebt danach im Sanskrit vier Kategorien von Bezeichnungen für den Gegenstand, eine hergenommen von der Vorstellung des Ausleerens, die zweite von der Vorstellung des Füllens, die dritte von der äußeren Erscheinung des Gegenstandes, die vierte, poetische und humane, von dem Worte s'amala, Beruhigung, Erleichterung, Glückseligkeit. Das Wort s'akr'it, woraus stercus und, durch Abfall des s und eine sehr gewöhnliche Vertauschung des r mit dem vorhergehenden Vokal, das entsprechende deutsche Wort entstanden, bedeutet glücklich machen. Auf denselben Gedankengang kommen auch Gargantua und Grandgousier, die im 13. Kapitel („Comment Grandgousier congneut l'esprit meruellleux de Gargantua a l'inuention d'ung torcheoul") über ein procédé supplémentaire einen außerordentlichen Schatz von Erfahrungen niedergelegt haben. Sie kommen zu dem Resultat: „Et ne pensez que la beatitude des heroes et semidieux, qui sont par les champs elysiens, soit en leur asphodele ou ambroisie ou nectar, comme disent ces vieilles icy. Elle est, selon mon opinion, en ce qu'ilz se torchent le cul d'ung oyzon bien dumeté. Et telle est l'opinion de maistre Jehan d'Ecosse." Es kann kein Bedenken haben, einen Gegenstand zu besprechen, den Duns Scotus und bei der erwähnten Verhandlung der Philologischen Gesellschaft der Bischof von London einer eingehenden Untersuchung gewürdigt haben.

Kl. XII. Sekt. 1. behandelt: Systèmes hygiéniques concernant l'évacuation des immondices et autres résidus des centres de population; établissement des latrines et vidanges; division, désinfection et transport des matières; établissement des voiries, désinfection et utilisation des matières; établissement des ateliers d'équarrissages, abatage, désinfection et utilisation des produits. Alle diese

Gegenstände sind sehr natürlich, sehr nützlich und sehr nothwendig; ich drücke sie aber französisch aus. Kl. III. Sekt. 1. handelt von der Verwendung dieser Stoffe, allein oder gemischt, trocken oder flüssig, für den Ackerbau.

Die erste dieser beiden Sektionen ist sehr dürftig ausgefüllt; aus Frankreich ist gar nichts da, aus England Ventile für Kloaken und einige Anwendungen der Kohle zur Desinfizirung. Es fehlen die Methoden und die Produkte mehrerer Gesellschaften, die sich in den letzten Jahren gebildet haben. Der gegenwärtige Zustand der Düngerfabrikation ist besser repräsentirt. Bonnet aus Arcueil (298) hat Dünger aus getrocknetem Blute ausgestellt, rein und mit Gips vermischt; Chevallier fils (300) getrocknetes, zu Pulver und zu Körnern verarbeitetes Blut und Pferdefleisch; Dupaigne (306) konzentrirten Urin; und eine Anzahl von Ausstellern liefern Poudrette und „künstlichen Guano", denen ich nicht ansehen kann, was sie werth sind. Unter den künstlichen Fabriken ist der Ichthyoguano (Fischguano), bemerkenswerth, erstens wegen seines Namens, denn jeder Guano wird aus Fischen gewonnen, zweitens wegen der Bereitungsweise. Der Aussteller Pettitt aus Paris (311) hat in Yarmouth an der englischen Küste eine Fabrik angelegt, welche die Funktion der Flamingo's und anderer Seevögel vollzieht. Sie frißt die Heringe, die an jener Küste in Bänken erscheinen, verdaut sie und giebt Oel und Guano von sich. — Aus England ist nur eine Probe von Knochendünger da.

Im Pas de Calais, im Departement du Nord, in Artois und hier und da in den Ardennen düngt der Bauer sein Feld längst so wie Mechi seine Musterwirthschaft. Man sammelt den Dünger in Cisternen, verdünnt ihn mit Wasser, verfährt ihn in Fässern und besprengt die Früchte damit. Ein Landwirth aus einem dieser Bezirke versichert mich, die Bauern seien in diesem Punkte so sehr Feinschmecker, daß sie keinen Anstand

nähmen, die Mischung zu kosten, um sich zu überzeugen, ob sie gut getroffen. Davon ist wenig bekannt; man spricht auf dem Festlande nicht soviel von dem, was man selbst ausrichtet, und die Presse beschäftigt sich vorzugsweise mit höherer Politik und Fabrikation von öffentlicher Meinung. Als aber Mechi das Verfahren angenommen, vielleicht einem normännischen Bauern abgesehen hatte, wurde der gewöhnliche großbritannische Spektakel vollführt. Die Zeitungen nahmen die Backen voll, und der französische Angloman, es giebt auch deren, der oft genug von der Nordbahn aus Karren mit Fässern auf den Feldern gesehen, aber sich nie die Mühe genommen, nach dem Inhalt zu fragen, rief in freudiger Demuth: Es giebt nur einen John Bull und die „Times" ist sein Prophet! Uebrigens ist Mechi ein Italiener.

Die allgemeine und richtige Benutzung des animalischen Düngers wird die Jahreseinnahme der Völker um viele Millionen steigern und wieder einen Traum der Alchymisten wahr machen. Haimo, der im neunten Jahrhundert lebte, hatte in seiner Epistola de lapidibus philosophicis gesagt: „um die materia prima zu erlangen, solle man an das Hintertheil der Welt gehen; da werde man donnern hören und des Windes Brausen vernehmen; Hagel mit Platzregen werde fallen. Da finde man die Sache, die man suche, und sie sei werthvoller als alle Steine der Gebirge." Einige Alchymisten bezogen, was Haimo von der Welt sagt, auf den Mikrokosmus, fingen an zu arbeiten und fanden bei der Gelegenheit den Phosphor. Heute sind wir denn also weiter. Ob schon wieder so weit, wie die Welt vor Entdeckung der Civilisation, vor Einführung dieses dummsten aller Wörter, war, das ließe sich nur aus einer Anzahl von Büchern beurtheilen, deren Lektüre einem in Paris nicht zuzumuthen ist. Uebrigens kenne ich die Titel, und diese Kenntniß macht die größere Hälfte aller Gelehrsamkeit aus.

So ganz zurück waren die Alten nicht. Horaz warnt

zwar die Verehrer schöner Frauen, daß sie an Orte gerathen könnten, ubi minxere calones; und Macrobius bemerkt von aufbrechenden Gesellschaften: Dum eunt, nulla est in angiporto amphora, quam non impleant, quippe qui vesicam plenam vini habeant. Indessen soll dergleichen auch in neueren Kulturperioden vorkommen, und Horaz erzählt von dem Sir Robert Peel jun. seiner Zeit, von dem Sohne Cicero's, daß er auf der Promenade zwei Livreebediente hinter sich habe,

lasanum portantes oenophorumque.

Dies war allerdings das Höhere; aber auch für das Publikum war in Rom gesorgt durch die eine Errungenschaft der Neuzeit, durch Thürmchen, welche die Wäscher und Färber aufstellten und sorgfältig ausnutzten und der Kaiser Vespasian besteuerte — ein Wink für den berliner Magistrat — und durch die andere, deren sehr intelligente Städte noch entbehren, die Sellae familiaricae. Die Privatcabinette der Kaiser, in deren einem Seine Majestät der Kaiser Heliogabalus ein würdiges Ende fand, waren von Marmor und mit Wasser gespeist, wie an den Ueberresten auf dem Palatinus zu erkennen. Sogar die Inschriften „Dieser Ort u. s. w.“, „Il est défendu etc.“, „Commit no nuisance“, sind kein Fortschritt. An den Bädern des Titus las man:

Duodecim dios et
Dianam et Jovem
Optumum maxumum
Habeat iratos,
Quisquis hic mixerit
Aut cacarit.

Rabelais hat an der citirten Stelle nicht seine gewöhnliche Belesenheit entfaltet. Die geschichtliche Entwicklung des Gegenstandes läßt sich an folgenden Stellen verfolgen.

Der Scholiast des Aristophanes giebt diesen Sinnspruch:

Τρεῖς εἰσὶν ἱκανοὶ πρωκτὸν ἐκμάξαι λίθοι,
Ἂν ὦσι τραχεῖς ἂν δελεῖοι, τέσσαρες.

Sallust berichtet, daß der Gegenstand zu seiner Zeit Mode geworden, ja Furore gemacht, „quasi pestilentia invasit". Seneca hat das tragische Ende eines unserer Landsleute aufbehalten, das sich an die Mode knüpft.

„Nuper in ludo bestiariorum unus e Germanis, quum ad matutina spectacula pararetur, seccessit ad exonerandum corpus; nullum aliud illi dabatur sine custode secretum. Jbi lignum id quod ad emundanda obscoena adherente spongia positum est, totum in gulam farsit, et vi praeclusis faucibus spiritum elisit." Woraus sich ein besserer Fechter von Ravenna machen ließe.

Wenn wir endlich aus Martial (II., 58, 11) erfahren, daß man in bessern Häusern sich parfümirter Wolle bedient habe, so werden wir von Beschämung über die Neuzeit ergriffen, mögen uns aber damit trösten, daß diese Höhe der Civilisation erst mit dem eintretenden Verfall des Reiches erklommen wurde.

Auf die Verwendung des Produktes bezieht sich das Geständniß der Unvollkommenheit meiner Forschungen. Die latrina war ein richtiges water-closet, denn das Wort kommt von lavare her, wie Kloake von luo; und die arme Venus cloacina ist nicht, zu was der würdige Kirchenvater Lactantius sie machen will, sondern die Göttin, vor der man sich reinigt. Würden ihr doch wieder Altäre erbaut! Daß die Römer die Tiber zugerichtet haben wie die Engländer ihre Flüsse, ist nicht wahrscheinlich; ihre feinen jungen Herren zu Augustus Zeit würden sich schwerlich darin gebadet haben. Sie haben die Bedeutung des Gegenstandes für die Landwirthschaft durch eine ganze Götterfamilie symbolisirt: Sterentius war nach Plinius der Sohn des Faunus und der Enkel des Königs Picus von

Latium. Und hatten nicht die Egypter, von denen die alten Römer, wie die heutigen soviel entlehnt, den Mistkäfer zum Sinnbild der Welt erwählt?

Wie sorgfältig die Chinesen den animalischen Dünger sammeln, und wie zweckmäßig sie ihn verwenden, das hat der Leibrock seit lange in Reisebeschreibungen gelesen und höchst lächerlich gefunden. Neuerdings hat er sich denn auch entschlossen, diese komischen Menschen zu civilisiren, „China der Kultur und dem Industrialismus zu erschließen", wie man das nennt, und damit angefangen, ihnen mit Säbel und Kanonen den Opium beizubringen.

7. Industrie der Verfälschung.

Wenn man die Musterkarte mit dem Magazine vergleicht, aus dem sie genommen, die Ausstellung mit der Industrie des Erdballs, deren Bild sie sein soll, so stößt man auf einen großen Mangel. Was ich meine, ist nicht die Vertretung für dieses oder jenes Flickchen Staat, für irgend einen Zweig der Gewerbthätigkeit oder eine einzelne Weise des Produzirens — das Verzeichniß solcher kleinen Defekte hätte kein Ende — sondern eine große, gewaltige Industrie, überall zu Hause, in China wie in Timbuktu, am blühendsten im Bereich der Civilisation und unbekannt allein unter den Bekennern des Islam; eine Industrie, mit der jeder von uns täglich in Berührung kommt, die Millionen und Millionen beschäftigt und bereichert, die zu jedem alten Zweige der Gewerbthätigkeit Beziehungen hat und jeden neuen in ihren Wirkungskreis zieht; eine Industrie, die nicht eingeladen ist, weil der Katalog ihr keine Rubrik eröffnet hat, und die, wenn eingeladen, nicht erschienen wäre, weil sie, je thätiger und erfolgreicher, um so bescheidener und schweigsamer ist; eine Industrie, die nie ein Patent genommen, ja, die nie

eine Zeitungsanzeige gemacht hat. Es ist die Industrie der Verfälschung.

Vergebung von den Blättern, die „den Industrialismus der Jetztzeit“ vertreten, daß ich diesen delikaten Punkt berühre. Ich will ihn mit „Mäßigung“ besprechen, obgleich es sinn- und sprachwidrig ist, Thatsachen, die nur entweder wahr oder nicht wahr sein können, zu mäßigen, obgleich der Magen sich empört bei der Erinnerung, was er dieser Industrie zu verdanken. Ich will noch mehr thun; ich will den Verfälschungen bis auf einen gewissen Punkt das Wort reden. Lange noch zu verheimlichen ist das Uebel nicht, und ohne Hülfe der Presse wird keine Kur gelingen.

Die Stoffe, mit denen die größten Verfälschungen getrieben werden, sind die Nahrungsmittel und die Medikamente, und der Ort, wo diese Industrie am weitesten entwickelt, ist, nach dem Bekanntgewordenen, London. Wer sich ein Urtheil darüber verschaffen will, lese das Aprilheft der „Quarterly Review“, wo die Ergebnisse der chemischen und mikroskopischen Analysen des Dr. Hassall und Anderer zusammengestellt sind. Milch, Mehl, Thee, Kaffee, Zucker, Mostrich, Wein, Bier und Branntwein werden auf künstlichem, oft sehr sinnreichem Wege hergestellt. „Fast — wie der genannte Schriftsteller sich ausdrückt — fast alle Artikel, die als Speise, Trank oder Medizin benutzt werden, sind verfälscht.“ Künstlicher Mostrich z. B. wird fabrizirt aus Essig, Schüttgelb und Cayennepfeffer. Aber diese drei Stoffe sind selbst wieder künstliche Produkte, ganz oder doch zum Theil. Der Essig ist mit Wasser und Schwefelsäure verfälscht, der Cayennepfeffer mit rothem Bleioxyd, das Bleioxyd wieder mit andern Stoffen und das Schüttgelb mit Lehm. Der Triumph dieser Industrie aber ist die Londoner Chokolade, die nach Hassall bei einigen Kaufleuten aus folgenden Substanzen besteht: Ziegelmehl 10 Prozent, Ocker 12 Prozent, Eisenoxyd 22 Prozent;

ranziges Talg, Cacao und ein gewisser brauner Stoff, über dessen Verschwendung Mechi sich beschwert, in beliebigem Verhältniß gemischt, machen den Rest aus. Hassall bemerkt ausdrücklich, daß die Verfälschungen nicht blos in den ärmeren Stadttheilen, sondern fast ebenso arg in den Quartieren vorkommen, die von Urwählern erster Klasse bewohnt werden. Ein Stoff, wenn ich mich recht erinnere, Arrowroot, ist unter beinahe hundert Proben nur zweimal rein gefunden worden. Ich glaube im Interesse des Lesers zu handeln, wenn ich keine Details weiter mittheile. Er möchte mit seinem Gaumen für das flüchtige Vergnügen des Lesens dauernd zu büßen haben. Das Parlament hat vorläufig ein Blaubuch über den Gegenstand gemacht; mehr zu thun war bei der Aussicht auf eine Parlaments-Auflösung nicht rathsam, denn der shopkeeper geht Sonntags in die Kirche und ist der Meinung, „daß das Publikum die Artikel in dieser Zubereitung liebe, andernfalls es sie ja nicht kaufen würde." Das wurde auf einem Meeting von highly respectable tradesmen ausgesprochen.

Jene englischen Arbeiten haben auch in Paris die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand gerichtet. Zwei Werke sind schnell nach einander erschienen, eines von Chevalier, das schon öfter erwähnt ist, und ein anderes, das eben die Presse verlassen: Hureau, **Histoire des falsifications des substances alimentaires et médicinales.** Ueber die anderen Hauptstädte ist mir nichts bekannt.

Was soll geschehen? Die englischen Nichtsalsfreihändler antworten: gar nichts; man vertraue den Wirkungen der freien Concurrenz. Die genannten Herren müssen nachgerade auch den deutschen Freihändlern verdächtig geworden sein, seit sie sich, in der verflossenen Session, mit Händen und Füßen dagegen gesträubt haben, daß die künstlichen Einrichtungen beseitigt würden, die dem großen Kapital das Privilegium gaben, sich ohne solidarische

Verhaftung zu associiren. Sie meinen nicht immer das, was sie sagen; und auch im Punkte der Verfälschung darf man annehmen, daß sie scherzen. Je freier der Handel mit Lebensmitteln geworden, desto mehr hat die Verfälschung zugenommen. Es ist Theorie, daß das Publikum von dem Kaufmann abgehen werde, der ihm verfälschte Waare verkauft. In vielen Fällen merkt das Publikum gar nicht oder doch erst nach langer Zeit, daß es einen unreinen Stoff erhalten. Und wenn, wie es in London mit wenigen Ausnahmen der Fall ist, wenn nun alle verfälschen? Dann wird allmälig das Publikum die Fähigkeit verlieren, auch die an sich leicht bemerkbaren Verfälschungen zu entdecken, weil es nie den reinen Stoff gesehen oder gekostet hat. Man halte das nicht für eine Uebertreibung. Es giebt in London verhältnißmäßig wenig Personen, die den reinen Kaffeegeschmack kennen und zu würdigen wissen; Zunge und Gaumen sind bereits endemisch verderbt. Beim Kaffee gerade könnte man einwenden, daß das kein Unglück sei. Aber wie mit dem Bleioxyd im Pfeffer, dem Tollkraut im Biere, der Schwefelsäure im Branntwein, dem Kalk im Brode? Wie mit Medikamenten?

Von einer andern Seite verlangt man das Einschreiten der Polizei oder, was nur ein anderer Ausdruck dafür, des Parlamentes. Es wäre absurd, um irgend einer Freiheitstheorie, politischen oder wirthschaftlichen willen, jede Aufsicht der Behörden abweisen zu wollen. Es ist unverantwortlich, daß der englische Apotheker dem Kranken, der für schweres Geld ein Heilmittel sucht, jeden beliebigen Schmutz oder Giftstoff in die Hände stecken kann, der ungefähr so aussieht, riecht oder schmeckt. Und wenn auf dem Festlande die Polizei einen Theil des Eifers, mit dem sie die geistigen Nahrungsmittel überwacht, auf eine sehr ausgedehnte Kontrolle der Lebensmittel übertragen wollte, so könnte man sich dazu nur gratuliren. Ebenso absurd aber

wäre es, von der Polizei alles zu erwarten; mit Recht haben die Londoner shopkeeper das Verlangen lächerlich gemacht, daß jeden Morgen ein paar Beamte in jeden der tausend Läden mit Mikroskop und Reagentienkasten eintreten und die hundert Büchsen analysiren sollen.

Einfacher und wirksamer und in der That nothwendig ist eine Reform der betreffenden Kapitel der Strafgesetze. Es ist nothwendig, sie mit den veränderten Zuständen und Bedürfnissen in Einklang zu bringen; es handelt sich um einen wahren Fortschritt. Die alten germanischen Rechte, die auf die modernen europäischen Gesetzgebungen noch einen so bestimmenden Einfluß üben, kannten keine Materialwaaren- und Vorkosthändler. Es ist ihr Geist, in dem der Proletarier, der ein Brod entwendet, an Leib und Ehre gestraft wird. Aber sie liefern keine Traditionen für den Bäcker, der seine Kunden langsam vergiftet. Harte Strafbestimmungen in den Partikularrechten des Mittelalters sind vor einer angeblichen Humanität verschwunden, der Bäcker wird nicht an Leib und Ehre gestraft, sondern an Gelde, er giebt einen Theil der Früchte seines Betruges an den Staat ab. Wer ihn damit entschuldigt, daß man ihm ja seine verfälschte Waare nicht abzukaufen brauche, der muß auch den Dieb freisprechen, weil der Bestohlene sich bessere Schlösser und wachsamere Hunde hätte halten können. Jedenfalls da, wo die Verfälschung durch gesundheitsschädliche Stoffe geschehen ist, wird die altgermanische Kriminalpolitik, die mehr auf den Erfolg als auf die Absicht sieht, es rechtfertigen und fordern, daß den Strafen ein ganz anderer Charakter gegeben werde, als sie in den neuern Gesetzgebungen tragen.

Das Meiste aber muß das Publikum, muß die öffentliche Meinung thun, schon um den Verkäufern zu Hülfe zu kommen, die den guten Willen haben, ächte, reine Stoffe zu liefern. Die öffentliche Meinung müßte gewisse Vorurtheile aufgeben, die sie

hegt, sich mit gewissen Dingen bekannt machen, um die sie sich wenig bekümmert, sich mit gewissen Vorstellungen befreunden, die ihr noch nicht recht geläufig sind — vorausgesetzt, daß man einem Wesen von so transcendenter Einsicht dergleichen Zumuthungen machen darf. Ich nehme einige Beispiele von der Ausstellung. Da steht ein Glascylinder mit mixed pickles. Wie appetitlich, wie frisch die Bohnen und die Gurken durch den Essig schimmern! Der Aussteller, einer der berühmtesten Londoner Fabrikanten, Hoflieferant der Königin und ich weiß nicht wie vieler Potentaten, hat vor dem erwähnten Untersuchungscomité des Parlaments bekundet, daß man diese Gemüse, nachdem alle erforderlichen Operationen gemacht, noch dreimal in kupfernen, unverzinnten Gefäßen erhitzt und langsam kühl werden läßt, um ihnen die grüne Farbe zu geben, ohne die das Publikum sie nicht für gut halten würde. Er habe das Verfahren eine Zeitlang eingestellt, aber sofort von auswärtigen Kunden bittere Beschwerden empfangen, daß er sie schlecht bediene. Die prächtige Farbe ist Grünspan, ist Tod. — Rum, wie ich bei Gelegenheit der Ausstellung erfahren, ist weiß; das wesentliche Oel aus der Rinde des Zuckerrohres giebt ihm das Aroma, aber keine Farbe. Man färbt ihn in Demerara mit gebranntem Zucker, in andern westindischen Kolonien mit andern Stoffen. Warum? habe ich nicht genau ermitteln können. Nach einer Angabe, weil man ihn sonst lange im Keller gehalten habe, häufig in Fässern, aus deren Holz er einen Farbestoff angezogen: da die europäischen Konsumenten einmal an die Farbe gewöhnt, habe man sie ein für alle Mal künstlich erzeugt. Ohne die ganz unwesentliche Eigenschaft der braunen Farbe wäre wahrscheinlich die ganze Industrie nicht entstanden, die mit einem Gemisch aus Kartoffelspiritus und Birkentheer der halben Welt Kopfschmerzen macht.

Ein drittes Beispiel, das ich brauche, kann ich beim Mangel

zureichender chemischer Kenntnisse unter den Lebensmitteln nicht auffinden; ich muß es von den Parfümerien nehmen. Wie früher erwähnt, versteht man es, die Düfte gewisser Blumen aus ganz andern Stoffen zu gewinnen. Obgleich die Gerüche vollkommen gleich sind, wird der Käufer sich mit Recht beschweren, dem ein Destillat von altem Käse für Orangenöl verkauft wird. Aber er sollte, glaube ich, es sich abgewöhnen, einen Werth darauf zu legen, ob er das eine oder das andere hat, sollte gar nicht erst Orangenöl, sondern gleich Käsedestillat fordern. Er würde damit nichts verlieren, wohl aber den unverhältnißmäßigen Preis der Parfümerien schnell herunterdrücken. Er sollte nichts auf den Namen geben, sondern sich an der Sache genügen lassen. Bei den Lebensmitteln wird die Chemie allmälig gewisse Verfälschungen, um mich so auszudrücken, sanctioniren, indem sie zeigt, welche und wieviel nährende Bestandtheile in den verschiedenen Stoffen existiren. Auf der einen Seite wird das Publikum gegen gewisse Vertauschungen gleichgültiger sein können, auf der andern wird die genaue Kenntniß der Nahrhaftigkeit auf die Preise gewisser Stoffe einen berichtigenden, nivellirenden Einfluß üben und dadurch die Versuchung zu Verfälschungen verringern. Etwas Aehnliches ist bereits — man verzeihe die Nebeneinanderstellung — mit dem Dünger geschehen. Mächtiger aber als dies alles wird es wirken, wenn dem Publikum, wenn namentlich den Hausfrauen gewisse einfache chemische Untersuchungen geläufig gemacht werden. Das Ding klingt gefährlicher als es ist; hat doch die Chemie manches von den Hausfrauen gelernt. Hureau hat sehr zweckmäßig seinem Werke eine Anleitung zu solchen Prüfungen beigefügt. Das gewählte Beispiel führt aber noch zu viel weiteren Anwendungen.

Viele Stoffe sind zuerst in einer bestimmten Form hergestellt oder aus fremden Ländern eingeführt worden und haben nach dieser Form oder nach der ursprünglichen Bezugsquelle den

Namen erhalten. Später hat man sie unter einer andern Form oder an einem anderen Orte gefunden, eben so gut, vielleicht besser; aber der Sprachgebrauch hatte sich einmal festgesetzt. Zuweilen ist die ursprüngliche Bedeutung des Namens ganz verloren gegangen; Niemand setzt z. B. voraus, daß jetzt noch englisches Pflaster aus England oder German Yest aus Deutschland, oder venetianischer Terpentin über Venedig eingeführt sei. Andere Namen aber werden von dem Publikum noch in dem ursprünglichen Sinne verstanden, und der Kleinhändler ist daher fast gezwungen, die Unwahrheit zu sagen. In manchen Fällen weiß selbst der Kleinhändler nicht, sondern nur der Importeur, ob die Waare wirklich das ist, wofür sie sich ausgiebt. Es ist gewiß, daß das Festhalten von Bezeichnungen, wenn sie nicht mehr wahr sind, überhaupt eine Gewöhnung von Unreellität begünstigt, daß aber für dies Festhalten die Käufer eben so sehr verantwortlich sind wie die Verkäufer. Von den Brüsseler Spitzen heißen die beiden besten Sorten Valenciennes und Angleterre. Auf die Erkundigung, woher diese Namen kommen, erhält man die Auskunft, die erste Sorte sei bis zum 16. Jahrhundert in Valenciennes fabrizirt und von da nach Belgien gekommen, die zweite sei nie in England gemacht worden; woher die falsche Bezeichnung komme, wisse man nicht, bewahrt aber sei sie durch die englischen Kaufleute, welche die Spitzen einschmuggeln und als englisches Fabrikat verkaufen. Eine populäre Behandlung und größere Verbreitung der Waarenkunde, die bis jetzt nur auf Handelsschulen gelehrt wird, müßte die Käufer von vielen Vorurtheilen befreien und die Verkäufer von der Verlegenheit, sich diesen Vorurtheilen zu fügen.

Je complicirter das Product, desto leichter wird die Verfälschung, desto schwieriger aber auch wird die Bestimmung des Punktes, bei dem sie anfängt strafbar oder nur tadelnswerth zu werden. Und für alle Fälle ist das Verlangen des Publikums

nach billigen Preisen die bereite Entschuldigung. Für das Spottgeld auch noch ächte Waare? fragt der Händler. So namentlich bei gewebten Stoffen. Die Welt wird sich zwar nie ganz zu der Lehre bekehren, daß die theuerste Waare die billigste, weil die haltbarste ist; aber hin und wieder eine kleine Fastenpredigt darüber läge wohl in den Befugnissen und Verpflichtungen der Presse. Anlaß dazu findet sich unaufhörlich. Für zwei andere Betrachtungen aber findet sich nicht jeden Tag eine so passende Anregung, wie eine allgemeine Industrie-Ausstellung.

Die erste kann ich nicht kürzer und schlagender ausdrücken, als durch Aufführung einer Stelle aus dem amtlichen Catalog der permanenten Ausstellung algierischer Producte. Nachdem davon gesprochen ist, welche Fabrikate von den Eingebornen gebraucht werden und ihnen aus Frankreich zugeführt werden könnten, heißt es weiter:

„Aber eine wesentliche Bedingung, um diesen Fabrikaten Eingang zu verschaffen, wäre die vollkommenste Ehrlichkeit in der Qualität, im Gewicht und im Maß. Wenn unter dieser unerläßlichen Bedingung die Civilisation nicht die billigen Preise stellen kann, zu denen die halbbarbarische Unwissenheit arbeitet, so möge sie lieber davon bleiben; denn der Mißcredit, der sofort die unreellen Waaren treffen würde, ist eben so verderblich für den rechtschaffenen Handel als betrübend für den Patriotismus."

Der überseeische Consument, der einmal angeführt ist, geht ab, aber nicht von dem betreffenden Fabrikanten, dessen Namen er nicht einmal kennt, sondern von dem ganzen Lande, aus dem die Waaren gekommen. Nach den empfindlichen Erfahrungen, die namentlich auch Deutschland darüber gemacht hat, ist das Verlangen nach einer Controlle der Qualität der auszuführenden Waaren gewiß sehr gerechtfertigt.

Meine zweite Betrachtung geht vorzugsweise Deutschland

an und ist die Variation eines alten und traurigen Liedes. Dem Deutschen ist nichts gut, was nicht aus der Fremde kommt. Der Engländer führt deutsche Tuche, Eisenwaaren und andere Güter ein, und giebt sie, wenn sie gut sind, für englische aus, denn seine Landsleute haben die Voraussetzung, daß alles Fremde schlecht sei. Der Deutsche schickt gewisse Stoffe, die in Deutschland fabrizirt sind, nach Paris und läßt sie zurückkommen, bezahlt zweimal die Steuer, nur um seinen Kunden die französische Faktur vorlegen zu können. Der Laie erfährt selten von diesen Mysterien, und den Kundigen kann man sie nicht zum Vorwurf machen. Das Publikum will es einmal so; und kein undankbareres Geschäft, als ihm zeigen, daß es Unrecht hat, für gewisse Dinge zu schwärmen und theuer zu bezahlen.

Vermischtes.

1. Die Ueberfahrt.

Es regnet emsig, und die Merkwürdigkeiten Boulogne's, das gegenwärtige Lager und die Gedächtnißsäule eines vergangenen, scheinen mir nicht der Umstände werth, die ein Engländer sich eben macht, unter einem ungeheuren Regenschirm zu Esel zu steigen. Der Zug, den ich gewählt habe, um bei Tage nach Paris zu kommen, geht erst in zwei Stunden ab. Weshalb soll ich nicht ein Stück Reisebeschreibung anfangen? Der Weg ist zwar nicht lang und hundertmal beschrieben; hat aber doch Jemand eine „Reise um sein Zimmer" herausgegeben. Ich sitze zwar in der Ecke eines geräuschvollen Gastzimmers und am andern Ende des Tisches stellen zwei Damen vergleichende Ver-

suche über den Werth der Plaids an, die sie eingeschmuggelt haben. Aber Johnson schrieb in einer Schenke in Essex-Street die Parlamentsreden, die Pitt und Fox gehalten haben könnten; und mit mehren Collegen in demselben Zimmer Termine abhalten, ist eine gute Vorschule für den Journalisten und, im Vertrauen bemerkt, noch langweiliger als Boulogne bei Regen. Ich habe zwar nicht viel erlebt, seit ich gestern um diese Zeit das letzte Bündel „angerauchtes Papier" in eine Theekiste stampfte. Aber zehn Stunden Wasserfahrt bei einem gesunden Nordost haben schon manches Kohlenstäubchen weggeblasen.

Auf dem Schiffe waren nur zwei heitere Personen, ein junger Engländer, der sich über sich selbst, und eine junge Französin, die sich über ihn amüsirte. Er ging zu der Thierschau, die in Paris gehalten werden soll, war in einen langen wollenen Talar gekleidet, in dessen einer Ecke gestickt war: S. Marjoribanks Esq., hatte die Gestalt eines kurzgehörnten Stiers, mußte aber in der That der Genius des Unfugs sein, der sich aus purem Unfug in einen Wiederkäuer verwandelt hatte. Es giebt Präzedenzfälle dafür, würde Lord John Russel sagen, wenn seine Kenntniß bis auf die Prinzessin Europa zurückreichte, die bekanntlich vor dem Utrechter Frieden, sogar vor Magna Charta lebte. Er, nicht Lord John, war mit dem Kopfe an dem Verschlage der Kajütentreppe und mit dem Schwanze an dem Bord festgebunden, eine Stellung, die ihm einleuchtend keinen großen Spielraum gab. Nachdem er aber eine Weile pfiffig umhergeschaut, wurde er auf die zurückgeschlagene Klappe des Verschlages aufmerksam, trieb das eine Horn wie einen Keil darunter und fing an zu heben. Zehnmal glitt die schwere Klappe von dem Horne ab; endlich war sie bis zu einem rechten Winkel gehoben und schlug über; und nur ein Gott konnte den Augenblick so glücklich gewählt haben: krachend fiel die Klappe auf den Hut eines Briten, der bedächtig die Klappe heraufkroch und

trieb die Kopfbedeckung gerade bis auf die Nase des Besitzers hinab. Daß der Stier sich damit habe für den Ring rächen wollen, den man ihm durch die Nase gezogen, ist nur Hypothese; daß er mit innigem Vergnügtsein die Scene betrachtete, war in seinen verschmitzten Augen deutlich zu lesen. Nachdem man die Klappe festgemacht, fand er keinen andern Zeitvertreib, als abwechselnd mit dem Vordertheil gegen die Treppe und mit dem Hintertheil gegen den Bord anzurennen und mit den Ohren den Takt dazu zu schlagen. Plötzlich hielt er inne, betrachtete das Segeltuch, das ihn von seinen Nachbarn, einer Familie sehr respektabler Hammel, schied, setzte prüfend das eine Horn dagegen und mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß etwas zu machen sei; denn er begann mit solchem Eifer und solcher Umsicht zu bohren, daß nach kurzer Zeit das Horn auf der andern Seite durchkam, wie ein Bildnagel, den man in eine Londoner Pappwand schlägt. Horne Tooke, der außer Hochverrath auch sehr geistreiche Gedanken über den menschlichen Geist und die Sprache verübt hat, wirft die Frage auf, ob ein Hund wohl jemals sich selbst für jemand anders gehalten habe. Er hätte nicht das klügste und gelehrigste Thier zum Beispiel zu wählen gebraucht. S. Marjoribanks Esq. hatte nicht nur Bewußtsein, sondern sogar Humor. Der verstorbene Herzog von Cambridge — der „gute Herzog" nannte man ihn, weil man in funfzig Jahren keine bestimmte Eigenschaft an ihm entdeckt hatte — soll in seinem Leben einen einzigen Witz gemacht haben. Seine Gutheit bestand nämlich darin, daß er stets bereit war für theologische oder menschenfreundliche Zwecke im Präsidentenstuhle zu diniren. Während seines langen Lebens hat er gegen Sklaverei und für Bekehrung der Juden, gegen späte Geschäftsstunden in den Kramläden und für Bekleidung der niederen Geistlichkeit mit dem abgelegten Zeuge der höheren, hat er gegen Keuchhusten, Klumpfüße und andere Uebel sehr gut dinirt. Diese geschicht-

lichen Thatsachen sind nöthig, um die tiefe Bedeutung zu verstehen, mit der er einmal einem prämiirten Mastochsen **à revoir!** zurief. Auch ich werde meinen Reisegefährten wiedersehen, nicht auf einer Bratenschüssel, sondern in den elyseischen Feldern; und dabei fällt mir ein, daß er ja auch gar nicht zum Essen bestimmt ist. Seine Nachbarn, die Hammel, schienen wie die Manchesterschule keine andere Vorstellung von dem Verhältniß zwischen Ich und Nichtich zu haben, als daß ersteres so viel wie möglich von dem letzteren aufzufressen hat; und es kann sein und wäre nur gerecht, wenn sie mir einmal als Nichtich, als Koteletten, gegenständlich würden.

Die Französin verkümmerte sich wohl die Scene nicht mit deutscher Philosophie. Sie beobachtete das Mienenspiel der Hauptpersonen und brach ein über das anderemal in herzliches Gelächter aus. Ein paar Töchter Albions, wie man in deutschen Kammern sagt, auf deutsch ein paar langweilige Engländerinnen, verständigten sich darüber, daß dieses Lachen **very rude** sei, **indeed**, jedoch aus Rücksicht auf die Allianz nur halblaut, und entschädigten sich für diesen Zwang durch einen Blick unendlicher Verachtung auf den kleinen Fuß der Verbündeten. In England giebt bekanntlich der Hof den Ton an auf sehr großem Fuß zu leben, und in den untern Ständen erklären orthodoxe Britinnen den kleinen Fuß der Französinnen daraus, daß die **foreigners** nicht genug zu essen haben.

Als ich am Abend einen dicken Strich unter das letzte Zeitungsexcerpt meines Taschenbuches gemacht, und mit dem Namen „Marjoribanks“ eine hoffentlich lange Reihe unmittelbarer Beobachtungen begonnen hatte, wurde mir klar, wie die einseitig günstigen Urtheile über England entstehen: eben so wie ich leicht zu einseitig günstigen Urtheilen über Frankreich gelangen könnte. Es ist beim Eintritt in ein fremdes Land wie beim Umzug in eine neue Wohnung; man hat zunächst nur ein Auge für das,

was man anderswo vermißt. Diese ersten Eindrücke sind auch berechtigt und bleiben sogar berechtigt, wenn man sich nur hütet, voreilig zu generalisiren. Mit späteren Eindrücken verglichen, sind sie ein schätzbares, ja ein unentbehrliches Material für ein richtiges Urtheil. Dessen bewußt, werde ich also schreiben, was jeder Tag bringt. Der heutige hat mir das Gefühl gebracht, daß ich wieder unter Menschen bin; und den Glauben hat ein Glas leichten Landweins ausgeübt.

Ich aß mit fünf oder sechs Personen zu Abend, alle einander fremd und außer mir alle Franzosen. Mein Nachbar, ein alter Herr, hatte sich eine Flasche Wein geben lassen, ehe das Essen da war. Da wir Andern einige Minuten auf den Schoppen zu warten hatten, bat er seine Nachbarn, einstweilen ein Glas von ihm anzunehmen. In Deutschland ist das eine sehr gewöhnliche Sache, und wird man deshalb nicht begreifen, welchen Eindruck diese kleine Artigkeit auf Jemanden machen muß, der sie einst gekannt, aber seitdem Jahre lang in England gelebt hat. Fünfzig Jahre kann man in England mit denselben Tischgenossen speisen, ohne daß einem das begegnet, und wer selbst etwa eine solche Annäherung versuchte, der hätte, wenn nicht auf eine brüske Ablehnung, doch auf eine linkische und widerwillige Annahme zu rechnen. Diese erste Artigkeit, die mir auf französischem Boden begegnete, erinnerte mich lebhaft an die erste, die ich unter englischer Flagge versuchte. Ich hatte einen der Offiziere des Schiffes nach etwas gefragt, und da ich mir gerade eine Cigarre anzünden wollte, reichte ich ihm die Tasche hin. Er sah sie an wie der Hofhund ein Butterbrod, das ihm ein Fremder hinhält, nahm eine Cigarre und rannte mit ihr in die entgegengesetzte Ecke des Verdecks, ohne sich nur einmal Feuer von mir zu nehmen. Die Bedeutung dieses Vorganges habe ich erst nach und nach verstehen lernen. Ich fand, daß es in England nicht Sitte ist, Cigarren anzubieten, nicht einmal

an gute Bekannte am dritten Orte, und dafür mag der angegebene Grund, daß die Cigarren zu theuer, der richtige sein. Aber in jenem Seemann ging doch noch etwas ganz anderes vor, als Verwunderung über eine solche Abweichung von der Sitte. Die Engländer glauben von einem Fremden, der artig gegen sie ist, daß er sie beschwindeln oder ansprechen will. Und sie lassen sich nicht gern beschwindeln außer von einem Baron und aufwärts, von einem Candidaten der Theologie und aufwärts und von einem Manne mit 50,000 Pfd. Sterl. und aufwärts. Die Schwäche für Adelstitel und Theologie ist sehr bekannt, aber die dritte Ausnahme muß ich wohl belegen. Als vor Kurzem ein deutsches Haus in London, das einige Jahre zuvor mit nichts angefangen, einen sehr großen Bankerott machte, erklärte ein Gläubiger seinem Advokaten, von dem ich die Aeußerung habe, was ihn am meisten ärgere, sei, daß er sich von Leuten ohne Vermögen so habe anführen lassen — men without property, Sir.

Darum ist einem Fremden in England, abgesehen von dem Verkehr mit den höheren Gesellschaftsklassen, die wohl überall ziemlich dieselben sind, ein kurz angebundenes, zugeknöpftes, ja nach festländischen Begriffen ungeschliffenes Wesen zu empfehlen; der Engländer wird sterling qualities dahinter vermuthen. Und daher schmolz dieses Glas Rothwein eine dicke Kruste weg, die sich um jene Cigarre gelagert hatte.

2. Blumen-, Frucht- und Thierschau.

Gestern habe ich den ganzen Tag Blumen gesehen, am Morgen in der Garten-Ausstellung, am Abend auf dem Ball im Stadthause. Beide Ereignisse hängen mit der großen Ausstellung zusammen: den Ball gab die Stadt dem Könige von Portugal,

und er ist gekommen die Ausstellung zu sehen; die Frucht- und Blumenschau ist zwar nur die jährlich wiederkehrende und nur aus Frankreich beschickt, aber sie füllt eine Lücke, auf die man stoßen muß, nach welchem System man auch den Inhalt des Industriepalastes ordnen will. Wenn den goldenen Aehren ein Platz gebührt, warum nicht den blauen Cyanen? Wenn Kartoffelstärke, warum nicht Dioscorea Japonica? Und zieht nicht auch die bildende Kunst eine reiche Nahrung aus der Pflanzenwelt?

Es ist bemerkenswerth, daß die Alten sich nicht auf die Pflege ausländischer Ziergewächse gelegt haben. Wenigstens findet man nichts darüber in ihren Schriften, und die beliebtesten Motive für die Baukunst und Bildhauerei waren von einheimischen Pflanzen genommen, wie vom Akanthus und vom Lotus. Die Blumenzucht ist aus den Rosengärten Persiens nach Stambul und von da im 16. Jahrhundert nach Europa gekommen. Es scheint, daß die Kaiserkrone diese Wanderung eröffnet hat; sie gelangte von dem Schah an den Sultan und von diesem in die kaiserlichen Gärten in Wien. Kreuzfahrer und byzantinische Kaiser hatten für Blumen weniger Sinn als für Reliquien; und als ihren Schutzpatron sollten die Gartenfreunde Cara Mustapha, den Vezir Mahmud des Großen, verehren, der, um den barschen Sinn seines Herrn zu mildern, das Serail mit Blumen füllte, namentlich mit Ranunkeln. Hohe Diplomatie hatte damals ihre Höfe aus Constantinopel mit Samen und Zwiebeln zu versehen, wie später aus Paris mit Seife und Räucherkerzchen. Aus Amerika kamen die Blumen lange Zeit sehr sparsam herüber, und die Holländer verbrannten kostbare Wurzelknollen wie Gewürze, um den Markt nicht zu drücken. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war unser Vorrath exotischer Gewächse sehr gering.

Für Blumen haben seitdem die Engländer das Meiste

gethan; in Nähr- und andern Nutzpflanzen scheinen ihnen die Franzosen, trotz ihres geringen Colonialbesitzes, voraus zu sein. Erst die Theuerung der Lumpen und der Krieg mit Rußland haben die Engländer getrieben, sich mit den reichen Faserstoffen Indiens, vor der Hand theoretisch, zu beschäftigen. Die Herren Bouvié und Velly haben längst Pflanzenpapiere verschiedener Art und in großem Maßstabe fabrizirt aus exotischen wie aus europäischen Gewächsen, und ich behalte mir vor, auf ihre sehr interessante Sammlung, die alle Stadien des Prozesses veranschaulicht, in einer andern Verbindung zurückzukommen. Auch das Verdienst gebührt den Franzosen, eine Nachfolgerin oder Gehülfin für die Kartoffel gefunden zu haben, und in Erwägung, daß die ganze europäische Weltordnung auf Franz Drake's, jetzt faul gewordener Frucht beruht, werden die Conservativen ihnen dafür lebhaften Dank zu sagen haben. Die im Jahre 1850 von dem Consul in Shang Hai eingesandte Dioscorea Japonica (flore du Japan, von den Japanesen Dsojo oder Jamina imo genannt) ist auf der Ausstellung schon ansehnlich vertreten. Eine ihrer walzenförmigen, mehligen Wurzeln, deren getrockneter Durchschnitt etwa wie ein feiner Piqué aussieht, mißt drei Fuß und wiegt drei Pfund. Sie geht senkrecht in die Erde, kann aber durch einen darunter gelegten Stein gezwungen werden, sich wagerecht zu entwickeln, dauert mehrere Jahre in der Erde aus, hat eine Kälte von 14 Grad ertragen und treibt kleine Knollen, die zur Fortpflanzung tüchtig sind. Die männlichen und weiblichen Blüthen sind getrennt, würden also eine künstliche Befruchtung erfordern, um Samen zu liefern. Es bedarf dessen aber nicht, da die Vermehrung außer durch die Knollen auch durch Stecklinge geschehen kann. Der Stiel sieht gewunden aus wie ein Strick und die Blätter gleichen dem Epheu. Ein großer Vorzug dieser Frucht vor die Kartoffel besteht darin, daß sie ein Jahr im Keller liegen kann, ohne zu

treiben. Noch ein ähnliches Gewächs, **Calodium esculentum**, ist aus Mexiko und Jamaika nach Algier verpflanzt und wenigstens zu sehr großen Exemplaren gediehen; weiter habe ich darüber nichts erfahren. Außerdem hat der Kriegsminister, unter dessen Verwaltung Algier steht, eine Anzahl Flintenläufe und pyramidalisch aufgeschichtete Kanonenkugeln ausgestellt, die sich als Zuckerrohr und Pompelmusen erweisen.

Eine Beschreibung der Gemüse versuche ich nicht, da ich weder Gärtner noch Gourmand bin. Dazu müßte Mr. Brotherton M. P., Chef der Nichtsalsgemüsefresser, seine Feder leihen, vorausgesetzt, daß seine Phantasie nicht in seinem wässerigen Blute verkommen ist. Etwas alkalische Reaktion ist bei der englischen Fleischkost sehr zweckmäßig; aber ich freute mich, daß dieses wundervolle Rohmaterial nicht der englischen Kücheninindustrie in die Hände fällt. England ist ein abscheuliches Land, urtheilte ein italienischer Cardinal; es hat unzählige Religionen, aber nur zwei Saucen. Besucher von Greenwich würden ihr Vergnügen an der Kresse haben — **tea and watercresses** — die in dem Jodeisenwasser von Gonesse gezogen und täglich in 10,000 Gebinden nach Paris geführt wird; eine schöne Sammlung lebender Gräser, wie sie nur auf der berühmten Wiese bei Tegel gefunden werden kann, mit den daraus erwachsenen Heubündeln daneben, wird meinem gehörnten Reisegefährten den Aufenthalt in Frankreich erträglich machen. Werde ich ihn wiedersehen?'

Näher als die lebenden Gewächse stehen dem Industriepalast die getrockneten Blumen und die Nachbildungen von Früchten. Von jenen hat ein Mr. Lucas schöne Exemplare ausgestellt. Sie sind gepreßt wie für ein Herbarium, zeigen aber die Eigenthümlichkeit, daß die zarten blauesten Farben, die schnell verschießen, ganz frisch erhalten sind. Stiefmütterchen, Kornblumen,

sogar Vergißmeinnicht hatten die volle Farbe bewahrt. Ueber das angewandte Mittel war nichts gesagt. Die Nachbildungen von Wurzeln und Früchten in cire-pierre, von Gewerbetreibenden und Liebhabern eingesandt, sind bewunderungswürdig. In einem Schranke sind alle Aepfelsorten Frankreichs ausgestellt, in einem andern die Krone einer Cocospalme in natürlicher Größe mit vier grünen Früchten und daneben die verschiedensten Durchschnitte einer reifen. Von einem Ungethüm von Baumfrucht, groß wie ein Scheffelsack, mit weißem Fleisch und sonderbar gestalteten Kernen gefüllt, kann ich nur den Namen geben: **Artocarpus integrifolia**, verbunden mit dem Wunsche, daß Dieser oder Jener unter einem solchen Baume sein Mittagsschläfchen halten möge zur Zeit, wo die Früchte abfallen.

Unter den Maschinen und Werkzeugen fielen mir auf ein Treibhausfenster, das sich von selbst öffnet, sobald eine Quecksilbersäule sich vermöge der Wärme bis zu einem gewissen Punkte ausgedehnt hat, den man beliebig bestimmen kann (die Röhre balancirt auf einer Querachse und schlägt über wenn das Quecksilber steigt); ein System von horizontalen Eisendrähten, um die Weinpfähle zu ersetzen; und endlich ein Instrument, das in Kl. II, Sect. 7, Zerstörung schädlicher Thiere, oder unter die Werkzeuge zum Gäten zu rechnen, je nachdem die Weinkrankheit animalischen oder vegetabilischen Ursprungs ist, und das der bekannte, in den Ruinen Europas wühlende Neuseeländer vielleicht für einen gottesdienstlichen Apparat halten wird, eine Rauchspritze.

Daß die Zierpflanzen mit großem Geschmack geordnet und die Rosen, in der Erde und im Glase, wundervoll waren, versteht sich von selbst.

Die Beschreibung des Balles will sich nicht zusammenfügen; man müßte zu viel Naheliegendes weglassen. Sollte ich mich damit begnügen, zu sagen, daß die Treppenhalle mit dunkelgrünen Rankengewächsen decorirt war, daß an den Ranken

purpurrothe Kugellampen hingen, daß zwei breite Wasserströme über Gasflammen weg in Marmorbecken fielen, und daß der Schaum nach den rothen Tropfen aufsprühte, ohne sie zu verlöschen? Das Local hat bekanntlich seines Gleichen nicht, und die Anordnung entsprach ganz dem Ideale der Dame, die kürzlich ihrer bitteren Enttäuschung über ein Levée in St. Jame's durch den unterhaltenden Brief an die „Times“ Luft machte, Acht- bis zehntausend Personen tanzten, promenirten, plauderten und soupirten ohne das mindeste Gedränge. „They order this matter better in France“, die Bemerkung, die den Yorik zu seiner Reise veranlaßte, ist von Bällen unzweifelhaft wahr, namentlich darin, daß man hier den fremden Correspondenten Billets schickt. Es ist in der That angenehmer, die Sache selbst mitmachen, als am andern Tage in der „Times“ lesen, wieviel Schildkröten und Tonnen Butter verbraucht sind, daß Mr. X. als Toastmaster mit großem Effect functionirt, daß der „eminent“ Shopkeeper So und So die Speisen mit „gewohnter Unübertrefflichkeit“ geliefert hat und daß die Briten a very great nation sind. Es ist eins der vielen sonderbaren und hartnäckigen Vorurtheile, daß die Franzosen das ruhmredigste Volk seien. Wenn London ein solches Fest zu Stande gebracht hätte, so wollte ich einmal die Leitartikel der „Times“ und die Extrablätter der Wochenzeitungen sehen!

Ein anderer Zweig der Ausstellung wird morgen Abend schon abgeblüht haben, die Thierschau. Sie ist ausschließlich auf Zuchtvieh berechnet, und ich hab: meinen wolligen Reisegefährten Unrecht gethan, wenn ich sie für Hammel angesehen. Alle Bewerber sind vollständig und harmonisch entwickelt, wie die Jünglinge, die auf Corinthos Landesenge um den Preis gerungen, beziehungsweise deren Mütter. Diese Versammlung, auf dem classischen Boden des Marsfeldes vereinigt, von Blumen umgeben und von Bäumen beschattet, hat also eine Physiognomie,

die sie auf den ersten Blick von der Aufstapelung von Fettungethümen unterscheidet, die den Londonern gegen Weihnachten das Wasser im Munde zusammenlaufen macht.

Wer zählt die Racen, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?

Der Catalog natürlich, und auf ihn muß ich die Wißbegierigen verweisen, die sachverständig sind. Die Länder, die beigetragen haben, sind nicht so zahlreich, außer Frankreich und England, Belgien, Holland und die Schweiz. Aus Deutschland finde ich nur drei Aussteller. Hat die große conservative Partei vielleicht um deshalb ihre Schafe zurückgehalten, weil sie fürchtet unter die Böcke gestoßen zu werden? Der Prinz Albert, hervorstechend durch Stiere, Zuchtkühe und Hähne, muß wohl unter die Engländer gerechnet werden. Die Franzosen erkennen selbst an, daß sie sich bisher wenig um Verbesserung der Race bemüht, und daß die drei Ackerbauschulen in Grandjouan, Saulsaie und Saint-Angeau noch viel zu thun haben. Die kaiserlichen Züchtereien sind mit den besten englischen Stämmen wohl versehen. Auch in dieser Beziehung hat die Gegenwart noch keine Veranlassung sich zu überheben,

wie sie's zuletzt so herrlich weit gebracht.

Nach Diordors Bericht sind die alten Aegypter weiter gewesen als die Engländer heute.

Die Federviehmanie scheint Frankreich noch nicht ergriffen zu haben, wenigstens nicht mit den Symptomen, die sie in England zeigt. Man hält es noch mit dem alten gallischen Hahn. Von der reinen kochinchinesischen Race, so „reizend häßlich", habe ich nur ein einziges Exemplar bemerkt, dagegen ist sie häufig zu Kreuzungen mit Eingeborenen benutzt. Ob sie wegen ihrer garstigen Form nicht Carrière gemacht hat, weiß ich nicht; Thatsache ist, daß von den in England beliebten Sorten nur

solche vertreten sind, die sich durch zierliche Gestalt oder schöne Zeichnung und Farbe empfehlen, wie Brahma putra, die Zwerghühner von Batam und die schönen und mannigfachen Perlhühner vom Senegal, mit denen man hier, wohl wegen der Colonie am Senegal, weiter zu sein scheint als in England. Auch die Pfauen und noch mehr die Gold- und Silberfasanen hatten unter der kräftigeren Sonne entweder ihre Farben glänzender entwickelt oder doch vortheilhafter zu Schau gestellt. Von Enten war alles Mögliche da bis auf die Tartarenente —

Les canards l'ont bien passée, tirelire, lire,
tirelire, lire —

und ein paar Gänse von Toulouse waren würdig, an dem Grabe des Königs Erich geschlachtet und geräuchert zu werden. Der Elsaß war auffallender Weise nicht vertreten. Die Gänse haben das Capitol gerettet, liefern Sülzkeulen und Schwarzsauer, nicht zu reden von dem zweideutigen und immer mehr verschwindenden Verdienste der Federbetten, welche den Menschen dumm machen und sicher viel von dem zu verantworten haben, was vor der Erfindung der Stahlfedern durch den Gänsekiel in die Welt ging — die englischen Behörden schreiben heute noch mit Gansfedern. Aber der Hahn ist ein heiliger Vogel seit Firdusi bis auf diesen Tag. „Der Vogel Parodar, heißt es im Gesetzbuch der Parsen, welchen die übelredenden Menschen Kahrkatas nennen, d. i. Kikeriki, erhebt seine Stimme im letzten Drittel der Nacht, vom heiligen Çzaosha erweckt, bei jeder göttlichen Morgenröthe. Er ruft: stehet auf ihr Menschen, preiset die beste Reinheit, vertreibt die Geister der Finsterniß." Wer von diesen Vögeln ein Männchen und ein Weibchen einem reinen Mann in Reinheit und Güte giebt, der giebt nach dem Gesetzbuch eben so viel, als ob er einen Palast schenkte mit tausend Säulen und tausend Balken, zehntausend Fenstern und hunderttausend Zinnen, also größer als die Tuilerien und das Louvre zusammengenommen.

Wer dem reinen Manne so viel Fleisch giebt, als der Parodar groß ist, „dem werde ich, der ich Ormudz bin, auf seinem Wege zum Paradiese keine zweite Frage vorlegen." Ich schreibe es dem Parodar zu, daß ich in Paris so früh aufstehe, oder dem rothhosigen Tambour.

Die verschiedenen Landsleute verständigten sich vortrefflich: den Hühnern vom Ganges antwortete der schwarze andalusische Kampfhahn; daß eine Henne aus Wales sich mit ihrer Nachbarin aus der Bretagne geläufig durch das Fenster unterhielt, war weniger auffallend; auch die ungefiederten zweibeinigen Geschöpfe dieser beiden Länder verstehen sich. Uebrigens ist Einheit des Sprachbewußtseins keineswegs eine so selbstverständliche Sache und den Sanskritisten zur herablassenden Betrachtung und, wenn möglich, gefälligen Erklärung zu empfehlen. Die englische Katze z. B. bleibt gegen den Ruf Mieß! ebenso gleichgültig wie gegen old clo! sie will puss! angeredet sein, und unsere hiesige Hauskatze Rosette, die freilich nach dem Zeugniß der ganzen Familie einen sehr schlechten Charakter hat, hört nur auf minette.

Die Stärke dieser Partie der Ausstellung beruhte in der schweren Cavallerie des Federviehs, den Truthähnen. Vor einem Käfig standen drei Herren und betrachteten sinnend die Würde und Präcision, mit der die beiden Bewohner stets zu gleicher Zeit und gleich weit avancirten und feuerten.

C'est un animal très-estimable, sagte lachend der eine, ein junger Mann.

Quand rôti, ergänzte der zweite, etwas älter und etwas dicker.

Aux truffes, schloß der dritte mit puthähnlicher Würde; und ich übergebe Physiologen, Anhängern der Seelenwanderung und Dichtern die Beobachtung, daß die Gestalt, die so oft in seinem Magen ihr Grab gefunden, mit Hülfe des dazu gehörigen Rothweins in seinen Umrissen und der Farbe seiner Nase ihre

Auferstehung gefeiert hatte. Er sah frappant wie ein Puter aus, so sehr, daß ich jeden Augenblick erwartete, ihn ein Rad schlagen zu sehen, nicht so wie Heine's Freund Maßmann und die londoner Straßenjungen, sondern κατ᾽ ὄπισθεν. Ovid hat diese Metamorphose nicht beschrieben, weil er die Truthühner noch nicht kannte. Die mancherlei Namen, die sie in den europäischen Sprachen führen, Coq d'Inde, Turkey, kalekutischer Hahn, haben die Abstammung verdunkelt; und nicht sieben Städte, sondern drei Welttheile stritten um die Ehre. In der Ausstellung läßt sich der Stammbaum verfolgen. Wir finden ein Exemplar des wilden Truthahns, der auf den mexikanischen Prärien zu Hause ist und, wie ich mir denke, dem Vitzliputzli heilig gewesen sein muß. Von dort kam er in das südliche Spanien und durch die aus dem Mittelmeere heimkehrenden „Türkeifahrer" nach England, wo man ihn deshalb Turkey nannte und lange Zeit für einen Sprößling Kleinasiens hielt. Der deutsche Name Kalekutischer Hahn scheint klangnachahmend, aus dem Kullern gebildet zu sein.

Neben den Enten logirten die Kaninchen, wie in der Florian'schen Fabel. Uebrigens bedaure ich, nichts Vortheilhaftes über sie sagen zu können; die Ohren, die man in England bis auf 18 Zoll gebracht hat, sind gar nicht der Rede werth. Die westliche Allianz wird auch in dieser Beziehung Gutes wirken und die „russischen Kaninchen" verdrängen, die sich wie Kriegsgefangene vorzukommen schienen.

Der Humor in der Erscheinung des Ziegenbockes ist den alten Griechen und den deutschen Zünften des Mittelalters nicht entgangen, und der bocksfüßige Gott der Alten lebt fort in der prächtigen Teufelsfratze, die auf der einen Ecke des Thurms von Notre-Dame kauert und der guten Stadt Paris die Zunge ausstreckt. Mit dem einen Auge schielt er nach der Börse und ich glaube in ihm die bisher unerklärte Ursache der panischen

Schrecken entdeckt zu haben. Wenn er das andere auf das Marsfeld richtet, so muß er seine Freude haben. „Da ist die Ziege von Kaschmir, deren er sich von dem Zuge nach Indien erinnern muß, seit längerer Zeit mit Erfolg in Frankreich heimisch gemacht; die Angora-Ziege, eine Errungenschaft der orientalischen Frage und auf dem Jura angesiedelt, und eine wunderniedliche Zwergziege aus Abessinien, kaum zwei Fuß hoch im Rücken. Dieselbe Fratze saß auch auf dem Cölner Dom, ist aber in den restaurirten und neugebauten Theilen, wie das Modell auf der Ausstellung zeigt, zu einem Aeffchen in einer Jacke veranständigt. O, wir sind sehr gebildet!

Hogarth hat das englische Ministerium dargestellt unter dem Bilde einer, mit Verlaub zu melden, Sau, die ein Ferkel mehr geworfen, als sie Zitzen hatte; und Drummond verglich einen ehrenwerthen Gentleman, der „unabhängig" und von Aberdeen nicht angestellt war, mit dem Ferkel, das nicht ankommen kann. Dieser Gedanke ist auf der Ausstellung schön ausgeführt; in einer Reihe neben einander lagen die Vignetten für drei verschiedene Regierungsformen. An der einen Mutter, Honant blanche, ausgestellt wahrscheinlich von einem ehemaligen Burggraven, konnten die Jungen vor unendlichem Gequiek und Gedränge gar nicht zum Genusse kommen. Welchen Abstich dazu bildete Essex, black! Regelmäßig neben und über einander gepackt, decent und schweigend, sogen die Jungen, und wo eines, das an einer volleren Zitze lag, sich einen Augenblick erholen wollte, rutschte ruhig aber sicher, der weniger gut gestellte Nachbar heran — das Bild der respectability. Die Jungen der von dem kaiserlichen agronomischen Institut in Versailles ausgestellten Mutter lagen rund und regungslos wie Würste auf dem Boden umher; sie konnten nicht mehr.

Zuletzt kam ich zu den fußschleppenden Rindern und den heiligen Kühen. Die indische Wunschkuh, die aus ihrem Körper

unermeßliche Kriegsheere hervorgehen läßt, war nicht zugegen; aber gleich unter Nr. 5 fand ich S. Marjoribanks Esq. Ich hatte mich nicht getäuscht, er war in der That incognito gereist. Die Visitenkarte lautet: Athol Brose, Vater Herzog von Athol, Mutter Splendour." Darunter stand bemerkt „gekrönt", nämlich mit 900 Franc. Da ich nicht weiß, ob er der älteste Sohn Seiner Gnaden ist, so bin ich in Verlegenheit über die Titulatur; ich glaube aber, daß auch dieser Name nur ein zweites Incognito ist, in dem erst der wahre steckt. Denn Unfug hatte Athol Brose wieder angerichtet, das war klar. Hinter ihm standen viele Damen und ein Pater; er sah sich mit seinen verschmitzten Augen abwechselnd nach den einen und nach dem andern um, und es kam mir vor, als störte ich. Vielleicht hat der gute Pater den Damen einen Vortrag über die Ahnen des Fastnachts-Ochsen gehalten, über den Apis, geboren von einer reinen Kuh, die durch einen Strahl des göttlichen Lichtes befruchtet worden, den übrigens Damen nur während der ersten 40 Tage nach seiner Geburt sehen durften, und über den Stier des Thierkreises, dessen Bild unter den Fundamenten von Notre Dame gefunden wurde, geschmückt, wie auf dem Stein noch zu sehen ist, mit einer regelrechten Stola und umgeben von drei Kranichen. Vielleicht hat er ihnen die Degradirung des Stieres, den humanisirenden Einfluß des Christenthums und die Entstehung des Roastbeef an dieser Stelle des heiligen Gregor erläutert:

„An den Tagen der Kirchweih und an den Geburtstagen der Heiligen, durch deren Reliquien der ehemals heidnische Tempel in eine christliche Kirche verwandelt ist, sollt Ihr den Altar mit grünen Zweigen schmücken, davor mit Pomp ein heiliges Gastmahl feiern, aber die Thiere nicht dem Teufel opfern, sondern tödten, um sie zur Ehre Gottes zu essen."

Und darüber war es selbst für Paris Mittagszeit geworden.

3. Der fünfzehnte August.

Die Bedeutung des fünfzehnten August war mir sonst sehr unklar und wird auch nur an Ort und Stelle recht verstanden. Man feiert in Frankreich nicht den Geburtstag, sondern den Namenstag, und am Namenstage des Souverains wollen die Pariser ein Fest haben, wenn nicht um seinet-, doch um ihretwillen. So gab es also unter den Ludwigs ein Fest am 25. August, dem Tage des heiligen Ludwig, unter Karl X. am 4. November, unter Louis Philipp am 1. Mai. Der Name Napoleon, früher nicht in dem Kalender zu finden, wurde neben den 15. August gesetzt, den Tag der Himmelfahrt Mariä, der ohnehin schon von den Katholiken mit großen Festlichkeiten gefeiert wird. Aber man braucht nur durch die Straßen zu gehen und in den Chroniken zu blättern, um zu sehen, daß noch ein drittes Element hineinfließt. Feste gehören zu den Dingen, die am schwersten auszurotten; auch in Paris hat die Kirche nur alten Sitten einen andern Namen gegeben. Die vorchristliche Feier des Frühlingsanfangs, des Eintritts der Sonne in den Stier hat sich ohne kirchliche Uebertünchung erhalten in dem **boeuf gras**. Die Saturnalien, welche die Pariser auch nach ihrer Bekehrung sich nicht wollten nehmen lassen, wurden in das Narrenfest verkleidet, das die Geistlichkeit in Notre-Dame abhielt. Der Erzbischof der Narren, so erzählt der Geschichtsschreiber von Paris, aus der Mitte des Klerus gewählt, wurde auf den erzbischöflichen Thron gesetzt, und während die Messe celebrirt wurde, tanzten die Geistlichen um ihn, in den abenteuerlichsten Verkleidungen, spielten auf dem Altare Würfel, aßen Würste und verbrannten Schuhsohlen in dem Weihrauchfaß. Was sie nachher gethan, läßt sich heute gar nicht mehr drucken. Rom rühmt sich zwar, unveränderlich zu sein, aber hin und wieder hat es dem Fortschritte der Civilisation nachgeben müssen,

so auch die Abschaffung des Narrenfestes, freilich nur nach langem Widerstande. Amüsiren will der Pariser sich aber einmal im Jahre gründlich, und so vertagte er das Vergnügtsein auf die Zeit der Märkte, auf den Namenstag der Könige, auf die fête à bâtons oder irgend ein anderes Kirchenfest. Ihm die Gelegenheit ganz entziehen ist zu allen Zeiten eine gefährliche Sache gewesen; und die regierenden Klassen in England haben die Klugheit der alten Aristokratien vergessen, daß sie so erpicht darauf sind, dem Volke den Einholungstag so langweilig und so unausstehlich wie möglich zu machen.

Ich meinestheils habe mich an dem Vorabende besser amüsirt als an dem Feste selbst. Beim Einbruch der Dämmerung drang durch das Wagengerassel und das ganze hundertstimmige Concert des Straßenlärms, der dröhnende Baß der großen Glocke von Notre-Dame, der bourdon, die sich nur an hohen Festtagen vernehmen läßt. Es lockte mich nach dem Mittelpunkte der Cité, wo sich's schöner flaniren läßt als in den Elysäischen Feldern. Auf dem Quai, gegenüber dem Place du Chatelet, war Blumenmarkt. Jede Maria will am 15. August von jedem Bekannten einen Strauß haben und das giebt eine hübsche Summe. Auf dem saubern Asphaltboden, um zwei Springbrunnen her, im Schatten der finstern Thürme der Conciergerie, längs des Flusses, der schäumend und brausend über ein kleines Wehr fällt, ist ein dichter Teppich der prachtvollsten Blumen ausgebreitet, eingefaßt von einer vielfachen Reihe hochstämmiger Topf-Gewächse und gestickt mit bunten Papier-Laternen. Hier wogt das Volk, nicht das Volk in abstracto, das alle Eigenschaften besitzt, die dem Einzelnen fehlen, und nur in der Studirstube zu sehen ist, nicht der Handarbeiter, der nach dem einen Sprachgebrauch allein das Volk ausmacht, sondern das Volk, wie es in dieser Stadt Paris, in ihren Häusern und auf ihren Straßen existirt, erste Etage, Dachstube und Keller, die

elegante Dame, die ihren Wagen daneben halten läßt, ohne Furcht, einer Unart zu begegnen, die Blouse ohne die sklavische Ehrfurcht, mit der die Mittelklassen jenseits des Kanales das Wappen an dem Schlage eines „großen Gemüses" betrachten, alles dingend, wählend, plaudernd, trällernd und nicht betrunken. Und an den Fenstern der Bäckerläden umher stehen Kuchen von 1 Frank bis 20, jeder mit einer Mutter Gottes von weißem Zucker darauf, die morgen verspeist werden soll. Morgen früh wird man Massen dieser Blumen in die immer und für Jeden offenen Kirchen tragen, die Altäre zu schmücken. In der Rauchatmosphäre der Londoner City gedeihen keine Blumen und in den Londoner Kirchen machen nur respectable people, d. h. Leute mit guten Kleidern, dem lieben Gott ihre Visite. Neuerdings erst hat der in Fett erstickende Klerus Aufforderungen erlassen, zur Erbauung von „ragged churches", von Lumpenkirchen, beizusteuern. Ein so guter Beobachter Dr. Wiseman sein mag, ich glaube, er irrt sich, wenn er meint, England durch die Gladstone'sche Clique von oben her katholisch zu machen.

Unter den mancherlei Vergnügungen des Fünfzehnten wählte ich die unentgeltliche Vorstellung im Théatre français, nicht um das Stück, sondern um das Publikum zu sehen. Diese Aufführungen, die in fast allen Theatern auf Kosten der Stadt veranstaltet werden, beginnen um 1 Uhr Mittags; das Haus wird um 12¾ Uhr geöffnet, und um 9 Uhr Morgens beginnt die Queue. Man nimmt sich ein Buch mit, eine Pfeife oder ein Körbchen mit Obst und hält selbst Polizei; wenn einer sich ein- oder vordrängen will, so wird er durch den allgemeinen Ruf: à la queue! à la queue! zurechtgewiesen und geht achselzuckend, aber gutlaunig nach hinten oder davon. Mancher Gamin verkauft auch seinen Platz, wenn die Stunde der Eröffnung heranrückt, und gegen solche Geschäfte erhebt das Publikum keinen Einspruch. Vor den Eisenbahnen und bei allen ähnlichen

Gelegenheiten wird es ebenso gehalten. Meine Eigenschaft als fremder Journalist, die hier alle Thüren öffnet, in England alle Thüren schließt, und die Verwendung eines Freundes überhoben mich der Geduldprobe; ich kam mit dem ersten Schub hinein und pflanzte mich mitten in das Parquet, von wo ich das ganze Haus übersehen konnte. In einer Minute war der Raum um mich her gefüllt und Aller Augen richteten sich nach den Logen, um zu beobachten, wie die hereinströmende Menschenfluth von Etage zu Etage steigen werde. Ein halbverwachsener Bursch in einer Blouse war der Erste; er sprang mit einem Satze in die mittelste Loge des ersten Ranges hinein, machte eine komische Geberde, die sagen sollte: Ha! mir gehört die Welt! warf sich erst in die eine, dann in die andere Ecke und endlich sehr gravitätisch in den mittelsten Armstuhl. Im Nu war die ganze Logenreihe besetzt, und fünf Minuten nach Oeffnung der Thüren gab es in dem gewaltigen Hause auch nicht ein leeres Eckchen mehr. Mit dem Schlage Eins ging der Vorhang auf und auf das ausgelassene Lärmen folgte eine Stille, in der man das Ticken einer Uhr hätte hören können. Die besten Künstler der Bühne, zum Theil von Urlaubsreisen zurückgerufen, führten Molière's Misanthropen auf. Im Gesellschaftsleben wie in der Natur giebt es Erscheinungen, die man durchaus selbst sehen muß, für die keine Beschreibung genügt: diese Aufführung rechne ich dazu und ich möchte sie um vieles nicht hingeben.

Während der ersten Viertelstunde wurde das vortreffliche Spiel durch keinen Laut des Beifalls unterbrochen; man nahm sich nicht Zeit dazu, dachte nicht daran, folgte mit zu gespannter Aufmerksamkeit dem feinen Dialog des Stückes. Erst als gegen das Ende des ersten Aktes das alberne Sonnet die Lachmuskeln gelöst hatte, ließ sich bei einzelnen geistreichen Wendungen, bei einer besonders gelungenen Deklamation oder Gestikulation ein Murmeln der Befriedigung vernehmen, und nur am Schlusse

des Aktes brach der verhaltene Beifall aus. Eine Claque war natürlich nicht da; aber es war augenscheinlich nicht diesem Umstande allein, sondern dem richtigeren Takte des Auditoriums zuzuschreiben, daß der unausstehliche, stereotype Beifall am Schlusse einer längern Periode ausblieb, den Hegel einmal so glücklich mit den Worten Mephistos vorhersagte:

Gebt Acht! gleich wird die Bestialität sich herrlich offenbaren.

Ich habe selten so den Ausdruck der Aufmerksamkeit und Spannung gesehen, als auf den Gesichtern zweier Gamins im ersten Rang, die, den Kopf in die Arme gestützt, an den Lippen der Akteure hingen. Und dabei ist der Misanthrop bekanntlich durchaus kein Spektakelstück. Die Schauspieler blieben nicht unberührt von dieser Stimmung des Publikums; sie spielten sichtlich mit Lust und zunehmender Wärme, und die fünf Akte, durch kein Fallen des Vorhangs, sondern nur durch kurze Pausen geschieden, rollten nur so ab. Für das Lustspiel, das noch folgte, hatte ich keine Geduld mehr. Auf dem Heimwege kam ich am Odeum vorüber in dem Augenblick, als die Vorstellung zu Ende war, und hatte wieder Gelegenheit eine interessante Beobachtung zu machen. Unter den Hunderten, welche die Freitreppe herabströmten und sich über den Platz ergossen, bemerkte ich nicht einen Einzigen, der für sich allein gegangen wäre. Alles ging zu zweien oder mehreren und besprach das Stück und das Spiel der Mlle. Georges.

Parallelen zwischen Völkern oder Personen schreiben, ist eine Beschäftigung, deren Werth sehr zweifelhaft, mag sie von einem Tertianer während der Hundstagsferien oder von Guizot während seiner unfreiwilligen Muße betrieben werden. Aber verschiedene Körper unter denselben Verhältnissen und Einflüssen beobachten, ist sehr wissenschaftlich in der Naturkunde, also auch wohl in dem Zweige, den man Politik nennt. Ich erinnerte mich der Pantomimes, die von Weihnachten bis gegen Ostern

und von Ostern bis gegen den Schluß der Saison die Bühnennahrung der untern und der mittlern Stände in London bilden. Ich erinnerte mich der Paradeausstellung des Herzogs von Wellington im Dezember 1852. Funfzigtausend Menschen hatten sich vor Chelsea-Hospital zu einer dichten Masse zusammen gekeilt; aus der Mitte stieg der Dampf in weißen Wolken auf, erschallte das Verzweiflungsgeschrei der Frauen, die todtgedrückt wurden; jeder tobte über die Polizei, die keine Vorkehrungen getroffen und jeder drängte gegen die Mitte mit der Störrigkeit eines Hammels. Ich erinnerte mich eines der letzten Abende in London, wo kaum zwanzig Personen vor dem Schalter des Postamts in Charingcroß ein Gedränge zu Stande brachten, in dem ein Rockschoß abgerissen und eine Dame ohnmächtig gemacht wurde.

Die Illumination mit den englischen zu vergleichen, wäre unbillig. In Paris beabsichtigt man damit einen schönen Effekt, in London nicht. Dort illuminirt der eine, weil er Hoflieferant ist, der andere, weil er Bierwirth, der dritte, weil es immer so gewesen und er einmal das A für den Prinzen Albert auf dem Boden hat, das am Namenstage der Königin ein V giebt, wenn man es umkehrt und die Gaslöcher des Querstrichs zuklebt. Es kommt gar nicht darauf an, was am Abend zu sehen, sondern was am andern Morgen in der „Times" zu lesen ist. Das Weltjournal schickt nämlich Berichterstatter durch alle Straßen, die genaue Inventur aufnehmen, und berichtet nach ihren Notizen in drei oder vier geschlagenen Spalten mit diplomatischer Gewissenhaftigkeit, daß Mr. Brown, Nr. so und so ein A, Mr. Smith ein V, Mr. Robinson einen Stern und Mr. Green eine Krone in Gas gehabt, alles „very tasteful." In Paris fand man die diesjährige Illumination sehr schwach; wer aus London kommt, mußte sehr befriedigt sein. Die Kuppel des Pantheon, die Thürme von Notre-Dame, die Façade des Stadt-

hauses, nach den architektonischen Linien illuminirt, und Heinrich IV. auf der Mitte des Pont-Neuf nahmen sich sehr schön aus. Gas hatte man fast gar nicht angewendet; ob, weil man sich in der ästhetischen Verwendung dieses neuen Beleuchtungsmittels noch nicht sicher fühlt, oder aus welchem andern Grunde, weiß ich nicht. Dagegen gaben drei elektrische Lichter auf dem Stadthause dem Publikum Gelegenheit, eine Erfindung zu bewundern, die eine so große Zukunft hat.

4. Der Garten des Luxembourg.

Die Blätter fallen ab und die Tage werden kurz, es hat für dieses Jahr keine Gefahr mehr. Ich kann von dem reizenden Stückchen Erde erzählen, ohne Besuche hinzulocken, die es mir verderben würden. Man hat auch seine Eifersucht, seinen Egoismus. Man hilft dem Leser durch die Welt spazieren, außerhalb gewisser Schlagbäume, aber man zäunt sich hier und da eine Ecke zum Privatgebrauche ab, wie es in St. Cloud, in Windsor geschieht. Der Garten des Luxembourg ist mein Gehege und ich mache die Thüren erst auf, da ich sicher bin, daß Niemand mehr eintritt.

Es war mir ein besonderes Vergnügen, Paris, ehe ich es betreten, auf dem Plane zu durchwandern. Ich wußte so vielerlei von diesen Straßen und Plätzen und doch nichts rechtes. Den zusammenhängendsten Eindruck hatte noch, um es ehrlich zu sagen, die Beschreibung von Campe hinterlassen, der in dem Jahre 1 und 2 der Republik einige Wochen in der Straße der Guten Kinder wohnte und nachher der deutschen Jugend erzählte, wie außerordentlich ihm alles gefallen. Und solche Leute ernannte man damals zu Edukationsräthen! Alles Spätere war Stückwerk, der verworrene Eindruck von Geschichtswerken, Feuilletons,

Reiseerinnerungen, Zeitungsartikeln und Photographien. Die bekannten Namen sahen mich auf dem Plane wie abgegriffene Bilder an, und ich nahm mir vor, nicht in eine Straße zu ziehen, deren Namen mir bekannt. Am wenigsten ausgetreten erschien mir die Gegend um den Luxembourg, sie liegt zwar etwas aus der Welt, aber ich wußte, daß es in Paris nicht so nöthig ist wie in London, eine respektable Adresse zu geben, d. h. lieber theurer und schlecht in einer Straße zu wohnen, die einen relativ aristokratischen Klang hat, oder doch ungefähr in der Nähe einer solchen Straße liegt, als gut und billig in einer Gegend, die jeder Respektable nicht zu kennen affektiren muß, selbst wenn er darin wohnt. Ich wußte, daß man in Paris zu Fuß in eine Gesellschaft gehen kann, ohne auf die letzten 500 Schritt eine Droschke zu nehmen. Man macht in London sonderbare Sachen, z. B. Regenschirme, deren Griff und Futteral sehr elegant, deren Zeug Kattun und deren Stäbe spanisches Rohr; sie dienen nur dazu, bei gutem Wetter spazieren geführt zu werden und kosten, wie ich glaube, eine halbe Krone. In Paris angekommen, ging ich quer durch die Stadt, sah mir die Gegend des Luxembourg an und fand, daß gut darin wohnen sein müsse.

Den andern Morgen — und ein schöner Frühlingsmorgen war es — ging ich in den Garten, ein dickes Reisehandbuch unter dem Arme und den Finger bei Pagina Luxembourg eingeschlagen. Ich war noch nicht von einem Ende zum andern gegangen, als mich eine entschiedene Abneigung überkam, über diesen Ort etwas aus Büchern zu lernen; ich zog den Finger aus dem Buche und habe die betreffende Stelle nie wieder aufgeschlagen. Es ist daher sehr möglich, daß ich nicht alles gesehen und erfahren, und in dem Buche abgestrichen habe. Dafür habe ich aber viel gefunden, was sicher nicht in dem Buche steht und was ich sicher nicht gefunden hätte, wenn ich damit angefangen

hätte, die Eindrücke eines Andern zu lesen. Dafür ist mir der Garten nicht blos Garten gewesen, sondern Guckkasten, Theater, Plaudersalon, Museum, Bibliothek und noch etwas, wofür ich vielleicht den Ausdruck finde, ehe ich dies Blatt zu Ende geschrieben.

Die Geographie des Gartens ist sehr einfach; er hat die Gestalt eines Papierdrachen. Zunächst dem Palast ist ein runder Wasserbehälter, von Rasen- und Blumenstücken umgeben, hier und da mit einer guten Bildsäule. Zu beiden Seiten dieses offenen Parterres liegen dicke Kastanienschonungen. Von der Mitte aus läuft eine breite Allee nach dem Observatorium zu, die Holzleiste des Drachen. Von den äußersten Ecken der Kastanien laufen die beiden Grenzen spitz zusammen nach dem Ende der Allee. Die beiden Dreiecke sind das eine mit einem botanischen Garten, das andere mit einer Baumschule ausgefüllt. Ich glaube, man braucht nicht sehr schnell zu gehen, um die längste Dimension in 10 Minuten zurückzulegen.

Schloß und Garten haben natürlich einmal der Maria von Medicis oder einer ähnlichen Dame gehört; der Rentier interessirte sich dafür nicht, also habe ich nichts davon erfahren. In der großen Revolution hat sich das Volk den Garten aus, um den es bis dahin hatte herumgehen müssen; es war das eine kleine Abschlagszahlung auf die Erstattung der Gemeindeländereien, die in Frankreich wie anderwärts die Ritter ihren Sitzen „annexirt“*) hatten. Und wieviel bei den verschiedenen

---

*) Dieser zartere Ausdruck für Aneignung fremden Gutes ist, soviel ich weiß, zuerst von den Yankees gebraucht worden, als sie sich Texas nahmen, und daher in der englischen Form to annex in die europäische Zeitungssprache übergegangen. Seit der obige Artikel geschrieben, haben die Deutschen mit gewohnter Gründlichkeit bewiesen, daß man von L. Napoleon nicht sagen müsse: er annexirt, sondern: er annectirt — was ihm ziemlich gleichgültig sein wird, wenn die Deutschen ihn nur nicht hindern zu nehmen, was er haben will.

Wiederherstellungen der Ruhe und Ordnung in Paris auch verändert ist: Spaziergänge, auf die es einmal seinen Fuß gesetzt, hat sich das Volk nicht wieder nehmen lassen. Uebrigens gehörte die Baumschule damals noch nicht zu dem Garten; sie diente dem Kloster der Chartreux als Weinberg und blieb als Staatseigenthum dem Publikum verschlossen, als 1792 das Kloster aufgehoben wurde. Erst 1848 spazierte man hinein und ist natürlich nicht wieder hinausgegangen. Ein Theil trägt noch Reben, in einem andern steht ein Wald von hochstämmigen Rosen, der Rest ist ein Irrgarten mit allen ersinnlichen Bäumen, die unter freiem Himmel fortkommen und, obwohl erst vor sieben Jahren gepflanzt, ihre dichten Laubwände schon hier und da über die Wege wölben.

Der Garten wechselt seine Physiognomie von Stunde zu Stunde. Frühmorgens macht er in aller Muße seine Toilette. Gärtnerburschen wässern mit langen Lederschläuchen die Rasenstücke, setzen frische Gewächse in die Marmorvasen, brechen die gelben Blätter aus den Orangen und Granatenbäumen; in den Häusern, deren Fenster nach dem Garten gehen, öffnen sich nach und nach die Läden und Vorhänge, ausgenommen in dem finstern, kasernenartigen Logierhause an der Westseite, wo seit Beginn der Welt Engländer wohnen und bis zum jüngsten Tage wohnen werden; in der Baumschule, eine sichere Freistatt für ihre Nester, sagen sich die Vögel guten Morgen; die Blumenstöcke beschauen sich wohlgefällig in dem Wasserspiegel, die Bäume schütteln leise die Thautropfen von sich und die Sonne wirft hier und da eine Handvoll röthlich gesäumten Lichtes durch den dichten Schatten der Kastanien. Besuch ist wenig da: hin und wieder ein Student, der von Pflanze zu Pflanze geht und wahrscheinlich die Closerie de Lilas unterhaltender findet, als den botanischen Garten, ein Arbeiter, der den Richtweg durch den

Garten nimmt, und eine der in jeder großen Stadt heimischen Gestalten, denen man ansieht, daß sie nichts zu thun und nichts zu leben haben. In der ganzen Welt, soweit ich sie gesehen, ist das Gefieder dieser ruhelosen Wanderer dasselbe; sie tragen einen Hut, der einmal sehr gut gewesen und jetzt sehr schlecht ist, einen Handschuh und Hosen von Nanking. Sie verschönern die Landschaft nicht, aber weil sie so stereotyp sind, gewöhnt man sich daran, sie nicht zu sehen.

Dies Stillleben dauert bis gegen zehn Uhr. Dann wandern durch die sieben Pforten des Gartens Schaaren von Bonnen mit ihren Pflegebefohlenen ein, und man darf sich nicht beschweren, wenn einem ein Ball auf das Buch fällt oder ein Reifen zwischen die Beine läuft. Wer möchte das auch übel nehmen, wenn man ein Pardon Monsieur! dazu bekommt, das man halblaut wiederholt, um den Accent zu erhaschen. Oder man behält den Ball in Pfand, bis die Eigenthümer ihn ausgelöst haben durch Wiederholung des Singsangs, mit dem sie beim Versteckspiel „abzählen". Diese Reimereien sind sehr merkwürdig. Die gelehrte Welt gerieth in beträchtliche Aufregung durch die Entdeckung, daß die Geschichte von dem Bürgermeister, der aus einem Kürbis einen Hasen ausgebrütet, in einer kalmückischen Fabel vorkommt. Die englische Orthodoxie hat einen Beweis für die Einheit des Menschengeschlechtes daraus gemacht: die Geschichte sei in Noahs Kinderstube erzählt worden. Wenn die Reverends sich die Mühe nehmen wollen, einen englischen, einen französischen und einen deutschen Straßenjungen zu einem internationalen Kongreß zu berufen, so werden sie eine Thatsache erfahren, aus der sie einen neuen Beweis und andere Leute und verschiedenes Andere machen können, z. B. eine Satyre auf den Beweis durch den consensus omnium populorum. In den Worten und in den Melodien dieser Reimereien besteht eine

merkwürdige Uebereinstimmung. Manche Melodien sind ganz gleich; die eine:

Maikäfer fliege!
Vater ist im Kriege;
Mutter ist in Pommerland;
Pommerland ist abgebrannt.

habe ich in England und Frankreich gehört. In England giebt es auch einen ähnlichen Text:

Lady-bird fly!
Your house is on fire.
Your childern must roam.

Lady-bird ist der Marienkäfer, von dessen Pünktchen man in Deutschland ablesen will, wieviel Groschen die Metze Grütze kosten wird. Die Texte haben das gemein, daß sie Unsinn enthalten, wie sie jetzt lauten, aber vermuthen lassen, daß sie in ihrer ursprünglichen Fassung einmal einen guten Sinn gehabt haben. Hier sind ein paar aus dem Luxembourg:

Une, deux, trois;
Du bois;
Quatre, cinq, six;
Des cerises.
Le roi vous demande
Pour aller en France,
Pour manger du pain béni
Dans les mains de Jesus Christ.
Pompon d'or,
La plus belle sera dehors.

Ein Stück Reimchronik scheint das gewesen zu sein, aber zu welchen Ereignissen und Verhältnissen, mag der Himmel wissen. Hier ist ein anderes, offenbar von jüngerem Datum:

Belle pomme d'or
De la république.
C'est un roi qui vous fait enfans.

Allons mes amis!
La guerre est finie.
Belle pomme d'or,
De la république.
Belle pomme d'or
Sortira dehors.

Das folgende geht nach einer auch in Deutschland üblichen Melodie:

Une poule sur un mur,
Qui picotte du pain dur.
Picoti, picota.
Leve ta queue et puis t'en va!

Darin ist etwas von Gretchens Waldvögelein, für das Goethe auch wohl einen solchen Kinderreim benutzt hat.

Laub und Blumen, Sonne und Schatten giebt es auch auf andern Spielplätzen; was der Luxembourg voraus hat, das sind die Bildsäulen und die Art, wie sie aufgestellt sind. Ich meine nicht die Königinnen von Frankreich, die im Halbkreise um das Wasserbecken stehen, sondern die Diana Venatrix, den Athleten, die Gruppe von Adam, Eva, Abel und Kain, die beiden Löwen und den Adler mit dem Widder. In England setzt man Bildsäulen, weil es Mode ist, weil man über einen leeren Platz zu verfügen oder weil ein Bildhauer Lust, etwas zu verdienen und den erforderlichen Einfluß hat, sich die Gelegenheit zu verschaffen. In Frankreich begreift man die Bedeutung der Skulptur, wie die Griechen sie begriffen. In London, darüber sind auch die sachverständigen Engländer einig, giebt es kaum eine öffentliche Bildsäule, die irgend eine Beziehung zu dem Schönheitssinn hätte. Ich glaube nicht, daß je ein anderer Mensch vor diesen grün angelaufenen Georgs mit ihren Zöpfen stehen geblieben ist, als ein Fremder und Thomas Carlyle, jener um über sein Reisehandbuch zu brummen, das ihn dazu ver-

leitet, dieser nun ein donnerndes und wetterndes Pamphlet gegen das „bronzene Gesindel" loszulassen. In andern Ländern hat man schöne Statuen; aber überall, wo ich gewesen, stellt man sie in der Regel, wie in England immer, am unrechten Orte auf. Ich weiß, was sich für Museen sagen läßt; aber wenn man nicht reich genug ist, wie in Paris, die Gallerien und die Gärten zu füllen, so sollte man Statuen dahin stellen, wo sie die meiste Wirkung haben, und das ist in die Gärten. Wo das Klima zu rauh für den Marmor, könnte man sie ja im Winter unter Dach bringen, wie die Orangen. Wo stehen in London die Bildsäulen? In der Mitte eines weiten Square's, der dem Publikum verschlossen; auf einem Thorwege, wie der Herzog von Wellington; auf himmelhohen Säulen, wie Nelson und der Herzog von York; oder an Punkten, wo man nicht eine Minute betrachtend verweilen kann ohne die augenscheinliche Gefahr gerädert zu werden; so Karl I. auf Charingcroß, so der kürzlich aufgestellte Peel am Eingange von Cheapside. Wieweit — aber alle kunstrichtenden Reisenden müssen die Frage Hand aufs Herz beantworten — wieweit reicht der bildende Einfluß der Museen? wieviel Bewohner der Stadt gehen in ihre Museen und wie oft? Es ist nicht viel anders mit den Bildsäulen, die in Kirchen, wie die Thorwaldsen'schen Apostel, oder auf Plätzen stehen, an denen der hastige Verkehr sich vorüberdrängt. Erholungsörter, Gärten sind der rechte Platz. Man muß die Bildsäulen nicht zu suchen brauchen; sie müssen sich zu uns finden; wenn wir in der Stimmung sind sie zu genießen, wenn wir eben nichts vorhaben, als uns im grünen Schatten oder im behaglichen Sonnenschein auf dem Stuhle zu schaukeln, ohne Katalog, selbst ohne das Interesse zu wissen, welchen Namen das Standbild trägt. Und darum ist Paris eine so glorreiche Stadt. Man mag zehnmal im Palais Royal mit andern Dingen beschäftigt gewesen sein; endlich kommt man doch einmal dem

Apoll von Belvedere gegenüber zu sitzen und ist in der Laune, sich von ihm anreden zu lassen. So im Tuileriengarten, so im Luxembourg.

Wie fest die ersten Bildwerke sitzen, die man in der Kindheit gesehen, dessen wird man sich nur in besonderen Anlässen und daher vielleicht erst nach langen Jahren bewußt. Es ist keine gleichgültige Sache für die Kunst, die Industrie, den Volkscharakter, ob die Kinder ihre Spiele treiben um einen Apollo her oder im Schatten des hölzernen Hochländers mit zinnoberrothen Beinen, der vor den Londoner Tabacksläden Wache hält. Kunst- und Zeichenschulen können viel thun, aber nicht alles gutmachen, was einmal verdorben oder versäumt. Man muß die Klugheit des katholischen Klerus anerkennen, der die Verehrung der Antike ruhig gewähren läßt, wohl wissend, daß auch für seine Bilder etwas dabei abfällt. Wie anders der englische Klerus mit seinen theils gedankenlosen, theils geheuchelten Traditionen des Puritanerthums. Ich sage geheuchelten, denn wenn noch ein Funke von Leben, Ernst und Wahrheit darin wäre, so müßte das Puritanerthum ja auch in die Politik durchschlagen; und man verlasse sich darauf, sobald sich das leiseste Anzeichen davon zeigte, so würden die Reverends die ersten sein, nicht gerade der Freude am Schönen, aber jeder Zügellosigkeit Thür und Thor zu öffnen.

In dem garstigen Gezänk, das seit einiger Zeit jährlich im Parlamente darüber aufgeführt wird, ob die Kunstsammlungen Sonntags zu öffnen, wird anstandshalber von allen Seiten so gethan, als ob es sich nur um die Arbeiter handle. Aber das britische Museum ist nur während der allgemeinen Geschäftsstunden geöffnet, und wenn ich aus meinen eignen Beobachtungen einen Schluß auf das Ganze machen kann, so giebt es in London Tausende und Tausende von Geschäftsleuten, die sich seit zehn Jahren vorgenommen haben, einmal einen Tag nicht nach der Börse oder nach der „Lane“, sondern in das Museum zu

gehen, noch zehn Jahre denselben guten Vorsatz hegen und ihn nicht eher ausführen werden, als bis sie sich als Rentiers zurückgezogen und bereits vor ihrem Ruhesitz ein paar Säulen von fettdurchwachsenem Roastbeaf oder einen Löwen von Pfeffer und Salz mit hochgekämmter Tolle aufgestellt haben. Und wie mit der Kunst, so mit der Politik. Im Frühjahr stand ich in London Tavern Gevatter bei der Einweihung der „Administrative Reform Association". Ich schrieb an Ort und Stelle meine Eindrücke nieder; aber bevor ich den Brief aufgab, strich ich die Hälfte weg. Die Stifter waren jeder 100,000 Pfd. Sterling „werth", wie man sich in England ausdrückt; und wozu sollte ich mir noch einmal von der Staatsmännerei sagen lassen, ungünstige Urtheile über England entsprängen aus dem Neide, den der deutsche Schriftsteller in England beim Anblick alle des Reichthums empfände. Aber ich erinnere mich wohl, was ich dachte, als ein Redner nach dem andern versicherte, er habe sich bisher nie um die öffentlichen Angelegenheiten bekümmert, und die Agitation, die man beginne, solle sich durchaus nicht mit der Verfassung im Ganzen, sondern nur mit der Anstellung der Beamten beschäftigen. Bravo! bravo! rief die Versammlung. Bruchstück von Menschen! dachte ich. Nach einem kurzen Sommer ist der Verein von seinen besten Freunden als nicht lebensfähig aufgegeben! und vor wenig Tagen schrieb die „Times": „Trotz unserer individuellen Tüchtigkeit, trotz unseres ungemessenen Reichthums fehlt es uns irgendwo an dem Zusammenwirken; und wenn wir den Fehler nicht finden und verbessern, laufen wir Gefahr zu einer Macht zweiten Ranges hinab zu sinken."

Während die Phantasie sich nach London Tavern verlaufen, hat sich unter den Kastanien eine andere Bevölkerung eingefunden, Pariserinnen. Ich muß mich der guten Damen annehmen, obgleich ich keinen Dank haben werde, weder von ihnen, denn sie werden nicht lesen, was ich schreibe, noch von dem Leser, der

schon genug über die Pariserinnen gelesen hat, noch von der Leserin, der ich eine Folie zerstören will. Ich will sie nicht verherrlichen, nicht einmal ihre Naturgeschichte schreiben, denn dazu weiß ich viel zu wenig von ihnen; ich will nur behaupten, daß man ihnen im Auslande und namentlich in Deutschland Unrecht thut. In den Schriften über Paris, die ich durchblätterte, traten fast ausschließlich zwei Species von Pariserinnen auf, die Salondame, in der Regel ein Phantasiebild, denn sie läßt sich gar nicht so leicht ankommen, und die Lorette. Gegen die Schilderung der letztern habe ich nichts einzuwenden; aber ich finde es unbillig, nach ihnen beiden die Pariser Frauen überhaupt zu beurtheilen, jede Pariserin entweder für das eine oder für das andere oder für eine Mischung von beiden zu halten. Und doch geschieht das und namentlich in Deutschland; ich habe zu viel einzelne Beobachtungen darüber gemacht, als daß ich nicht berechtigt wäre, auf das Ganze zu schließen.

Die Pariserinnen, die sich mit Strickzeug und Häkelwerk oder mit einem Buche entweder als einzelne Eremiten oder in plaudernden Gruppen unter den Bäumen ansiedeln, sind weder Salondamen, denn die haben ihre eignen Parks, noch Grisetten, denn die sitzen in ihrem Atelier, noch Loretten, denn die schlafen noch. Es sind Frauen der Mittelstände, von denen man wenig liest und hört. Ich will es nicht geltend machen, daß das ein gutes Zeichen sei. Ich dürfte das bekannte deutsche Sprüchwort nur dann für sie anwenden, wenn der Fremde gute Gelegenheit hätte, sie zu beobachten; die hat er aber eben nicht. Der Ball Mabil, der Weingarten des Chateau de Fleurs, die Grande Chaumière, die Closerie des Lilas, die Jolie Asnières, das seltener beschriebene Chateau Rouge, wo man Damen mit einer eigenen Equipage und einem geliehenen Kinde zum Diner vorfahren sieht, stehen dem Fremden offen und sind mehr für ihn als für den Einheimischen. Wer sich zu literarischen Zwecken

hier aufhält, findet mit Leichtigkeit Zugang zu entsprechenden Zirkeln. Etwas schwieriger, aber nicht viel, ist es, den Salon einer modernen Aspasia zu sehen, die 100,000 Franken jährlich ausgiebt, also doch wahrscheinlich auch einnimmt. Das Familienleben der Mittelstände ist viel weniger zugänglich, auch wenn ein vorübergehender Aufenthalt und Vergnügen, Studien oder Geschäfte die Zeit dazu ließen. Ich kenne hier Deutsche, die mich versichern, daß sie häufig in acht Tagen nicht ein Wort Französisch sprechen. Gleichwohl werden sie ihre Ansicht über die Pariser Zustände haben und dereinst als gereiste Leute mit Autorität verbreiten.

Welches Recht hat man nun gerade in Paris, nach zwei Classen alle zu beurtheilen? In der Weise, wie man die Pariserin, mehr noch in der so ganz verschiedenen Weise, wie man die Londonerin ansieht oder sich vorstellt, steckt viel alte Tradition, die früher einmal wahr gewesen sein mag, aber heute, wenn nicht falsch, doch gedankenlos ist, steckt, unbewußt allerdings, die englische Respektabilität, deren Grenze gegen die Heuchelei schwer zu bestimmen ist. Jeder Mensch in Europa, der einmal auf eine Leihbibliothek abonnirt gewesen ist, kennt die Pariser Tanzlocale in- und auswendig. Weshalb hört man von den Londonern nichts? Etwa weil es keine giebt? Allerdings kann Jemand dreißig Jahre lang „Times“, „Chronicle“, Daily News“, „Herald“, Post“ mit „Preß“ und Athenäum“ dazu gewissenhaft studiren und alle englischen Romane, die in's Ausland kommen, obenein, ohne je etwas von solchen zu erfahren, ausgenommen vielleicht eine Anzeige, die er nicht versteht. Aber wodurch unterscheiden sich Cremorne Gardens, Piccadilly Saloon, Argyl Rooms, Casino de Venise und Eagle von den Pariser Localen? Ich habe nur zwei Unterschiede gefunden: die Herren tanzen steifer und die Damen sind hübscher und brutaler. Die demi-monde ist auf's Gründlichste beschrieben; aber wer

weiß von gewissen niedlichen Straßen in der Nähe von Westminster, wo die Gesetzgeber ihre verschiedenen Damen „under protection" untergebracht haben, ein sehr ehrenwerther Baronet, der in den Ferien den Arbeitern Vorlesungen über Moral hält, deren gerade sieben, wie man sagt? Wer wird je die Geschichte von Curzon Street, Mayfair schreiben, oder das gemüthliche Rendezvous von Diplomaten schildern, etwas verwaist seit achtzehn Monaten, oben unweit Belvedere? Es besteht in England das stillschweigende Abkommen, über alle die Dinge nicht zu sprechen. Der Fremde, der unvorsichtig genug ist, von der frail sisterhood, deren unterste Classen die Straßen bedecken und deren Gesammtzahl auf 80,000 angeschlagen wird, ein Wort zu sagen, wird erleben, daß man ihm mit dem ernstesten Gesichte von der Welt sagt, diese Damen seien alle Französinnen, Deutsche und Irländerinnen. Die Engländerin „umgürtet sich mit dem ganzen Stolze ihres Albion" und thut so etwas nicht. Die „Times" schlägt alle Vierteljahr einmal mit der Faust auf den Tisch und sagt: „Wir sind das moralische Volk," und entzückt übersetzen es die Anglomanen in alle Zungen Europas. „Nirgends ist das eheliche Verhältniß so rein!" schreibt die „Times". Nirgends! nirgends! antwortet mit Hochgefühl das liberale Echo. Und dabei enthalten die kleingedruckten und darum im Auslande wenig gelesenen Gerichtsverhandlungen ein über das anderemal die schönsten Romane à la Crebillon. Der Fremde wird schnell von diesem Wesen soweit angesteckt, daß er nicht über Cremorne Gardens schreibt.

Man braucht nur einen Tag mit offenen Augen durch die Straßen zu gehen, um zu sehen, daß denn doch nicht jede Pariserin ihre Zeit damit hinbringt, vor dem Spiegel zu stehen und Liebesbriefe zu schreiben. Um 9 Uhr Morgens sitzt Madame, sauber angezogen, im Comtoir und um 8 Uhr Abends macht sie Casse; daß sie zum Essen zum Restaurant geht, ist Oekono-

mie; und daß sie nach dem Schluß des Geschäftes gern in's Theater geht und, falls der Gemahl eine Partie Domino vorzieht oder gar zu langweilig ist, mit einem Andern, kann man ihr nicht verdenken. Wenn man den Tag über abwechselnd in die Läden und in die Kaffeehäuser sieht, so möchte man einen großen Theil der Männer in Paris für Drohnen halten. Ich habe einige Gelegenheit gehabt, das häusliche Leben der Mittelklassen zu sehen und habe dabei den Eindruck des Aeußerlichen bestätigt gefunden. Die Pariserin dieser Stände ist sehr thätig, unendlich thätiger als die entsprechende Engländerin, die den Ehestand als den Zustand des Nichtsthuns betrachtet und zwischen Frühstück und Mittag mit Handschuhen und einem Roman vor dem Kamine sitzt. Die Pariserin macht weniger Ansprüche als die Kleinstädterin in manchem Lande, namentlich, wie man mich versichert, in Frankreich. Sie spielt nicht Karten und sie trinkt nicht brandy and water. Einige Stunden Plauderns am Abend, das sie vortrefflich zu treiben versteht und am liebsten mit Männern treibt, ist ihr eine genügende Zerstreuung. Oder sie geht Morgens mit ihrem Strickzeug in den Luxembourg. Ich habe in fünf Jahren nie eine Engländerin stricken sehen; und vollends in einem Square oder Park stricken? — shocking!

In den Nachmittagsstunden ändert sich die Physiognomie des Gartens nicht, wenn auch die Personen wechseln; aber mit sinkender Sonne beginnt ein neues Leben. Es erscheinen eigentliche Spaziergänger, Leute, denen man ansieht, daß sie den Tag über gesessen haben und daß ihnen Bewegung ein Bedürfniß ist. Die Stühle werden leer; wenn nicht von einem Bekannten angerufen und flott gemacht, wird man von dem Strome mit fortgerissen. Nach einigen Tagen kennt man in den schlendernden, plaudernden Gruppen, eine Menge von Figuren, die sich immer einstellen, regelmäßig wie die Gestirne. Es sind die Kleinstädter, die cockneys, des lateinischen Viertels, Leute, die seit zehn,

zwanzig, dreißig Jahren in dem Viertel wohnen, einen Besuch in einem andern Stadttheil wie eine Reise betrachten, die mit Bedenken, ja mit Widerwillen zu unternehmen, und das übrige Paris beinahe so ansehen, wie der Chinese die Welt, die außerhalb des Reiches der Mitte liegt. Ich habe von solchen Zoophyten merkwürdige Exemplare kennen gelernt und unglaubliche Geschichten erfahren. Es giebt in Paris Leute, die Menschenalter lang jeden Abend ihren Spaziergang rund um das Odeon machen. Ich kenne Jemanden, der seit 1815 nicht auf dem Montmartre gewesen ist; dabei ist sein Lieblingsthema die Verschmelzung der Völker durch Eisenbahnen und Telegraphen.

Ich hatte mit einer solchen Gesellschaft Bekanntschaft gemacht, die zwar nicht in das Quartier gebannt war, aber keinen Abend im Luxembourg fehlte. Der Eine hatte fast alle Feldzüge Napoleons als Militairarzt mitgemacht, damals wahrscheinlich sechs Fuß hoch, jetzt etwas gebückt, aber in seinem 84. Jahre körperlich und geistig noch so frisch, daß er jeden Vormittag einen weiten Spaziergang machte, um die Bauten zu inspiciren, wie er es nannte, und von den Ländern, die er in seinem unruhigen Leben gesehen, eben so bestimmte Erinnerungen bewahrte, wie von den lateinischen Classikern, die er in seiner Jugend gelesen.

„Wo sind Sie her?“ fragte er mich. Ich nannte ihm die Provinz. „Die kenne ich. Da liegt die Stadt —“, der Name auf französisch ausgesprochen, übrigens aber ganz richtig, „und die und die.“ Als ich ihm bemerkt, daß ich den einen Ort, den er genannt, sehr genau kenne, gab er mir eine Beschreibung der Lage, wie ich sie nicht besser hätte machen können. Wenn nicht mit einem lateinischen Citat, so schloß er seine Reden mit einem militairischen Fluche, in der Regel; „tausend Bajonette“, und bei besonderen Veranlassungen „tausend Petarden“. Je älter er wurde, desto frischer wurden, wie er sagte, seine

Jugenderinnerungen von 1789, und seine Freunde neckten ihn damit, daß er im hundertsten Jahre ganz roth sein werde. Weil das Lesen ihm beschwerlich fiel, las er seit zwanzig Jahren nichts mehr als den „Moniteur", aber was durch diese merkwürdige Chronik gegangen, das wußte er auf ein Haar, und ich bin manchesmal erstaunt gewesen, wieviel er mit Hülfe eines durchdringenden gesunden Menschenverstandes aus diesem Material gemacht, das jedesmal in der Gegenwart so mager erscheint. Wie in der Regel die sehr alten Herren in den Mittelständen, nannte man ihn nicht Monsieur, sondern Père, Père Flammette will ich sagen.

Den zweiten will ich den Epicier nennen, obgleich er eigentlich kein Gewürzkrämer ist und die Bezeichnung sehr übel nehmen würde.. Er ist erstens liberal und zweitens gemäßigt. Aus diesen beiden Eigenschaften, die er seinen Zuhörern in Erinnerung zu bringen keine Gelegenheit versäumt, ergiebt sich seine Politik; sie besteht darin „nach beiden Seiten Front zu machen", z. B. gegen die Demokratie und gegen den Absolutismus, und er veranschaulicht diese Haltung sehr glücklich, indem er jede Hand in eine Hosentasche steckt und mit den Ellenbogen eine entsprechende Geste macht. Wenn er vor der Hand keine Früchte dieser Politik aufzuweisen hat, so tröstet er sich damit: „Es wird Alles besser werden." Seine Freunde moquiren sich viel über ihn, aber stets mit dem Refrain, der überhaupt in Paris bei solchen Gelegenheiten üblich ist: „Du reste, c'est un brave homme", und ich habe gar keinen Zweifel, daß das richtig ist. Böse kann man ihn nur machen, indem man gewisse Vorstellungen angreift oder gar lächerlich macht, an die er sein Herz gehängt. Ich brauche nicht zu sagen, daß das Vorstellungen sind, die er nicht, die kein Mensch vertheidigen kann.

Der Dritte, den ich schon als den Rentier erwähnt habe, ist ein Republikaner der jüngeren Generation, die von der Re-

stauration datirt. Er hat zum Sturze Karls X. und Louis Philipps mitgeholfen und ist unter der Republik, d. h. unter der Herrschaft der Burggraven, der Herren Guizot, Thiers, Odillon Barrot und Montalembert, als übelgesinnt seines Amtes entsetzt worden. Er hat einen Augenblick daran gedacht, unter der gegenwärtigen Regierung Dienste zu nehmen, um sich an der Sippschaft zu rächen, wie er diese ausgezeichnete Personen im Zorne nennt, sich aber zuletzt entschlossen, den Abend seines Lebens den Studien zu widmen, mit denen er hätte anfangen sollen, wie er achselzuckend bemerkt. Er hat sich von keinem der Ziele losgesagt, für die er einst gearbeitet; aber die Erinnerung an die Werkzeuge, denen er vertraut, versetzt ihn in eine bacchantische Wuth gegen sich selbst.

Eine kleine Enkelin des Père Flammette war in der Regel die vierte, und ich selbst sehr oft die fünfte Person; und ich wünsche in jedem fremden Lande eine solche Schule von Peripatetikern zu finden. Mit dem Ausdruck Schule will ich nicht sagen, daß sie irgend etwas gemein gehabt hätten, im Gegentheil, sie stammten aus den entgegengesetzten Ecken Frankreichs, sie hatten die verschiedensten Lebensschicksale gehabt und waren in ihren Richtungen so unähnlich, wie drei Menschen nur sein können.

Die Unterhaltung nahm fast jedesmal einen botanischen Anfang; der Rentier, wohlbewandert in Pflanzenkunde, Garten- und Ackerbau, mußte nothwendig „unsere“ Rosen und Weinstöcke in Augenschein nehmen. Dabei ritt er jedesmal sein Steckenpferd vor, Actiengesellschaften zur Betreibung der Landwirthschaft, und endete jedesmal damit, daß Frankreich die doppelte Masse Korn bringen könne und daß die Landwirthe im Allgemeinen imbécilles seien. Dann kam das Gespräch auf die politischen Neuigkeiten und zwar immer durch den Epicier, der sehr darauf

hielt, seine Zeitung zu lesen oder, wenn er das versäumt, sich den Inhalt erzählen zu lassen.

Die Königin Victoria war in Paris, und wo man ging und stand hörte man um sich her die w's und die th's. „Glückliches Land," seufzte der Epicier, „wo keine zwei Menschen ein Glas Wein trinken, ohne stehend, mit entblößtem Haupte die Gesundheit des Souverains auszubringen, wo —"

„Das könnt Ihr ja hier auch. Wer wehrt Euch denn das?" fragte der Alte.

„Lassen Sie mich doch vollenden," fuhr der Epicier mit Sanftmuth fort, „und wo der Souverain einen Höhern über sich hat, den Lordmayor. Ich habe ihn selbst gesehen vor vier Jahren, und ohne seine Erlaubniß darf die Königin nicht in die City. Diese Vereinigung von Freiheit und Ehrfurcht ist so wohlthuend. Der angestammten Tugend des Gehorsams verdankt England seine Größe."

„Meinen Sie, daß die Königin dem Lordmayor gehorsam ist?" fragte die Alte.

„Ja! wenn Sie die Sache auf die Spitze treiben wollen; obwohl ich Ihnen bemerken muß, daß das nicht constitutionell ist. Man spricht in England von den Schranken der Gewalten nicht, man respectirt sie schweigend. Haben Sie je gehört, daß das Unterhaus die Steuern verweigert hat? Es ist nicht constitutionell, den Fall zu discutiren, daß eine Gewalt ihre Schranken übertreten könnte; denn die constitutionelle Regierung beruht enfin auf Vertrauen, mein Theuerster; vergessen Sie das nicht. Und das ist eben die Glorie der englischen Verfassung, daß der König kein Unrecht thun kann. Das ist der Fundamentalsatz."

„Soll das heißen: Alles, was der König thut, ist Recht?" fragte Père Flammette.

„Sie fangen an zu spintisiren," versetzte der Gefragte und begann ungeduldig mit dem einen Ellenbogen zu gesticuliren, „wozu

das? wir wissen ja, daß Sie kein Vertrauen haben; und darum fehlt Ihnen das Verständniß. Sie sind ein Mann der Extreme, und glauben Sie mir, wir werden zu nichts kommen, wenn wir nicht alle anfangen, nach beiden Seiten Front zu machen. Es mag theoretisch auch in der englischen Verfassung Widersprüche geben, aber wozu sie hervorzerren? Man muß über gewisse Dinge nicht sprechen."

„Ich bin ganz erstaunt," sagte der Rentier, „in Ihnen einen Schüler Maistre's zu finden."

„Maistre's, des Absolutisten? Daß ich nicht wüßte. Ich habe ihn nie gelesen; ich lese Guizot und ich habe eine Uebersetzung von de Lolme, beste Quelle über die englische Verfassung."

„Maistre's Lehre mag durch verschiedene Canäle gegangen sein, ehe sie in Ihren Kopf einfiltrirt ist, das geht oft so; aber er ist es, der gesagt hat: das innerste Wesen einer Regierung ist ein Geheimniß, das zu enthüllen bei Strafe der Revolution untersagt ist. Doch ich kann Sie mit Ihrem Lordmayor nicht so davon kommen lassen. Was man hier in Frankreich von dem Mann glaubt, das sind die abgeschmacktesten Mißverständnisse. Ich habe mich bemüht, mir seine Stellung klar zu machen, und ich kann Ihnen sagen —"

Der Epicier fühlte sich in einem empfindlichen Punkte bedroht und fing an, mit dem zweiten Ellenbogen zu gestikuliren. „Nehmen Sie es mir nicht übel," sagte er, „aber Sie sind verbittert. Und wenn ich mir nun Illusionen über England mache — ich kann nicht behaupten, daß ich große Studien gemacht habe, ich bin kein Gelehrter, ich bin Industrieller, ich erfülle meine socialen Pflichten; ich habe nicht so viel Zeit wie Sie — wenn ich mir nun Illusionen mache, was brauchen Sie mir dieselben zu zerstören? Zerstöre ich Ihre Illusionen? Mache ich Ihre Actiengesellschaft lächerlich? Wenn ich Sie nicht besser

kennte, möchte ich von Ihrem Charakter schlecht denken. Und dann muß ich Ihnen ehrlich sagen, Ihre Weise zu raisonniren, hat etwas anmaßliches. Sie sind doch nur ein Privatmann, und Sie urtheilen so über eine Person wie den Lordmayor und über ein Reich wie England, und Sie setzen sich so gegen die öffentliche Meinung, die, ich darf es sagen, ganz auf meiner Seite ist."

„Ein Knäul," sagte der Rentier, „ist schneller verfitzt als wieder aufgewickelt, und die Rede, die Sie eben gehalten haben, ist ein verfitzter Knäul. Sie rühren Alles durcheinander, Sie haben nicht einen richtigen Schluß gemacht. Wenn Sie über irgend einen andern Gegenstand, z. B. über Ihr Geschäft so raisonnirten, so würden Sie sich selbst Maulschellen geben. Aber ich will einen Zipfel aufheben. Sie kommen mir mit der Meinung und ich habe Ihnen nur ein paar Thatsachen —"

„Das ist es eben, das ist es eben," sagte der Andere beruhigter, weil das Gespräch von dem Lordmayor auf die öffentliche Meinung abglitt, auf der er sich wie Antäus unüberwindlich fühlte. „Das ist es eben! Was kommt darauf an, ob man sich in dieser oder jener einzelnen Thatsache irrt? Auf das Ensemble der Thatsachen kommt es an, auf ihre Zusammenfassung und Gliederung, wie sie sich in der öffentlichen Meinung vollzieht. Wir haben doch nichts Höheres; sie ist die allgemeine Vernunft. Und in ihr ist auch das Element, das ich, ich bedaure es sagen zu müssen, bei Ihnen ganz vermisse, das Gemüth, die Begeisterung, der Schwung, enfin die Humanität. Ich will Ihnen einen schönen Satz citiren:

„**La sublime raison ne se soutient que par la même vigueur de l'ame qui fait les grandes passions.**"

„**Sacrrr....**" sagte der Rentier, „thut er mir auch das noch an, den Rousseau zu blasphemiren."

„Ah, Sie haben geflucht!“ rief die Kleine; „Sie müssen mir zur Strafe einen Sou geben.“

„Und wozu willst du denn den Sou?“ fragte ich.

„Chinesen zu kaufen,“ antwortete sie. „Ich werde Ihnen erzählen, wie einfältig ich noch voriges Jahr gewesen bin. Eh bien! Sie kennen die Sainte Enfance. — Nein? — n'importe. Also wir Kinder in der Schule, in allen Schulen in Paris, wir geben monatlich einen Sou, und mit dem Gelde werden Chinesen gekauft, Chinois. Nun war ich anfangs so einfältig zu glauben, daß von chinois von Mutter Moreau (eingemachten grünen Pomeranzen) die Rede sei. Aber jetzt weiß ich es besser, denn ich habe das Loos gezogen und bin Pathe von drei Chinesen geworden.“

„Das ist ja eine Geschichte aus Tausend und einer Nacht,“ sagte ich. „Du bist durch das Loos Pathe von drei Chinesen geworden; wie hängt das zusammen?“

„Sehen Sie, wenn die Chinesen zu viel Kinder haben, so verkaufen sie einige. Die Väter Missionaire kaufen die Kinder mit dem Gelde, das wir ihnen schicken, und taufen sie; und da wir nicht Alle Pathen sein können, so wird eine Lotterie gemacht.“

„Ihr steht wohl durch den Telegraphen Gevatter?“ lachte der Epicier. „Diese Anwendung der großen Erfindung bewundere ich gerade nicht. Uebrigens ist es doch eine herrliche Sache um den blitzschnellen Gedankenaustausch; die Welt ist zusammengerückt und alles wird im Augenblick Gemeingut. Haben Sie in Deutschland auch schon Telegraphen?“ wandte er sich an mich.

Ich bejahte und dachte daran, daß vor langen Jahren mich einmal eine Dame in Berlin zweifelnd gefragt hatte, ob man in der Provinz auch verstände, das Tuch zu dekatiren.

„Was Ihr da gesagt habt, ist eine Phrase, die nicht einmal halb wahr ist," sagte der Alte kopfschüttelnd.

„Fangt Ihr auch an, Père Flammette?" fragte der Epicier.

„Ja," war die Antwort, „und ich werde bald mit Euch fertig sein. Ich habe heute früh Euer Jüngstes gesehen, eingeschnürt in das Wickelzeug, auswendig wie ein Offizier von vor 1789 und inwendig, wenn Ihr's nicht übel nehmt, sehr schmutzig. Haltet Ihr diese Behandlungsweise für zuträglich?"

„Gott bewahre! Ich habe mich immer darüber geärgert, immer dagegen geeifert. Die Kleinen können die Glieder nicht bewegen, der Umlauf des Blutes und der Säfte überhaupt ist gehemmt, und die Schmutzerei ist greulich. Ich habe immer gehofft, daß durch die neuere Heilwissenschaft eine weitere Entwickelung des Wickelzeuges, im Sinne einer näheren Beschränkung desselben, sich anbahnen zu wollen scheinen dürfte; aber bis jetzt —"

„Das habe ich nicht recht verstanden," unterbrach Père Flammette, „aber ich glaube, Ihr wollt sagen, Ihr habt gehofft, daß die Aerzte das Wickelzeug abschaffen würden. Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren. Warum habt Ihr's nicht selbst abgeschafft? Ich will Euch eine andere Methode sagen. Im Departement der Sarthe legt man seit unvordenklichen Zeiten die Kinder nackt in einen Kasten, der halb mit Kleie gefüllt ist, und eine wollene Decke über sie. Die Kleie wird drei oder vier Mal täglich erneuert, soweit es nöthig; die Kinder sind immer blank und rein wie aus dem Ei geschält und können sich mit den Beinen in die Kleie hineinstrampeln, so viel sie wollen. Des Nachts oder wenn es kalt ist, setzt man den Kasten auf eine Wärmflasche."

„Das scheint mir außerordentlich zweckmäßig," sagte der Epicier, „und mich wundert nur, daß ich nie davon gehört; denn

ich bin aus der Normandie zu Hause, keine halbe Stunde von dem Departement der Sarthe."

„Weiß ich wohl, weiß ich wohl," sagte der Alte, „und darum habe ich eben dies Beispiel gewählt. Telegraphen und Eisenbahnen und Dampfpressen sind herrliche Erfindungen; haltet Ihr mich für so einfältig, daß ich das nicht begreife? Aber sie werden nie den Leuten die Augen öffnen, die gegen das Nächste und das Einfache blind sind; im Gegentheil, bei solchen Leuten befördern sie die Gewohnheit, ins Weite zu starren und über einen Strohhalm zu fallen."

„Die Sache scheint mir ganz vortrefflich," fuhr der Andere fort, ohne auf die Betrachtungen über die Presse einzugehen, „ganz vortrefflich für Privathäuser und besonders für die crèches (Asyle für Kinder unter einem Jahre), mit deren Anlegung man sich gegenwärtig beschäftigt; und wenn ich Unrecht habe, die Methode nicht zu kennen, so habt Ihr Unrecht, sie nicht bekannt zu machen, an die Journale zu schreiben, eine kleine Broschüre zu veröffentlichen."

„Tausend Bayonette!" eiferte der Alte, „es ist alles verloren an diesen löschpapiernen Geschlecht. Nicht eine Zeile werde ich schreiben. Jetzt habe ich wenigstens Einen bekehrt; ich hoffe, Ihr werdet morgen gleich einen Scheffel Kleie kommen lassen. Und Ihr bekehrt wieder einen und so weiter. Durch die Presse würde ich nicht Einen gewinnen; wenn man will, daß eine Sache vergessen werde, so muß man sie drucken lassen."

„Lieber Nachbar," sagte der Epicier, „Sie mögen reden was Sie wollen, Gutenberg war doch ein großer Mann, und Sie werden mir den Glauben an den Fortschritt nicht rauben."

„Tausend Petarden!" fluchte der Alte; „es ist wahrhaftig, als ob Ihr kein Französisch mehr verständet. Wer hat denn nun heute mehr genützt, ich mit meiner Kleie oder Ihr mit Eurem blitzschnellen Gemeingut? Hol' Euch der Teufel."

„Das ist eine vortreffliche Geschichte mit der Kleie", bemerkte der Rentier. „Wir müssen noch etwas daraus machen, wir müssen versuchen, dem Nachbar begreiflich zu machen, was wir wollen. Es kann nicht eher besser werden, wir werden nicht eher eine Gelegenheit zu Veränderungen, die sich wieder finden wird, benutzen können, ehe nicht —"

„Fermer! fermer!" riefen mit Stentorstimmen die Wachen aus den Ecken des Gartens. Es war neun Uhr.

„O wie abscheulich, gerade jetzt den Garten zu räumen, nun der Mond eben aufgeht," seufzte die Kleine. „Das muß auch noch abgeschafft werden, wenn wir wieder Revolution haben."

5. Die Katakomben.

Die Katakomben sind wahrscheinlich in neuerer Zeit weniger häufig beschrieben worden als andere Sehenswürdigkeiten von Paris, da man nur mit großen Schwierigkeiten Eintritt erhält. Früher war es leichter, und ich weiß nicht, weswegen die Einschränkung angeordnet ist. Der gewöhnlich angegebene Grund, daß man Unglücksfälle befürchte, scheint mir nicht triftig, seitdem ich an Ort und Stelle gewesen. Die Einen wollen wissen, daß die Geistlichkeit gegen den zu häufigen Besuch dieser Grabstätten sei, die Andern, daß seit der Befestigung von Paris militairische Gründe entgegenstünden. Ich besann mich nicht, die Messe in St. Roch aufzugeben, um eine Gelegenheit zum Besuch der Katakomben zu benutzen. Wo könnte man das Todtenfest geeigneter begehen?

Der Wind zerriß den schweren Regenschleier, der von früh über der Erde gehangen hatte, während die Gesellschaft sich an der Barrière d'Enfer versammelte, ein Stück frisches Blau

gesellte sich zu dem Schwefelgelb des Weinlaubs und dem brennenden Roth des Ahorn. Mit dem Eindruck der drei Grundfarben und des Sonnenscheins dazu, also mit dem reichsten Lichteffekt, auf der Netzhaut, betraten wir die Wendeltreppe, je der zweite Mann mit einem brennenden Lichte versehen.

Paris steht bekanntlich auf einem Becken, das um deswillen sehr merkwürdig ist, weil die Reste von Wasserthieren bezeugen, daß zu drei verschiedenen Malen, durch unermeßliche Zeiträume getrennt, das Meer den Boden bespült hat. Der Schacht von 90 Stufen, den man hinabsteigt, ist durch die obersten Schichten getrieben bis auf den prächtigen Baustein, aus dem Paris gebaut ist und der den Boden des Beckens bildet. Man weiß nicht, seit wie lange die Steinbrüche benutzt sind. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts scheint sich kein Mensch um sie bekümmert zu haben, außer den Steinbrechern, weder die Eigenthümer der Erdoberfläche, um ihr Recht zu wahren, noch die Behörden der Stadt, um für die öffentliche Sicherheit zu sorgen. Eine Reihe von Unglücksfällen, das Versinken von ganzen Häusern im südlichen Theile der Stadt, zwang endlich die Regierung im Jahre 1776, eine Besichtigung vornehmen zu lassen, bei der sich ergab, daß „die auf dem linken Ufer der Seine gelegenen Quartiere von Paris auf dem Punkte ständen, in ungeheure Abgründe zu versinken, und daß die Gefahr um so größer, als sie gleichzeitig auf allen Punkten drohe.“ Der nächste Schritt war eine Vermessung und Kartirung der Gänge und Höhlen, die mit großer Sorgfalt ausgeführt, aber nie veröffentlicht worden ist. Die Länge der Stollen innerhalb der Barrieren beträgt 44 Kilom., etwa 12 Wegstunden. Sobald man sich orientirt hatte, begannen die Arbeiten, die bis auf diese Stunde ununterbrochen fortdauern und gewiß mehr Bewunderung verdienen, als mancher vielgepriesene Gegenstand.

Am Fuße der Treppe angelangt, bekamen wir sogleich ein Bild von den mannigfachen Zwecken, die zu verfolgen waren.

Wir traten in einen etwa fünf Fuß breiten und sieben Fuß hohen Gang ein, von dem zahlreiche Seitenwege abgehen, die theils durch niedrige Mauern, theils durch vorgezogene Stricke gesperrt sind. An der Decke des Hauptweges ist ein schwarzer Strich gemalt, als Faden der Ariadne. Die größeren Wege sind nach den Straßen genannt, unter denen sie liegen; außerdem ist an einzelnen Punkten bemerkt, welche Gebäude oder Plätze darüber stehen. Hin und wieder erweitert sich der Weg, und an solchen Stellen ist die Decke durch mächtige Pfeiler gestützt. Ein Seitenweg, den wir auf eine kurze Strecke verfolgten, führte uns an eine Höhle, von der bei dem schwachen Lichterscheine weder die Hinterwände noch der Boden abzusehen waren, ein „bodenloser Abgrund", wie er in den englischen Predigten eine so große Rolle spielt. Längs des Weges war eine niedrige Schutzmauer aufgeführt. Die Masse besteht in der Regel aus einem festen, trockenen Sandstein; hin und wieder aber hatte man die Decke mit Backsteinen auswölben, an andern Stellen mit Zinkplatten bekleiden müssen, um das durchsickernde Wasser abzuhalten, das allmälig die Seitenwände mit Tropfstein bedeckt.

Nachdem wir 15 Minuten gegangen, erreichten wir den verhältnißmäßig kleinen Theil der Steinbrüche, der die Gebeine enthält. Die Inschrift:

Has ultra metas requiescunt beatam spem sperantes

bezeichnet seine Bestimmung. Er enthält die Gebeine aus den überfüllten, mitten in der Stadt gelegenen Kirchhöfen des **Innocens, Saint-Eustache, Saint-Etienne, des Grès** und anderer, die jetzt bebaut sind, und man hat die Zahl der Menschen, deren Reste hier beisammen liegen, auf drei Millionen berechnet.

Das bekannte Talent der Franzosen für Dekorirung hat hier das Aeußerste geleistet; der Geschichtsschreiber von Paris hat ganz Recht zu sagen, daß man den Ort „fast angenehm" gemacht habe. Ich kann mir nicht vollständig Rechenschaft darüber geben, worin es liegt, daß eine Aufstellung von Millionen Gegenständen nicht den Eindruck macht, den jeder einzelne zu machen pflegt; ich glaube aber, das Geheimniß liegt darin, daß man es so verstanden hat, Maaß zu halten; eine reiche Verzierung von Todtenköpfen müßte scheußlich sein. Man hat sich begnügt, die großen Arm- und Beinknochen aufzuschichten, wie man das Holz im Walde aufstellt, die Enden nach vorn, und in dieser Mauer drei horizontale Reihen von Schädeln anzubringen. Dahinter, also für den Besucher unsichtbar, sind die übrigen Gebeine aufgeschüttet. Alle Knochen haben eine Farbe wie Mahagoni. Möglich, daß ein längeres Verweilen andere Eindrücke erzeugen würde; nachdem ich eine Viertelstunde lang zwischen zwei solchen Mauern hingegangen war, fing ich an die verschiedenen Physiognomien der Schädel zu unterscheiden, und ich glaube, daß diesem Lebendigwerden gegenüber auf die Dauer die Phantasie den Verstand bemeistern würde. Es ist daher sehr zweckmäßig, daß man hin und wieder durch andere Gegenstände abgezogen wird, hier durch Inschriften, entnommen aus der Bibel, aus Seneca und Rousseau, dort durch einfache, aus Stein gehauene Sarkophage, durch eine Quelle, die man Source de Léthé genannt hat, oder durch historische Erinnerungen.

Die Denkmäler sind keine bloßen Ornamente, sondern ursprünglich Deckenträger, denen man eine entsprechende Form gegeben hat. So der Autel des Obélisques, die Lampe sépulcrale, beide nach antiken Mustern, und der Sarcophage du Lacrymatoire mit folgenden Versen von Gilbert:

Au banquet de la vie, infortuné convive,
J'apparus au jour et je meurs;
Je meurs; et sur ma tombe, où lentement j'arrive,
Nul ne viendra verser des pleurs.

Inhaltreicher als diese und andere Inschriften sind folgende über den Grabstätten der Gefallen eingemeißelten Daten:

„Kampf auf dem Grèveplatz, am Hotel Brienne, in der Straße Meslée, um die Hauptwache; 28. und 29. August 1788."

„Kampf in der Vorstadt St. Antoine; 28. April 1789."

„Kampf um die Tuilerien; 10. August 1792."

„Der zweite und dritte September 1792."

Vor diesen Marginalien zu den Kupfertafeln der französischen Geschichte in Versailles verfolgt mich die Erinnerung an einen Engländer, der mir einmal mit großem Stolze sagte: „Bei uns werden wir Straßenkämpfe nur haben, wenn das Brod theuer ist; der Engländer schlägt sich nicht um solchen Nonsens wie der Franzose." Dies Blut ist nicht umsonst geflossen; was da oben auch geschehen mag, unter diesen Quadern liegt das Mittelalter begraben.

Indem wir langsam den Rückweg nahmen, gab jeder seine Moral zu hören. Welche Masse phosphorsauren Kalks! sagte einer, wahrscheinlich ein Chemiker. Welche Ernten, ergänzte ein Zweiter, jedenfalls ein Landwirth. Welche Betrachtungen! rügte ein Dritter. Welche rechtgläubigen Betrachtungen! dachte ich; stand nicht an der einen Tafel geschrieben: Staub sollst du werden, wovon du genommen? Als wir wieder an das Tageslicht gekommen, war die Sonne im Untergehen; die Uhr und die Himmelsgegend sagten uns das; sonst hätte man den Rosenschimmer des herbstlichen Gewölkes für die Morgenröthe nehmen mögen.

Aus Deutschland.

Hamburg, 2. April 1861.

1.

Sie sagten mir scherzend beim Abschiede in London, ich könnte die Notizen, die ich mir doch wohl machen würde, anstatt mit Bleistift in das Notizbuch, lieber gleich mit Dinte auf Briefpapier setzen. Ich mache Ernst damit, freilich die Wahrheit zu sagen, mehr um meinet- als Ihretwegen, und bedinge mir daher aus, meine Briefe zurück zu haben. Ihnen gewähren sie vielleicht einige Unterhaltung, mir sind sie jedenfalls werth als Zeugen und Beweisstücke des ersten Eindrucks. Sie wissen, wie jeder Reisende, daß es schwer ist, den ersten Eindruck festzuhalten oder nach längerer Zeit herauszusondern aus dem volleren Bilde, zu dem jeder Tag seinen Pinselstrich beigetragen. Aber doppelt schwierig wird die Aufgabe, das fühle ich jetzt schon, wenn es die Heimath ist, wohin nach langer Abwesenheit die Reise geht. Die Gegenstände sind zugleich neu und alt; der erste Eindruck wird nicht nur von den Wahrnehmungen verdunkelt, die sich später darüber lagern, sondern fließt auch mit dem alten Bilde zusammen, das darunter liegt. Alle die Dinge stehen ja schon auf der Tafel des Gedächtnisses verzeichnet, und wie tief! aber gleichsam mit sympathetischer Dinte; lange Jahre waren sie uns selber unsichtbar gewesen; ein Hauch von Heimathluft, und sie

kommen wieder vor. Man muß also scharf Acht geben und flink zugreifen, um den ersten Eindruck zu erwischen und für das Bewußtsein fest zu machen; und mancher, fürchte ich, ist mir schon in diesen 24 Stunden wieder verloren gegangen. Es war mir neu, daß ich die Boote, die an das Schiff herankamen, deutsch anrufen konnte; sobald ich aber in dem einen Platz genommen, war es mir geläufig, mit dem Schiffer auf deutsch zu feilschen. Auf dem Wege durch die Stadt fiel mir mancherlei auf in der Bauart, den Inschriften, den Ladenschildern, den Trachten und dem Gebahren der Menschen; aber wenn ich es nicht heute zu Papier bringe, wird es morgen vergessen sein. Und es sollte nicht vergessen werden; es hat nicht bloß einen persönlichen Werth für mich, als ein Stück Bildungsgeschichte, es kann auch als ein Stück Culturgeschichte nutzbar gemacht werden. In mir, in jedem, der unter ähnlichen Verhältnissen reist, berühren sich die beiden Völker, das eine, dem man fast entfremdet, das andere, dem man fast angehörig geworden ist; jener flüchtige Eindruck von Fremdartigem ist wie der Funke, der bei der Annäherung ungleichartiger Pole überspringt. Wer ein Land betritt, das er nie gesehen, der wird, wenn er nicht etwa die Selbstgenügsamkeit und Gedankenlosigkeit des Cockney mitbringt, hinter allem, was ihn fremd, unerklärlich, sonderbar ansieht, doch eine gewisse Vernunft und Nothwendigkeit vermuthen, einen Grund, der die Einrichtungen und Sitten erklärt, einen Zweck, der sie rechtfertigt. Er wird, wenn er lange genug im Lande bleibt, genug solcher Erklärungsgründe entdecken, aber vielleicht so spät, daß er sein anfängliches Befremden inzwischen ganz vergessen und damit die Anregung zum Nachdenken verloren hat. Ist aber das Land, das wir besuchen, unsere fremdgewordene Heimath, so sind alle erklärenden Umstände schon in unserm Geiste vorräthig, werden uns auf einen Schlag wieder bewußt und reihen sich von selbst in eine Kette von Ursache und Wirkung, die zu verfolgen wir

uns früher vielleicht nie die Mühe gegeben und die durchzugehen, nun doppelt lehrreich wird durch den Contrast mit dem Lande, von wannen wir kommen. Begreifen wir, weshalb etwas in dem einen Lande so ist, so begreifen wir in der Regel zugleich, weshalb es in dem andern anders ist. Wie unsäglich viel hängt z. B. davon ab, daß in England die Durchschnitts-Temperatur im Winter ein Paar Grade höher, im Sommer ein Paar Grade niedriger ist als in Norddeutschland! und eine wie genaue Kenntniß beider Länder ist erforderlich, damit diese Zusammenhänge erkannt werden!

Doch ich muß wohl meine Reise mit dem Anfange anfangen, und ich thue das um so williger, als ich dabei in demselben Gedankengange bleiben kann. Der schöne Frühlingsmorgen, an dem ich von dem Katharinenwerft abfuhr, und der garstige Winterabend, an dem ich desselben Weges eingezogen war, spielten auf meiner Netzhaut gleich zweien correspondirenden Farben, deren jede, scharf angesehen, die andere hervorruft, wie die rothe Abendsonne ein grünes Nebenbild. Es war ein garstiger Tag, an dem ich landete. Die Schiffe, die Bollwerke, die Speicher, die Häuser schwarz und mit einem dicken Schleime überzogen, dem Niederschlage von dem Regen und Nebel des Heute, dem Staub des Gestern und dem Steinkohlendampf der Ewigkeit. Freilich der Himmel war einem nahe, ein schmutziger Himmel, so niedrig, daß die Stengen der Indiafahrer sich darin verloren. Von den 2¼ Million menschlicher Geschöpfe, die unter diesem Himmel athmeten so gut es ging, kannte ich eines, und das verließ mich beim Landen. Es war ein Reisegefährte in einem dicken erbsfarbenen Wamms, Mitglied einer der damals weniger als heute gefeierten Nationalitäten zwischen Karpathen und Cap Matapan, mit etwas Kenntniß der österreichischen Sprache und seit Jahren damit beschäftigt, wilde Thiere von Alexandrien nach London zu begleiten. Er hatte mir unterwegs

von seinen Pflegebefohlenen, Gazellen, Giraffen und Nilpferden erzählt und nahm jetzt Abschied mit einem freundlichen Grinsen, in dem die Physiognomien aller dieser Bestien durcheinander spielten. Vielleicht nahm er seinen Weg zu dem Elephantenhändler in Finsbury, der stets ein Dutzend oder eine Stiege von seinem Artikel vorräthig haben soll. Ich folgte einem Träger, der sich angeboten, zweifelnd, ob er mich in eine kleine Herberge führen würde, wie ich ihn geheißen, oder in eins der Häuser mit Versenkungen im Flur und Wurstfabriken im Keller, von denen ich gelesen. Zwischen Speichern, so hoch wie Felsenwände, durch Höfe und Richtsteige brachte er mich in ein kleines Gasthaus in der Straße, die ich heut als Leadenhall Street kenne, mitten in der City, und nach einem beiderseitig geradebrechten Zwiegespräch in Französisch — zu meiner Zeit konnte man auf gelehrten Schulen nicht ein Glas Wasser auf französisch fordern — fand ich auch zwei oder drei Treppen hoch ein Quartier. Die Meubel des Zimmers bestanden, von einer ungeheuren Bettstelle abgesehen, aus einem mangelhaften Waschtisch und einem Wandschrank. Das Kamin ohne Feuer sah schwarz, leer und unheimlich aus, wie das Fenster einer Brandstätte. Vor mir, jenseits der Straße, lag ein schwarzes Feld von platten Dächern mit einer dichten Schonung von ungestülpten Hyacinthentöpfen, chimneypots nennen sie die englisch redenden Menschen, aus denen allerlei Rauchgewächse mehr in die Breite als in die Höhe strebten. Das Feld erstreckte sich, soweit das Auge reichte, was freilich nicht viel sagen wollte. Wie weit darüber hinaus, ob hundert Schritt, tausend Schritt, zehn Meilen; ob Felder und Gärten und Auen und ob überhaupt etwas dahinter läge, und wie es unter dieser schwarzen Fläche wohl aussehen mochte, darüber hatte ich keine Gedanken, während noch jede festländische Stadt, die ich zum ersten Male gesehen, meine Phantasie beschäftigt, mich von der äußern Erscheinung auf das

innere Leben hatte schließen lassen. Auch über das Gewühl und Getöse in der Straße unter mir hatte ich keine Gedanken, als daß es Gewühl und Getöse sei. Ueber Rauch, Nebel, Schwärze, Schmutz und Lärm flackerten aber, wie verschlagene Landvögel über einer mächtigen Sturmfluth, ein paar „Begriffe“, wie sie dem gebildeten Deutschen damals geläufig, der gebührend seine Deutsche Zeitung, auch Rotteck und Welcker gelesen, die Begriffe Albion, Kreideklippe, Gastlich, Comfort, Stammverwandt, Hochherzig. Die armen Geschöpfe wußten nicht, wo sich niederlassen, und verloren sich allmählig bis auf eines oder zwei. Kreideklippig war die Scene nicht, gastlich auch nicht, comfortabel auch nicht, um so hartnäckiger hielt ich daran fest,* daß sie sehr hochherzig und etwas stammverwandt sein müsse. Ich that das noch manchen Tag nachher, und so lange ich es that, stand ich mich vortrefflich mit den orthodoxen Kennern Englands in Deutschland, die damals, wie heute die orthodoxen Kenner Italiens, vorzüglich in Sachsen zu Hause zu sein scheinen. Mein Leipzig ist ein klein Paris und bildet seine Leute. Die Messe, mit den Käufern aus Bukarest, wohl gar aus Tiflis, mit den Dromedaren und Feuerkönigen, erweitert den Blick.

Wieviel von dem, was hinter der Erscheinung der Dinge steckt, wußte ich jetzt! Jede dieser Straßen hatte ich betreten, in den meisten dieser Omnibus hatte ich gesessen, mit manchem Droschkenkutscher hatte ich mich gezankt, alle diese Ladenschilder waren mir geläufig, ich wußte ziemlich genau die Prozente anzugeben, um die mich dieser Hochherzige übertheuern würde, der über seine Thür geschrieben: das billigste Waarenlager in der Welt. Ich wußte, was da ist, wo die Dächer aufhören, und hatte an der Themse gesessen, wo man einen Kiesel hinüberwerfen, einen Kiesel auf dem Grunde sehen kann. Ich wußte, wie es da aussieht, wohin die qualmenden Essen hinabführen, und hatte an manchem freundlichen Feuer Leib und Seele erwärmt. Ich

wußte, weshalb die Stadt nicht mehr so rußig ist wie vor zehn Jahren, wegen der Rauch-Unfug-Verminderungs-Akte, und wußte auch ganz genau, was die meisten Briten nicht wissen, wie es bei der Abfassung der Akte zugegangen. Wie allmälig, wie unmerklich sich diese Kenntniß gesammelt! wieviel also noch zu wissen bleiben muß! Ob wohl mit dem Lernen englischer Dinge das Verlernen deutscher gleichen Schritt gehalten?

Das Dampfschiff lag mitten im Flusse, ich hatte also ein Boot anzunehmen. Während der Ueberfahrt musterte der Schiffer mich und mein Gepäck, und da ich seine Gedanken errieth, beobachtete ich sein Mienenspiel mit gleicher Sorgfalt und größerem Vergnügen. Er überlegte, ob ich ein Engländer, wohl gar ein Londoner, oder ein Ausländer sei. Meine Kleider waren unverkennbar englisch; das Gesicht schien ihm zweifelhaft zu lassen; in den Koffer waren die Worte solid leather eingebrannt, aber darauf lag eine Pariser Hutschachtel mit großer französischer Inschrift. An den Worten Hamburgh Steamer, den einzigen, die ich gesprochen, hatte er einen fremden Accent nicht heraushören können. Endlich hatte er mich taxirt. „Sie können mich jetzt gleich bezahlen, damit nachher kein Zeitverlust entsteht," hub er an. Never mind that! war die Antwort, begleitet von einem Seitenblicke auf die Ankerkette des Schiffes, die noch schräg von dem Bug auslief — sicheres Zeichen, daß der Anker noch nicht herauf war. Folgte eine kleine Pause. „Mein Fährgeld beträgt zwei Schilling." Das war nur das Vierfache der gesetzlichen Taxe; er mußte mich wenigstens für einen halben Engländer angesehen haben, denn ich wußte, daß diese Haifische den Fremden das Zehn- und Zwanzigfache abzupressen versuchen. „Ich werde Euch geben, was Euch zukommt," antwortete ich. — „Sie werden mir zwei Schilling geben oder ich lasse Ihre Sachen nicht aus dem Boot." — „Wir werden sehen." Inzwischen hatten wir die Schiffstreppe erreicht und der Gesell stellte sich

wirklich in das Vordertheil des Bootes mit einer Miene, als wollte er mir den Weg vertreten. Ich reichte ihm einen Sixpence hin. „Einen Sixpence!“ rief er entrüstet und mit der Geberde eines bully, das ist eines Menschen, der andere bange machen will, etwa wie Falstaff die Kaufleute; „nie hat ein Gentlemen mir einen Sixpence angeboten!“ Ich kannte die Bedeutung nicht nur des Wortes bully, sondern auch des Wesens bully und sagte ruhig: your licence. Der bully nahm den Sixpence, ließ mich und meine Sachen passiren, stieß vorsorglich von dem Schiffe ab, und versicherte mich dann aus sicherer Entfernung ein halb Dutzend Mal, daß ich kein Gentlemen sei, not a bit of it. Die Haifische sind nämlich bei schwerer Geldbuße verpflichtet', ihre Licenz, auf der das Fahrgeld für alle Entfernungen verzeichnet steht, in der Tasche bei sich zu führen und jedem Passagier auf Verlangen vorzuzeigen, und der Polizeirichter der Themse versteht mit Uebertheuerungen keinen Spaß. Auch andere Leute tragen solche Stückchen Papier in der Tasche, sind durch eine Frage danach zu bändigen; wenn man's nur immer wüßte! Das Volk in Deutschland glaubte noch vor einem Menschenalter, daß Verbrecher zuweilen unter dem Galgen begnadigt würden unter der Bedingung, fortwährend einen Strick um den Hals zu tragen; alle Jahre einmal komme der Schinder, sehe nach, ob der Strick da sei, und zupfe daran. Mancher Engländer soll damit Carriere gemacht haben, daß er an einem solchen Strick gezupft.

Es war eine angenehme Fahrt; das Schiff neu, geräumig, wohl gelüftet und mit kräftigen Maschinen versehen; und dabei zahlt man jetzt für die erste Kajüte nur so viel, wie vor zehn Jahren für die zweite. Die Ufer der untern Themse sind nicht schön, von dem Flusse angesehen; sie sind im allgemeinen flach, im Norden marschig, und die Berge, die sich hin und wieder an der Südseite zeigen, sind nicht ausdrucksvoll, weder in Profil,

noch in Colorit. Aber die Erinnerung an manchen Wandertag, in Sommer und Winter, zu Fuß und zu Landkutsche, mit heiteren Menschen oder mit düstern Gedanken, leistete mir, was Turners Pinsel auf seinen besten Bildern leistet, reckte das Bild, das ich mit meiner Hand bedecken konnte, rückwärts aus, zu Meilen und Meilen. Es ist ein schönes Land, das alte Königreich Kent und ich habe es weidlich abgesucht; und es stehen ein oder zwei Häuser darin, in denen ich gern wieder einspräche. Aber auch da, und wenn Natur und Menschen mich am meisten ansprachen, habe ich mich immer als Fremdling gefühlt und das Gefühl gehütet und gehegt; zu sehr so, wie es andern und zuweilen mir selber scheinen wollte. Ich werde bald wissen, ob ich Recht gehabt.

Und ich weiß es jetzt schon. Dreißig Stunden später trat im Süden wieder ein Uferstreif hervor, so schmal, daß ich ihn mit dem Finger bedecken konnte, und drüber stand ein winziger Stern, der Leuchtthurm von Cuxhaven. Da war kein Baum, unter dem ich gerastet, kein Heerd, an dem ein Platz für mich offen; aber ich war da kein Fremdling. Ich sah den Rauch von Ithaka.

2.

X., den 4. April.

Auch in der Erdbeschreibung giebt es unbekannte Größen; ich will erwarten, ob Sie dieses X. ermitteln werden, aus den Elementen, die ich Ihnen zu liefern im Begriff stehe. Ich habe vier Stunden Zeit dazu, auf solange hat mich eine tückische Fee hierher gebannt.

Von Cuxhaven habe ich noch eine philologische Entdeckung nachzutragen. Sie wissen, ich treibe meine eigene Philologie,

die das Aergerniß und die Verachtung regelrechter Doctoren und Professoren erregt. Vor Cuxhaven fand ich, wie old England zu übersetzen ist. Deutsche, die eine Ferienreise nach England machen, verzücken sich gern über old England. Ich habe mich in Verdacht, selbst einen schwächlichen Versuch dazu gemacht zu haben, als ich zum erstenmal auf Leadenhall Street sah. Man hatte das Wort gelesen und es kam einem bequem zum Ausdruck der stammverwandtschaftlichen Verliebtheit, welche damals deutsche Liberale, die von England wenig wußten, gern zur Schau trugen, um deutsche Conservative zu ärgern, die noch weniger davon wußten. Allmälig lernte ich von Menschen und Dingen, daß jenes Gefühl nicht gerechtfertigt ist, und heute haben auch andere das an Mr. Macdonald und Mylord Palmerston gelernt. Aber lange ehe ich dahin gekommen, hatte ich an der Sprache, an der Literatur begriffen, daß, auch wenn das Gefühl gerechtfertigt wäre, doch das Wort nicht richtig sei. Der Engländer gebraucht es, wenn ihm das Herz auf die Lippe tritt, wenn er auf lange von England scheidet, wenn er es nach langer Trennung wiedersieht. Das old ist ein schmeichelnder, zärtlicher Ausdruck, wie man auch im Deutschen Jemanden alter Junge nennt, ohne damit sagen zu wollen, daß er graue Haare habe. Der Engländer sagt auch dear old England. Wer nicht die Empfindungen eines Engländers für England haben kann, der macht einen Sprachschnitzer, wenn er von old England spricht. Wie soll man nun aber den Ausdruck übersetzen, wo er übersetzt sein will? Altes England, in dem Sinne von alter Junge würde nicht verstanden werden; Altengland wie man häufig liest, wird falsch verstanden, als Gegensatz zu Neuengland oder als Bezeichnung eines Landes, das geblieben, was es gewesen. Erst beim Anblick der deutschen Küste und vermöge der Gewöhnung bald deutsch, bald englisch zu denken, fand ich die Uebersetzung. Mein Auge ruhte auf der Küste und dem tiefblauen Himmel,

den London nicht kennt; mein Ohr hatten ein paar kleine Engländerinnen, die in mich hineinplauderten. So ward aus deutschem Gefühl und englischer Sprache die Phrase Dear old Germany in meinem Kopfe. Das muß man doch auch deutsch denken können, fragte ich mich und fand die Uebersetzung — Vaterland. Das ist auch die Uebersetzung von old England. Auch umgekehrt wird man, wenn von einem Engländer die Rede ist, Vaterland oft nicht besser als mit old England wiedergeben können. Die neuere Sprache hat zwar dem Deutschen ein Wort fatherland nachgebildet, gebraucht es aber nur zur Bezeichnung Deutschlands, als einen beabsichtigten und ausdrucksvollen Germanismus. Der Engländer, der so sagt, will nicht ausdrücken, wie er, sondern wie der Deutsche gegen Deutschland empfindet. Der gleichzeitige Gebrauch zweier Sprachen leistete auch größere Dienste; er hilft das Denken von der Herrschaft des Wortes befreien; und wie tyrannisch die ist, ahnet der gar nicht, der sich immer nur einer Sprache bedient. Wie befreiend — mögen die Herren Leibrockscivilisatoren es nicht für ungut nehmen — wie befreiend müßte erst eine einsilbige Sprache, müßte erst das Chinesisch wirken. Doch wohin bin ich gerathen? Und in welcher Umgebung? Geduld, Sie sollen es erfahren; aber erst noch ein Wort von Hamburg.

Da stand ich wieder einmal auf meiner Diele ohne Teppich, hatte einen Kachelofen mit einer Röhre und Spuren von Königsräucherpulver darin, hatte vierflügelige Fenster, die nur entweder ganz auf oder ganz zu sein können, hatte ein Waschbecken, das auf einen Kanarienvogel berechnet schien. Da muthete man mir zu, mich morgen mit einem feuchten Handtuch zu trocknen. Da rauchte alle Welt. Da hatte alle Welt eine ungesunde Gesichtsfarbe. Da waren alle Leute freundlich und gesprächig, auch wenn sie mich nicht kannten, nicht ein Trinkgeld oder eine bibliographische Notiz von mir haben wollten. Da sprachen alle Leute

deutsch. Da saßen Leute an den Fenstern. Da hatten Leute, die nicht Rentiers, so viel Zeit, zu schlendern und eine Viertelstunde zu früh nach dem Bahnhof zu kommen. Da hatten manche Leute ein Dutzend Cigarren in der Tasche, aber einen Knopf am Rock zu wenig, oder einen glänzenden Ueberzug auf dem Kragen zuviel. Vor dem Mittagessen trat ich in die Hausthür, mich ein wenig zu sonnen; prächtige Luft, sagte der Wirth. Ich wundere mich, versetzte ich, daß Sie die prächtige Luft so sorgfältig von dem Zimmer ausschließen, in dem wir nachher essen sollen, und in dem noch ein halbes Dutzend Cigarren schwelen. O, wir machen nachher ein Fenster auf, antwortete er. Augenscheinlich hatte er von der Statik der atmosphärischen Luft ebensowenig eine Vorstellung, wie der Schmaucher von der Kunst zu essen. In England raucht Niemand in dem Zimmer, in dem er essen will, und wenn er auch Herr darin ist, viel weniger wird jemand in dem Qualm, den ein Anderer hinterlassen, seine Nahrung zu sich nehmen. Alles hat seine Zeit, sagen die Sprichwörter; Alles hat seinen Ort, sagt der Engländer. Nur die bitterste Armuth schläft in England in einem Zimmer, in dem sich den Tag über jemand aufgehalten hat. Schon die Einrichtung der Häuser, auch der kleinsten, verbietet es in der Regel. Gewisse Zimmer sind einmal zu Schlafzimmern und zu weiter nichts geschaffen. Im Palast wie in der Hütte wird das Dienstmädchen Morgens in den Schlafstuben das untere Fenster ein wenig aufschieben, das obere ein wenig herabziehen und sie erst um Sonnenuntergang schließen. Das englische Fenster besteht nämlich aus zwei Rahmen, die sich auf- und niederschieben lassen, balancirt durch Gewichte, die in der Verkleidung versteckt sind. Wer den Tristram Shandy gelesen hat, erinnert sich, welches Mißgeschick den Helden um deswillen betraf, daß der Rahmen wie ein Fallbeil niederfiel, weil der Corporal die Bleigewichte heimlich abgeschnitten und in Belagerungsgeschütz ver-

wandelt hatte. Und wer dreißig Jahre alt geworden, ohne den Tristram Shandy gelesen zu haben, der gehe hin und lese ihn. Die bitterste Armuth in England wäscht sich in einer irdenen Schüssel, sechsmal so groß wie die deutschen von Porzellan, und nimmt das Handtuch trocken von einem Gestelle neben dem Waschtisch, towel-horse genannt, und in Deutschland, wo die Tischlerarbeit billig, für 5 Sgr herzustellen. Zur Einrichtung des anspruchslosesten Bettzimmers in England gehört eine Metallschüssel, drei bis vier Fuß im Durchmesser und etwa sechs Zoll tief, in der stehend man sich mit wenig Wasser abschwammen kann. Und wer sich ordentlich gewaschen hat, wird einen Rock mit schmierigem Kragen nicht anlegen. Welche Weisheit in dem Ritualgesetz des Morgenlandes! Das Christenthum hat auf diesen Gebieten die Autorität, das Gebot beseitigt; und die Selbstbestimmung, die es dafür eingeführt hat, arbeitet verwünscht langsam. Sie hat unter den Asceten der ersten Jahrhunderte die größten Schweine hervorgebracht, von denen die Menschengeschichte erzählt; und noch als ich in Paris einmal ein paar Kapuzinern begegnete, sagte mein Begleiter: Allons, steuern wir windwärts an den Kerlen vorbei. Ich denke, ich werde über diese Dinge noch mehr Beobachtungen zu machen haben.

„Aber so setz' dir doch!“ sagte auf der Eisenbahn eine Frau zu ihrem Manne, der nicht zur Ruhe kommen konnte. Daran war zweierlei merkwürdig. Ich bin gewiß, in zehn Jahren den falschen Casus nicht gehört zu haben; Sie wohl auch nicht. Man hat in England nur mit gebildeten Deutschen zu thun; wer wenig mit Landsleuten verkehrt, hält sich an Bücher und wählt die besten; man hört vielleicht in Deutschland nirgends die Sprache reiner als in England von Kindern Eingewanderter; und der Engländer, der deutsch spricht, macht andere Fehler, nur den nicht. Der Dativschnitzer heimelte mich an; auch ein

Unkraut, das einem in der Heimath gleichgültig oder widerwärtig gewesen, macht sich als alten Bekannten geltend, gehört zur Landschaft. Recht fremd aber kam mir das Du vor, das erste, das ich wieder hörte. Die Regel alter Grammatiken, daß der Engländer nur den lieben Gott und seinen Hund Du nenne, ist in der zweiten Hälfte längst nicht mehr richtig. Auch der Hund bekommt you und im Zorn sogar Sir, etwa wie der deutsche Student seinen Dutzbruder, um ihn zu beleidigen, Sie anredet. Das Verhältniß von Vertraulichkeit, das in dem Du liegt, drückt sich in England auf andere Weise aus. Aber das Capitel würde zu weitläufig; ich muß Sie endlich nach X bringen.

Die Sache ist die. Ich wollte auf einer Station, die ich nie vorher hatte nennen hören und auf keiner meiner Karten finden konnte, von der Eisenbahn abgehen, landeinwärts. Weder auf dem Bahnhof in Hamburg, noch auf zwei Stationen, auf denen ich ausdrücklich zu dem Zwecke ausstieg, hatte ich einen Fahrplan bekommen können. An dem einen Ort hatten sie keine, an dem andern wollte man mir einen „besorgen“, wahrscheinlich über das Jahr; wenigstens beim Ablauf der drei Minuten war er noch nicht da. Ich bat also den Conducteur, mir die Station anzuzeigen; denn da ich in der Mitte saß, hatte ich nicht bemerkt, daß die Namen angeschrieben stehen. Summa, der Conducteur vergaß mich, ich schnurrte über die Station weg und wurde des Unglücks erst hier gewahr. Anfangs betraf es mich nicht so schwer, weil auf den großen Bahnen in England mindestens allstündlich ein Zug in jeder Richtung geht. Sie können sich meinen Schrecken denken über die Sentenz, daß ich vier Stunden internirt sein soll. Nein, Sie können es nicht; Sie wissen ja nicht, wie es hier aussieht; und ich traue meiner Feder — sie besteht nun doch in einem Bleistifte — nicht die Kraft zu, Ihnen ein sprechendes Bild zu liefern. Nicht zu dem

Zwecke schreibe ich, sondern um den Rest der Verbannungszeit auszufüllen; und wenn mein Papier eher zu Ende geht, werde ich Kotzebue'sche Patience legen. Der kleine Bahnhof liegt von dem kleinen Ort ab; ich nahm mir vor, die Hülfsmittel Schritt vor Schritt zu erforschen und auszunutzen. Haben Sie Zeitungen? fragte ich an dem Büffet. Zeitungen? Nein, die haben wir nicht. Können Sie mir ein Buch leihen? Buch? nein, das haben wir nicht. Haben Sie irgend etwas, sich die Zeit damit zu vertreiben? Zeit vertreiben? ja, manche Leute spielen damit, war die Antwort, begleitet von einem Fingerzeige auf ein Instrument, das man in meiner Studentenzeit einen Kümmeltürken zu nennen pflegte, ob es noch so heißt, weiß ich nicht, eine hölzerne Puppe mit einer Art von Wendeltreppe im Leibe, auf der man eine Kugel hinablaufen läßt auf einen mit numerirten Löchern bedeckten Teller. Ich hatte das Spiel nie anziehend gefunden; die Vorstellung gar, es mit einem Strohmann zu spielen, trieb mich in's Weite. Wo geht man nach der Stadt? Durch den Park. Ich mache mich auf, recognoscire die Gegend durch die Lorgnette, erspähe aber nichts als einen kleinen Fichtenwald, der mit seinen dichtgedrängten, gleich hohen Stämmen wie eine Truppenkolonne drohend am Horizonte steht. Bitte, wo kommt man hier nach dem Park? redete ich einen Vorübergehenden an, meine Frage nicht ohne einige Mühe des Erinnerns in die übliche und nicht besonders richtige Formel kleidend. Nach dem Park? dies ist der Park, versetzte der Andere mit einem Anfluge von Mitleid oder Verachtung über meine Unwissenheit und Blindheit. Ich stand in einer sandigen Pflanzung, etwa viermal so groß wie eine gute Wohnstube. Das war der Park. Das Wort hatte mich an einen andern Park erinnert, in dem man sich an einen langen Sommertag müde gehen kann. Gegen Westen steigt das Terrain auf, bis man an einen jähen Abfall kommt, mit duftenden Farn bewachsen, aus denen ein aufgestörter

Hirsch dröhnend über den Rasen trabt, ein anderes Nachtlager zu suchen. Auf der weiten thauigen Landschaft unten kämpfen das Mondlicht und das Abendroth; in jener Baumdruffel da ist es aber schon so dunkel, daß man ein Licht sehen kann; es mag wohl in einer Cottage brennen, vielleicht auf einem Theetisch stehen.

Von dem Park fand ich meinen Weg in die Stadt, und der kleinen Städte ganzer Jammer packt mich an. Ich hatte das alles einmal gekannt und hatte mich wohl darin gefühlt. Ich will es nicht boshaft beschreiben. Zu machen, das fühlte ich schon zwischen den Scheunen, war hier nichts als Mittag essen, kein übler Zeitvertreib, wenn man 7 Uhr bis 3 nichts genossen hat. Wo ist hier der Gasthof? fragte ich ein paar Knaben, die auf dem Mitteldamm Sauball spielten — der Wagenverkehr konnte nicht groß sein in der Stadt. Am Markte ist einer, lautete die ermuthigende Antwort. Ich fand den Markt und den Gasthof: fertig war aber kein Essen, und die Möglichkeit, etwas zu beschaffen, erschien unbestimmt und entfernt. Im Vertrauen auf die Auskunft der Knaben wagte ich es, mir diese Aussicht zu verschlagen und mich nach dem andern Gasthof umzusehen. Unterwegs bemerkte ich ein Schild mit der Inschrift Conditorei: gleichzeitig ging ein Fähnrich vorüber — auch lange nicht genossen — und sah scharf in die Fenster des Hauses. Eine neue Gedankenreihe that sich vor mir auf. Sollte die Conditorei nicht von einer Hebe verwaltet werden? sollte der Fähnrich nicht der Hebe den Hof machen? Unzweifelhaft. Sollte er bei dieser Gelegenheit nicht ein Beefsteak frühstücken? Sehr wahrscheinlich. Ich trat also ein und fragte die Hebe, die auf das Klingeln der Thürschelle aus einem Hinterzimmer erschien, ob sie mir ein Beefsteak besorgen könne. Beefsteak? nein, das haben wir nicht. Ich sah, die Welt war doch anders geworden; Fähnriche nähren ihre Leidenschaft heutzutage mit Brodtorte und

Spritzkuchen. Ich machte mich also an den andern Gasthof. Können Sie mir etwas zu essen geben? — „O ja! Fleischsuppe mit Graupen." Seit zehn Jahren nicht gegessen. „Schön." — „Aufgeschwitzten Kälberbraten." Klingt unappetitlich, schmeckt aber gut, wie ich mich entsinne, besser als frischer Kälberbraten. „Schön." — „Mögen Sie vielleicht ein paar saure Gurken dazu?" — „Gewiß." Soll mir angenehm sein die Bekanntschaft zu erneuern.

Während das Essen besorgt wurde, musterte ich das Zimmer. Luft, Tapeten, Gardinen, Meubel, alles war mit dem Niederschlage von übernächtigem, überjährigem, unvordenklichem Tabaksrauch gesättigt. Die Politur der Tische, es waren Spieltische, zeigte gegen das Licht angesehen, in allerlei Kreisbogen die Spur von manchem zuckerhaltigen Getränk. Auf einem Seitentische fanden sich Beilagen zur Vossischen Zeitung und das Kreisblatt mit einer fulminanten Verordnung des Herrn Landraths betreffend Wegereparatur und einigen „Bockannoncen." Ich bestellte im Stillen den Gruß, den mir eine Berlinerin an die „Tante" aufgetragen; an's Herz drücken aber konnte ich sie nicht, weil ich ein weißes Hemd an hatte. Eine Thüre führte unmittelbar in den Garten, begrenzt von einer Kegelbahn, die Beete österlich, oben geharkt und noch leer, die Rabatten in Buchsbaum eingefaßt, der auf Boxhill haushoch wächst und hie und da eine blaue Perlhyazinthe, wie in dem Garten meiner Eltern. Hinter der Kegelbahn hatte die Stadt ein Ende. In der Entfernung eine Windmühle. Zwischen dem Kälberbraten mit dem unschmackhaften Namen und den sauern Gurken trat ein anderer Gast ein, ein junger Mensch, untersetzt, mit sonnenverbranntem Gesicht und orangefarbenen Stulpen. Inspector, dachte ich. Flasche Rothwein, sagte er, Château la Tour. Gutsbesitzerssohn, dachte ich, vielleicht Ritter. Er las erst das Kreisblatt von hinten, dann die Beilagen von vorne, fing ein bis zwei Fliegen, lud

den Wirth ein, ihm bei der Flasche zu helfen und fing endlich an zu politisiren. Ich erstaunte, wie wohl unterrichtet er war. Er wußte, was Garibaldi denkt, was Cavour denkt, was Louis Napoleon denkt, was Patzke denkt, und wußte daher auf ein Haar, wie Alles kommen wird. Ich weiß aber nicht, ob ich ermächtigt bin, von diesen Enthüllungen Gebrauch zu machen.

Ich ging durch den Park nach der Station zurück. Das Papier, der Tag und mein Verwünschtsein gehen zu Ende. Die Sonnenstrahlen treffen wagerecht den Fichtenwald, bringen ihn näher, erleuchten seine röthlichen Stämme und vergolden sein weihnachtliches Grün. Von Osten rasselt die Lokomotive heran, die uns Alten noch eine unmalerische Staffage und der nächsten Generation so wohl in die Landschaft passen wird, wie mir die Windmühle. Grüßen Sie London und finden Sie X.

3.

Berlin, im April.

Sie erinnern sich des alten Scherzes, daß in Berlin ein Drittel der Bevölkerung Soldat und ein zweites Geheimrath sei; das dritte scheint heut zu Tage aus Photographen zu bestehen. Ihre Schaufenster und Probekasten bedecken das Erdgeschoß der Häuser und geben den Hauptstraßen das Ansehen von Bildergallerien oder Museen zum Studium des Prachtbaues, der Schädellehre und der menschlichen Eitelkeit; und der Gedanke an ihre Kunst verfolgt mich bis an den Schreibtisch. Wollte, es würde mir ebenso leicht, Personen und Dinge zu Papier zu bringen und den Focus zu finden! Bis jetzt fehlt mir dazu die Ruhe, die äußere und die innere. In London wohnt, wer mit der Feder zu photographiren hat, in einer ländlichen Vorstadt, an einer chaussirten Straße mit Vorgärten, an einem stillen Square, wohin das Getöse des Verkehrs nur

schwach und verschwommen dringt. Wie das Brausen einer fernen Brandung wirkt es anregend auf die Phantasie, bleibt ihr aber unterthan, schickt sich harmonisch in jede Tonart der Stimmung, folgt gehorsam jeder Melodie des Gedankens. Hier wohne ich an der Ecke eines belebten Platzes, an einem Kreuzpunkt der Omnibus, die 1848 in zwei schwächlichen Exemplaren zur Welt kamen und heute zu einem recht vollständigen Systeme herangewachsen sind, an einer Hauptader des Güterverkehrs, der sich außerordentlich entwickelt hat und der Stadt das Ansehen eines Handelsplatzes giebt. Das Granitpflaster ist unebener, härter und tönender als das Londoner. So schlägt jede Note des Konzertes mit impertinenter Deutlichkeit an das Trommelfell. Ich unterscheide in diesem Augenblick, daß das dominirende Gerassel von einem Brauerwagen herrührt; wie soll ich daraus Sphärenmusik machen, ich, der ich nicht einmal Bier trinke? In der Außenmauer des Havelberger Domes habe ich Würfel von Kalkstein bemerkt, die an Größe und Bearbeitung den Londoner Pflastersteinen ganz gleich sehen und sich vortrefflich gehalten, die rauhe Bruchfläche vollkommen bewahrt haben. Sie müssen irgendwo an der Havel oder ihren Zuflüssen gebrochen sein; und es wäre wohl der Mühe werth, den Fundort zu ermitteln und, wenn der Werth des Materials nicht zu hoch, einen Versuch mit der Pflasterung zu machen. Das Material müßte billiger zu gewinnen und leichter zu spalten sein, als der verstreute, widerspenstige Granit, und der Staub wird leicht durch Sprengen niedergehalten, das ja auch bei dem jetzigen Pflaster nicht zu entbehren ist. Zu den Gründen äußerer Unruhe rechne ich noch, daß ich nicht an einem vernünftigen Schreibtisch mit massiven Mahagonibeinen und einem Lederbezuge, sondern an dem Klappchen eines Sekretärs sitze, auf dem sich erratische Kieselchen, auf deutsch Sandkörner, umhertreiben, wie die Granitblöcke auf dem norddeutschen Flachlande. Wahr und wahrhaftig man

trocknet die Schrift hier noch wie zu Werther's Zeiten. „Bitte, künftig keinen Sand, liebe Lotte; mir knirschten die Zähne.“ In London wüßte ich gar nicht, wie zu Sand zu kommen, so wenig wie zu den Binsen, mit denen die (by courtesy) jungfräuliche Königin ihr Boudoir streuen ließ; es giebt da keinen Sandmann außer dem, der des Abends kommt und mich dort in Gesellschaft öfter überfallen hat als hier. Will man hier ewig des Heiligen Römischen Reiches Erzstreusandbüchse bleiben? Wie zweckmäßig ist ein englisches pad! ein Stück Pappe und 24 Bogen des vortrefflichen blaßrothen Löschpapieres darauf gepreßt und rings herum verleimt; man benutzt es als Unterlage, und ist der oberste Bogen schmutzig, so reißt man ihn los. Wie langsam wirken doch die Industrieausstellungen!

Inwendig bin ich unruhig, weil ich schon jetzt schreibe; und doch muß ich das Heute festhalten, ehe es zum Gestern geworden. Die einzelnen Eindrücke haben zuviel Zusammenhänge, aber noch keinen Zusammenhang. Jedes in Einrichtungen und Sitten hat ein Anderes erzeugt, das ich beobachte, ein Anderes verhindert, das ich vermisse; jedes ist im Leben Ursache und Wirkung, jedes könnte in der Schilderung Anfang und Ende sein. Es ist mir nie so unmittelbar in das Bewußtsein getreten, daß das Leben eines Volkes ein Organismus ist. Aber eben deshalb würde es mir wenig helfen, länger zu warten, zu beobachten, zu verknüpfen und leitende Gesichtspunkte zu suchen, die Masse des Einzelnen unter ein Allgemeines zu bringen, die vielen Erscheinungen auf wenige Ursachen zurückzuführen. Ich würde immer nur, wie die Physiologen, zu einer Hypothese kommen, und eine Hypothese würde die andere ablösen. Keine würde die Aufgabe endgültig abthun, aber jede würde ihren Dienst leisten; es ist also ziemlich einerlei, mit welcher ich anfange. Lassen Sie mich einstweilen bei dem bleiben, was mich betraf, als ich zuerst wieder auf deutschem Boden stand; wie vieles von den

großen Unterschieden zwischen England und Deutschland auf dem geringen Unterschiede der Jahrestemperatur beruht; und lassen Sie mich den Tag, den kleinen Kreislauf, das kleine Abbild des Menschenlebens durchgehen. Immer mit dem Gedanken, den man sich als Weltvagabunde angewöhnt: was man wohl annehmen, was verwerfen, was einführen würde, wenn man sich einmal anbaute. Hilft die Nutzanwendung einem selber nicht, so hilft sie doch einem andern. Den Deutschen einen solchen Dienst zu leisten, dazu besitze ich eine Befähigung, die ich erst hier entdeckt habe. Da ich nicht mehr Preuße bin, wie man mir sagt, und doch Deutscher bin, wie ich mir einbilde, so bin ich Deutscher in abstracto. Ich werde mich zur Beschäftigung bei der Centralgewalt melden, wenn sie erst fertig ist. Wäre ich militärpflichtig gewesen, als ich vor zehn Jahren Preußen verließ, so wäre ich heute noch Preuße: wenigstens würde man mich zur Ableistung des königlich preußischen Militärdienstes in eine königlich preußische Strafkompagnie einstecken. Auch das königlich preußische Staatsrecht scheint ein lebendiger Organismus zu sein; wenigstens ist es schwer zu begreifen und kann man nicht sagen, was darin Ursache und was Wirkung ist.

Ich liege also im Bette und schwitze wie ein Kälberbraten, denn das Bett besteht aus zwei Federsäcken; und mache bei dem ungeduldigen Umherwerfen die eine Seite bloß, denn die Säcke sind schmal; und hüstle, denn ich habe den einen Lungenflügel erkältet. Im Laufe des Tages wird man mir sagen, ich müßte Flanell tragen, denn ich hüstelte ja, das Klima erfordere es; und wenn ich, um meinen Husten los zu werden, eine Matratze und eine Kotze — als abstrakter Deutscher darf ich Provinzialismen gebrauchen, ohne einen Provinzialismus zu begehen — oder eine Wollendecke verlangen werde, so wird man mir sagen, das Klima erfordere Federbetten. Im Westen und in großen Städten ist das freilich schon anders, und, die Wahrheit zu

sagen, habe ich heute nicht in einem solchen Bette geschlafen, aber in den östlichen Provinzen herrscht noch die alte Sitte vor. In diesem Punkt nun ist die Nutzanwendung ganz unzweifelhaft. Ich werde nie, wenn ich es haben kann, anders schlafen als in einer Bettstelle, die 40 Zoll breit, auf einem Stroh- oder Haarsack, zwischen zwei Laken und im Sommer unter einer, im Winter unter zwei Wollendecken, die breit genug, um am Fußende und an den beiden Längsseiten unter die Matratze untergesteckt zu werden. Ich würde als Centralgewalt den Preußen und andern Partikularisten die Federbetten bei Todesstrafe verbieten. Wen unter zwei Decken wirklich noch friert, dem sei erlaubt, aufzustehen und sich seinen Mantel oder sein Plaid zum Ueberdecken zu holen. Er wird wahrscheinlich einige Zeit zu dem Entschlusse gebrauchen, mit den nackten Beinen in die Kälte hinauszusteigen und inzwischen finden, daß er sich behelfen kann, wie er ist. Im verflossenen Winter stand in England das Thermometer längere Zeit auf 12 Gr. unter Null, Reaumür, und kein Mensch hat an ein Federbett gedacht. Ich war im Begriff zu schreiben, daß auch der Schlafrock zum Ueberdecken benutzt werden dürfe, besinne mich aber, daß auch der Schlafrock bei Todesstrafe, und das geschärfter, zu verbieten. Mit Schadenfreude habe ich an den Kleiderläden in England beobachtet, wie das Lotterkleid um sich greift; wenn man erst anfängt, darin Mittag zu essen und sich vor Fremden zu zeigen, so wird es der Energie des Volkscharakters zum Nessushemde werden.

Ueber den Mangel des towel horse oder Handtuchpferdes habe ich schon berichtet; ich hoffe ein Gestüt zur Züchtung dieser unentbehrlichen Geschöpfe entstehen zu sehen. Sie sind offenbar auch Kinder des englischen Klimas, nebelgeboren. Es mag Länder geben, in denen ein nasses Stück Linnen leicht trocknet, während es, an e i n e m Punkte befestigt, in vielen Falten hart

an der Thür herabhängt oder unter der Klappe des Waschtisches ausgebreitet liegt; in England will es nicht.

Kommt das Frühstück, in Deutschland Kaffee und Semmel, in England Fleisch, Fisch oder Eier, Brod und Thee; in Deutschland auf irgend einer freien Ecke irgend eines freien Möbels, irgend einer Stube servirt, in England auf einem gedeckten Tische, in beschränkter Haushaltung dem Eßtisch, in einer normal gegliederten Wohnung auf dem Frühstückstisch, der in der Frühstücksstube steht, die in einem freistehenden Hause nach Morgen liegen muß. In England ist das Frühstück eine Mahlzeit, die von der Familie gemeinschaftlich eingenommen und über der die Pläne für den Tag festgestellt werden; in Deutschland ein einsamer Imbiß, stehenden Fußes, oder neben der Arbeit genossen. In England ißt man Fleisch und Brod und trinkt Thee dazu; in Deutschland trinkt man Kaffee und ißt eine Semmel dazu, oder eine Cigarre. Kaffee giebt das Gefühl der Sättigung, man kann dazu nicht essen mit dem „herzlichen" hearty, Appetit der Engländer; Thee zehrt. Kaffee verlangt nach Taback, dem der Thee antipathisch ist. Welches der beiden Getränke ist das gesündere? Wahrscheinlich hat auch mit der Frage das Klima etwas zu thun; denn es ist Thatsache, daß in England der Thee nicht nur den Durst löscht, sondern an einem schwülen Sommerabend, nach einer heftigen Anstrengung das beste Mittel ist, den Durst und die innere Hitze los zu werden. Die Frage mag viel wichtiger sein, als wir ahnen. Man sagt mir hier, ich sei in England frischer, gesünder geworden; welcher Ursache ist der Erfolg zuzuschreiben? nicht vielleicht den 8030 Portionen Thee, die ich, die Schaltjahre ungerechnet, zu mir genommen, und den 8030 Portionen Kaffee Morgens und nach Tische, die ich nicht genossen habe? Mit den Thieren machen wir die sorgfältigsten Fütterungsversuche; auf dem Londoner Weihnachtsmarkt sehen wir, lebendig und zerlegt, Ochsen, die mit Wurzeln,

und Ochsen, die mit Oelkuchen gemästet sind, Hammel, die auf Kalkboden, und Hammel, die auf Moorland gegrast haben: wären wir selber nicht derselben Sorge werth?

Mit ihrem englischen Frühbrod gehen viele bis 5 oder 6 Uhr; andere helfen um 2 Uhr mit einem luncheon nach, das der Geschäftsmann in fünf Minuten, neben der Arbeit, abmacht, und das dem Körper eine schwere Verdauungsarbeit nicht zumuthet. Wenn wir des Morgens in das Geschirr gehen, so bedürfen wir längerer Zeit, ehe wir ordentlich anziehen, in den Trab kommen; allmählig, wie die Sonne steigt, steigt die Spannung unserer Kräfte, die Leichtigkeit der Arbeit; wenn die Sonne kulminirt, sind sie am Größesten. In diesem Zustande trabt der Engländer noch vier oder fünf Stunden weiter; der Wagen, einmal im Schusse, rollt von selbst. Der Deutsche spannt ungefähr in der Mitte des Tages aus, füttert, muß verdauen, ein wenig dämmern, um nicht zu schlafen, und hat, wenn er nach einigen Stunden wieder an die Arbeit geht, einen neuen Anlauf zu nehmen. Alles dies gilt vorzugsweise für Personen, die mit dem Kopfe arbeiten, also dem Sozialisten nicht als „Arbeiter" gelten. Der Handarbeiter speist auch in England früh. Ich will nicht sagen, daß in Deutschland weniger Kopfarbeit gethan werde, als in England, ich glaube, mehr; aber ein zu großer Theil davon fällt auf die Nacht, und darunter leidet, wenn nicht die Arbeit, so doch gewiß der Arbeiter. Was wir am Tage thun und denken, ist realistischer; und der Schlaf gesunder und erquickender, wenn wir durch Erholung oder leichtere Arbeit zu ihm übergehen. Deutsche, welche die englische Tageseintheilung kennen, haben die deutsche damit gegen mich vertheidigt, daß sie sagen, hier könne man nur einige Wochen im Jahre die Abende im Freien zubringen, nur gerade in der Mitte des Sommers; nachher kämen die Nebel. Soviel ist richtig, daß das verrufene Nebelland am Abend die wenigsten

Nebel hat, und daß ich meine englischen Studien mit dem Satze anfing: In England the nights are finer than the days. Die Nachtluft in England ist anders; Sie erinnern sich der Aengstlichkeit und Vorsicht, mit der wir den Rath englischer Aerzte befolgten, bei offenen Fenstern zu schlafen, der allmählig fortschreitenden Versuche, durch die wir endlich dahin gelangten, auch im Winter das Fenster eine Hand breit auf zu haben. Die deutschen Aerzte sagen, das sei Rheumatismus, Blindheit, Tod. Liegt es vielleicht an der Nachtluft, daß in England der Leib frischer bleibt?

Oder an der Küche? oder daran, daß man in England nicht „kneipt"? Und welche Wirkungen und welche Ursachen hat das Kneipen? Doch die Kapitel sind zu schwierig für heut, und ich fühle etwas wie böses Gewissen, daß ich zuviel an England lobe. Vetter Michel, aber plaudern Sie das nicht aus, muß immer eine ausländische Liebschaft haben und will keine andern Götter haben neben ihr. So lange die Passion dauert, findet er an dem Gegenstande alles gut; sobald sie vorüber ist, alles schlecht. Der hochherzige Brite hat dem klugen Italiener, auch tapfern Magyaren, weichen müssen, und ich — bless my eyes! — ich bin ein Anglomane! Und darum würde ich dem Macdonald einen Orden pour le mérite geben, wenn ich bei der Centralgewalt angestellt wäre, obgleich, wie Sie mir schreiben, alle Engländer das Geheimniß wissen und sorgsam vor dem Fremden hüten, daß er Zeit seines Lebens ein ruffian gewesen ist.

Berlin, im April.

Sie beschweren sich über die Unleserlichkeit meiner Briefe, Sie Undankbarer. Sollen bogenlange Episteln, verfaßt unter den erschwerenden Umständen, die ich geschildert, auch noch

geschrieben sein, als wären sie gestochen? Aber wenn ich sie nicht stechen kann, wollen andere Leute sie vielleicht drucken; und wenn es Sie wirklich so unterhält zu sehen, was von Deutschland Sie in zwölf Jahren vergessen haben, so nehmen Sie wohl mit in den Kauf, was die Bedingung des Druckes sein würde: die Erwähnung dessen, was Sie und ich in zwölf Jahren von England gelernt haben. Ich sehe den Handel als abgemacht an und bin damit wenigstens eines zustimmenden Lesers für mein heutiges Thema gewiß, über das man mich in Deutschland einstweilen noch auslächeln wird. Es heißt Lüften und ist eine Lebensfrage in einem weit volleren Sinne des Wortes als irgend einer der Gegenstände, die ich um mich her so nennen höre. Heute sagt man: wie spaßhaft Sie sind mit Ihren englischen Schrullen! wollen immer etwas Besonderes haben. Wenn ich in Deutschland bliebe, würde ich versuchen, es dahin zu bringen, daß man über ein Jahr sagte: wie langweilig Sie sind! immer die alte bekannte Geschichte. Auf jeden Fall will ich mir drei Zeugen sichern in drei Geschichtchen, die mir begegnet sind. Die eine habe ich schon zu den Akten genommen, daß ein Wirth meine Beschwerde über den Tabaksrauch damit zu erledigen meinte, daß er sagte: o, wir machen ein Fenster auf! Sie beweist, wie es mit der Kenntniß von der Statik der Luft bestellt ist. In einer andern Stadt machte ich beim Eintreten in ein öffentliches Lokal die Bemerkung, daß es nach Räucherkerzchen rieche. Ganz richtig, sagte der Kellner freundlich und selbstzufrieden; es ist ein schlechter Geruch in diesem Zimmer, die Wände sind nicht trocken. Was der Mann wohl sagen würde, wenn man ihm von jemandem erzählte, der einen Gestank unter einen Wohlgeruch gemischt? und was thut er anderes, indem er einen Wohlgeruch unter einen Gestank mischt? Die dritte Geschichte begab sich in einem Salon. Ich hatte zum zweiten Male, und darum schon vor lächelnden Gesichtern, davon gesprochen, welchen

Werth die englischen Aerzte auf Luftveränderung, Wechsel des Aufenthalts, legen. Haben Sie die neuesten Untersuchungen des Professors Bunsen in Heidelberg gelesen? fragte man mich. Ich mußte kleinlaut mit Nein antworten und hatte zu erfahren, daß der Professor in der Luft seiner Studirstube Seesalz nachgewiesen habe. Und in dem Salon waren so und so viel Lungen thätig, und so und so viel Lampen, jede von einem halben Dutzend Lungenkraft, und war nicht die mindeste Vorkehrung getroffen, frische Luft zuzuführen. Truly German! würde man in England sagen. Ob mit Recht? Das weiß ich, daß die Theorie und Praxis und Gewohnheit des Ventilirens in Deutschland so heimisch zu machen, wie in England, eine Reform wäre, die sämmtliche Amendements sämmtlicher Landboten aufwöge. Zu diesem meinen Satze würde man wieder in England sagen: go on.

Very well, then, I am going on.

Indem die Lunge sich bläht, saugt sie eine Quantität Luft ein und verbraucht davon, was brauchbar ist; indem sie zusammenfällt, stößt sie eine Quantität Luft aus, die unbrauchbar ist, wieder aufgeathmet zu werden, und mit ihr eine Masse organischer Stoffe, geneigt, leicht in Fäulniß überzugehen. Ein ähnliches Aufnehmen und Ausstoßen geht unaufhörlich durch die Haut vor sich. Ich habe mir sagen lassen, daß ein erwachsener Mensch in gesundem Zustande binnen 24 Stunden über ein Quart Flüssigkeit in Gestalt von Dünsten durch die Lunge und die Haut von sich giebt. Diese Dünste sind sichtbar in einem kalten Zimmer, aber nicht weniger vorhanden, wo man sie wegen der höheren Temperatur nicht sehen kann. Der Gelehrte wird diese Beschreibung sehr ungelehrt nennen und dem Leser, der etwa anfangen sollte, um seine Lunge besorgt zu werden, die Bestandtheile der atmosphärischen Luft zu nennen wissen, den Prozeß des Ein- und Ausathmens zu beschreiben, die Geschichte

von der „schwarzen Höhle“ in Calcutta zu erzählen, die gar nicht schwarz, auch keine Höhle, sondern das Gefängniß, das Loch, war, das die Engländer für die Eingeborenen in ihrer Faktorei erbaut hatten, anzugeben, wieviel Kubikfuß Luft in der Stunde durch die Lungen des Menschen gehen, und wie sie beschaffen ist, wenn sie den Weg gemacht hat, das Maaß der Ausdünstung bis auf die dritte Dezimalstelle auszurechnen, die Pflänzchen und Thierchen, die von Lunge und Haut ausgestoßen werden, unter dem Mikroskop vorzuzeigen, vielleicht die Namen zu nennen, die sie im Systeme führen, und die Krankheiten und Krankheitsdispositionen zu bezeichnen, die dieses oder jenes Pilzchen oder Ungeheuerchen erzeugen. Lausche, o Leser, solchen Worten der Weisheit, und wenn sie verklungen, nimm deine Phantasie zusammen. Stelle dir vor, dein Auge sei heute schon mit einem verbesserten Mikroskop bewaffnet, wie es einst da sein wird. Es läßt dich erkennen, wie die Luft, während du athmest, der Nase zuströmt, gleich dem Wasser vor dem Saugrohre einer Pumpe. Die Luft ist normal gemischt, vielleicht mit etwas Seesalz, aber klar wie Quellwasser. Nach einer Viertelstunde wird sie trübe, nach einem halben Tage sieht sie wie Pfützenwasser aus. Das Mischungsverhältniß hat sich verändert, der Sauerstoff ist fast verschwunden, neue schädliche Gase an seine Stelle getreten. Betrachte die Nasen der Anwesenden; eine jede saugt Luftwellen ein, speit Luftwellen aus, jede ausgespieene trüber als die zuvor eingesogene. Drehe eine Schraube an dem Mikroskop, seine Kraft zu steigern, und richte es auf die Stelle des Zimmers, wohin durch einen Schlitz in der Gardine die Sonne fällt. Die Sonnenstäubchen werden zu einer Thier- und Pflanzenwelt, einem Höllenbreughel garstiger Ungestalt. Sieh, wie mit der in den Lungen erwärmten Luft das Gesindel langsam hinaufsteigt zur Decke. Einige Sonnenstäubchen „spielen“, das heißt wohl, suchen der himmlischen Lohe

zu entrinnen, die sie versengt, und „ziehen ein" in Tapeten, Teppiche und Behänge, wo sie ihr schnödes Leben in Ruhe beschließen und mit dem Geruch ihrer verwesenden Leichname das Zimmer multig machen werden. Wie schmutzig, wie wimmelnd es da oben aussieht! wie die Wolke sich tiefer und tiefer senkt! Jetzt reicht sie bis an die Nasen hinab; jetzt kann man die angezogene und die abgestoßene Welle nur noch an der Bewegung der Geschöpfe unterscheiden, die darin treiben: jene ist so trübe wie diese, alles dieselbe Pfütze.

Ein Instrument, das ungefähr den Dienst eines solchen Mikroskopes versieht, ist schon da, die Erfindung eines englischen Arztes, Angus Smith, und mißt auf einer Scala mit Rein, Unrein, Sehr Unrein und Entsetzlich die Masse der organischen Stoffe in der Luft. Das Instrument stets auf Rein, die Luft der Zimmer stets klar wie Quellenwasser erhalten, das verstehe ich unter Lüften.

Wie steht es damit in Deutschland? Es ist der Triumph des Tischlers und er feiert ihn in Berlin, daß die Fenster luftdicht; luftdichte Doppelfenster werden in den Zeitungen empfohlen; ja man macht heute Fenster, die aus einer großen Scheibe bestehen, fest eingekittet in einen unbeweglichen Rahmen, also gar nicht zu öffnen! Der Windofen pumpt nur so lange Luft aus dem Zimmer als das Feuer brennt, und ist um so vollkommener, je schneller er die Verbrennung bewirkt. Die ausgepumpte Luft muß ersetzt werden, also, wenn die Fenster keine zulassen, durch die Thüre, aus dem Innern des Hauses, wahrscheinlich aus einem unreinen Vorrath. Wie steht es in Schulen, Hörsälen, Gerichtszimmern? Vielleicht hat die oberste Scheibe ein Fensterchen, das man offen hält, wenn die zunächst Sitzenden nicht über Zug schreien, und dessen Wirkung höchst unbedeutend ist, wie der Gelehrte nachweisen wird. Ja, ein ganzer Fensterflügel thut wenig, denn zu einer stätigen, das ganze Zimmer

ergreifenden Ventilation sind zwei Oeffnungen in verschiedener Höhe erforderlich. Ist die Dichtigkeit der Luft außen und innen gleich, so bewirkt die Oeffnung eines Flügels so wenig einen Austausch der Luft, wie das Aufziehen einer Schleuse zwischen zwei gleich hochstehenden Teichen einen Austausch des Wassers. Wie steht es in Theatern und Singakademien? Alle Welt klagt über Hitze und würde befriedigt sein, wenn Kühlung zu schaffen wäre. Aber kalte Luft ist nicht nothwendig reine Luft; es giebt tödtliche Gase, die schwerer sind als die Atmosphäre, und wenn der Nabob von Kalkutta die Engländer in seinen Eiskeller gesperrt hätte, so wären sie auch erstickt. Wie steht es mit den Schlafzimmern, in denen wir fast ein Drittheil unseres Lebens verbringen? Wie werden Alkoven gelüftet, die kein Fenster hab:n? Es kann einem nachträglich schlimm werden, wenn man bedenkt, in welchen Räumen man geschlafen.

Darin haben wir in England gelernt. Das Guillotinenfenster giebt die zwei Oeffnungen, gewährt die Möglichkeit, sie ganz nach Erfordern und Belieben größer und kleiner zu machen, und hält auch, wenn es ganz geschlossen, selten dicht. Das weiß Gott, sagt der Festländer, der im Winter zum Besuch nach England kommt und in einem halbschlächtigen Hotel logirt. Der Engländer hilft sich am Abend mit einem dicken Vorhang, der den Zug abfängt ohne das Einströmen der Luft zu hindern, und trägt während der kurzen Tagesstunden um des großen Vortheils willen die kleine Unbequemlichkeit. Das Kamin erhält einen fortwährenden Kreislauf, schickt die durch seine Strahlen erwärmte Luft nach oben und saugt die kältere auf, die über dem Fußboden steht. Aber kein wohleingerichtetes Haus begnügt sich damit. Ist Gas angelegt oder ein Kronleuchter vorhanden, so ist die Rosette in der Mitte der Decke durchbrochen und führt zu einem Kanal, der in dem Windelboden hinläuft und entweder in eine Esse oder in einen besonderen Ventilirungsschaft

ausmündet. Außerdem findet man häufig oben in der Wand eine Klappe, die mit dem Kaminrohr, dem russischen Rohr, wie es in Deutschland heißt, in Verbindung steht. In Lokalen, wo viele Menschen verkehren, in Bierstuben, Speisehäusern, Tanzsälen, in den Rauchzimmern der Gasthöfe und Klubs, in Kirchen, Schulen und Gerichtszimmern hilft man noch durch besondere Vorrichtungen in den oberen Fenstern nach, durch durchlöcherte Scheiben oder durch einen Rahmen schmaler Glasplatten, die sich wie eine Jalousie öffnen und schließen lassen. In den Parlamentshäusern, im britischen Museum, auch in Privatpalästen findet man eine eigene Feueranlage, Winter und Sommer thätig, deren Schornstein alle Ventilationskanäle der Windelböden aufnimmt und in die unaufhörlich von dem Heerde aufsteigenden Luftsäule hineinreißt. Von den Thüren der Schlafzimmer ist unten ½ Zoll abgehobelt; und dabei kann man freilich im Winter ein Gardinenbett vertragen, dessen Vorhänge im Sommer ein Mosquitonetz ersetzt.

In Deutschland scheint man die größte Sorge auf die Ventilation zu verwenden in den Gefängnissen; wenigstens habe ich davon am meisten gelesen. Sehr recht, wenn man nicht länger an Untersuchungsgefangenen die Strafe der Vergiftung vollstreckt, wie sonst nur zu oft buchstäblich geschah, den Untersuchungsrichter nicht länger einer Gefahr der Ansteckung aussetzt, die er zu seinem Glücke in der Regel nicht zu würdigen wußte. In England sind erweislich in früheren Jahrhunderten einige der furchtbarsten Epidemien aus den Gefängnissen hervorgegangen. Uebrigens sagt man mir hier: oh, Sie haben gut reden mit dem englischen Klima! Freilich lehren die Thermometerbeobachtungen, daß die Wintertemperatur in Norddeutschland niedriger ist als im eigentlichen England; freilich lehrt mein Gefühl mich, daß die Luft, auch bei gleicher Temperatur, viel härter ist; sie trifft die Haut das eine Mal wie ein feiner eisiger Regensturm, das

andere Mal wie ein Sandtreiben in den Dünen; freilich ist die Schwierigkeit hier größer. Aber unsere Architekten werden doch nicht das Gewehr davor strecken wollen. Können sie nicht die Außenluft erwärmen, ehe sie in die Zimmer gelangt, etwa vermittelst einer Röhre, die um den Ofen geführt wird? Könnte man nicht für das ganze Haus eine gemeinschaftliche Anlage machen und die Kosten auf die Miethe schlagen? Könnten nicht die Versicherungsgesellschaften die Prämie herabsetzen für Personen, die in ventilirten Häusern wohnen? Könnten nicht thatendurstige Staatsanwalte gegen Scholarchate, Provinzial-Schulkollegien und Unterrichts-Minister, die die Jugend in ungelüftete Räume sperren, Anklage erheben wegen Erregung von Masern und Scharlachfieber? Könnte, wer seine Zimmer mit einem Aquarium schmückt, nicht für sich selber thun, was er für seine Fischchen nie versäumt, durch Pflanzen, die Kohlensäure aufnehmen, durch Blumen in Wasser, die Sauerstoff entwickeln, das Gleichgewicht der Mischung erhalten? Könnten, wenn es den Männern gleichgültig ist, ob sie zehn Jahre früher alt werden und sterben als der Engländer, nicht die Frauen ihren Sinn darauf setzen, es der Engländerin in dem Einen, was sie voraus hat, gleichzuthun, in dem frischen Kolorit, das der Hauch der reinen Luft, und nur er, so sicher hervorlockt, wie den Strahl der unverschleierten Sonne, und nur er, die Farben des Pfirsich?

Wenn in dem Wasser Wohlsein, Genuß, Poesie und Kultus ist, wie viel mehr in der Luft? Nicht jeden Tag können wir uns in das Meer tauchen oder in einen Forellenbach strecken und aus der Quelle schöpfen, das Auge hinabgerichtet auf die Lande, von denen die Wasser aufsteigen, und hinauf zu den Bergen, welche sie sammeln; manch einer hat nie einen Erlensee verstanden, nie die Lorelei gesehen, weiß nicht, was Wasser ist. Das Wasser müssen wir suchen und halten; es rinnt durch

die Finger, entläuft in die Tiefen, flüchtet dem Meere zu. Die Luft sucht uns, brauchen sie nicht in Kannen und Becken zu füllen. In jedem Momente umspült sie unsern Leib; und wenn wir es ihr nicht schnöde wehren, ist jeder Athemzug eine frische Welle des Einen Aethers, den Alle Himmel nennen, und jeder Druck der Lunge ein Pulsschlag zu dem Einen Leben, das die Erde bewohnt.

Weil wir sie nicht zu kaufen brauchen, meinen wir, sie habe keinen Werth, und weil unsere Dichter Flanell tragen, besingen sie sie nur, wenn sie linde fächelt oder zornig Masten knickt. Wessen Auge aber einmal für ihr stilles Walten geöffnet ist, dem wird sie eine liebe Freundin, von der er nicht wieder lassen will, und wenn er ein Menschenhasser wäre, würde er das Geheimniß für sich behalten.

4.

In der Provinz, April.

Egressum magna me excepit Aricia Roma
Hospitio modico.

oder wie ich übersetzt habe, während ich vor langer Weile auf der Fensterscheibe trommelte,

Das große Rom liegt hinter mir,
Gar mäßig ist der Comfort hier.

Der Abstich gegen die Hauptstadt ist schärfer, als wenn man von London in die Provinz geht. In Berlin sehe, höre, fühle ich auch in meiner Stube, daß ich in einer großen Stadt bin; in London muß ich ausgehen, um den Eindruck zu erhalten. In England ist, was außer Dach und Fach zu einem Hause gehört, ist Hausrath und Geschirr im Großen fabrizirt, mit „den neuesten Verbesserungen" versehen und von dem Geschmack der

Hauptstadt, dem guten und dem schlechten, beherrscht; in Deutschland wird noch viel am Orte, im Kleinen, mit Physiognomie gearbeitet. Der Abstich ist mir nun so fühlbarer, als ich hier nichts zu thun habe und mir zum Zeitvertreib alles ansehe bis auf den Thürnagel, inclusive. Ich raste nur, um das Ziel meiner Reise nicht in zu später Nachtstunde zu erreichen. Bekannt ist mir der Ort von der Zeit her, da ich als Student auf Ferien ging; deshalb wohl haben mich auf dem ganzen Wege Erinnerungen verfolgt, wie aus einer früheren Station der Seelenwanderung. Es muß sehr, sehr lange her sein, daß ich diesen Weg gemacht, nicht eben, wenn an den Jahren gemessen, wohl aber wenn an den Veränderungen, welche die Jahre an den Dingen und mir gewirkt. Die Art, wie ich damals gereist, ist meinen jungen Gefährten auf der Eisenbahn so fremd wie die Treckschute, über die Horaz lamentirt.

Einige Tage vor der Abreise ging man nach einem Gasthof in der Krausenstraße, einen Platz zu bestellen und zu behandgelden, in einem Wagen, auf deutsch Hauderer und auf studentisch Zauderer genannt. Morgens um fünf Uhr war man zur Stelle mit einem Instrument, das Pfeife hieß, und dazu gehörigem Beutel, kunstvoll gearbeitet aus der Blase eines Schweines, und gefüllt mit Tabak von Praetorius und Brunzlow, die auf drei Pfund ein halbes zugeben. Man sollte Exemplare von beiden Gegenständen für die culturgeschichtlichen Museen ankaufen, ehe die letzten von der Erde verschwinden. Die buntscheckige Gesellschaft richtete sich häuslich in dem Wagen ein.

„Trecentos inseris: ohe!
Jam satis est! Dum aes exigitur, dum mula ligatur,
Tota abit hora.

„Sie nehmen ja Platz für zwei.“ — „I reden Sie nicht so dumm.“
Eh' das Gespann geschirrt, ist eine Stunde um.

Es geht zum Königsthor hinaus, in eine Allee von lombardischen Pappeln, die dem Wege keine Handbreit Schatten geben, aber dem Lande mit ihren flachen Wurzeln auf fünfzig Schritt die Nahrung entziehen. Ueber die Herkunft dieser Bäume hatte ich eine eigene Vermuthung: daß sie aus alten Lehrbüchern der Feldmeßkunst und der Perspective auf die Chausseen verpflanzt seien. Der erste Halt wurde in einem Orte gemacht, halb Dorf, halb Flecken, dessen fremdklingenden Namen ich weder in meinem Gedächtniß, noch auf den heutigen Postkarten finden kann. Relais durften nicht gelegt werden, das litt der Staat nicht, sonderbarer Kauz der Staat! Die Pferde mußten sich also ein wenig erquicken, und die Passagiere folgten ihrem Beispiel.

Hic ego propter aquam, quod erat teterrima, ventri
Indico bellum;

Solch' Bier zwingt nur hinab die bitt're Durstesnoth
's hat meinen Seelenfrieden bis Nachmittag bedroht.

Die Andern sind klüger gewesen, weniger gewissenhaft in der Menschenpflicht, Bier zu trinken.

Absentem ut cantat amicam
Multa prolutus vappa nauta atque viator
Certatim;

Wohlgetränkt mit süßem Kümmel und spanischem Bittern,
Feiern im Wechselgesang Herrn Schmidt und seine zwölf Töchter
Vorne der Kutscher und hinten im Korb der Schneidergeselle.

Der Schnaps hat auffallend abgenommen; nur einzelne Sardanapale suchen ihn unter dem russischen Namen Allasch wieder zu Ehren zu bringen. Er hat dem bairischen Biere weichen müssen, das mit Verlust des y die Reise um die Welt zu machen scheint; und auch das hat im Sommer seine Herrschaft zu theilen mit den kohlensauren Wassern. Es ist das eine Veränderung, die für viele andere schadlos halten kann, sie über-

dauern und ihre wohlthätigen Wirkungen erst an künftigen Geschlechtern voll entwickeln wird. Die Christel mit blanker Haube und silbernem Brustlatz, die in Berlin, in der Jerusalemerstraße, das erste Seidel bairischen Biers geschenkt, ist ein Denkmal werth. Die Najaden, denen sie den Weg gebahnt, sehen mich heute noch sehr kühl an, kühl bis ans Herz hinan; bei 12 Grad Reaumur kann ich sie nur achten, bei 24 würde ich sie verehren. Der einzige Betrunkene, den ich bis jetzt in Deutschland gesehen, hatte sich in einem Frühstückskeller bei feinen Weinen übernommen.

Von den Mittagsmahlzeiten, die ich auf solchen Reisen genossen, habe ich nur die Erinnerung, daß sie aus Hammelbraten und Gurkensalat bestanden — möchte ich sie nie wieder sehen! Doch lieber noch einmal Hammelbraten als macros turdos, magere Singvögel braten lassen, wie die Italiener heute noch thun. Nachmittag wird es schwül und staubig: aber

Mali culices ranaeque palustres
Avertunt somnos;

Mückengeschmeiß und quackende Frösche verjagen den Schlummer.

Man fährt an Chorin vorüber, ich siebenmal, und sieht die Ruinen nur aus dem Wagen und von der Gegend nur eben so viel, daß man ihre Schönheit ahnen kann; denn es ist keine Zeit zum Anhalten. So unbegründet ist der Vorwurf gegen die Eisenbahnen, daß sie den Reisenden verkürzten, im Gegentheil, sie schließen ihm erst die Landschaft auf, und ich würde jetzt keinen Sommer in Berlin verleben ohne Chorin zu durchstöbern. Zuweilen erlahmten die Gaule vor dem Nachtquartier und man hätte im Freien kampiren müssen,

nisi nos vicina Trivici
Villa recepisset, lacrymoso non sine fumo,
Udos dum foliis ramos urente camino;

Hätte sich nicht ein Krüger erbarmt und Streu uns gegeben,
Schwarzbrod und Speck, gebraten an thränenerzeugendem Grünholz.

Am Abend des zweiten Tages kam man nach Stettin, wo in der Nacht eine Post sich anschloß. War man von Berlin mit der Post gekommen, so hatte man sechs Stunden zu warten und, da es immer die sechs Stunden regnete, in der Passagierstube zu verbringen und den Paradeplatz anzusehen. Wie viel Flüche hängen an den Wänden des düstern Zimmers! es muß Nachts davon umgehen wie in einer alten Marterkammer. Endlich wird Erlösung geblasen. Der „neue", recht bequeme und gut verschlossene Hauptwagen hat acht Plätze; der Unglückliche mit Nr. 9 auf seinem Passagierbillet kommt in einen „alten" Beiwagen, einen Holsteiner, in dem vielleicht Sophie ihre Reise von Memel nach Dresden gemacht, mit einem Lederzelt, das unter der Sonne Thran schwitzt und durch dessen Klappen der Schnee handhoch treibt, eine ambulante Bleikammer. So geht es im Trabe die Meile nach Altdamm über ein Pflaster, in dem nicht zwei Steine gleich stehen. Der Beiwagen wird auf jeder Station gewechselt; und Nr. 9 im Sommer gebraten, im Winter erfroren und jederzeit gerädert, bezahlt ebensoviel wie Nr. 8. So wollte es der Staat, der kein Privatfuhrwerk mit untergelegten Pferden duldete; man hatte damals recht gute Nerven und war ein recht geduldiger Staatsbürger. Zu irgend einer nachtschlafenden Zeit gelangte man an's Ziel. Morgen wird es heißen

Brundusium longae finis chartaeque viaeque;

werde ich bei Tage den dicken Thurm erspähen, in dessen Schatten ich meinen Horaz gelernt.

Im Mai.

Da lebe ich wieder in dem Schatten des Thurmes und messe die Stunden an seinem Glockenschlage und die Wochen

an seinem Geläut und wundere mich, daß mir heute wieder so gewohnt ist, was mich vor vierzehn Tagen so beschäftigte. Und wundere mich, daß wir so viel von der Macht der Gewohnheit reden, und so wenig davon, auf was diese Macht beruht, und wie wir sie unserm Willen dienstbar machen können, anstatt ihr unterthan zu sein. Was Gewalt über uns hat, ist nicht die Gewohnheit, sondern die Umgebung, welche unsere Gewohnheiten erzeugt; und was wir uns gern als Festigkeit des Charakters zu Gute rechnen, die unbeirrt ihren Weg gehe, das ist oft genug im Grunde nichts als die Schwäche, die vor dem dauernden Kampfe mit der Umgebung, mit Dingen und Personen, zurückschreckt. Einiges, was ich besser beibehalten, habe ich mir in vier Wochen schon abgewöhnt, weil die Dinge um mich her sich widersetzen; in vieles, was zehn Jahre mich entbehren ließen, aber nie hätten vergessen machen sollen, werde ich schnell wieder von den Menschen hineingewöhnt.

Doch das hätte ich auch in Berlin erfahren, könnte ich überall im Vaterlande beobachten. Hier bin ich in der Vaterstadt; hier fassen Oertlichkeiten mich mächtiger an als Sitten; hier werden Phantasie und Erinnerung mehr berührt als Gewohnheiten; hier wünschte ich mir die jüngste Kunst der Photographen, Augenblicksbilder zu machen, um den Eindruck festzuhalten, den die erste Begegnung mit altbekannten Bildern und Tönen macht. Die Bilder und die Töne sitzen so fest, daß die Photographen sich freuen können, wenn ihre Werke sich ebenso halten. Den Gesichtskreis im Osten bildet ein Höhenzug, ich wäre nicht im Stande, sein Profil hier auf das Papier zu zeichnen, aber ich bemerkte jede Veränderung, die das Aufwachsen des Holzes, das Abschlagen und Ansäen während der 18 Jahre bewirkt haben, in denen ich die Gegend, einige flüchtige Besuche abgerechnet, nicht betreten hatte. Ich sehe, wie die Gemeinheitstheilung die Landschaft verwandelt, welche Fußsteige eingegangen

sind, welches Laubwerk verschwunden und dazu gekommen, daß die Kreuzdornenhecken am Wege nicht höher geworden, obgleich sie doch jedes Frühjahr neue Triebe gemacht, und von der alten Stadtmauer kein Stein herabgefallen ist trotz Regen und Frost. Ich weiß, wo am Horizont ein Dach fehlt, ein Fabrikschornstein aufgewachsen ist. Die Pumpenschwengel quieken wie sonst; der Thurmpfeifer mag begraben sein, aber sein Instrument lebt fort; die Stadttrommel ist die alte, und in der umgebauten Kirche — die Welt ist sehr kirchgängerisch geworden — hängen die alten Glocken, aber singen mir ein anderes Lied als Komm' Komm'! Mancher Name, den ich im Laufe des letzten Jahres gelesen und geschrieben, fehlt mir im Augenblick, aber wer zu meiner Knabenzeit in jedem Hause der Stadt gewohnt, das weiß ich besser anzugeben als das gegenwärtige Geschlecht. Und doch hatte ich an alle die Einzelnheiten nie gedacht, und nur, wenn ich mich in fernen Landen nicht gleich über die Himmelsgegenden orientiren konnte, pflegte ich unwillkürlich einen Sprung in den Hof zu thun, wo ich zuerst gelehrt ward, welchen Weg die Sonne geht. Aber wenn ich auch das Bild der Heimath mir selten zurückgerufen — ich spreche von der Oertlichkeit, nicht von Personen — so hatte sie mich nie losgelassen. Erst hier merke ich die Fäden, an denen sie mich hält, fein aber fest wie die Fessel Gleipner, die Odin im Lande der schwarzen Elfen weben ließ, aus dem Tritt der Katze, dem Athem der Fische und den Wurzeln der Steine. Du wirst, sagt der Erzähler in der Edda, unter Steinen keine Wurzeln gesehen haben; aber Dinge mögen sein, auch wenn Du sie nicht beweisen kannst. Die Wurzeln der Menschen hat auch nicht jeder gesehen,

Die Städte im östlichen Pommern haben fast alle dieselbe Physiognomie. Die Häuser, wie sie ursprünglich gebaut, standen Schulter an Schulter, mit ihren hohen dreifenstrigen Giebelfronten; das Erdgeschoß bildete ein geräumiger

Flur, in dem das Gewerbe betrieben und im Fall der Noth das Korn untergebracht wurde, mit einem Stübchen an jeder Seite der breiten Thüre. Hier ist das letzte Muster eines solchen Hauses während meiner Abwesenheit verschwunden und damit dem aufwachsenden Geschlecht eine Wurzel abgeschnitten. Aber die Baustellen sind geblieben, wie sie bei Gründung der Städte abgesteckt waren, und tragen jetzt vierfenstrige Häuser, zu groß für eine, zu klein für zwei Familien, und darum der, ich möchte sagen, organischen Einrichtung unfähig, die das englische Haus hat und die jedem Raume einen bestimmten Gebrauch anweist. Weil das alte Haus, mit gutem Grunde, den Eingang, die Thorfahrt in der Mitte hatte, gab man den neuen Häusern ein Fenster zu der einen und zwei zu der andern Seite der Thür, und es amüsirt mich zu sehen, wie man hier, 150 Jahre nach einem allgemeinen Neubau, endlich dahinter gekommen ist, daß diese Einrichtung keinen Sinn hat, daß das einfenstrige Stübchen zu nichts in der Welt nutz ist und nun in vielen Häusern die Thür an die eine Seite des Hauses gerückt und damit drei Fenster in einer Flucht gewonnen hat. Von dem Kampfe, auf den die Anlage der Stadt berechnet war, lebte in meiner Jugend noch eine Ueberlieferung; sie stempelte die vor den Deutschen zurückweichenden Eingeborenen zu Räubern und wies ihrem letzten Führer die bewaldete Bergkette zum letzten Schauplatz an. Wenn wir Jungen uns einen Sommertag in den Bergen tummelten, so spielten wir Tetzlaff und hielten darauf, daß die Räuber die meisten Püffe bekamen. Der mir der Liebste, lebt nicht mehr; seine kräftige Natur würde heute nicht bei dem Princip allergehorsamst um Entschuldigung bitten, daß wir Deutsche über Andere herrschen.

Neulich habe ich von den kleinen Städten schlecht gesprochen; heute will ich ihnen Gutes nachsagen, an sich und im Vergleich mit den englischen. In den kleinen Städten ist noch mehr klei-

nes Handwerk, weniger Arbeitstheilung, mehr Naturalwirthschaft als in den großen. Die Jugend kann da den Handwerkern und Arbeitern noch allerlei abgucken, einen Nagel einzuschlagen, einen Hasen abzuziehen, ein Laken auszuringen, was einem in dem europäischen Babel ebenso zu Gute kommt, wie auf Robinsons Insel. Ich that einmal in London, wohl wissend, daß es shocking sei, die Frage, wie der englische Schinken zubereitet werde, von dem ein Exemplar auf dem Tisch stand. Mehrere der anwesenden Damen wußten gar nicht, daß das Fleisch vor dem Kochen einer anderen Behandlung unterworfen sei, keine wußte diese von der deutschen verschiedene Behandlung zu beschreiben. They order everything, sie lassen Alles aus den Läden kommen; der Herr Gemahl hat die Rechnungen zu bezahlen und daher Geld, Geld, Geld zu schaffen. Ich werde mich über diesen Punkt nie mit den Nationalökonomen in einen Streit einlassen; sie haben Recht, daß bei der englischen Weise das Ganze mehr erzeugt oder verzehrt, was ohngefähr auf eins hinauskommt; ich habe Recht, daß bei weniger entwickelter Wirthschaft der Einzelne es leichter zur Zufriedenheit bringt. Das ist wieder eine Steinwurzel, kommt davon, daß ich von Geburt ein Kleinstädter bin. In England wird in den Spühlnapf eines Theegeschirres nie etwas anderes gethan werden als der Bodensatz aus den Tassen, bis an das Ende der Welt. In Pommern legt man wohl auch einmal Biscuits hinein. In England habe ich, ich kann es beschwören, nie eine Dame Handarbeit machen sehen, ausgenommen eine, die sich das Kleid ein wenig aufgerissen hatte und den Schaden höchst eigenhändig ausbesserte, weil es an der See war. In Pommern habe ich, auch das kann ich beschwören, ein sehr zierliches Spinnrad von Rosenholz in Thätigkeit gesehen und mich mit der Spinnerin englisch unterhalten.

Eine deutsche Stadt von 10,000 Einwohnern ist, verglichen

mit einer englischen, eine Metropole geistigen Lebens, und das kommt von zweierlei her. Die englischen Gerichte und Staatsbehörden sind im Allgemeinen nicht collegialisch, sondern bestehen aus einer Person, die häufig, wie bei den Oberrichtern der Fall, in London wohnt und nur von Zeit zu Zeit die Provinzen besucht. Zweitens ist es wieder das Klima, das den Wohlhabenden auch im Winter das Landleben zusagend macht.

An den Menschen, an alten Freunden, lerne ich erst wieder, was ich in England so lange entbehrt, daß ich es ganz vergessen; doch möchte ich die Freiheit, die Einsamkeit der großen Stadt nicht hingeben. So bin ich wie der Zugvogel, der zwei Heimathen hat.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

Die

Londoner Industrie-Ausstellung.

Die

Londoner Industrie-Ausstellung

von

1862.

Von

Lothar Bucher.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1863.

Hatte ich versucht, an der Ausstellung von 1851 den Humor eines politischen Flüchtlings auszulassen und an der von 1855 die Geschichte der wichtigsten Industriezweige zu erläutern, so blieb mir für diese dritte nur der Gesichtspunkt des unmittelbaren Nutzens übrig. Für Techniker werden technische Berichte geschrieben; aber auch das Publikum will von einer Ausstellung viel hören und einiges lernen, und irgend Jemand muß das Verlangen befriedigen. Wie schwierig eine solche Aufgabe ist, wie unvollkommen ihre Lösung bleiben muß, auch unter den günstigsten Verhältnissen, auch mit der freundlichen Hülfe, die mir von deutschen und andern Sachverständigen zu Theil geworden, das weiß Niemand besser, als wer sich selbst daran versucht hat. Ich habe mich darüber an mehreren Stellen ausgesprochen, hier aber noch zweierlei für mich geltend zu machen. Ich habe lieber eine größere Mühe übernehmen und eine, an sich betrachtet, unvollständigere Arbeit liefern wollen, als die englischen Zeitungsberichte benutzen, die natürlich England zum Mittelpunkt nehmen; und ich möchte gegen diejenigen Techniker, die mit

einem Nichttechniker unduldsam umzugehen geneigt sind, damit abrechnen, daß sie doch zuweilen auch mit der Politik handthieren, ohne dieselbe zum Gegenstande eines Studiums gemacht zu haben. Mögen sie ebenso unbefangen an das politische Schlußkapitel gehen, wie ich willig mich von ihnen belehren lasse.

Berlin, den 15. November 1862.

L. Bucher.

Inhalt.

Die Londoner Industrie-Ausstellung.

1. Die Eröffnung.

London, 1. Mai. Eilf Jahre auf den Tag und die Stunde, daß ich gethan, wozu ich jetzt die Feder aufhebe, über die Eröffnung der Londoner Industrie-Ausstellung berichtet habe. Was ich damals geschrieben, weiß ich heute nicht mehr, aber die Erinnerung an die Stimmung, in der ich schrieb, ist seit gestern Abend sehr lebendig in mir geworden durch den Kontrast; meiner Schreibeseele ist heute nicht so frisch, so poetisch zu Muthe wie damals. Wieso das kommt, darüber habe ich diesen Morgen während der Feier nachgedacht, namentlich während der Musikaufführungen. Nicht als ob ich gleichgültig gegen dieselben geblieben wäre, sondern weil ich die Gewohnheit habe, die barbarische Gewohnheit, werden manche Leser denken, Musik, wenn sie über eine Viertelstunde dauert, zur Begleitung meiner Gedanken zu machen. Ist die Musik sehr gut, so macht sie auch wohl meine Gedanken zum Texte. Bald auf die eine, bald auf die andere Weise verschmolzen die Erinnerungen des 1. Mai 1851 mit den Melodien von Gegenwarts- und Zukunftsmusik, die fast drei Stunden lang auf mich einstürmten; und als Meyerber's Ouverture abgerollt war, hatte auch ich den Schlußsatz meiner Grübelei erreicht, hatte ich herausgebracht, weshalb diese Ausstellung mich nicht so stimmt, wie jene. Und ich kann es verrathen, ohne mich selbst zu seciren, denn die Schuld liegt nicht an mir.

Es war ein schöner Frühlingstag damals, aber nicht schöner als der heutige. Von meinem Schreibtisch sah ich damals in eine räucherige Straße hinab, sehe ich heute eine Wiese mit Cedern und Hagedorn und von einem schönen Baumschlag eingerahmt. Die Lebensweise war mir damals fremd, zum Theil sonderbar, zum Theil widerwärtig, und ist mir heute werth und heimisch. Ich habe wieder in einem vernünftigen Bette geschlafen, vernünftig gefrühstückt und ein vernünftiges Stück Hammelfleisch gegessen; die Luft ist nicht mit feinen Glassplittern erfüllt wie in Deutschland und streicht lustig durch die Fenster herein und zum Kamin hinaus. Von den Bewohnern Londons kannte ich damals etwa Einen auf eine Million; heute sagen mir die Leute: Glad to see you back, freuen uns, daß Sie zurück sind, als wenn ich hier zu Hause wäre. Damals war London Verbannung und babylonische Gefangenschaft, heute ist mir in dem modernen Babel ganz „mollig". Die eilf Jahre machen es auch nicht, meine Privatseele ist frischer als damals. Es liegt an der Ausstellung; und um es kurz zu sagen, die Ausstellung von 1862 verhält sich zu der von 1851, wie eine zweite Heirath zur ersten. Die zweite Frau mag schöner, liebenswürdiger, geistreicher sein und den Mann glücklicher machen, als die erste, aber von der ersten Hochzeit wird der zweiten etwas fehlen, wären es auch nur Flitter und Täuschungen. So sagen wenigstens die Sachverständigen, unter ihnen Dickens und Thackeray, deren spätere Romane den Helden erst in der zweiten Ehe zur Ruhe kommen lassen. Von jenem Glashause in Hydepark versprach man sich ein Stück Gralstempel, ein Jubiläum der Arbeit, den Beginn des ewigen Friedens und allgemeiner Brüderlichkeit. Und kaum waren die Scherben, aus denen es bestand, in Sydenham wieder zusammengesetzt, als die verehrliche Christenheit unter sich einen der blutigsten Kriege begann; nach wenigen Jahren folgte ein zweiter, und in Erwartung des dritten verwandelt

Europa sich in eine Kaserne. Wohl feiert die Industrie wieder einen Triumpf, aber der Arbeiter, der die Baumwollenzeuge geschaffen, nagt am Hungertuch. Wohl haben die Völker von einander gelernt und angenommen, aber wenig, blutwenig. Die Engländer haben seit jenem Maitage gelernt, Eis essen und am Sonntag Musik vertragen, und die Engländerinnen in einer Restauration speisen; was von den zweckmäßigen Einrichtungen der Engländer aber haben die vielen Tausend Deutschen mit nach Hause genommen? Nicht einmal die Handtuchpferde. Man geht also kühler an diese zweite Hochzeit.

Wie mir, muß die Sache auch wohl den englischen Behörden erscheinen; sie haben sich mit besonderem Fleiße den Ausspruch eines mittelalterlichen Juristen hinter das Ohr geschrieben, daß er seine drei Frauen geheirathet habe propter opus, propter opes, propter opem, die erste wegen ihrer Liebenswürdigkeit, die zweite wegen ihres Geldes, die dritte um der Pflege willen. Sie haben vor eilf Jahren gelernt, daß an einer Ausstellung ein Erkleckliches zu verdienen ist, und betreiben die diesjährige, wie ein „einsichtsvoller und ausgedehnter“ Käsehändler seinen Kram betreibt oder, um einen noch zutreffenderen Vergleich zu machen, wie der Inhaber eines Panoramas oder Wachsfiguren-Kabinets, der ein mäßiges Eintrittsgeld erhebt, aber bei den besonderen Merkwürdigkeiten noch ein besonderes Viergroschenstück erpreßt. Ihrer Majestät Kommissarien halten den schönen Augenblick fest im Sinne, wo sie, wie 1851, einander wechselseitig attestiren werden, daß sie sich sehr verdient gemacht, und aus dem Ueberschusse einander Kleinigkeiten im Betrage von je 25,000 £ votiren werden; sie quetschen ihre Gäste, so lange noch ein goldner Tropfen fließen will. Sie „nehmen keine Miethe von den Ausstellern“, bewahre! aber sie lassen den Aussteller oder die Leute, durch die er sich vertreten lassen will, nur ein, wenn sie ein season-ticket, ein Partoutbillet, für drei Guineen gelöst haben.

Ein entrüsteter Aussteller, der zwei Quadratfuß ohne Miethe angewiesen erhalten, hat nachgerechnet, daß Ihrer Majestät Kommissarien allein auf diese Weise von dem Morgen Flächenraum 68,607 £ vereinnahmen. Ich fühle ganz, wie begriffswidrig es ist, von dem hochherzigen und gastlichen Albion so etwas zu erzählen, aber streichen Sie es nicht, ehe Sie diesen Absatz zu Ende gelesen. Ich selbst muß gestehen, daß ich die englische Methode, wenn mit Maaß angewandt, ganz richtig finde; für Nichts ist Nichts, hat ein sehr scharfsinniger Berliner gesagt, und Seiner Gnaden dem Sehr edlen Herzog von Buckingham und Chandos wird eine kleine Extraeinnahme sehr zu Statten kommen. Aber was sagen Sie dazu, daß dem Quetschungsprozesse auch die fremden Journalisten unterworfen werden? Der Berichterstatter jedes englischen Blattes erhält freien Eintritt; die auswärtigen werden beschieden, daß Ihrer Majestät Kommissarien nur für die englische Presse zu sorgen hätten; man möge sich an den Kommissar seines Landes wenden. Diesen auswärtigen Kommissarien sind aber, wie sich ergiebt, gar keine Billets zur Verfügung gestellt worden; sie können also nichts thun, als das Verlangen der Journalisten bei der englischen Behörde zu befürworten. Das ist in Betreff meiner geschehen, aber ohne Erfolg. Schreiben Sie mir also die fünf Guineen gut, die ich für die Ausstellung und die damit verbundenen Gärten ausgelegt habe.

Bei diesem Verfahren gegen die fremden Berichterstatter hat wahrscheinlich noch ein besonderer Grund mitgewirkt, auf den ich oft aufmerksam gemacht habe. Die Engländer geben an sich keinen Pfifferling darum, was das Ausland von ihnen sagt, und thun recht daran; jedes selbstbewußte und sich selbstachtende Volk wird es ebenso machen. Aber in gewissen Fällen können die orthodoxen Vorstellungen von England doch sehr nützlich werden, z. B. wenn es sich darum handelt, festländische Völker in einen Krieg für englische Interessen zu hetzen. Man hält es deshalb

für viel zweckmäßiger, daß das Ausland sich seine Nachrichten über England aus englischen Blättern übersetze, wie in der guten alten Zeit, als daß Ausländer mit eigenen Augen hier sehen und in die Heimath berichten, wodurch, wie die Engländer sagen, seit zehn Jahren viel Schaden geschehen ist. Nur mit den französischen Journalisten soll man eine Ausnahme gemacht und ihnen Freikarten gegeben haben, dank der Achtung oder der Angst vor dem großen Alliirten. Uebrigens sind die Briten gerade jetzt höchlich entrüstet gegen ihre Vettern, die Yankees, weil sie den Times-Korrespondenten nicht in ihrem Haupt-Quartier dulden wollen.

Diese Ausstellung ist nicht nur eine Wiederholung, sondern im gewissen Sinne eine Fortsetzung der von 1851. Von dem Reinertrage jener wurde auf Betrieb des Prinzen Albert ein kleines Landgut zwischen Kensington und Brompton angekauft. Der Prinz wollte auf dieser vortrefflichen Baustelle ein gewaltiges Gebäude aufführen und darin die zerstreuten Kunstschätze Londons unterbringen, verbunden mit den Kunstschulen, die er gestiftet hat. Man verwarf den Plan, weil er von dem Prinzen kam, also ein „Germanismus" und eine Gefahr für our glorious constitution sei. Das Feld lag mehrere Jahre brach, wurde dann zum Theil mit Wohnhäusern bebaut, zum Theil von der Horticultural Society erworben, die einen großen Ziergarten darauf anlegte. An diesen Garten stößt, ihn an drei Seiten umgebend, das Ausstellungsgebäude. Die Gesellschaft hat den Grund und Boden dazu hergegeben „unentgeltlich", aber es steht mit dieser Unentgeltlichkeit ähnlich, wie mit der Miethsfreiheit der Aussteller; es ist „verstanden", daß man das Gebäude um Michaelis der Gesellschaft für eine Kleinigkeit abtreten wird zur Verwandlung in Treibhäuser. Um in den Garten, auf den die Fenster der Speisezimmer gehen, in dem allerlei Festlichkeiten stattfinden werden und einige der besten Bildhauerwerke der Aus-

stellung aufgestellt sind, Eintritt zu erhalten, hat man noch zwei Guineen zu zahlen. Die ganze Sache ist so acute, daß ein Yankee seine Freude daran haben würde.

Der Grundriß des Gebäudes ist, wie sich aus dem Gesagten ergiebt, hufeisenförmig, aber so, daß die beiden Flügel viel länger sind, als das Hauptgebäude. Aeußerlich angesehen ist das ganze Gebäude ein architektonisches Quodlibet. Die Fronten, gemauert, mit hohen Rundbogenfenstern und flachen Dächern sehen wie ein Packhof aus. An den Ecken treten kleine Risalite vor mit steilen Glasdächern, die von der Gartenfronte der Tuilerien kopirt zu sein scheinen. Durch das Hauptgebäude läuft, der Länge nach, ein höheres Schiff mit Glaswänden und gewölbtem Zinkdach. In der Achse dieses Schiffes, an den beiden Punkten, wo es in die äußere Fronte ausläuft, sind zwei große runde Fenster angebracht, die wohl — daß Gott und Erwin sich erbarmen mögen! — den Rosenfenstern der gothischen Dome abgesehen sind. Sie sind aus Eisen, zirkelrund mit acht glatten eisernen Speichen und sehen natürlich wie Triebräder einer Lokomotive aus. Das Glas ist bunt, aber von der impertinenten Regelmäßigkeit eines kaleidoskopischen Bildes. Unter diesem riesigen Fenster, das fast den ganzen Giebel des Schiffes einnimmt, befinden sich neun ganz schmale Thüren durch maurische Säulen getrennt, die wie die Eingänge zu einem Ameisenbau aussehen. Ueber jedem Giebel ragt eine Glaskuppel mit Spitze hervor, durch die Curve des Durchschnittes an den Kreml erinnernd. Diese beiden Kuppeln sind äußerlich architektonisch durch nichts gerechtfertigt — Bauverständige werden verstehen, was ich meine. Sie sehen aus wie zwei Käseglocken, die willkürlich auf einen beliebigen Punkt der langen Seitenfronte aufgesetzt sind. Auch abgesehen davon, habe ich meine ästhetischen Bedenken gegen solche Kuppeln von Glas. Sie können im Innern nicht durch Malerei verziert werden und lassen nicht mehr Tageslicht ein, als ein flach

gewölbtes einfallendes Licht thun würde. Sie sind zu nichts nütz, als in der Ferne zu glitzern.

Eine nähere Beschreibung des Innern behalte ich mir vor; für heute nur soviel, daß die Festlichkeit in dem Schiffe und unter seinen beiden Kuppeln, Domen, wie sie amtlich genannt werden, statt hatte. Die eisernen Säulen des Schiffes sind bronzegrün, die Decken blaßgrau, die Wände, so weit sie nicht von Glas, verschwinden hinter Gallerien. Der Totaleindruck ist ähnlich wie in dem alten Krystall-Palast. Die Räume unter den Kuppeln sind reicher dekorirt, aber nicht wie dort in den Primärfarben Blau, Roth und Gelb, sondern in sekundären Farben, Braun, Grün und Gelb. Um den Fries läuft ein blaues Band mit folgender Inschrift in Gold: Victoria et tibi laus cuncta enim quae in coelo et in terra tua sunt Domine . . . Den Rest, den ich von meinem Standpunkt aus nicht sehen konnte, werden die Gelehrten in Deutschland ohne Schwierigkeit ergänzen. Um das runde Fenster ist zu lesen: Gloria in excelsis Deo et in terra pax. Weshalb man die nach Popery riechende lateinische Bibel-Uebersetzung gewählt hat, begreife ich um so weniger, als mir unterwegs von einer Karre englische, deutsche und französische Bibeln zu sehr civilen Preisen durch einen Agenten der Bibelgesellschaft angeboten wurden. In dem westlichen Dome war eine Art von Thron für die Vertreter der Königin errichtet. Dahinter hing ein brauner Teppich, in dem das große englische Wappen und die Inschrift: God save the Queen gestickt ist. Daneben zwei Wimpel, der eine mit dem kleinen englischen Wappen und der Inschrift: Dieu et mon droit; der andere mit dem Koburger Wappen, gekreuzt mit dem englischen, und dem Motto: „Treu und fest".

Die Thüren wurden um halb eilf Uhr geöffnet, und ich kam mit dem ersten Schub hinein; aber wo ich einen Platz erspähte, von dem man eine gute Aussicht haben konnte, eine

Gallerie, eine Treppe, einen Winkel, da fragte ein Polizeimann, ob ich einen pomeranzengelben, oder himmelblauen oder zeisiggrünen Passagierschein besäße; und da ich nichts als mein Billet hatte, so wurde ist überall abgewiesen. Nur dem Zusammentreffen mit einem alten englischen Bekannten verdanke ich es, daß ich in einen leidlichen Platz eingeschmuggelt wurde. Wo jene Regenbogenbillets zu haben, wußte Niemand zu sagen. Die Nichtbegünstigten wurden zuweilen sehr ungeduldig, kletterten auf die Tische der Aussteller und wo sie sonst ankommen konnten; und wenn in der schönen Porzellansammlung vorn im Zollverein nichts zerbrochen ist, so muß es Gottes besonderer Wille gewesen sein, denn eine Dame mit ungeheurer Krinoline saß mitten zwischen den Vasen und Biskuits. Zum Zeitvertreib wurde Musik gemacht, unter anderm von den Dudelsäcken eines schottischen Füsilier-Regimentes; wenn der geneigte Leser sich vorstellen will, daß ein Koben voll junger Schweine über einen Knüppeldamm gefahren wird, so wird er eine ungefähre Vorstellung von dem Genusse haben. Eine bessere Unterhaltung gewährten die hübschen Frauengesichter. Um 1 Uhr durchzog die Prozession das Schiff. Sie müssen mir bei der Kürze der Zeit die Aufzählung erlassen; es war Gott und die Welt darin oder, um es kräftiger auszudrücken, Tod und Teufel: Minister, Erzbischöfe, englische Kommissäre, Architekten, beefeaters (eine alterthümliche Leibwache, ursprünglich buffetiers genannt) und zur besonderen Erbauung der Franzosen auch der Lordmayor mit seinem Schwertträger und seinem Seckelträger, nur keine Arbeiter. Die Vertreter der Königin, Herzog von Cambridge, Erzbischof von Canterbury, Lordkanzler, Lord Kämmerer, Sprecher des Unterhauses, Palmerston der Ewige, nahmen auf dem Throne Platz und der Graf Granville verlas ihnen einen Bericht: Erinnerung an die Verdienste des Prinzen Albert, Dank für den Kronprinzen von Preußen und den Prinzen Oskar von Schweden, die sich als

Kommissarien ihrer Länder eingefunden; Erinnerung an den italienischen Krieg, der die Ausstellung um ein Jahr verzögert, an die pekuniäre Verbindung des Unternehmens mit der Ausstellung von 1851 und mit der Horticultural Society (aber weniger deutlich, als ich sie oben bezeichnet habe); Dank für die bereitwillige Mitwirkung der auswärtigen Regierungen; Angabe der Zahl der Aussteller; Erwähnung, daß nur einerlei Preismedaille vertheilt werden solle. Nachdem der Herzog von Cambridge im Namen der Königin kurz geantwortet hatte, ging die Prozession nach dem östlichen Dome zurück, um den Musikaufführungen von 2000 Stimmen und 400 Instrumenten unter der Direktion von Costa beizuwohnen, einer Ouverture von Meyerbeer, der persönlich anwesend war, einem Choral, der zu sehr matten Worten des Poeta laureatus Tennyson von Bennet gesetzt ist, und einem Marsch des 80jährigen und deshalb ausgebliebenen Auber. Ein sehr langes und wahrscheinlich sehr schönes Gebet des Erzbischofs von Canterbury. Ein Hallelujah und ein God save the Queen. Worauf der Herzog von Cambridge unter Trompeten- und Kanonenschall die Ausstellung für eröffnet erklärte. Die Musik habe ich nur unvollständig gehört, da ich zu fern stand und mich zu sehr über die Herren und Damen amüsirte, die rings um mich her ihren Verdruß darüber aussprachen, daß sie für ihre five pounds nicht mehr gesehen hätten. Was sie wohl eigentlich erwartet haben mögen? Die Hauptsache ist ja, sagen zu können: ich bin dabei gewesen.

2. Hinter den Coulissen.

Wer daran denkt, London zu besuchen, möge sich um der Ausstellung willen ja nicht übereilen; eröffnet ist sie, aber fertig noch lange nicht. Allein das Schiff war zu dem bestimmten

Tage in Ordnung gebracht, und auch das nur nothdürftig. Die Seitenräume sind zum Theil noch ganz gesperrt, manche durch ausdrückliches Verbot, andere durch Barrikaden von Kisten; in manchen sind die Gegenstände schon ausgelegt, aber noch in Papier gewickelt, in andern werden sie mit unglaublicher Sorgfalt zurechtgerückt, „aufgebaut", wie man um Weihnachten sagt. In dem Flügel für die Maschinerie sieht es vollends noch hinterwälderisch aus; der Boden ist mit Werkzeugen bestreut, die Arbeiter wischen sich mit dem Hemdsärmel den Schweiß von der Stirn, und der daran stoßende Speisesaal zweiter Klasse (zu 15 Sgr. das Couvert) hat vor der Hand nichts aufzuweisen, als einen aus Bohlen zusammengeschlagenen Tisch mit drei Bierfässern darauf. Auf den Gallerien, die hauptsächlich für die Gewebe bestimmt sind, sieht man fast nur leere Schränke. Bis die Ausstellung vollendet ist, werden 14 Tage bis 4 Wochen vergehen, und es nimmt sich komisch aus, wenn man inmitten dieses Wirrwarrs liest, daß der Eintrittspreis für diejenigen, die kein Saisonbillet haben, am 2. und 3. Mai 1 Pfund und vom 5. bis zum 17. fünf Schilling betragen soll. Später, um das gleich zu erwähnen, stehen die Preise so: vom 19. bis zum 31. Mai an den ersten fünf Tagen der Woche 2½ Schilling, am Sonnabend 5 Schilling; vom 1. Juni ab an den ersten vier Tagen 1 Schilling, am Freitag 2½ Schilling, am Sonnabend 5 Schilling. Die Wohlhabenden wollen einen Tag für sich haben, an dem sie sicher sind, nicht mit Blousen und Arbeitsröcken in Berührung zu kommen, und sie haben mit großer Rücksichtslosigkeit gerade den Sonnabend gewählt, der in vielen Fabriken, Läden und Comtoiren von Mittag ab frei ist. Aber der englische Arbeiter findet sich dadurch nicht verletzt, denkt nicht daran, die Schranken niederzureißen, sondern hofft für seine Person an den Schranken in die Höhe zu klettern.

Ganz fertig sind, soviel ich bei einer flüchtigen Umschau

bemerkt habe, nur einige der kleinen englischen Kolonien, unter denen sich Kanada, 1851 von Semper geordnet, wieder durch eine sehr sinnige Aufstellung auszeichnet. Zu den am weitesten vorgeschrittenen Gebieten gehört der Zollverein. Das Erdgeschoß — von ihm ist, wie gesagt, vorerst nur die Rede — ist mit Effekt geordnet. Zunächst dem Schiffe das Modell der Berliner Börse, die Arbeiten der Königlichen Porzellanmanufaktur, zwei Statuen, Achilles und der olympische Sieger, von Cauer in Kreuznach, ein Schirm von Stobwasser, eine reiche Sammlung von Thonwaaren aus der Marchschen Fabrik, Silbersachen von Friedeberg, Vollgold, Sy und Wagner und die schönen eigenthümlichen Glasarbeiten von Heckert. Tiefer hinein die Berliner Geldspinden, die Steigerwalder Glaswaaren, Gußeisen von den Lauchhammer Werken und Bronzen von verschiedenen Fabrikanten. An der Hinterwand ein Stück, das zu den Lieblingen des englischen Publikums gehören wird, ein sogenanntes Orchestrion von Welte aus Baden, eine Art von Orgel mit allen erdenklichen Zügen und Walzen nach Art einer Spieluhr. Freilich erst eine sehr dürftige Vertretung der deutschen Industrie. Dieses Gebiet nimmt die eine Hälfte des südlichen Giebels ein, die andere ist Oesterreich und seinen von deutscher Kultur beherrschten Nebenländern angewiesen, aber noch mit vielen Kisten gefüllt. Gehen wir von diesem Giebel das Schiff entlang, so finden wir, theils in der Mitte desselben, theils zu beiden Seiten folgende, in die Augen fallende Gegenstände, von denen einige in dem Katalog „Trophäen“ genannt sind. Ich protestire bei Zeiten dagegen, daß dieser unrichtige Ausdruck etwa ins Deutsche eingeschleppt werde; Trophäen sind Beutestücke, die dem Feinde abgenommen, nicht Aufthürmungen von Pelzwerk, Hölzern, Spielsachen, Stearinlichten oder Flaschen mit Pickles. Also, von dem westlichen Dome anfangend: ein Diskuswerfer und zwei andere Statuen von belgischen Künstlern, der Schäfer und der Wolf

(ein alter Bekannter von 1855), ein Adam in Marmor auf den Pflugsterz gelehnt, eine Pyramide von Lichten aus Holland, eine desgleichen von Holzschnitzereien aus der Schweiz, Rüstungen für Mann und Roß aus Frankreich, ein Sortiment Porzellan aus Kopenhagen, die Molinschen Ringer von Geiß in Berlin, hier vor der schwedischen Abtheilung aufgestellt, Anker und Schiffsmodelle aus Norwegen, Malachit und Porzellan aus Rußland, eine Sammlung geschnitzter Möbel aus Portugal, ein Diogenes und eine Psyche aus Italien. Das ist die eine, den fremden Staaten angewiesene Hälfte des Schiffes. Die zweite, englische, enthält zwei Schränke von den Juwelieren Emanuel, und Hunt und Roskell, eine „Trophäe" von Spielzeug, einen Schrank von Elkington aus Birmingham, Porzellan aus Worcester, einen Leuchtthurm, eine Bake, mehrere riesige Teleskope, ein paar Kanonen, „Trophäen", die allenfalls so heißen können, von Pelzwerk, Aufstellungen von Waffen, von Tuchen, von Leder, Schiffesmodelle, Fontainen, eine Pyramide von Nahrungsmitteln, eine Lady Godiva von Fuller und eine Fontaine in Majolika von Minton, die aber noch nicht da ist. Diese Aufzählung wird dem Leser den Eindruck der Unruhe verursachen und eben deshalb habe ich sie gegeben. Die Gegenstände haben weder in sich, noch in ihrer Erscheinung irgend einen Zusammenhang, sie stehen durcheinander wie Kraut und Rüben und erinnern an die Allerweltskuriositätenläden in Wardour Street. Namentlich ist das in der englischen Hälfte der Fall; die ausländische würde, wenn die Lichterpyramide entfernt wäre, ziemlich homogen erscheinen.

Der Katalog ist im Ganzen so angelegt, wie der von 1851, nur daß einige der ursprünglich 30 Klassen weiter getheilt und dadurch 36 Klassen herausgekommen sind. Ich lasse sie folgen und unterscheide die neu hinzugekommenen durch gesperrte Schrift: 1) Bergbauprodukte; 2) Chemische Produkte; 3) Nahrungsmittel;

4) Manufakturstoffe des Thier- und Pflanzenreiches; 5) Eisenbahnwesen; 6) andere Fuhrwerke; 7) Maschinen für die Fabrikationen und Handwerkszeug; 8) Maschinen im Allgemeinen; 9) Maschinen und Werkzeuge für Acker- und Gartenbau; 10) Civilbaukunst; 11) militärische Baukunst, Waffen, Ausrüstung; 12) Seewesen; 13) mathematische und physikalische Instrumente; 14) Photographie; 15) Uhren; 16) musikalische Instrumente; 17) chirurgische Instrumente; 18) Baumwolle; 19) Flachs und Hanf; 20) Seide und Sammet; 21) Wolle und gewirktes Gut; 22) Teppiche; 23) Zeugdruck und Färberei; 24) Zeug-Tapeten, Stickerei, Spitzen; 25) Häute, Pelz, Federn, Haar; 26) Leder; 27) Kleidungsstücke; 28) Papier, Buchdruckerei, Buchbinderei; 29) Hülfsmittel für den Unterricht; 30) Möbel, Papiertapeten, Dekorationen; 31) Eisen und Eisengeschirr; 32) schneidende Instrumente; 33) Gold-, Silber- und Juwelierarbeiten; 34) Glas; 35) Töpferei; 36) Miscellaneen. Die 30. Klasse des alten Katalogs, Werke der bildenden Kunst, ist weggefallen und Gegenstand eines besondern Katalogs geworden. Die Schwierigkeiten jedes Katalogisirens sind bei Gelegenheit der früheren Ausstellungen so vielfach behandelt worden, daß ich vorerst nicht darauf eingehen werde. Die Zahl der Aussteller aus England, Schottland und Irland beträgt 6965, etwa ein Viertel weniger als 1851; dagegen sind die Kolonien reicher vertreten, namentlich Indien mit einer sehr lehrreichen Sammlung von mehr als 500 Nummern. England mit seinen Kolonien hat die Hälfte des ganzen Raumes besetzt. In die andere Hälfte theilen sich

Frankreich	mit 3621	Ausstellern	147,519	□Fuß
Zollverein	„ 2531	„	83,312	„
Oesterreich	„ 1509	„	52,408	„
Belgien	„ 863	„	48,947	„
Italien	„ 1289	„	17,781	„

(Rom außerdem) mit	53	Ausstellern	3,469	□ Fuß
Schweiz	387	„	15,836	„
Türkei	15	„	14,300	„
Rußland	658	„	14,050	„
Schweden und Norwegen	742	„	9,850	„
Holland	354	„	7,200	„
Dänemark	299	„	6,050	„
Spanien	1133	„	5,875	„
Portugal	1132	„	4,781	„
Griechenland	283	„	2,050	„
Brasilien	230	„	1,250	„

u. s. w. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben nur einige sechszig Nummern geliefert. Die Abtheilungen China (25 Nummern, darunter der Schädel des Konfucius, den die Engländer wegen des kostbaren Goldkästchens bei der Plünderung des Sommerpalastes an sich genommen haben), Siam (3 Nummern), Japan (10 Nummern) sind nicht etwa von den Regierungen oder den Einwohnern der betreffenden Länder beschickt, sondern von englischen Händlern und Liebhabern zusammengebracht.

Ermüdet von diesen Studien machte ich von der mit zwei Guineen erkauften Erlaubniß Gebrauch und trat in den Garten, der hinter dem Gebäude liegt. Bei dem ersten Schritt überzeugte ich mich auf's Neue, wie recht die Engländer daran thun, sich ausländische Journalisten so viel wie möglich vom Leibe zu halten. Der Garten ist im vorigen Jahre eröffnet worden; ich hatte ihn noch nicht gesehen, aber eine Beschreibung der Einweihungsfeier in der „Times" gelesen. Obgleich längst gewöhnt und geübt, solche Ouverturen eine gute Terze tiefer zu lesen, war ich doch überrascht. Der Garten enthält — wie viel Bäume meinen Sie wohl? Einen, geschrieben Einen. Es ist ein schö-

ner Baum und gut benutzt, fern sei es von mir, etwas gegen den Baum zu sagen, aber Ein Baum ist doch etwas wenig für einen „Garten der Armida" mit zwei Guineen Eintrittsgeld. Freilich sind noch ein Dutzend Sträucher da, nicht besonders gepflegt, ein künstlicher Wasserfall, der sich in einen künstlichen See ergießt, ein Parterre, das zwar nicht mit Blumen besetzt, aber mit buntem Sande nach holländischer Weise ausgelegt ist, ein Rasen, erst voriges Jahr angesäet und von den mit Aufstellung einer Statue und zweier Fontainen beschäftigten Arbeitern vielfach aufgewühlt und zertrampelt, an den beiden Längenseiten des Gartens bedeckte Säulengänge und an der etwas höher gelegenen Querseite, dem Ausstellungsgebäude gegenüber, ein Gewächshaus, das groß genug, aber ziemlich leer ist, denn durch die oberen Stockwerke kann man glatt hindurchsehen. Ich schritt nachdenklich über den zerstampften Rasen, umwandelte die glatt gestrichenen Sandbeete, und stieg zu dem einen Baume hinauf, der mitten vor dem leeren Gewächshause an dem Wasserfalle steht, und wandte mich um. Wenn es mir gelungen ist, die Oertlichkeit dem Leser deutlich zu machen, so wird er wissen, daß ich nun die Hinterseite des Ausstellungsgebäudes vor mir hatte, und wenn er im Augenblick des Umdrehens in mein Herz gesehen hätte, so würde er darin das brünstige Verlangen nach einem Gesellschafter gelesen haben, nach einem Mitgenießenden an dem Humor, der sich mir erschloß. Die Gartenseite des Ausstellungsgebäudes ist in guter italiänischer Renaissance und schließt sich in Styl und Verhältnissen an die Säulengänge an, welche an den Längenseiten des Gartens hinlaufen; auch die beiden Dome, die beträchtlich weiter von dem Beschauer abliegen als die Gartenseite des Gebäudes, also näher an einander, gegen die Mitte zu gerückt erscheinen, nehmen sich von hier angesehen, ganz manierlich aus. Es wurde mir auf einen Blick klar, daß das Gebäude für die Gartengesellschaft erbaut ist, daß

die Seite, die es dem Garten zukehrt, das Gesicht und die Straßenfront, die ich Tags zuvor studirt hatte, der Hintere ist. Ich mußte auf meine eigene Hand darüber kichern.

Aber hübsch wird die Anlage künftiges Jahr sein; sie wird für das Westende werden, was der botanische Garten für die Anwohner von Regentspark ist, und mehr als das, denn das Gewächshaus, die beiden Säulengänge und der an den Garten stoßende Theil des Ausstellungsgebäudes, leicht in einen Wintergarten umzuschaffen, werden einen zusammenhängenden bedeckten Spaziergang gewähren, eine Art klösterlichen Kreuzganges, in dem man sich Bequemlichkeit müde gehen könnte. Die Mittel zur Füllung der Gewächshäuser liefern die diesjährigen Eintrittsgelder. In diesem Jahre werden Blumen nur bei den sechs oder sieben Ausstellungen zu sehen sein, welche die Gesellschaft veranstaltet, darunter eine Rosenschau am 26. Juni, wahrscheinlich die sehenswertheste. Zu diesen Schauen und zu den Konzerten am Sonnabend, sowie an allen anderen Tagen wird das Publikum in diesem Jahre gegen ein verschieden abgestuftes Eintrittsgeld zugelassen werden, so daß der auswärtige Besucher kein Saisonbillet zu nehmen braucht. Eine besondere Festlichkeit soll bei der Enthüllung des Denkmals für die Ausstellung von 1851 stattfinden, von dem bis jetzt nur der Unterbau da ist. Ich bin neugierig, was die Inschriften, an denen es ja nicht fehlen wird, über den Prinzen Albert sagen werden; und da ich kürzlich in mehreren englischen Blättern gelesen habe, daß er „der Pflegevater des Gedankens der Weltausstellungen“ sei, so will ich abschreiben, was er 1851 ohne Widerspruch sagen konnte:

„Es muß mir besonders angenehm sein, zu sehen, daß ein von mir hingeworfener Gedanke, den ich allerdings für durchaus zeitgemäß hielt, so allgemeinen Beifall gefunden hat; denn es beweist mir, daß meine Auffassung der eigenthümlichen

Natur und der besondern Bedürfnisse unseres Zeitalters mit den Gesinnungen dieses Landes vollkommen harmonirt."

Wir Deutschen haben unter uns Strauße genug auszufechten, aber wir werden mit ihnen nie fertig werden, wenn wir nicht alles, was Deutsch heißt, einmüthig vertreten und behaupten gegen die Anmaßung und Verlogenheit der Fremden, wer sie auch sein mögen.

3. Mars und Venus.

Ueber die innere Architektur des Ausstellungsgebäudes habe ich nach dem ersten Eindruck nicht urtheilen wollen, weil derselbe ungünstig war. Ich sagte mir, daß die Ausarbeitung des Planes mehr Tage, vielleicht mehr Wochen gekostet, als ich Stunden in dem Gebäude zugebracht, und ich wollte mit dem Baumeister nicht umgehen wie flüchtige Leser mit einem Schriftsteller. Heute aber bin ich ganz sicher, daß das Werk bei fortgesetzter Bekanntschaft nur verlieren wird. An den beiden Querschiffen — ich sehe gar nicht ab, weshalb wir unsere Sprache mit dem mißtönigen Wort Transept verunzieren sollen — an den Querschiffen, welche die beiden Giebel einnehmen, habe ich nichts auszusetzen als die garstigen runden Fenster, deren eines gar in ein Zifferblatt verwandelt und dadurch noch störender für die Verhältnisse geworden ist. Das Längenschiff aber ist entschieden häßlich. Es ist zu schmal für seine Länge und Höhe und erhält dadurch und durch die Rippen, welche das Dach tragen, eine unglückliche Aehnlichkeit mit einem umgestülpten Spreekahn, von dem Vordertheil und Hintertheil abgesägt sind. An den Enden hat es keinen für das Auge befriedigenden Abschluß; das dreieckige Dach bricht ab, wo es an die Glaskuppeln stößt, und zeichnet seinen Durchschnitt scharf auf die Giebelwand. Diese Wand, welche die eine Seite des achteckigen Unterbaues der

Kuppel ausmacht, ist höher als das Schiff; man sieht also, wenn man in dem letzten steht, nur einen Theil derselben, und an den Proportionen erkennt man, daß es nur ein Theil ist. Ich will mich deutlicher machen: man denke sich, daß man vor dem Altar einer sehr langen Kirche stände und nach dem Portal hinsähe, denke sich, daß über dem Portal der Thurm stehe, daß der erste Windelboden des Thurmes bedeutend höher läge als die Decke des Schiffes, und daß die Wand, in der sich das Portal befindet, im Verhältniß zu der Thurmhalle, nicht zu der Höhe des Schiffes ornamentirt sei. Ein anderer Uebelstand ist, daß der Fußboden des Schiffes an fünf Fuß tiefer liegt als die Fußböden der Querschiffe und die Eingänge. In der Nähe hat ein Franzose unter dem Namen „Internationaler Basar“ eine riesige Viergroschenbude gebaut, die als konsequent durchgeführter Holzbau viel mehr Charakter hat als das Schiff des Ausstellungsgebäudes, übrigens wohl Banquerot machen wird und bis dahin betrachtet wird als a very convenient place for flirtation — wer sich das nicht selbst übersetzen kann, braucht nicht zu wissen, was es bedeutet. In der Südfronte, parallel mit dem Hauptschiff, befindet sich die Bildergallerie, die dem Zweck entsprechend und ohne Prätensionen ist. Der übrige Raum ist mit niedrigen, dreieckigen Dächern auf Eisensäulen eingedeckt. Es ist zu begreifen, daß Tennyson, dem die furchtbare Aufgabe gestellt war, auf dieses Haus eine Ode zu machen, sich nicht höher zu erheben wußte, als zu „Meilen von Palästen“ — „gefüllt mit Oceanen von Backenbärten“, ergänzte ein witziger Freund und Bootgenosse von mir am Tage der Eröffnung. Ueberhaupt wolle der Leser daheim, dem englische oder aus englischen Quellen geschöpfte Berichte zu Gesicht kommen, das nie vergessen, daß man in England sich nicht entschließen kann, etwas unschön zu finden, was recht groß, lang, hoch, dick oder theuer ist. Das Gebäude muß schön sein, denn es bedeckt vier Morgen mehr und kostet

noch einmal soviel als das von 1851. Die Kuppeln müssen schön sein, denn sie haben ein und zwanzig Fuß mehr Durchmesser als St. Peters Dom. Die Eröffnungsfeier war schön, denn es sollen 36,000 Menschen dabei gewesen sein, was ich nicht glaube, und Tennyson's Ode ist schön, denn er soll hundert Pfund dafür bekommen haben, was sehr möglich ist; kein anderes Volk bezahlt seine Dichter so gut, folglich hat kein anderes Volk so gute Dichter. Mit dieser Denkweise der Engländer, an die ich mich so gewöhnt hatte, daß sie mir erst nach einer längern Abwesenheit wieder auffällt, hängt eine Anordnung von Sir Richard Mayne, dem Londoner Polizeipräsidenten, zusammen, die man sich in keinem andern Lande würde gefallen lassen. Er verbietet den Droschken, in der Nähe des Gebäudes zu halten; er hält es für seine Aufgabe, es vor Allem dem **„carriage people“**, den Leuten mit eigner Equipage bequem zu machen, und der zu Fuß gehende Mob brummt zwar, wenn er bei schlechtem Wetter den Regenschirm vergessen hat, sieht aber eigentlich in der Anordnung einen sehr heilsamen Sporn für alle Welt, es auch zu einer Equipage zu bringen. Um alle Mäkeleien hier auf einmal abzumachen, sei endlich erwähnt, daß J. M. Kommissarien sich am 6. d. M. bewogen gefunden haben, einen Paß für die Nationalzeitung zu ertheilen. Wäre ich nur persönlich betheiligt, so würde ich ihn zurückgeschickt haben; aber ich bedachte, daß er mir für mein Geschäft nützlich sein kann, und bin Engländer genug gewesen, ihn in die Tasche zu stecken. Uebrigens waren die französischen Journalisten nicht besser behandelt worden, als die deutschen. Und nun zur Sache!

Auf der Südseite des Schiffes stehen nicht weit von einander zwei Gegenstände, an die ich die ersten beiden Fäden anheften will, Armstrong's Kanone und das farbige Standbild der Venus von Gibson. Kaum gesponnen, verschürzen die flatternden Fäden sich schon von selbst zu einem

Knoten. Vulcan, dessen beste Gesellen diese Geschütze geschmiedet, ist ja der Gemahl der Göttin und Mars, für den sie bestimmt sind, sein Hausfreund. Als ich die Statue zum letztenmale sah, hatte man sie gar in ein Drahtnetz von der Form eines Bienenkorbes gesteckt, um ein Tuch darüber zu hängen zum Schutz gegen die Malerpinsel, die in der Nähe und darüber noch beschäftigt waren. Ist nicht der Göttin bei Lebzeiten etwas Aehnliches begegnet? Diese Bildsäule und jenes Geschütz bezeichnen Wendepunkte in der Entwicklung der Künste, deren Werke sie sind. Mit dem einen beginnt die Kriegskunst eine ganz neue Bahn, mit der andern kehrt die Bildhauerei in eine lange vergessene Bahn zurück.

Armstrong's Ausstellung (No. 2509) nimmt einen großen Raum ein, ist aber weniger lehrreich, als sie auf den ersten Blick erscheint. Es ist nicht richtig, was englische Blätter sagen, daß die verschiedenen Stufen der Fabrikation bis zu dem fertigen Geschütze dargestellt seien, war auch gar nicht zu erwarten, denn die wichtigsten Prozesse werden mit der ängstlichsten Sorge geheim gehalten. Wir sehen zuerst eine Eisenstange, schraubenförmig zusammengewunden, wie das innerste Gewinde eines Wachsstocks; der Bruch glatt abgefeilt, wahrscheinlich damit man das Gefüge, die Faser des Eisens nicht untersuchen könne. Wie dies Gewinde zu einem Kanonenrohr zusammengeschweißt werden kann, läßt sich denken, auch welcher Vortheil durch diese Methode gewonnen wird: es ist die Längenfiber des Eisens, die der Gewalt des Pulvers Widerstand leistet. Aber so würde das Rohr viel zu dünn sein, namentlich nach hinten zu, wo die Armstrongschen Kanonen eine ungewöhnliche Metallstärke erfordern. Es müssen noch andere Lagen darüber kommen, und über deren Behandlung erfahren wir nichts. Einige der fertigen Geschütze sind damaszirt und zwar so, als wenn die Oberfläche aus einer Umwicklung von Eisenlappen, wenn man so sagen darf, zusammen-

geschweißt wäre, und daneben hängen eiserne Cylinder, die zu dieser Umwicklung verwandt werden; aber dieselben haben drei- bis viermal den Durchmesser des Geschützes, und wie sie auf den kleineren Raum zusammengearbeitet werden, ist eins der Geheimnisse. Vielleicht werden sie erst der Länge nach aufgeschnitten. Endlich sehen wir einen beim Abdrehen eines Geschützes gewonnenen Hobelspahn, der 430 Fuß lang ist und zu einem platten Bande ausgereckt, an 1400 Fuß messen würde — ein sprechendes Zeugniß von der Zähigkeit des Metalles und der Vortrefflichkeit der Drehbank. An fertigen Geschützen ist etwa ein halbes Dutzend vorhanden, von der leichten Drehbasse bis zu den schwersten Belagerungs- und Schiffskanonen, einige gezogen, andere glatt, einige für Vollkugeln, andere für Hohlgeschosse, alle von hinten zu laden. Der Verschluß, nachdem die Ladung von hinten in das Rohr geschoben, erfolgt bei den meisten durch einen Schieber, der durch einen senkrechten Schlitz in der Seite der Kammer geht, bei einer Kanone durch einen Spund oder Einsatz von oben, der vermittelst einer starken Schraube festgemacht wird. Bekanntlich hat man auswärts große Bedenken gegen diese Einrichtung, zweifelt an der Möglichkeit, den Verschluß auf die Dauer dicht zu halten, fürchtet Entladung nach hinten und Sprengen der Kammer. Zur Beseitigung dieser Zweifel sind einige von den Geschossen ausgestellt, mit denen die Geschütze probirt werden, für den Zwölfpfünder ein eiserner Cylinder von 120 Pfund, für den 120Pfünder einer von 1000 Pfund; und es wird versichert, daß einzelne Geschütze mit diesen Geschossen und den für sie erforderlichen ungeheuren Pulverladungen mehr als hundert Male versucht worden seien, ohne den geringsten Schaden zu leiden. Auch von den Hohlgeschossen ist eine reiche Sammlung da, einige quer durchschnitten, daß man die innere, sehr künstliche Einrichtung sehen kann. Die alten Bomben waren bekanntlich rund oder eiförmig und hatten zum Zünder eine lang-

sam brennende Lunte, die durch die Explosion des Pulvers entzündet, zuweilen besonders angesteckt wurden, und deren Länge so abgemessen war, daß die Pulverfüllung erst von dem Feuer erreicht wurde, wenn die Bombe ihren Weg zurückgelegt hatte. Die Armstrong'schen Hohlgeschosse haben die Gestalt einer Berliner Weißbierkruke; der Kern, der das Pulver enthält, ist von Eisen, außen mit Blei umgeben; der Zünder steckt in dem Halse der Kruke, sitzt lose und hat nach dem oberen Verschlusse zu einen kleinen Spielraum. Trifft das Geschoß auf einen Widerstand, wird seine Geschwindigkeit plötzlich vermindert, so fliegt der Zünder, der die ursprüngliche Geschwindigkeit bewahrt, vorwärts gegen den Verschluß und stößt auf eine Nadel, wodurch die Explosion erfolgt. Für Sachverständige ist das nichts Neues, ich glaube sogar, daß Armstrong manche seiner Einrichtungen von ausländischen Artillerien entlehnt hat; aber mancher fremde Besucher wird alle diese Dinge hier zum erstenmale sehen, weil sie anderwärts dem Publikum nicht gezeigt werden. Man muß sich auch hier fragen, weshalb die englischen Behörden diese Ausstellung gemacht haben? Um die Fabrikationsprozesse zu zeigen, nicht, denn dazu ist sie viel zu unvollständig; um eine Preismedaille zu erhalten, wahrscheinlich auch nicht. Von anderen Regierungen haben nur zwei, die spanische und die niederländische, Artilleriestücke eingesandt. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die englische Regierung durch diesen Anblick dem eigenen Volke hat ein Gefühl von Sicherheit und Selbstvertrauen geben, vielleicht auch eine größere Bereitwilligkeit zur Tragung der wachsenden Lasten des Militärbudgets beibringen wollen. Unzweifelhaft ist der letztere Grund bestimmend gewesen bei der Ausstellung einiger Festungsmodelle, von dem Fort Tor bei Portsmouth und von einer Enceinte mit Forts, welche London und die ganze Umgegend von Woolwich bis Twickenham und von Highgate bis Norwood einschließen soll, wahrscheinlich

dieselbe, die in einem vorjährigen Blaubuch empfohlen wurde. Denn, was Sachverständige interessiren könnte, ist doch wahrscheinlich in diesen Modellen nicht ausgedrückt. Andere Zwecke haben die Privatpersonen, die in der Abtheilung Geschütze ausstellen: sie suchen Bestellungen von außerhalb, und sie wollen vor dem englischen Publikum gegen den ausschließlichen Vorzug protestiren, den die Regierung dem Armstrongschen System gegeben hat. Die bedeutendsten unter ihnen sind Whitworth und die Mersey Steel and Iron Company. Whitworth, dem es zuerst gelungen, vierzöllige Eisenplatten zu zerschmettern, zeigt sechs Geschütze von 1 bis 70 Pfund, theils von vorn, theils von hinten zu laden, und die eigenthümlichen Geschosse, Abschnitte einer sechseckigen Säule, die er gegen Schiffspanzer anwendet. Die Mersey Company hat die Prinz-Alfred-Kanone ausgestellt, 12 Fuß lang, 3 Fuß im Durchmesser, 10 Zoll Seele, 10 Tons und 15 Centner schwer. Sie war ursprünglich glatt, schoß eine elliptische Kugel von 136 Pfund und zertrümmerte damit eine 4½zöllige Eisenplatte, die daneben zu sehen ist. Jetzt ist sie mit Zügen versehen und soll einen Bolzen von 500 Pfund schießen. Auch Lancaster, dessen Erfindung einst so gepriesen wurde, und sich im Krimkriege so wenig bewährte, hat eine seiner Kanonen mit eiförmigen Geschossen ausgestellt.

An ausländischen Geschützen sind angemeldet eins aus Frankreich, von Caron, noch nicht aufgestellt; zwei aus Deutschland, von Gasteiger in Tyrol, noch nicht da, und von Berger in Arnsberg, Gußstahl, von hinten zu laden; eins aus Rußland, eins aus Holland, beide noch nicht da; ein bronzenes, gezogen, von vorn zu laden, und mehrere gleichartige Modelle aus Spanien; endlich eine eiserne Kanone aus Schweden. Bei dem Kleingewehr halte ich mich nicht auf.

Neben die Armstronggeschütze hat die Artillerieverwaltung ein niedliches Modell der alten Bronzekanonen gestellt, damit

man den Fortschritt ermessen könne. Auf einer Weltausstellung ziemt es sich aber, weiter zurückzugehen, das Neueste nicht blos an dem unmittelbar Vorhergehenden zu messen, sondern auch an dem Aeltesten. Thun wir das, so findet sich, daß das Neue nicht in der Größe besteht — die chinesische Kanone auf dem Kastell in Dover, die alten Geschütze in den Dardanellenschlössern, die Kanone mit der die Türken Bresche legten in die Mauer von Konstantinopel, haben größeres Kaliber; auch nicht in dem Laden von hinten — auf der Dschunke, die im Jahre 1850 auf der Themse lag, habe ich Karonaden gesehen mit beweglicher Kammer. Ja, selbst die Bereitung seiner ungewöhnlich harten Geschosse hat Whitworth wahrscheinlich von den eisernen Kanonenkugeln gelernt, die einmal als Ballast aus Indien kamen und nach keiner der damals bekannten Methoden geschmolzen oder gehämmert werden konnten. Das Neue besteht einerseits in der Verwendung von Stahl, andererseits in den Zügen, der Vervollkommnung des Pulvers und der Geschosse und der dadurch erreichten größeren Tragweite, größerer Sicherheit des Zielens und zerstörenderer Wirkung. Wenn man die 4zöllige Eisenplatte ansieht, in der die Kugel sich zwei Zoll tief, wie in weichem Thon abgedrückt hat, und die Borsten, die von dem Abdruck auslaufen, und wenn man hört, daß Armstrong mit einem 600pfünder beschäftigt ist, so fragt man sich, was kann solcher Gewalt widerstehen: wie sind Städte und Schiffe künftig zu schützen? In der englischen Abtheilung, und nur in dieser, finden sich mancherlei Antworten auf die Frage, namentlich ein Modell der vielgenannten Panzerfregatte „Warrior“ und zwei andere Modelle, die ich beschreiben will, das eine, weil viel davon die Rede sein wird, das andere, weil ein gewisser Humor darin ist. Das Schiff „mit dem Schild“ ist ein kleines Fahrzeug mit niedrigem Bord, ohne irgend eine Seitenöffnung und an den Seiten und auf dem sanft gegen die Mitte ansteigenden Deck schußfest ge-

panzert. Auf dem Schiff liegt ein eiserner Schild, etwa von der Gestalt einer Schildkröte, aus dem wie der Kopf des Thieres eine Kanonenmündung hervorragt. Der Schild ruht auf einer wagerechten Drehscheibe, deren Rollen unterhalb des Deckes liegen, so daß der Schild und mit ihm die Kanone nach jedem beliebigen Punkt des Horizontes gerichtet werden kann. Wenn es zum Gefecht geht, kann man das Fahrzeug durch Einlassen von Wasser so tief einsenken, als der Zustand des Meeres es erlaubt, bei spiegelglatter See bis hart an das Deck. So bleibt für den Feind kein Objekt als der Schild, von dessen sanfter Wölbung runde Geschosse abgleiten. Das Modell ist sichtlich von dem „Monitor" entlehnt, von dem übrigens die erste Beschreibung vor vielen Jahren in dem Feuilleton der „Nationalzeitung" von Julius Fröbel gegeben worden ist. Das andere (Nr. 7692) will die feindlichen Kugeln dadurch unschädlich machen, daß es ihnen den Durchgang so viel als möglich erleichtert, und ist deshalb von dem Erfinder Receiver, Empfänger, genannt. Es hat zwischen der Wasserlinie und der Batterie ein Zwischendeck, das während des Gefechtes „ganz leer" sein soll; nicht ein Topf soll darin stehen bleiben. Seine Wände sollen aus ganz dünnem Eisenblech bestehen, und damit die Kugeln mit der größten Bequemlichkeit zu der einen Seite hinein und zu der andern wieder hinaus gehen können, soll dieses Blech von zwei zu zwei Fuß auf seine halbe Dicke eingekerbt werden, wie eine Glasscheibe von dem Diamant des Glasers. Bei so liebenswürdiger Zuvorkommenheit kostet es die Kugel nur eine geringe Mühe, eine Tafel zwischen zwei Kerben glatt heraus zu schlagen.

„Punch" hat, ausnahmsweise einmal wieder witzig, seit er palmerstonisirt und dadurch unfähig geworden ist, die Fragen zu behandeln, in denen Ernst und Spott am tiefsten greifen würden, in einem Artikel, der auch in die deutschen Blätter übergegangen

ist, geschildert, wie die Admiralität immer dickere Eisenplatten machen, Armstrong dieselben durch immer gewaltigere Kanonen zertrümmern und Mr. Gladstone nach jeder neuen Leistung auf der einen wie auf der andern Seite, die Einkommensteuer verdoppeln wird. Im Ernst ist nur das zu prophezeien, daß die kleinsten Schiffe künftig den Ausschlag in Seegefechten geben werden. Armstrong's und Whitworth's Kanonen sollen auf vier, selbst auf sechs englische Meilen noch ziemlich sicher schießen. Ein Linienschiff ist auf die Entfernung noch gut zu sehen, ein bis an das Deck versenkter „Monitor" aber kaum mit Teleskopen. Was wird denn nun also werden? Werden Linienschiffe und Fregatten sich zu Scheiben für solche unsichtbaren Feinde hergeben? Und wenn nicht, womit werden sie ihr Leben ausfüllen? Werden Seeschlachten künftig darin bestehen, daß zwei Rudel auf der Wasserlinie liegender Schildkröten einander unschädliche Geschosse auf den Leib werfen und dann wieder nach Hause gehen? oder daß zwei Schlachtreihen von Receivers einander in der Artigkeit überbieten, mit der sie des Gegners Kugeln den Ein- und Austritt gestatten? Oder soll es gar keine Seeschlachten mehr geben? und was wird alsdann aus der Admiralität sammt ihren dreieckigen Hüten? Wird künftig nicht der Muth, nicht die Geschicklichkeit, nur die Mechanik entscheiden? Wird das reichste Volk auch das kriegsmächtigste sein? Oder wird eine ganz neue Erfindung, wie Dundonald eine gemacht haben wollte, dem Volke, das sie macht und geheim zu halten weiß, eine Gewalt verleihen, ganz außer Verhältniß zu seinen sonstigen Hülfsquellen? Sollen wir über die Fülle der Erfindungen jubiliren oder sollen wir kleinlaut werden über die Unbeholfenheit und Blindheit, mit der wir vorwärts gehen? Seit das Schießpulver zum zweiten Male erfunden wurde — die Chinesen hatten es ja schon früher — bis vor wenigen Jahren haben wir die Schiffe ruhig so gebaut, wie sie vorher waren, wohl wissend,

daß jede Kugel, die trifft, ein Loch hineinschlagen wird. Endlich denken wir daran, gegen die neuen Angriffswaffen, die Kanonen, unseren Schiffen auch neue Schutzwaffen zu geben, und kehren zurück zu der Ritterrüstung. Seit funfzig Jahren haben wir an dem Dampf eine Triebkraft, unabhängig von Wind und Wellen; und erst gestern sind wir auf das verfallen, was die Alten mit ihren Handrudern ausrichteten, mit einem eisernen Schiffsschnabel dem Gegner die Seite einzustoßen.

Bei gewissen anderen Betrachtungen will ich nicht lange verweilen, sie müssen sich dem Leser von selbst aufdrängen und werden dem Beschauer hier so nahe gebracht, daß einem die Laune vergeht und die Nerven schmerzen. Zuletzt sind diese furchtbaren Zerstörungsmittel doch nicht gegen Städte und Schiffe, gegen Steine und Eisen, sondern gegen den Menschenleib gerichtet. Armstrong hat in einer Art von Kessel die zackigen Trümmer einer zersprungenen Bombe geschmackvoll geordnet, und um der Phantasie weiter zu Hülfe zu kommen, ist eine Ambulance, ein Wagen, auf dem die Verwundeten abgefahren werden, mit seiner ganzen Ausrüstung aufgestellt. Die Menschheit ist immer noch, was sie war, eine Heerde von Bestien und heut mehr als da, wo der Feind dem Feinde in das Auge sah, Leben gegen Leben setzte. Und doch sind die Einzelnen, wenige ausgenommen, keine Bestien, es muß also an der Einrichtung des Ganzen, an den Staaten, liegen. Kein Olivenblatt von Elihu Burrit, kein Cobdensches Amendement zum Völkerrecht, nur **Astraea redux** wird das Schwert in eine Pflugschaar verwandeln.

Erholen wir uns an der Venus von den Bildern der Zerstörung, ohne den Faden unserer Gedanken zu zerreißen. Sie ist zugleich ein kleiner Triumph für den Schreiber dieser Zeilen, der seit zehn Jahren der farbigen Skulptur das Wort geredet hat und deshalb die Geschichte des falschen Dogmas: die Antike ist weiß, hier nicht noch einmal behandeln will. Diese Venus von

Gibson, der erste vor das große Publikum gebrachte Versuch, den Marmor zu bemalen, wie die Alten gethan, steht in der italienischen Abtheilung; es haben aber die vier großen Kulturvölker Europa's ihren Antheil an dem Werk. Der Franzose Quatremère de Quinci und die Deutschen Semper und Walz haben jenes Dogma zerstört; der Künstler Gibson ist ein Schotte, und in Rom hat er seine Schule genossen und seit vielen Jahren seine Werkstatt. Nur unter dem Himmel Italiens konnte der Versuch gewagt werden; in unseren nordischen Klimaten ist der Ausspruch, den Newton in seiner Optik thut: „einer der dunkelsten Gegenstände ist das Licht", noch in einem anderen Sinne wahr. Gibson, von Hause aus Schiffszimmermann, hat längst Ruf durch seine Büsten, nicht durch ursprüngliche Werke. Seine Venus ist Kopie einer Statue, die er in mehreren Exemplaren für reiche Kunstliebhaber gearbeitet hatte. Die Göttin, in Lebensgröße, hält betrachtend den ihr eben zuerkannten Apfel in der rechten Hand, während das Gewand noch über dem linken Arme hängt. Das Fleisch hat eine matte Färbung, die anfangs gelblich erscheint, unter dem längeren Anschauen aber, das sie verdient, sich zu dem Kolorit einer gesunden Haut erwärmt; die Augäpfel sind braun, das Haar hellblond, Stirnband, Armband und Apfel vergoldet und der Saum des weißen Gewandes leicht gefärbt. Die Figur ist fehlerhaft, der Rücken zu viereckig; aber den Versuch der Färbung halte ich für gelungen. Vor diesem Bilde begreift man das Gebet des griechischen Bildhauers, daß die Götter sein Werk beleben möchten; und wenn unsere Götter auch solche Bitten nicht mehr erfüllen, so haben wir selbst uns neue, reiche Genüsse erobert.

4. Die Kolonien.

Hiesige Blätter nennen die Ausstellung the world's fair; mit Unrecht, denn sie ist nicht von der ganzen Welt, nicht von

dem ganzen Menschengeschlecht beschickt; von der zahlreichsten Religionsgesellschaft, den Buddhisten, sind nur zufällig ein Paar verstreute Werke da. Die Ausstellung giebt auch nicht ein richtiges Bild von der Industrie der im Katalog genannten Länder; denn das Maaß der Betheiligung und die Auswahl der Beiträge sind durch die Entfernung, durch die Lust und Unlust der Einzelnen, durch Erfahrungen, die man bei frühern Ausstellungen gemacht hat, durch Krieg und finanzielle Zustände und andere Zufälligkeiten bedingt. Sie giebt auch nicht ein richtiges Bild dessen, was seit der letzten, der Pariser, Ausstellung geleistet worden ist; denn abgesehen davon, daß manches Neue nicht eingeschickt sein mag, bin ich in der englischen Abtheilung schon vielen Bekannten begegnet, die meines Erachtens gar nicht hätten zugelassen werden sollen. Wie die Ausstellung keinen richtigen Horizontaldurchschnitt von der menschlichen Arbeit, kein richtiges Bild des gegenwärtigen Zustandes, des Seienden, giebt, so darf man in ihr erst gar nicht nach senkrechten Durchschnitten, nach einem Bilde des Werdens, der Geschichte der menschlichen Arbeit suchen, wenn man auch oft genug in dem einen Dinge die Wurzel des andern finden wird. Was denn also ist die Ausstellung? was ist sie insbesondere für den „general reader“, den chemisch reinen Leser, und für mich, die wir beide von alle den Künsten und Handwerken sehr wenig verstehen? Jedenfalls eine gute Gelegenheit, von alle den Künsten und Handwerken selbander etwas zu lernen. Die Warnung, man möge lieber eine Sache gar nicht treiben als nicht ordentlich, lieber nichts wissen als ein Stückwerk, ist nur in gewissen Wissenschaften angebracht und auch in ihnen nur für den, der es unternehmen will, Andere zu lehren. Von den Kenntnissen, mit denen wir es hier wesentlich zu thun haben, ist vielmehr zu sagen: ein wenig Wissen ist besser als gar kein Wissen. Es hat noch nie Jemandem geschadet, daß er den Gebrauch von Hammer und Säge abgesehen, wenn

er auch nicht das Examen als Tischlermeister machen kann, daß er die gewöhnlichsten Erze, wenn er auch kein schulgerechter Bergmann, die Getreidesorten, wenn er auch nicht Landwirth, die Kennzeichen einiger Waaren und die Prozesse einiger Fabrikationen kennt, wenn er auch nicht Kaufmann oder Fabrikant sein konnte. Nur irgend eine Sache muß er gründlich treiben. Treten wir also wohlgemuth unsere Wanderung an mit eben nur so viel Plan im Kopfe, daß wir uns immer wieder zu einem festen Punkt zurückfinden, an dem wir schließlich unsere Ausbeute sammeln und vielleicht ein wenig verarbeiten wollen. Ich werde dabei im Ganzen den Klassen des Kataloges folgen. Freilich werden der unfertige Zustand der Ausstellung und andere Gründe mich zuweilen nöthigen, die Reihenfolge zu verlassen, und wird es in andern Fällen für mich und den Leser bequem sein, Dinge zu verbinden, die in dem Schema des Kataloges weit auseinander liegen.

Solche Verknüpfungen machen sich gleich bei den ersten Klassen ganz von selbst. Die erste enthält die Mineralien, die zweite die Chemikalien, die dritte die Nahrungsmittel, die vierte die Manufakturstoffe des Thier- und Pflanzenreichs. Für alle diese Klassen versprechen die Kolonien, wenn nicht die reichste, doch die anziehendste, weil die am Wenigsten bekannte Ausbeute. Selbst wenn die europäischen Länder die bezeichneten Stoffe mit demselben Eifer gesammelt und hierher geschickt hätten, wie die Kolonisten und die Agenten in fremden Welttheilen, würden wir uns von den Ausstellungen jener weniger angezogen fühlen. Die Erze und Steine, die Hölzer und anderen Pflanzen der europäischen Staaten sind längst in Museen gesammelt, in Werken beschrieben, von der Industrie in Besitz genommen; und wenn dann irgendwo eine neue Verwendung gefunden wird, dann erhält alle Welt schnell Kenntniß davon durch die technischen Journale. Und weil das so ist, haben die europäischen Staaten es sich

wenig angelegen sein lassen, den ganzen Reichthum ihrer Rohstoffe zu entfalten. Wozu hätte man in Kensington ein kleines Mineralienkabinet von England aufstellen sollen, während eine Viertelstunde davon, in dem Geologischen Museum in Jermyn Street, das jeder Reisende besuchen möge, das vollständigste, das sich denken läßt, vorhanden ist? Anders die Kolonien. Abgesehen von der, man möchte sagen übermüthigen Verschwendung, mit der die Natur einzelne von ihnen ausgestattet hat, werden sie durch mehr als Einen Grund bestimmt, ihre Schätze bestens zur Schau zu stellen. Sie sind noch dabei, Inventarium von ihrem Besitz aufzunehmen. Sie müssen Auswanderer anlocken. Sie wollen Ausfuhrartikel an den europäischen Markt bringen, wollen die europäische Industrie mit neuen Rohstoffen bekannt machen, wollen den bei kleinen und jungen Gemeinwesen lebendigeren Heimathstolz befriedigen und von dem „alten Lande", das sie mit ihrer Industrie nicht ausstechen können, um den Reichthum ihrer Natur beneidet sein. Es sind daher aus den meisten Kolonien sehr bedeutende, in manchen Fällen wissenschaftlich geordnete Sammlungen von Mineralien und Pflanzenstoffen eingesandt. Eben diese Kolonien, und nur sie, haben uns aber auch die Arbeit in dem Kindesalter des Menschengeschlechts vorführen, uns Proben von der Industrie der „Wilden" schicken können. So werden wir auf einer Reise durch das östliche Querschiff und seine Nachbarschaft dreierlei abmachen können, die Kolonien, einen sehr wichtigen Theil der Rohstoffe und die Urahnen unserer Gewerbthätigkeit.

Die englischen Kolonien in Nordamerika und auf der südlichen Halbkugel haben mir 1851 und 1855 verursacht und verursachen mir jetzt wieder ein aus Wohlwollen und Verdruß, aus Befriedigung und Ungeduld, seltsam gemischtes Gefühl, das mich noch lange prickeln wird, wenn ich wieder hinter den deutschen Kachelofen gebannt bin und nicht weiter als bis an den Schaf-

graben sehe. Trete ich in eine solche Abtheilung, so überfallen mich Erinnerungen an Frühjahr und Herbst, wie sie nur jemand haben kann, der in einer kleinen Landstadt aufgewachsen ist, was ich, beiläufig gesagt, für einen Vortheil halte; die Erinnerung an die Tage, da die Jungen zum Erstenmale in den Garten zogen, die abgestorbenen Pflanzen des vorigen Jahres niederhieben, das dürre Laub auf den Düngerhaufen scharrten und das letzte Eis aus dem Brunnen fischten; und zugleich die Erinnerung an den Geruch wohlgefüllter Bodenkammern im Spätherbst. Soweit ist der Eindruck angenehm; sofort stellt sich aber der Gedanke ein, daß Deutschland keine Kolonien hat, und man möchte sich eine der Keulen der Neuholländer da herablangen und nach verschiedenen Seiten mit Nachdruck handhaben. Jeder tüchtige Stock schwärmt und die Auswanderer verzetteln sich nicht in andere Stöcke, sondern gründen einen neuen. Wie würde die Welt aussehen ohne die Kolonien der Phönizier, der Griechen, der Römer, der Hanse, der Spanier, Holländer und Engländer? ohne die Kolonisten, welche die sieben Burgen, welche Dresden, Berlin, Königsberg gebaut? Die Engländer haben soviel Kolonien, daß es ein Kunststück ist, sie alle herzuzählen; die Franzosen haben sich nach allen Verlusten doch wieder bis auf zwölf, ohne Algier, hinaufgearbeitet; die Italiener haben schon vor dem Jahre 1859 von einem mächtigen Neu-Italien am La Plata geträumt und für den Traum gearbeitet; sogar die kleine Schweiz macht es möglich, ihre Auswanderer in geschlossenen Gemeinden, aus denen Staaten werden können, zusammen zu halten. Und Deutschland? Doch wozu soll ich einen schlechten Auszug machen aus soviel guten Büchern, die über den Jammer geschrieben sind? In der neuesten Broschüre von J. J. Sturz „Kann und soll ein Neu-Deutschland geschaffen werden" ist alles zu lesen für wenige Groschen, die noch dazu der deutschen Flotte zu Gute kommen. Leset sie, o Germanen, männlichen und weiblichen Ge-

schlechts und gebt sie Euren Kindern zu lesen; es liegt nicht blos an den deutschen Regierungen, an den preußischen Landräthen und Landwehrpremierlieutenants. Leset sie, denn es ist Zeit. Wenn wir endlich einmal mit dem Bundestage und dem Dualismus, wenn wir in Süddeutschland mit dem Konkordat und in Norddeutschland mit den komischen Vorstellungen von den Wirkungen des Konkordats, wenn wir mit der Heiligkeit des Nationalitätsprinzips, das uns verbietet, über andere Racen, ich vermuthe auch über Gauchos zu herrschen, und uns gebietet, unsere Landsleute von anderen Racen, ich vermuthe auch von Gauchos, beherrschen zu lassen, wenn wir mit dem Nichts-als-Freihandel und seinen rohen Vorstellungen vom Staat, wenn wir mit der Hochherzigkeit, die aus eigener Tasche nicht einen Pfennig für gemeinnützige Zwecke hergeben will, ohne für einen Groschen Bier dazu zu trinken, aber ganze Länder wegschenkt, die unserm unsterblichen Volke gehören, wenn wir mit alle dem einmal fertig sind, und Vetter Michel sich jenseits der Meere umsieht, so wird es heißen: die Welt ist weggegeben und auch der Himmel nicht einmal mehr offen. Wo war doch die Keule?

Wir stehen vor der Kolonie Port Natal; es ist einerlei, mit welcher wir anfangen. Mit der Geographie ist der gestrenge Leser vielleicht nicht ganz im Reinen; eine vortreffliche, in Natal gearbeitete Wandkarte wird uns beiden zu statten kommen, und ein alter Herr, der lange „draußen" gewesen ist und sichtlich sein Schäfchen geschoren hat, bietet uns wegen des Notizbuches, das er bemerkt, freundlich seine Dienste an. Er hatte seine Sprache und alle seine Lebensgewohnheiten mit nach draußen genommen und ist in England wieder so zu Hause, als wenn er es nie verlassen gehabt. Ein ungeheurer Rahmen in fünf Abtheilungen, aus „Stinkholz" schön geschnitzt, bedeckt die eine ganze Wand. Das größeste, mittlere Schild enthält die Karte, die beiden Schilde rechts und links zeigen Diagramme des Thermometer- und Ba-

rometerstandes durch das ganze Jahr, und in den zwei schmalen Abtheilungen des Rahmens neben dem Mittelschilde sind hübsche Photographien und Aquarelle von Gebirgsgegenden, namentlich von dem senkrechten, 327 Fuß hohen Fall des Flusses Umgeni, aufgehängt. Natal liegt an der Südostküste von Afrika, zwischen dem Kap und Madagaskar, und seine Grenzen laufen von der Küste ziemlich in der Richtung von Süden nach Norden in das Land. Es besteht aus einer aufsteigenden Reihe von Stufen, deren letzte der Drakensberg, holländisch für Drachenberg, ist, das gewaltige Randgebirge des centralen Hochlandes. An der Küste ist das Klima tropisch; auf jeder höheren Stufe wird es gemäßigter; auf der dritten gedeihen die europäischen Cerealien. Die europäische Bevölkerung beläuft sich auf 15,000 Seelen. Von den ersten Ansiedlern, Holländern, haben viele sich vor der englischen Herrschaft in das Innere geflüchtet und leben daselbst in Bauern-Republiken, unberücksichtigt von dem Gothaer Kalender.

Von Mineralien ist nicht viel eingesandt; mit der geologisch ausgeführten Karte und dem Vermerk, daß Natal, ein zweites Devonshire im größeren Maßstabe sei, ist alles Nöthige gesagt. Aber welche Masse von vortrefflichen Nutzhölzern! Nieshol̲z, Pteroxylon utile, gleicht in Schönheit des Schnittes dem indischen Satinwood und hat seinen Namen von der Wirkung der Sägespähne. Wenn grün, brennt es wie eine Fackel, und sein Harzreichthum macht es unzerstörbar in Luft und Erde. Das Stinkholz, Oreodaphus bullata, so genannt wegen des abscheulichen Geruches, den es unter der Säge von sich giebt, läßt sich vortrefflich schnitzen und poliren, wie der große Rahmen um die Karte beweist; es gleicht dem Holz der schwarzen Wallnuß und an manchen Stellen dem Schildpatt. Aus diesem kostbaren Holze werden, wie unser Führer in einer Mischung von Holländisch und Englisch sagt, die Joche für treck-oxen, Zugochsen, gemacht. Assagai-Holz zu Speichen, Eisenholz zu

Achsen, Umsimbiti zu Spazier-Stöcken, das rothe Ebenholz, die wilde Citrone, das Safranholz, der Kameeldorn, dessen Holz sich fast wie ein Stück Metall anfühlt, das wohlriechende Umcacose und eine Menge anderer, die noch nicht botanisch bestimmt und lateinisch getauft sind. Alle diese Bäume, ausgenommen vielleicht den Kameeldorn, der nur auf den höchsten Gebirgen vorkommt, wachsen in solchen klimatischen Zonen, daß an eine Einführung in Europa nicht zu denken ist. Von den einheimischen Nahrungspflanzen möchten manche eines Versuches, wenn auch nur in Glashäusern, lohnen. **Sweet Potatoe**, die Knolle eines Convolvulus, reich an Stärke und Zucker und von ungeheurer Größe; die Granadilla, die köstliche Frucht einer Passionsblume; die Kapstachelbeere, **physalis pubescens**, wie Unkraut wuchernd und, ungeachtet der verdächtigen Verwandtschaft, wohlschmeckend und gesund; die **Arduina grandiflora**, Kaffernpflaume (**Martingula**), die steinlose, saftige Frucht eines hübschen immergrünen Strauches; der **Kei apple**, ein **Diospyrus**, gleichfalls immergrün. Der einheimische Mais gehört zu den besten Arten, die bekannt sind. Eingeführt und mit großem Erfolg gebaut sind Zuckerrohr, Kaffee, Arrowroot, Weizen, Gerste, Hafer, Thee von Assam. Aus der einheimischen **catha edulis**, dem **Khât** der Araber, wird der sogenannte Buschmännerthee bereitet, ein Getränk, das außerordentlich anregend auf die Nerven wirkt und näher untersucht zu werden verdiente. Im Jahre 1850 hatte ein Pflanzer aus dem einheimischen Zuckerrohr mit Hülfe einer Zeugrolle und eines Waschkessels eine kleine Quantität Zucker hergestellt, die er als Merkwürdigkeit zeigte. Seitdem sind bessere Pflanzen eingeführt, längs der ganzen Küste Plantagen angelegt und 1860 und 1861 für 50,000 £ Zucker nach Bestreitung des ganzen inländischen Verbrauches ausgeführt worden. Das Wichtigste aber in diesem Augenblicke ist die Baumwolle, mit der erst einige rohe, aber schon recht befriedigende

Versuche gemacht sind. Der Seidenwurm gedeiht bei dem Ueberfluß an weißen Maulbeerbäumen vortrefflich, hat aber bis jetzt wenig Pflege gefunden, weil man mit anderen Beschäftigungen schneller Geld machen kann. Thierhäute und Hörner und Zähne sind in Menge da und dürften dem Naturforscher manches Neue bieten; wir begnügen uns mit der Erwähnung des Gnu oder Wildebeest (wieder ein anglisirtes holländisches Wort; englisch würde es wild beast heißen), das die Nüstern, die Mähne und den Schwanz des Pferdes mit dem gespaltenen Huf und den Hörnern des Ochsen verbindet und zu dem Wappenthier der Kolonie gewählt ist. Wolle von Port Natal steht längst auf europäischen Preislisten. Daß die Speisekammer vortrefflich gefüllt ist, versteht sich von selbst, mit Zucker, Arrowroot, Mehl, eingemachten Früchten, zwei stattlichen Schinken und den nöthigen Cigarren. Erwähnt sei noch, daß man mit der gelben Pfirsich die Schweine füttert, und daß in manchen Jahren die Obstgärten mit den Steinen der am Boden verfaulten Früchte buchstäblich gepflastert sind. Und bei uns quält sich Generation auf Generation mit fünfjährigem Haferlande.

Die Leistungen der englischen Ansiedler in Tischlerei und Gerberei sind ganz achtbar, aber nicht eigenthümlich. Weit mehr so die Industrie der Holländer und Kaffern. Die Ersteren sind vertreten durch einen Reisewagen, zugleich Wohnhaus, auf ein Gespann von 14 Ochsen berechnet, in einem Drittel der gewöhnlichen Größe mit voller Ausrüstung. Von den Fabrikaten der Kaffern hat deren Häuptling, Moshesch, vor einigen Jahren oft genannt wegen einer diplomatischen Korrespondenz mit dem englischen Gouverneur, in der er das letzte und beste Wort behielt, aus seinem königlichen Kraal eine artige Sammlung ausdrücklich für die Ausstellung nach Natal geschickt: Körbe und Flaschen aus Gras so dicht geflochten, daß Bier und Milch darin aufbewahrt werden kann, Bierkrüge mit Fußgestellen, so groß wie

Taufsteine, aus einem Block geschnitzt und, was bemerkenswerth, außen mit Reliefs verziert, deren Motiv offenbar von dem Flechtwerk der älteren Körbe genommen ist; eine Mühle aus zwei Steinen, ganz ähnlich denen, mit denen man bei uns die Malerfarben reibt, nur daß der flache etwas ausgehöhlt und von einer körnigen Steinart ist; ein Schemel mit durchbrochener Lehne, das ganze aus einem Block geschnitzt (1851 war aus Westafrika gar eine lange hölzerne Kette ausgestellt, die aus einem Baumstamm geschnitzt war!) Assagaien und Schilde; Schmucksachen von Glasperlen, Beeren und Käferflügeln, alle von dem einfachen richtigen Geschmack in Zeichnung und Farbenzusammenstellung, der in der Civilisation so oft verloren geht; ein sehr einfaches Narghile, aus dem der wilde Hanf ohne Zubereitung geraucht wird; endlich eine Leier, deren Beschreibung unsern Alterthumsforschern nützlich werden kann. Sie besteht einfach aus einem Kriegsbogen, von elastischem Holze, an dem als Resonanzboden eine Kalabasse befestigt ist und dessen Sehne verschiedene Töne giebt, je nachdem sie durch einen Druck auf den Bogen schärfer angespannt und in der Mitte oder nach den Enden zu berührt wird. Auch die Leier des Apollo, wie die Bildhauer sie formten, läßt sich aus dem Hornbogen des Odysseus herstellen, indem man die beiden Hörner anstatt in gerader Linie rechtwinklich an den Bügel setzt. Die ältere Mythe freilich bildet die Leier aus der Schale und den Därmen der musikliebenden Schildkröte. Eine Anzahl von Wurzeln und Kräutern, die von den Kaffern als Medizin benutzt werden, verdienten eine Untersuchung; der glücklichen Beobachtung der Wilden verdankt ja unsere gelehrte Medizin ihre meisten Heilmittel via Amerika und via Hippokrates.

Gehen wir ein Haus weiter, nach der Kap-Kolonie. Sie hat nur Eins geschickt, aber etwas ganz Neues, ein Fabrikat aus einem Pflanzengeschlecht, das in größeren Massen als irgend ein anderes auf dem Erdball vorhanden ist und fast gar nicht

benutzt wird, aus den Algen, schlechtweg Seegras genannt, und zwar aus der **Buccinalis** oder **hornplant**, Hornpflanze. Sie besteht aus einem schwarzen Schlauch, wie er auch an der Küste der Insel Wight vorkommt; aber während sie dort selten die Dicke eines Gänsekiels und die Länge einer Elle übersteigt, wächst sie um das Kap her zu der Dicke einer Faust und zu unabsehbarer Länge. Schon frisch, noch mehr aber, wenn sie trocken und steinhart geworden ist, legt sich die Oberfläche in Runzeln, genau wie ein Hirschgeweih; daher der Name. Außerdem treibt sie, was ich an der europäischen nicht bemerkt habe, Blasen oder Säcke bis zur Größe eines Menschenkopfes. Ein Mr. Ghislin ist endlich auf den Einfall gekommen, die Pflanze ihrer Aehnlichkeit und ihrem Namen nach zu benutzen und zu **laminite horn**, wie er es nennt, zu verarbeiten; und ganz allerliebste Sachen hat er geliefert. Aus den Schläuchen Spazierstöcke, Pfeifenröhre, Flöten, denen der Silberschlag vortrefflich steht; aus den aufgeschnittenen Säcken Tapetenborten und Aehnliches. Er hat ferner Mittel gefunden, die Masse zu bleichen, auch sie zu einer Paste aufzulösen, welche die schärfsten Abdrücke giebt und eine vortreffliche Politur annimmt, ähnlich dem erhärteten Kautschuck, aber leichter an Gewicht und viel billiger herzustellen. Die aus ihr verfertigten Bilderrahmen werden gewiß schnell einen Markt finden. Alle diese Gegenstände sind sehr entbehrlich; aber es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß Stoffe, aus denen man anfangs nur Spielereien zu machen wußte, einem bestimmten Bedürfniß in den Gewerben auf das Glücklichste abgeholfen haben. Man sollte namentlich prüfen, wie dieser Stoff sich zur Elektrizität verhält. Läßt sich unser **Fucus vesiculosus** zu einer ähnlichen Paste auflösen?

Die Urbevölkerung von Natal und dem Kaplande gehört bekanntlich nicht dem Negerstamme an. Diesen finden wir vertreten in einer Sammlung, hauptsächlich von Geweben, die ein

englischer Schiffsarzt aus „Centralafrika" mitgebracht hat, in Pflanzenstoffen, eingesandt von dem „kaufmännischen Verein in Abeokuta" an der Westküste, in den Beiträgen des Präsidenten von Liberia, der Regierung von Hayti und, suchen wir, finden wir aber nicht in der brasilianischen und der spanischen Ausstellung. Aus fast allen diesen Ländern, auch aus mehreren Kolonien mit Neger-Bevölkerung ist das hölzerne Negerschloß eingesandt, dem unzweifelhaft Bramah seine Erfindung abgegesehen hat. Wenn der Riegel vorgeschoben ist, wird er durch drei oder vier kleine Balken festgehalten, die in ihn eingreifen; um dieselben aus dieser Lage zu bringen, und den Riegel frei zu machen, muß man ein Facsimile des letzteren haben, den Schlüssel. Dasselbe Schloß soll auch bei dem schlesischen Landvolk üblich sein. Psychologisch merkwürdig ist es, daß von dem einen freien Negerstaate, Hayti, zwei allmächtige Peitschen, von dem andern, Liberia, ein ganzes Lager sehr sauber gearbeiteter Peitschen, Karbatschen und Kantschu's eingeschickt sind. Uebrigens haben die Herren in Hayti sich nicht besonders gerührt; außer dem Schloß und einigem rohen Thongeschirr ist nur ein Sattel und ein ungeheurer Mahagoniblock da. Die Sendungen von Liberia verrathen weit mehr Eifer und Einsicht: Eisenerz, Kaffee, Baumwolle, Matten, sehr gute Lederarbeiten, Sämereien, Fasern und Cocons, braun, 7 Zoll lang und 3 im Durchmesser, von einer geselligen Seidenraupe (living in communities) mit einem Zweige des Baumes, der Bastard Whismore (?) genannt ist; aber keine Grains. Einige Mandeln der in Liberia wildwachsenden Arachis hypogaea sind begleitet von einer in gutem Englisch und mit botanischen Kenntnissen verfaßten Beschreibung dieser merkwürdigen Pflanze. Die Blumen sind goldgelb, glockenförmig und hängen bis auf die Erde herab. Haben sie abgeblüht so wächst der befruchtete Stempel in die Erde hinein und entwickelt sich dort zu einer Mandel mit einem schmackhaften

und gut brennenden Oele. Da die Pflanze viel Wärme verlangt, so wird sie zu Einfassungen von Ananasbeeten empfohlen. An den meisten Negergeweben ist das Vorherrschen matter, unreiner Mittelfarben auffallend.

Die übrigen englischen Kolonien zerfallen in drei natürliche Gruppen: die nordamerikanische, die tropische und die in manchen Beziehungen das Mittel zwischen beiden haltende australische.

Die nordamerikanischen liegen von Osten nach Westen, in dieser Reihenfolge: Neufundland, von dessen äußerstem Vorgebirge Cape Race die letzten Nachrichten auf die ausgehenden Dampfschiffe gebracht werden, Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Canada und an der Westküste in dem Winkel, wo Britisch Nordamerika und das Gebiet der Vereinigten Staaten an einander stoßen, Vancouver. Beginnen wir mit Canada, der reichsten in Natur und in der Ausstellung. Sie hat sich nicht begnügt, von ihren Schätzen kleine Proben einzuschicken, wie für ein Naturalienkabinet, sondern hat ein ganzes Schiff mit Stämmen, Blöcken, Planken und Quadern beladen, und vortrefflich ist dies Material wieder von Semper aufgestellt. Aus den Stammstücken, manche vier Fuß lang und noch mehr im Durchmesser, ist ein Blockhaus aufgebaut, das zum Bureau dient und einen pyramidalisch zulaufenden Thurm von vielen Etagen trägt, aus Balken und Planken gebildet, an den Baukasten der Kinder in Deutschland erinnernd. Um dies Gebäude, das kräftig nach frischem Holze duftet, wie eine Böttcherwerkstatt, ist ein Gehöft angelegt, an drei Seiten von Brettern und Planken, zugeschnittenen Holzstücken, Baumfrüchten, getrockneten Blüthenzweigen und botanischen Abbildungen eingefaßt, an der vierten von Quadern und kleineren Mineralien. In einem Vorhofe stehen die Maschinen, Werkzeuge und Vorräthe. Es sind nicht weniger als drei Spezialkataloge vorhanden, von denen der eine, über die Mineralien, aus der Feder des verdienten Geologen Sir W. E. Logan,

einen bedeutenden wissenschaftlichen Werth haben soll und jedenfalls ein Muster von Uebersichtlichkeit ist. Von diesen Schätzen, beneidenswerth in den Augen eines Flachländers, können wir leider nichts entführen; dagegen habe ich die Bekanntschaft mit einem erfahrenen alten Kanadier benutzt, um mir aus der Masse wundervoller Hölzer diejenigen bezeichnen zu lassen, die in Norddeutschland fortkommen würden. Er ist der Ansicht, daß die festesten Hölzer in den Theilen seines Landes wachsen, die einen sehr harten Winter, eine große, wenn auch kurze Sommerhitze und im Jahre eine bedeutende Regenhöhe haben. Nachdem ich mir die nothdürftigsten klimatologischen Angaben verschafft hatte, empfahl er folgende Bäume aus Ober-Canada mit dem Bemerken, daß es zweckmäßig sein dürfte, sie zunächst in kleinen sonnigen Lichtungen von Kiefernforsten, mit der nöthigen Rücksicht auf den Boden anzupflanzen.

Den Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera) 130 Fuß hoch, 70 bis zum ersten Zweige, 36—30 Zoll Durchmesser, Holz gelb, leicht zu verarbeiten, schöner Politur fähig, spezifisches Gewicht 0,5; gedeiht auf der Pfaueninsel ganz gut. Die Linde (Bass-wood, Tilia Americana) 110,65, 24—30, oft viel größer; das Holz spaltet nicht, gut für den Drechsler; spez. Gew. 0,48; wird wegen der hellen, freundlichen Flamme vorn in die Kamine gelegt. Den Zucker-Ahorn (Acer sacharinum) mit mehreren nach dem Kern des Holzes benannten Abarten: Vogelauge, welliger Ahorn, Bird's-eye maple, curled maple; 130 Fuß; sein schönes Blatt das Wappenbild von Canada; das Holz, wenn gehörig trocken, eines der härtesten, Gewicht 0,6; der Saft wird zu Zucker eingekocht. Den weißen Ahorn (Silver maple, Acer dasycarpum) 80 Fuß, 48 Zoll; liebt feuchten, fetten Boden, das Holz nicht so gut wie von A. sachar., aber der Baum in Gärten vorgezogen wegen seines schnellen Wuchses. Den gestreiften Ahorn (Moose wood, A. Pensylvanicum).

Den Schwarzdorn (Crataegus tomentosa). Den Crabapfel (Pyrus coronaria); kommt in englischen Parks in ungeheuren Exemplaren vor, bei Sevenoaks in einem Buchenwalde. Die kanadische Eberesche (Pyrus Americana). Die weiße Esche (Fraxinus Americana), 110, 60, 26—36, wächst schnell; das Holz, von jungen Bäumen werthvoller als von alten, ist zäh und elastisch, wiegt 0,616 und hat eine Heizkraft von = 70, wenn Carya alba zu 100 angenommen wird. Das Lederholz (Dirca palustris). Die weiße Ulme (Ulmus Americana), 60 Zoll Durchmesser; verlangt fetten Boden, Holz zu Kielen. Die rothe Ulme (Ulmus fulva). Die Sumpfulme (Ulmus racemosa) 150, 80, 22; Holz sehr fest, wenn stets in Nässe, 0,59. Die Butternuß (Butternut, Juglans cinerea) 100, 65, 24—30; liebt kalten, unebenen steinigen Boden; die Borke zum Färben. Shell-bark hickory (Carya alba) 110, 50, 18, Frucht eßbar; Borke lappig, giebt einen gelben Farbestoff; Holz fest, elastisch, wiegt 0,929, und hat die größeste Heizkraft (100). Die weiße Eiche (quercus alba) die werthvollste der 20 amerikanischen Arten; 130, 70, 30 bis 84 Zoll; Gewicht 0,84; Heizkraft 81. Die rothe Eiche (q. rubra) 130, 70, 30; giebt die besten Stäbe zu Oelfässern; Gewicht 0,675; Heizkraft = 69. Hasel (Corylus americana). Papierbirke (Betula papyracea) von deren Borke die Indianer ihre Kanoes machen. Die schwarze Birke (B. lenta), die größeste aller Birkenarten, 70 Fuß, 20 bis 30 Zoll; Holz röthlich, fest, wenn polirt, kaum von Mahagoni zu unterscheiden, widersteht der Friktion und Erschütterung besser, als irgend ein anderes: Gewicht 0,65; Heizkraft = 65. Borke fest und hart, mit aromatischem Geruch. Die gelbe Birke (B. excelsa) ein schöner schlanker Baum mit gelber Rinde; gutes Brennholz. Die pappelblätterige Birke (B. alba). Zwei Erlen, Hoary Alder (Alnus incana) und Mountain Alder (Alnus viridis). Die weiße Kiefer (White Pine, in England

Weymouth Pine genannt, Pinus strobus) bis 220 Fuß, 120 bis zum ersten Ast, bis 22 Fuß Umfang; zu Masten; Gewicht 0,46. Die rothe Kiefer (P. resinosa), liebt trockenen Boden, kaltes Klima; harzig; Gewicht 0,66. Die gelbe Kiefer (P. mitis) liebt trockenen und sandigen Boden. Die Pechkiefer (P. regida). Die Balsamtanne (Abies balsamea). Die Schierlingtanne (A. Canadensis) auf steinigem Boden, Holz zu Eisenbahnschwellen, 0,45; Rinde zum Gerben. Die Schwarztanne (A. nigra); von den jungen Zweigen wird das spruce-beer gemacht. Den Jamarac oder Hackmatac (Larix Americana) auf tiefem, feuchtem Boden, das beste Holz zu Innhölzern der Schiffe, Gewicht 0,6; kommt in hohen Breitengraden, bis an die Hudsonsbai vor. Die rothe Ceder (Juniperus virginianus) auch Bleistift-Ceder genannt, liebt trocknen, steinigen Boden. Von den prächtigen Farben des Herbstlaubes sehen wir in dem Canada der Ausstellung nur wenig, aber in der benachbarten Provinz Neu-Schottland ein wahres Gemälde in zwei geschmackvoll geordneten Sträußen, eingesandt von zwei jungen Damen. Wo Friedrich der Große geweilt hat, da ist man sicher Platanen zu finden (orientalische; die canadische würde in Deutschland nicht gedeihen); und Friedrich Wilhelm II. hat sich wenigstens ein Denkmal gestiftet in seinem Lieblingsbaume, der Akazie, die sich schon in die Wälder um Potsdam verlaufen hat und, wenn sie auch einzeln keine besondere Figur macht, inmitten andern Laubes durch ihre Blüthe im Frühjahr und ihr spät ausdauerndes Laub im Herbste für das Landschaftsbild nicht weniger werthvoll ist als durch ihr festes zähes Holz für die Schirrkammer. Was ist seitdem akklimatisirt worden? Die Gleditschia, gut dazu, ihren elfenhaft spielenden Schatten einem auf das Gesicht zu werfen, wenn man sich im Grase sonnt, und zu weiter nichts.

Doch ich muß diese botanischen Sammlungen noch etwas

näher beschreiben, um den Leser lüstern zu machen. Aus Ober-Canada hat die Regierung eingesandt 1) 60 Planken, 12 Fuß lang, 4 Zoll dick, mit der Rinde an beiden Kanten, darunter eine Kiefernplanke von 50 Zoll, ohne den kleinsten Astknoten; 2) 34 Stammstücke; 3) 250 gehobelte und polirte, an einer Seite gefirnißte Brettchen; 203 kleine Stammschnitte, von 3 Zoll Durchmesser, mit der Rinde, an einem Ende gerade, an dem andern schief geschnitten, in der Mitte gespalten, gehobelt und polirt, zu jedem ein paar Aestchen mit Blättern, Blüthen und Früchten; endlich 4) eine Sammlung von Faßstäben, Pfählen, Speichen, Stielen und andern Arbeiten der Schirrkammer. Aus Unter-Canada sind eingegangen: 1) eine Sammlung von 66 Hölzern, gleich der aus Ober-Canada Nr. 3, aus der Umgegend von Quebec, dem geographischen Mittelpunkte des Landes, von dem Abbé Provancher in Saint-Joachim; 2) eine desgleichen von 54 Exemplaren aus der Grafschaft Saint-Jean, Südspitze des Landes; 3) eine desgleichen aus Rimouski, 48° N. B.; 4) eine desgleichen von 48 Exemplaren aus Saint-Maurice, 46° 30′ N. B.; 5) eine desgleichen Ouans taouacs, 45° 30′ N. B.; eine desgleichen aus Chicoutimi, 48° 30′ N. B. Alle diese fünf Sammlungen enthalten 74 Gattungen und Varietäten. Dazu eine vollständige Sammlung der marktgängigen Hölzer aus Quebec. In dem Vorhofe hängen die Aexte, Beile und andere Werkzeuge zur Arbeit in Holz, aus dem vortrefflichen Eisen des Landes. Das Eisen, die Stiele und die Formen sind unübertrefflich in Zweckmäßigkeit, und es juckt einem die Hand darnach. Ueber die Ackerbaumaschinen will ich kein Urtheil wagen, da ich noch keine Versuche damit gesehen habe; aber die für Preußen erworbene Ziegelmaschine von Bawden, mit der ein Mann und ein Pferd im Tage 15,000 Steine liefern können, wird hoffentlich die Miethen in Berlin etwas billiger machen. Die Pelze sind nicht so vollständig wie 1851; aber für Essen und Trinken

ist bestens gesorgt mit Weizen, Mehl, Schinken, Fischen, Ahornzucker, sogar mit Wein von der wilden Waldrebe, die ja auch in Deutschland fortkommt.

Neu-Braunschweig mit einer ähnlichen Natur hat weniger Rohprodukte ausgestellt, aber sehr schöne Arbeiten der Indianer. Man sieht hier einmal eins der Kanoes aus Birkenrinde, von denen man in der Jugend so viel gelesen, so leicht, daß ein Mann es tragen kann, mit sehr gefälligen Curven, sicher, scharf und gehorsam, als wäre es ein Theil unseres Körpers, ein Werk der Götter verglichen mit unsern schwerfälligen, gefährlichen Seelenverkäufern. Freilich kann der Indianer nicht einen Seelenverkäufer machen, so wenig wie eine Generalsuniform; aber an dem Kriegsanzuge eines Häuptlings der Metazits, der unweit des Kanoes hängt, könnten unsere Militär-Bekleidungs-Künstler manches lernen. Das Hemde ist scharlach mit Stickereien von weißen Perlen auf dem Brustlatz, die Hosen scharlach mit blauen seidenen Biesen, der Mantel schwarz mit reichen Perlenrabatten, die Muster der Stickereien zuweilen etwas hart ausgeführt, aber immer richtig gedacht und die Farben immer harmonisch im Kontrast. Dazu Mocassins von Leder, die neuerdings in England unter dem Namen leggings for walking patentirt worden sind, eine Kappe für das Gefecht, eine für das Berathungsfeuer — die Rothhäute erachten es wie die Engländer ungehörig, für gewöhnlich im Kriegsanzuge umherzulaufen; nur die Freiwilligen setzen sich zuweilen in den Parks der Bewunderung der Kindermädchen aus — Gürtel, Messerscheide, Pulverhorn, Kugelbeutel und Wampumschnur, alles mit Perlen besetzt oder mit farbigen Fäden ausgenäht. Der Leibrock will davon nichts hören, daß die Wilden einen besseren Geschmack haben könnten, als wir; er hält das und die Bewunderung des Alterthums für Spleen, für ruchlose Unzufriedenheit mit „Uns, die wir's so herrlich weit gebracht.“ Er ist so glücklich im Be-

sitze dessen, was er hat, und in der Unkenntniß von dem, was ihm fehlt. Er hat ein Paar gestickte Morgenschuh mit zwei Päonien darauf, „täuschend ähnlich"; was will man mehr? kann der Wilde je so etwas machen? Nein, Verehrungswürdigster, das kann der Wilde nicht; nicht als ob er nicht mit dem Kreuzstich umzugehen wüßte, der wäre ihm schon beizubringen und der Petit-Point obenein, sondern weil es gegen seine Natur läuft, einen so gräulichen Ungeschmack zu begehen. Es scheint mit dem Farbensinn wie mit den anderen Sinnen zu gehen. Der Wilde sieht, riecht, fühlt es einer Pflanze an, ob sie giftig ist, wie das Thier; er hat

— die Augen falkenhelle,
Die des Wildes Spur
Zählen auf des Grases Welle,
Auf dem Thau der Flur.

Der Neuholländer weiß nach wochenlangem Wandern in den Wäldern genau die Richtung anzugeben, wo der Ort liegt, von dem er ausgegangen, und marschirt schnurgerade darauf los, wie die Brieftaube auf ihr Nest. Der Wilde hat unaufhörlich die Farben und Farbenkontraste der Natur, und nichts als sie vor Augen. Der civilisirte Mensch ersetzt den verlorenen Ortssinn durch Kompaß und Sextanten, und den verlorenen Farbensinn durch das Modenjournal. Doch es ist unrecht, zuviel von diesen Dingen auszuplaudern, über die genug geschrieben ist, und die doch Wenige wissen. Die Unglücklichen, die keine Morgenschuh mit Päonien haben, müssen doch Etwas voraus haben: die Freude an der Freude der Glücklichen.

Reicher und der canadischen ähnlich ist die Ausstellung von Neu-Schottland, nur daß die Exemplare von Mineralien und Hölzern nicht so groß sind. Die ersteren sind etwa 300, darunter schöne Thierformen in silurischem Gestein und ein 35 Fuß hoher Durchschnitt des Kohlenlagers von Picton, eines

der mächtigsten in der Welt. Der Hölzer und Pflanzen sind 83, von denen die Wachsmyrthe, bayberry, Aufmerksamkeit verdient. Der Bokharaklee, Melilotus, figurirt als „eine ganz neue Entdeckung von William Pryor Esq. in Halifax". Ich habe die Pflanze, ihre Kultur, ihren Ertrag und ihre Verwendung zu Futter, Papier und Seilen 1855 von Paris aus beschrieben, und sie ist seitdem auch den deutschen Landwirthen bekannt geworden. Ausgestellt ist die Pflanze, die Faser in verschiedenen Stadien der Behandlung, Papier und ein Stück Tischzeug. Die Pflanze ist hier M. Leucantha major genannt; in Paris hieß sie anders, wenn ich nicht irre, arborea; aber es ist unzweifelhaft dieselbe. Für die Fabrikation giebt hier Pryor den Wink, man könne sich das Wässern und Rösten dadurch ersparen, daß man den Stamm den Winter über auf dem Felde stehen lasse. Auch der wilde Yam ist zu beachten. Das Klima eignet sich besonders für den Apfelbaum; „Gloria mundi", der mit vielen anderen Sorten in Spiritus aufgestellt ist, erreicht einen Umfang von 17 Zoll. Von Kartoffeln sind 24, von Korn 17 Arten zu sehen; unter den vielen anderen Gemüsen ist eins genannt „Kohl Rabbi". Von einem Hummer mit 15 Zoll langen Scheeren erfahren wir, daß seine Mitbürger auf dem Markt in Halifax gewöhnlich einen Penny das Stück kosten und zuweilen von Stürmen in solcher Masse auf den Strand geworfen werden, daß man sie als Dünger benutzt.

Ueber das Gebiet der Hudsonbai-Compagnie, die diesmal nichts ausgestellt hat, wahrscheinlich um den bereits erwachten Appetit nach ihrem Privilegium nicht noch zu schärfen, springen wir nach Vancouver oder Quadra, dem neuesten Goldlande, das Erze, einen 220 Fuß langen Stamm der Douglas-Fichte, einen Faserstoff, die hemp-nettle, Hanfnessel (Urtica canabina), und natürlich, wie alle jungen Kolonien, ihr photographisches Portrait eingesandt hat. Die Insel hat ein Klima wie

das englische, nur noch milder, ist größesten Theils mit einem 18 Zoll tiefen Humus bedeckt, und hat so viel Eisen, daß dem vorüberfahrenden Schiffe zwar nicht die Nägel ausgezogen, aber die Kompasse abgelenkt werden. Die Kohle liegt dicht dabei. Von dem gegenüber liegenden Festlande, Britisch Columbia, ist nur ein Prospektus da, aber ein merkwürdiger.

Flächenraum: ungefähr 200,000 Quadratmeilen. Bevölkerung: Weiße 20,000, darunter 500 Weiber; Chinesen 2000; Indianer 10 bis 15000. Klima: sehr gesund. Land: gut und im Ueberfluß zu haben für 4 Schilling 2 Pence den Acre. Lebensunterhalt: 8 Schilling täglich, wenn man selbst für sich kocht. Tagelohn: 20 bis 40 Schilling täglich. Arme: selten. Kapital: höher zu 12 Prozent anzulegen. Besondere Bemerkungen: Die Goldgräberei ist eine Lotterie ohne Nieten; fünf Mann fanden in zwei Monaten 20,000 £.

Ich will aber bei Leibe niemandem rathen, sich auf diesen Steckbrief zu verlassen; was darin steht, mag richtig sein, aber wieviel ist ausgelassen? Gesetzt z. B. eine Köchin erhielte 40 Schilling Tagelohn, wie will einer zu seinem Mittag kommen, der nur 20 Schilling verdient?

Der Gürtel der 500 Bahama-Inseln, die nichts besonders Merkwürdiges gestellt haben, verbindet das Festland von Nordamerika mit den großen Antillen, auf denen wir uns nicht lange aufzuhalten haben, weder bei Jamaika mit 120 Ausstellern von Rum und Zucker (Zeugniß von dem Fleiße der chinesischen Arbeiter) und 123 Faserstoffen, darunter Ochroma lagopus besonders reich vertreten, noch bei Cuba, das nicht da ist. Ein ähnlicher Gürtel, die kleinen Antillen, reicht bis an den südlichen Kontinent. Guadeloupe und Martinique sind französisch; zwischen ihnen liegt Guanahani, das erste Stück amerikanischer Erde, das Kolumbus sah. Die Spanier legten keinen besondern Werth darauf — vielleicht werden sie jetzt zu einem

Denkmal an der Landungsstelle subskribiren — und gaben den Ansprüchen, die England und Frankreich erhoben, so weit nach, daß die Insel 1759 neutral blieb. Seitdem kämpften die beiden letztern Mächte darum, bis sie 1783 definitiv an England kam. Heute heißt sie Dominica und ist auf der Ausstellung durch einige der gewöhnlichen Produkte der Antillen und durch Karaibische Arbeiten in Holz und Beeren vertreten. Von Trinidad, das hart am Festlande liegt, sind 141 Hölzer da, aber noch nicht katalogisirt, und eine Anzahl Faserpflanzen, darunter Ochroma, hier Korkbaumwolle genannt; Oenocarpus batawa; Carata; Sanseviera; Heliconia und eine auch auf den Inseln des Stillen Meeres vorkommende Sterculia.

Wir kommen zu den australischen Kolonien. Auf älteren und noch auf ganz neuen englischen Karten sind nur am Südrande Stücke aus dem ungeheuren Kuchen herausgeschnitten und englisch angetuscht. Auf der allerneuesten, von Arrowsmith 1862, hat man sich aber das Herz gefaßt, unverschämt genug zu sein und die beiden Grenzlinien, die parallel mit den Meridianen laufen, von der Südküste quer durch den Kontinent bis an die Nordküste zu verlängern. Alles Land westlich vom 128. Gr. heißt darauf Westaustralien mit der Hauptstadt Perth; daran stößt östlich Südaustralien, Hauptstadt Adelaide, in den alten Grenzen zwischen 128. und 141. Gr. Oestl. Länge und bis 24. Gr. Südl. Breite; östlich davon liegen Victoria, Hauptstadt Melbourne, und Neu-Süd-Wales, Hauptstadt Sydney, getrennt durch den Murray-Fluß. Die Grenze zwischen Südaustralien und Neu-Süd-Wales, die in 141 Gr. östl. Länge läuft, ist auf dieser neuesten Karte bis an die Bai von Carpentaria verlängert und der dadurch abgeschnittene nordöstliche Zipfel des Festlandes, groß genug für ein paar europäische Königreiche, Queen's Land getauft. In dem Katalog entdeckte ich auch, daß das nicht bloß eine geographische

Bezeichnung ist, sondern daß eine Kolonie Queen'sland auch schon politisch konstituirt sein muß, wenigstens im Embryo; denn es giebt einen Oberstaatsanwalt von Queen'sland, der, anstatt sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob eine auf die Pflastersteine geschriebene Anzeige ein Vergehen gegen das Plakatgesetz ausmache, eine Sammlung von Mehlpflanzen und Spazierstöcken eingesandt hat. Viel Amtsgeschäfte kann der Mann freilich nicht haben, denn auf Arrowsmith's Karte ist nur Eine Stadt, Brisbane, angegeben, und die Bevölkerung des ganzen Landes betrug nach dem letzten Census nur 17,000. Der Geburtstag des jungen Staates ist, wie ich weiter ermittelt, der 1. Dezember 1859, und an einem auch für Preußen denkwürdigen Tage, 22. Mai 1860, trat das erste „Parlament" zusammen und erfand ein Wappen, über das dem Garter king of Armes und dem Herrn v. Zedlitz die Haare zu Berge stehen müssen: einen vierfelderigen Schild mit einem Schafvließ, einem Ochsen — das ließe sich hören — einer Ananas — ginge auch noch — und einem — Ballen Baumwolle; zu Schildhaltern einen Schäfer — ginge auch, wegen des Krummstabes, den er führt — und einen Ochsenjungen. Eine Zeitung ist auch schon da, The Queen's Land Guardian. Wir sehen hier, wie ein Staat, in hundert Jahren ein mächtiger Staat, entsteht, werden aber um nichts klüger über den Contrat social, denn was hier vorgegangen ist, entspricht der Zertheilung der Stauden in der Gärtnerei: man hat von Neu-Süd-Wales die nördlichsten Niederlassungen abgeschnitten; Brisbane liegt hart an der Grenze. Es ist etwas Auffallendes darin, daß man eine so kleine Bevölkerung abtrennt und ihr ein ungeheures, ganz unangebautes Gebiet zuweist. Vielleicht hat derselbe Grund dazu gewirkt, wie bei der Hals über Kopf bewirkten Besiedelung von Westaustralien, den wir kennen lernen werden. Zu diesen fünf festländischen Provinzen kommt Tasmanien, wie die Engländer Van Diemens

Land umgetauft haben, um die Erinnerung an die Strafkolonie zu verwischen.

Alle sind einander sehr ähnlich an Rohprodukten und Industrie, und wenn wir uns mit der am weitesten entwickelten, Neu-Süd-Wales, bekannt gemacht haben, werden wir von den andern nur einzelne Eigenthümlichkeiten nachzutragen haben. In seiner geologischen Struktur hat das Land eine frappante Aehnlichkeit mit der Gegend, wo Natal liegt. Parallel mit und nahe an seiner nach Südosten schauenden Küste läuft ein mächtiger Gebirgszug hin, von dessen westlichem Abhange große Ströme einem entfernten Meere zufließen, so der 150 deutsche Meilen lange River Darling. Die Ansiedlung beschränkt sich im Ganzen auf den östlichen Abhang, der, zwischen dem 28. und 38. Grad südlicher Breite gelegen, etwa das Klima von Neapel hat. Die höheren Gebirgsterrassen aber werden von harten Fröften heimgesucht. Die Wälder sind so dicht wie in den Tropen und sollen, wenn das Auge sich einmal an die seltsamen Formen gewöhnt hat, bezaubernd sein. Von der Feige (Ficus makrophylla) z. B., von deren unbrauchbarem Holze ein Stück ausgestellt ist, lesen wir folgende Beschreibung. Aus einem Samenkorn entsprossen, welches die Vögel hoch auf die Aeste eines Baumes getragen haben, beginnt die Pflanze ihr Wachsthum damit, daß sie ihre Wurzeln abwärts treibt. Nachdem sie im Erdreich festen Fuß gefaßt, senkt sie immer neue Wurzeln, die allmählig den Charakter von Stämmen annehmen, rings um den Stamm, auf dem sie steht, hinab, bis der letztere in einer ungeheuren kannelirten Säule verschwindet, an die sich mit der Zeit noch mächtige Strebepfeiler ansetzen. Gleichzeitig erhebt der Baum sein kuppelförmiges Haupt hoch über alle Nachbarn. Man hat einen gemessen, der über der Erde 86 Fuß Umfang hatte. — Aber fast alle australischen Hölzer, so schön sich ihre polirten Schnittflächen ausnehmen, zeigen bei näherer Unter-

4*

suchung einen großen Fehler, sie sind rissig und zwar konzentrisch, während die schweren canadischen Bäume so fest und eben sind, wie Kruppscher Gußstahl. Manche haben Adern und Drüsen mit Harz gefüllt; die meisten erfordern ein Auslaugen und sehr sorgfältiges Trocknen. Ein anderer sehr allgemeiner Uebelstand ist, daß die alten Bäume in der Mitte faul werden; man sieht deswegen mehr Stammabschnitte als Stammdurchschnitte ausgestellt. Es werden also schwerlich Erwerbungen von daher rathsam sein, selbst wenn sie unser Klima vertrügen. Mit den besten Faserpflanzen ist dies nicht der Fall, namentlich wird der Nesselbaum (Urtica gigas) schon von leichtem Frost beschädigt. Wie vortrefflich das Land sich zur Viehzucht eignet, ist bekannt. Im Jahre 1796 bestand das ganze lebende Inventarium Australiens aus 57 Pferden, 227 Stück Hornvieh, 1531 Schafen. Nach dem Census von 1860 aus 314,722 Pferden, 3,886,641 Haupt Rindvieh und 19,888,381 Schafen. Die Schafzucht ist neuerdings in Neu-Süd-Wales sehr verbessert worden durch die gelungene Einführung der Alpacas, von denen sieben ausgestopfte Exemplare eingeschickt sind. Einige Notizen über diese Einführung werden vielen Lesern willkommen sein.

Mr. Ledger in Sydney, der sich anfangs auf eigne Hand mit den Alpacas beschäftigt und als er dadurch einen gewissen Namen gewonnen hatte, Auftrag und Mittel von der Kolonialregierung erhielt, brach am 4. März 1858 mit seiner letzten Heerde von Alpacas, 843 Köpfe stark, von Laguna Blanca am Ostabhange der Andes auf, langte am 8. September mit 345 Stück in dem Chilesischen Hafen Caldera an und landete am 2. Dezember mit 252 Stück in Sydney. Die 750 englische Meilen lange Landreise durch unwirthbare, zum Theil wasserlose Gegenden, den Wechsel von Gebirgsluft zu der drückenden Atmosphäre eines Zwischendeckes, die 87 Tage lange Seereise, die ungünstigen Weide- und Futter-Verhältnisse, unter

denen sie sich nach ihrer Ankunft behelfen mußten, alles haben die Thiere glücklich überstanden, und ihre Nachkommen sind vollständig akklimatisirt. Das Alpaca ist von derberer Gesundheit als das Schaf, sorgt besser für seine Jungen, vertheidigt sich brav gegen Adler und wilde Hunde und kehrt Abends von selbst nach der Hürde zurück. Es schwitzt nicht und ist außerordentlich reinlich, so daß es vor der Schur nicht gewaschen zu werden braucht. Man hatte die Ankömmlinge in drei Heerden getheilt und die eine auf Klee, die zweite auf Luzerne gebracht, die dritte auf das natürliche Grasland getrieben. Die letzte ist am besten gediehen. Ledger behauptet, andern Beobachtern entgegen, mit der größesten Bestimmtheit, daß Lama und Alpaca nicht verschiedene Species, sondern Varietäten sind und hat zum handgreiflichen Beweise die sieben Thiere ausgestellt: Nr. 1 reines Mutterlama, 5 Jahr 3 Monat, braun und weiß; Nr. 2 reiner Alpacabock, 2 Jahr 9 Monat, schwarz; Nr. 3 Kreuzung von Thieren wie 1 und 2, 2 Jahr 9½ Monat, schwarz; Nr. 4 Kreuzung von einer Mutter wie Nr. 3 und einem Vater wie Nr. 2, 1 Jahr 8 Monat, braun; Nr. 5 Kreuzung von einer Mutter wie Nr. 4 und einem Vater wie Nr. 2, 1 Jahr 3 Monat, braun; Nr. 6 von einer Mutter wie Nr. 5 und einem Vater wie Nr. 2, 7 Monat, schwarz; Nr. 7 Säugendes Lamm von Mutter wie Nr. 6 und Vater wie Nr. 2, 3 Monat. Das Lama (Nr. 1) hat den stärksten Knochenbau, kurze, grobe Wolle; Beine, Bauch, Kopf, Gesicht nackt, Hals lang, Ohren groß. Das reine Alpaca (Nr. 2) ist kleiner; die Wollfaser feiner, länger und schwerer; die Beine bedeckt; der Hals kurz, mit feiner Wolle bedeckt; Kopf und Gesicht bedeckt; die Ohren kurz. In jeder folgenden Kreuzung schlägt das Alpaca mehr durch; Nr. 5 würde schon ¼ Pfund mehr Wolle geben als der Vater; Nr. 6. übertrifft den letzteren noch mehr. Fleisch und Talg vortrefflich.

In Victoria geht man durch ein Bogenthor ein, dessen

Säulen und Gewölbe aus Quadern von Wollenballen bestehen. Südaustralien wird den Preis in Weizen davontragen. Westaustralien will sichtlich nicht recht vorwärts; seine Industrie ist unbedeutend, seine Naturschätze sind noch nicht wissenschaftlich untersucht; die Hölzer scheinen nicht an den Mängeln zu leiden wie die von der Ostküste. Südaustralien und Neu-Süd-Wales haben eine Menge Weine, das Erzeugniß deutscher Winzer, gestellt und versprechen sich große Dinge davon. Auf das Urtheil der Jury, die einen ganzen Tag lang kostet und nach der ersten halben Stunde schon allen Geschmack verloren hat, wird indessen nicht viel zu geben sein, und von dem australischen Wein, den ich hier zuweilen getrunken habe, muß ich sagen: er riecht wie Rheinwein, schmeckt wie Sauterne und kratzt wie nichts Gutes. Längere Kultur mag diesen Erdgeschmack beseitigen; zur Zeit des Kaisers Carus wird der Rheinwein auch nicht wie Strohwein gemundet haben. Australien hat auch allerlei Gold- und Silberarbeiten geliefert: ein Känguru und einen Emu (australischen Strauß) in reinem Golde, 8 Zoll hoch, von einem Schüler Thorwaldsens, und eine Reihe von Bechern aus dem schwärzlichen Ei des Emu mit einer so geschmackvollen Silberfassung und in einem so ganz anderen Sinne gearbeitet als die englischen Testimonials, Ehrengeschenke in Silber, daß ich neugierig nach dem Namen des Künstlers sah. Ich las einen unzweifelhaft deutschen Namen, J. M. Wendt. Goldstufen; Eisen- und Kupfererze und Kohle sind natürlich nicht vergessen, und Malachit in Blöcken so groß wie der russische, ist meines Wissens etwas Neues. — Die Beiträge von Neu-Seeland sind dürftig, was die Mannigfaltigkeit betrifft, aber nicht nach ihrem innern Werthe: Wolle, Mais, Weizen und Flachs (Phormium tenax).

Eine merkwürdige englische Kolonie ist nicht vertreten, die Norfolksinseln. Man erinnert nicht gern an diese „Hölle des

Oceans", wie sie in der englischen Spitzbubensprache heißt, an diese Menagerie der unbändigsten Verbrecher, die wie reißende Thiere behandelt werden und, wenn sie einmal in diesen Ort der Verzweiflung eingegangen sind, behandelt werden müssen.

Sehen einen die englischen Niederlassungen an, wie das Gehöft und Haus eines Pflanzers von starken Knochen, mit wettergebräuntem Gesicht und schwieligen Handtellern, ein Gehöft, aus dem künftig einmal ein Staat werden kann, so wird man beim Eintritt in die französischen Kolonien an einen zierlichen Laden der Boulevards erinnert, der künftig einmal noch zierlicher sein kann. Meistens zwischen den Wendekreisen gelegen, reizen sie den Neid des Deutschen nicht; und ich könnte hier Betrachtungen darüber einflechten, daß die romanischen Völker auf die Tropen, die germanischen auf die gemäßigten Zonen mit ihren Kolonien angewiesen seien — alles sehr schön zu lesen, sehr leicht zu schreiben, und alles nicht wahr. Wenig Engländer, Mann, Weib und Kind, werden sie durchwandern, durch deren Seelen nicht, mehr oder weniger flüchtig, der Gedanke striche, **that it would be very nice**, daß es sehr hübsch sein würde, bei Gelegenheit des nächsten Krieges auch diese Kleinigkeiten sich zu Gemüthe zu führen. Und die Franzosen wissen das; und ich habe ein Vögelchen singen hören, daß auf mehr als einer dieser Inseln, deren Namen uns so wenig geläufig sind, mit aller Hast Bauten ausgeführt werden, von denen die herzlichen Alliirten gar so gern die Pläne haben möchten. Ich wünsche den Franzosen, daß sie zur Zeit fertig werden und sich dermaleinst ihres Besitzes wehren; es wäre gar kein Glück, wenn die Engländer mit ihrer doch sehr monotonen „Civilisation" und ihrem **prayerbook** alles meerumflossene Land bedeckten. Mit dem Vorgang, den wir den siebenjährigen Krieg nennen, geht es vielen Norddeutschen, wie dem Straßenpublikum mit dem Ausstellungsgebäude: sie sehen nur das eine Gesicht, und nicht das

richtige. Jener Vorgang bestand aus zwei Kriegen, die neben einander hergingen und in einander überspielten. Freilich ist das bekannt, o gelehrter und kritischer Germane, der Du etwa eben den Vortrag Ranke's zur Geburtagsfeier Friedrich's II. gelesen hast; freilich ist das bekannt, woher wüßte ich es denn sonst? Aber nicht Allen ist es bekannt, und nicht Alle, die es wissen, haben die Schlüsse gemacht, die nothwendig daraus folgen. Die blühenden Phrasen von der Stammverwandtschaft und der natürlichen Allianz, die einen anduften wie Rhabarbersaft, sind aus den falschen Vorstellungen vom siebenjährigen Kriege erwachsen und blühen und wuchern fort, obwohl ihnen die Wurzel längst durchschnitten. Benutzen wir also immerhin das Bilderbuch der Ausstellung, um uns an Verhältnisse zu erinnern, die etwas weit abliegen von der Panke. In der Mitte des 18. Jahrhunderts besaßen die Franzosen ein gewaltiges Kolonialreich in Nordamerika, wo sie sehr gut einschlugen, und waren im vollen Zuge, eine gewaltige Eroberung in Ostindien zu machen. Sie waren im Dekkan den Engländern weit voraus; sie waren es, die daselbst die Subsidiirung der Fürsten und die Bildung von Sipoytruppen eingeführt. Dazu kam der Familienpakt mit Spanien, dem damals noch die Hälfte der neuen Welt gehörte. Die Engländer sahen ihre Meerherrschaft bedroht und hatten um ihrer willen bereits einen Krieg gegen Frankreich begonnen, ehe der Kampf in Deutschland ausbrach. Was der Frieden von Versailles den Franzosen ließ, verloren sie fast alles durch die Kriege Napoleons. Der erste Versuch neuer Erwerbungen war die Eroberung Algiers, gegen die Aberdeen förmlich protestirte und die Palmerston erst neuerdings unförmlich dadurch anerkannt hat, daß er für einen englischen Konsul in Algier von der französischen Regierung das Exequatur forderte. Das Bestreben der Franzosen, sich im Stillen Meer festzusetzen, verursachte den Pritchard-Lärm, der auch, von französischer Seite angesehen, sich

ganz anders ausnimmt, als in englischen oder aus englischen Quellen geschöpften Darstellungen. Als man etwas später in England Wind davon bekam, daß die Franzosen ein Auge auf Westaustralien hatten, schickte man Hals über Kopf einige Gentlemen an den Schwanenfluß, obgleich man in Südaustralien keinen Mann entbehren konnte; und das, der Mangel an Arbeitern, ist die Fatalität, die über dieser Kolonie waltet. Als man im Jahre 1852 von ähnlichen Absichten auf das Birmanenreich erfuhr, fing man wegen einer Schuld von 93 £ einen Krieg an, und nahm den ganzen Küstenstrich, das Delta des Irrawadie, mit vielem Geseufze über die Last, die man sich aufbürden müsse, in eigene Verwahrung. Seitdem ist aber der große Alliirte so groß geworden, daß man dergleichen nicht mehr wagt. Er bemächtigte sich Neu-Kaledoniens; man brummte nur noch ganz im Stillen, und in der Ausstellung ist es in weißen Buchstaben auf rothem Tuch zu lesen, daß die werthvolle Insel französisch ist, die der Kapitän Kent von Sr. Maj. Schiff „Buffalo", im Jahre 1803 durch Aufpflanzung einer Flagge für die englische Krone in Besitz genommen.

Martinique und Guadeloupe, zwischen den großen Antillen und dem Festlande von Südamerika gelegen, spielen in vielen Friedensschlüssen. Sie glänzen in der Ausstellung durch Hölzer, jenes 34, dieses 40, durch Oel-, Farbe- und Arzneipflanzen, mit wenigen Ausnahmen alle botanisch bestimmt, ferner durch merkwürdige Faserpflanzen: vegetabilische Seide (Asclepias curassavica), die auch auf Tahiti in großem Ueberfluß vorkommt und sich sehr gut mit Baumwolle verspinnen und verweben läßt: vegetabilisches Pferdehaar (Arenga sacharifera), das auch in Algier vorkommt und weil es billiger als echtes Pferdehaar, crin, vielleicht die hölzernen und stählernen Aalreusen ersetzen kann, die heute unter dem Namen crinoline zu Ehren des Prince Impérial getragen werden,

auch wo sie nicht nöthig sind; vegetabilische Eiderdaune (Ochroma lagopus), die Wolle einer Samenschote, wie an der Akazie, aber hundertmal länger, und viele andere, von denen manche mir ganz neu sind; vor Allem aber durch Baumwolle. Von Guadeloupe kam der Samen der feinsten in Nordamerika gebauten Sorte, daher Sea Island genannt, und 28 Sorten auf dieser Ausstellung geben einen Begriff, was die Insel mit mehr Kapital und mehr Arbeitslust leisten könnte. Der Verfall des Kaffeebaus in Folge einer Krankheit, die den Baum ergriffen hat, und der Krieg in Nordamerika werden den Bemühungen der französischen Regierung mächtig zu Hilfe kommen. Von den vielen Mehlpflanzen will ich das Maniok erwähnen, weil es ein Nahrungsmittel liefert, das in Deutschland fast unbekannt ist, und in England bei jedem Kolonialwaarenhändler zu haben ist, die Tapioca. Man macht sehr wohlschmeckende und leicht verdauliche Puddings daraus, indem man die Körner erst in warmer Milch aufweicht und dann mit Eiern und Zucker bäckt, bis die Kruste braun wird. Das Pfund kostet hier 5 Sgr.

Französisch Guiana schickt 78 Hölzer, darunter Acaju, Balata, das die beste Guttapercha liefert, Rosenholz, Stinkholz, vier Cedern, sechserlei Ebenholz, das vortreffliche Schiffsbauholz Bucida buceras, fünferlei Mahagoni, und fast ein Dutzend anderer Schiffshölzer; zahlreiche Faserpflanzen, darunter eine vegetabilische Watte (Bombax ceiba), ähnlich unserer Wiesenwolle, aber viel weicher; eine unübersehliche Masse von Arznei-, Färbe-, Harz-, Oel- und Seifenpflanzen, darunter Omphalea diandra, die ein vortreffliches Oel zum Schmieren der Maschinen liefert, und die Virola sebifera. Unter den Mehlstoffen verdienen die Präparate von der Pisangfrucht (Musa paradisiaca) von Mdlle. Mathias in Cayenne als höchst nahrhaft und leicht verdaulich die Aufmerksamkeit der Aerzte (das

Pfund 18 Sgr). Endlich Zucker; sehr feine Kaffee's; Cacao und Gewürze. Das Land besteht bekanntlich aus einer nach dem Meere abfallenden Alluvialschicht mit einer Lage groben Sandes darunter, die als Siel wirkt. Von den landeinwärts gelegenen Gebirgen kommt goldhaltiger Quarz herab.

Saint Pierre und Miquelon sind zwei Inselchen südlich von Neufundland, Stationen für den französischen Stockfischfang, in dem die Anforderungen der katholischen Kirche und das Interesse der französischen Kriegsmarine sich auf eine schöne Weise begegnen. Der Fang beschäftigt 200 Fahrzeuge mit 4 bis 50,000 Mann Besatzung und wird durch Prämien unterstützt, gegen die von Theoretikern der Volkswirthschaft viel deklamirt worden ist. So lange es aber Kriegsmarinen giebt — und die wird es wahrscheinlich geben, so lange nicht die ganze Welt in einem großen shop, eine boutique, verwandelt ist — muß es auch Pflanzschulen und Reserven geben, und um deren zu gewinnen, ist diese Einrichtung sicher nicht die schlechteste. Es wäre auch für Deutschland besser, wenn die Hamburger Rheder anstatt ihre Schiffe auf dem stillen Meere Frachtdienste thun zu lassen, sich auf den Fischfang legen wollten. Ausgestellt sind getrocknete und gesalzene Fische und Leberthran, ein wichtiges Ding in diesem skrophulösen Zeitalter.

Der Gouverneur der Kolonie am Senegal hat eine große Sammlung von Landesprodukten ausgestellt. Von den 31 Oelpflanzen nenne ich die schon vorhin erwähnte Arachis hypogaea, von deren Frucht das Land 20 Millionen Pfund jährlich bringt (der Centner 10 bis 12 Franken) und Cucumis melo, neuerdings auf den französischen Markt gebracht und sehr günstig aufgenommen. Unter den 21 Mehlpflanzen befinden sich 6 Arten Sorghum, mit dem jetzt auch in Deutschland Versuche gemacht werden, und unter den Präparaten das vortreffliche Cuscussu, leider ohne Rezept. Ich habe es öfter

bei einem Bekannten gegessen, der es aus Marocco bezieht. Es besteht aus Körnern von Mehl (Mais- oder Hirsemehl) etwa von der Größe wie feines Schnepfenschroot und wird in einem Körbchen über Wasserdämpfen gar gekocht. Wie die Mehlkörner erzeugt werden, und über manches andere Bäckereigeheimniß sollten uns billig die Mode gewordenen „wissenschaftlichen" Vergnügungsreisen nach Afrika belehren. Bei manchen der Arzneipflanzen sind die Wirkungen angegeben; **Bouloko** dient gegen **maladies vermineuses**, Negerkaffee (**cassia occidentalis**) gegen Sumpffieber, die Wurzel der Iboga vertreibt den Schlaf, eine noch nicht bestimmte Borke befördert die Gährung des Palmweins. Auch Golderze sind da aus den Minen von Kéniéba am oberen Senegal, deren Betrieb ein Monopol der Frauen ist, und sehr saubere Schmiedearbeiten, die man von den mitausgestellten einfachen Werkzeugen nimmermehr erwarten sollte.

Réunion, eine ältere französische Besitzung, nahe bei Mauritius, und die Inselchen Mayotte, Nossibe, okkupirt 1843, und Sainte Marie, alle drei in der Nachbarschaft von Madagaskar, haben gleich der englischen Besitzung Mauritius mancherlei Fabrikate von jener merkwürdigen Insel eingesandt. Madagaskar ist nicht von Negern, sondern von Kaffern und Malayen bewohnt, deren Gesammtzahl auf 5 Millionen geschätzt wird. Engländer und Franzosen haben seit lange lüstern auf das reiche Land gesehen, aber gefunden, daß die Nuß hart zu knacken sei. Die Küstenstriche sind tödtlich für Europäer, das Innere gebirgig und von einer streitbaren, selbstbewußten Bevölkerung bewohnt. In einem älteren englischen Werke finde ich eine Berechnung angelegt, nach der die Eroberung eine Armee von 30,000 Mann und die Steuerbeitreibung eine immerwährende starke Besatzung erfordern würde. Die Engländer schickten daher ihre leichten Truppen und Ge-

schütze voran, die Missionäre und Traktätchen; „trade and religion“ gehen bei ihnen so harmonisch zusammen, daß sie nach einer ausdrücklichen Bestimmung in der Geschäftsordnung des Unterhauses mit gleicher Sorgfalt behandelt werden sollen. Sie befreien die Heiden von dem Mammon und schenken ihnen dafür die Anweisung auf die ewige Seligkeit in dem königlich großbritannisch-irischen Himmel. So lange der König Ramana lebte, ließ sich die Sache ganz gut an; seine Nachfolgerin Ranavalona erließ aber bei ihrer Thronbesteigung 1827 ein Edikt, daß „die neuen Götter, Jehovah und Christus“ abgeschafft, die Bibeln verbrannt und die reverend gentlemen aus dem Lande gejagt werden sollten. Seitdem haben die französischen Missionäre sich versucht. Von der Religion der Eingebornen weiß man nur, daß sie ein gutes und ein böses Prinzip verehren. Ihre politischen Einrichtungen erinnern an Indien, sie haben neun Kasten in folgender Rangordnung: Stahl- und Eisenarbeiter, Goldschmiede, Töpfer, Drechsler, Zimmerleute, Seiler, Weber (nur Frauen), Ombiasses, d. i. Gelehrte und Aerzte, Komödianten und Tänzer. Die Arbeiten, namentlich die in der Abtheilung Mauritius ausgestellten, zeigen eine erhebliche Kunstfertigkeit, gepaart mit dem ursprünglichen Sinn für Zweckmäßigkeit und für Farben. Die goldenen Schmucksachen sind sehr künstlich; die Stahl- und Eisenwaaren von vortrefflichem Material und mit einem gesunden Menschenverstande geformt, der ordentlich wohlthuend ist. Die Lehne des eisernen Stuhles, die gerade die Hüften- und Schulternwirbel unterstützt, sollten unsere Tischler sich zum Muster nehmen. Die baumwollenen und seidenen Shawls, Lamba genannt, zeigen Muster, die an die reinen, alten, unverbesserten Tartans aus Schottland erinnern, aber eine viel kühnere und dabei viel wohlthuendere Farbenzusammenstellung. Ich möchte wetten, daß schon ein Fabrikant das schwarz und weiße Muster mit goldener Borte

stiebitzt hat und nächstes Frühjahr als neuesten Triumph der Civilisation durch einige dazu gemiethete Damen der demimonde einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum in Hyde Park vorführen läßt. Réunion hat eine Masse von Zuckerproben, einige feine Kaffee's, viele Arzneipflanzen, von denen nur die Namen angegeben sind, und saubere Stickereien von der Faser der Agave americana ausgestellt. Von Mayotte kommt eine andere vegetabilische Watte (Bombax pentandrum) und von einer andern der Inseln Fledermausguano, aus einer Höhle, in der die Thiere seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden genistet haben.

Die schon erwähnte Insel Neu-Caledonien, östlich von Neuholland in der Nähe des Wendekreises, 80 bis 90 deutsche Meilen lang und etwa den vierten Theil so breit, ist von der Natur auf eine merkwürdige Weise befestigt. Sie ist in einem Abstande von wenigen Seemeilen umgeben von einem Ring von Korallenriffen, die senkrecht aus ungründlicher Tiefe aufsteigen, zuweilen über das Meer hervorragen, zuweilen nur über den Wasserspiegel reichen und zahlreiche Ausläufer, gleichsam Außenwerke, haben, die nur bei ganz stiller See und hellem Sonnenschein zu erkennen und zu vermeiden sind. Dieser Ring hat nur zwei oder drei Lücken, die natürlich nur von einem sehr kundigen Lootsen zu finden und durch Wegnahme der Bojen und Baken und Anlage einiger Festungswerke unpassirbar zu machen sind. Sollte aber je eine feindliche Flotte eingedrungen sein, so bieten die senkrechten Uferfelsen eine zweite furchtbare Vertheidigungslinie. Innerhalb des Ringes ist das Wasser still, und ein englischer Reisender bezeichnet die Insel in jeder Beziehung als eine der besten Stationen für Dampfschiffe in der Welt. Also wäre sie auch wohl eine gute Station für Kreuzer, die den australischen Schiffen aufpassen; und ich denke, die Zeitungsleser werden einmal viel von Neu-

Caledonien zu hören bekommen. Politik treiben aber heißt vorher wissen. Nossibe erfreut sich einer ähnlichen Befestigung. Das Klima ist gesund und begünstigt mit dem Graswuchs die Viehzucht; Wasser, Eisen, Kohlen und Kaolin (zur Porzellanmanufaktur) sind im Ueberfluß vorhanden und die geologische Bildung deutet auf Gold; die Flora hat bisher 2500 Arten geliefert, darunter viele neue. Baumwolle wächst wild.

Tahiti ist nicht eine Kolonie, sondern, wie wir aus dem Katalog ersehen, ein „Protektorat", das sich über folgende Inseln erstreckt: die Marquesas-Inseln, die Gesellschafts-Inseln, die Gambier Inseln, die Pomotou-Inseln, die Tubuai-Inseln, eine artige Besitzung. Ihre reiche Natur ist nur dürftig vertreten. Merkwürdig ist ein eßbarer Pilz, Rattenohr, Exidia auricula Judae, der in Schiffsladungen nach China geht, und Piper snethysticum, neuerdings bei den französischen Aerzten zu großem Ansehn gekommen.

Von Cochinchina, wo die Franzosen sich neuerdings festgesetzt haben, verspricht man sich mit der Zeit Baumwolle genug, um die französischen Spinnereien zu versehen. Der Hanf von Siam ist schon im Handel bekannt als eine der stärksten Pflanzenfasern, die es giebt. Die Produkte von Pondichery, an der Küste Coromandel, und Chandernagor, am unteren Ganges werden wir in Britisch Indien wiederfinden.

In der Nachbarschaft der französischen Kolonien, und mit gutem Grunde gerade da, ist eine Sammlung ausgestellt, an der die geputzten Besucher gleichgültig vorübergehen und die uns eine halbe Stunde festhalten soll. „Produkte der Landes". Die Landes sind ein Dünenstrich zwischen Bordeaux und Bayonne, ganz ähnlich denen, die sich an der pommerschen und preußischen Küste hinziehen. Sie bestehen aus einem feinen Kieselsande, nicht ganz so weiß wie an der Ostsee, der zunächst dem Meere Hügel bildet, landeinwärts

weite flache Strecken bedeckt. Die Dünen „wandern", wie bei uns, aber nicht längs der Küste, sondern bei den vorherrschenden Westwinden auch landeinwärts, verschütten den dürftigen Pflanzenwuchs, der sich auf den Sandebenen gebildet, ja, den schweren Boden, der dahinter liegt. Bei uns befestigt man, so viel mir bekannt, die Dünen so, daß man erst Strandhafer säet, dann die schwarze Strandweide pflanzt, auf größeren Strecken auch Kiefern ansäet. In den Landes betreibt man seit Colbert, der 1658 Schweden als Lehrmeister kommen ließ, eine einträglichere Kultur, von der Mr. Leopold Javal, Eigenthümer des Gutes Arès, Departement der Gironde, ein sehr vollständiges Bild gegeben hat. Seine Ausstellung zeigt in einem sehr starken Glascylinder die Erdschichten, obenauf ein wenig fliegenden Sandes, dann die schwärzliche Schicht von geringerer Dicke, in welcher der Sand mit verwesten Pflanzen gemischt ist, darunter eine Schicht, die aus Konglomerationen von Grand, Thon und Pflanzentheilen besteht und das Wasser nicht durchläßt, Alios genannt, darunter ein leichter Lehm. Der Alios, der bei uns nicht vorkommt, hat kostspielige Entwässerungs-Anlagen nöthig gemacht. Wir sehen ferner die eingeborenen Pflanzen, die man ansäet, wo sie fehlen, einige Haiden, die auch bei uns auf Grandboden landeinwärts vorkommen und wahrscheinlich in den Dünen gedeihen würden. Wir sehen endlich die Pinus maritima, von der man ganze Wälder nicht nur auf den flachen Strichen, sondern auch auf den Dünen, wo sie auf eine große Tiefe nichts als Sand unter sich hat, angelegt und in regelmäßigen Betrieb gesetzt hat; junge Pflanzen von 1, 2, 3, 4, 5 Jahren, eine Schonung von Weihnachtsbäumen, einen Stamm von 37 Jahren, der seit zwei, und einen von 125 Jahren, der seit 96 Jahren auf Terpentin gezapft worden ist. Das ist nämlich die Art und Weise, wie diese Forsten hauptsächlich nutzbar gemacht werden. Die Produkte des Zapfens, von dem

schwärzesten Pech bis zu dem weißgebleichten Terpentin, Pfähle, Rundhölzer und Planken von den verschiedensten Jahrgängen, Kohlen, endlich die Werkzeuge zum Gewinnen des Harzes, alles ist vollständig und belehrend aufgestellt. An dem großen Stamm ist zu sehen, wie er angezapft worden ist; man hat dicht über der Erde ein Stück Borke etwa 3 Fuß hoch und 1 Fuß breit weggenommen, das Holz bis auf eine Tiefe von etwa 2 Zoll nischenförmig weggeschnitten und quer über diese Wunde ein Eisen, das wie ein Stück Faßreifen gestaltet ist, mit der einen, geschärften Längsseite in das Holz getrieben; von diesem Eisen träufelt das Harz in ein untergestelltes Thongeschirr. Eine eigenthümlich geformte Leiter, die zu dem Handwerkszeug gehört, scheint zu beweisen, daß man unter Umständen den Einschnitt auch höher an dem Baume macht. Sie ist etwa 20 Fuß lang, sieht wie eine Stelze aus, die aber statt eines, ein halbes Dutzend Tritte hat. Man lehnt sie fest an den Baum und befestigt sie mit eisernen Klammern. Nach einer aufgelegten Rechnung haben 100 Bäume im Jahre 1861 an Harz 102 Franken reinen Gewinn gegeben; der Durchschnitt des gewöhnlichen Ertrages ist auf 72 Centimes angegeben. Eine Schonung wird zum ersten Male nach 6 Jahren, zum zweiten Mal nach 10 Jahren, zum dritten Mal nach 15 Jahren gelichtet, zum vierten und letzten Mal nach 25 Jahren. Die Bäume, die in dieser Lichtung zu fallen bestimmt sind, werden während dieser 10 Jahre, also von ihrem 16. bis zu ihrem 25. Jahre gezapft; die übrigen, 200 auf dem Hektare, bleiben bis zum vollendeten 25. Jahre unberührt, werden alsdann aber jährlich gezapft. Dieses ganze System kommt seit einiger Zeit bei allen französischen Dünen zur Anwendung. Ich bat um einigen Samen und erhielt einen ausgezeichnet schönen Zapfen obenein; beides werde ich bei nächster Gelegenheit der Akklimatisationsgesellschaft in Berlin zur Verfügung stellen. Der Umstand, daß die Lehrmeister aus

Schweden gekommen, spricht dafür, daß der Baum auch in einem kälteren Klima als dem gascogneschen einen guten Ertrag giebt.

Wir werden den Abschnitt Kolonien zweckmäßig beschließen mit der Ausstellung der Pariser Akklimatisationsgesellschaft (Nr. 880). Sie enthält, vortrefflich ausgestopft, sechs Säugethiere, deren Akklimatisirung entweder schon bewirkt oder doch im Werke ist: das Alpaca der Cordilleren (Auchenia pacoo), das Guanaco (Auchenia guanaco), das Lama (Auch. lama), die Vigogne (Auch. vicuno), die Angoraziege (capra Angorensis) und den Mauchamp-Merino mit Seidenwolle; und 25 Vögel: den Strauß, den australischen Casuar, den Cereopsis, den schwarzen Schwan und zweierlei Tauben, sämmtlich aus Australien, den schwarzhalsigen Schwan, den Hocco (Crax alector), die Penelope aus Südamerika, die kanadische Ente, Ortix Virginianus Tetras cupido und die Anas sponsa aus Nordamerika, die ägyptische Gans, Numida mitrata, aus Madagaskar, Perdix petrosa aus Algier (im wilden Zustande eingeführt), die Mandarinenente, einen Goldphasan (Phasianus pictus), einen Silberphasan (Phas. nycthemerus), sämmtlich aus China, Lophophorus refulgens aus Ostindien, Ortix Californicus und Perdix cristata aus Mexiko; eilf Seidenwürmer, in der Regel den Schmetterling, die Cocons, Haspelseide und von einigen auch Gewebe, nämlich: Bombyx Cynthia von dem bekannten Seidenzüchter Grafen de Lamote Barraie: B. Pornyi, in China wild auf der Eiche lebend, nur Cocons und chinesische Gewebe; B. Mylitta, von Chandernagor, französisch Indien, wild auf der Eiche, nur Cocons, schön grün, und indische Gewebe; B. Gama May, in Japan wild auf der Eiche, nur Cocons, grün; B. arrindia, Ricinusspinner, mit Geweben von Schlumberger in Gebweiler; B. mori, von Japan, Cocons; B. vesperus, von Guiana,

Cocons; B. Polyphemus, aus Nordamerika, mit offenem Cocon; B. Selene, aus Chandernagor; B. Cecropia, aus Südamerika; B. Aurota und B. Speculum, ebendaher; B. Prometheus aus den Vereinigten Staaten; B. Ceanothi, aus Californien; endlich einen Schmetterling, der 6 bis 8 Zoll mißt, mit prächtigen Perlmutterschildern auf den Flügeln, B. Atlas, mit Cocons von entsprechender Größe aus Indien. Cynthia, arrindia, aurota und speculum haben „offene Cocons“, d. h. die Raupe läßt eine Oeffnung in dem Gespinnst, durch welche der Schmetterling auskriecht; die Gräfin Corneillan und der Doktor Forgemol haben ein Verfahren gefunden, nichtsdestoweniger einen ganzen Faden zu gewinnen. Ferner folgende Pflanzen: die Dioscorea Japonica mit ihrer feinmehligen ausdauernden Wurzel, die 1855 erst in wenigen Gärten gezogen wurde und jetzt schon weit verbreitet ist, sehr zu empfehlen; Fortpflanzung durch Knollen und Stecklinge. Die weiße Nessel, den Bambus, den Rhamnus chlorophorus, die ölhaltige Erbse (Soja hispida), sämmtlich aus China und Cherophillum Prescottii aus Sibirien. Wenn man bedenkt, wie wenig Thiergattungen der Mensch, und auch diese fast alle in vorhistorischen Zeiten, gezähmt hat, und sich vorstellt, wie es heute in Europa ohne die Kartoffel aussehen würde, so fühlt man sich zu dem bittersten Spott darüber herausgefordert, daß von den vielen tausend Gutsbesitzern in Deutschland so wenige den Betrag eines ordentlichen Kellerfrühstücks einem Zwecke widmen wollen, der vor Allen ihnen zu Gute kommt. Wenn eine Einführung gelungen und der Gewinn schwarz auf weiß nachgewiesen ist, werden die Herren schnell bei der Hand sein. Auch das Geld für manche Denkmäler würde besser auf die Erwerbung kanadischer Waldbäume verwandt.

5. Europäische Kultur im Kontakt mit fremder.

Daß ich zum letzten Male Lord Palmerston in der Nähe sah, war bei einer Preisvertheilung in der hiesigen Universität, wo er als Ehrenpräsident fungirte, also eine Rede zu halten hatte. „Wir haben," sagte er, „die angenehme Pflicht gehabt, Preise zu ertheilen nicht nur an Söhne der vereinigten Königreiche, sondern auch an Studenten aus unserer Kolonie Canada, aus unsern australischen Kolonien, aus unserer" — Stocken, Stottern, Hüsteln — „aus unserem Etablissement (establishment) in Indien". Und natürlich genug, daß er, vorsichtiger als der Katalog, der Indien unter die Kolonialbesitzungen wirft, ein Wort erst suchen mußte zur Bezeichnung eines Verhältnisses, das nie dagewesen. Das englische Reich in Indien hat etwas von Kolonien der neuen Zeit und etwas von den „Provinzen" der Römer und unterscheidet sich von beiden in wesentlichen Dingen; vielleicht wäre in einigen der Reiche, welche die Nachfolger Alexanders stifteten, die nächste Aehnlichkeit zu finden. Auf die politischen Verhältnisse einzugehen, würde uns indessen zu weit von der Ausstellung abführen, wäre auch gerade jetzt die schlechteste Zeit, wo Indien sich in einem Uebergangszustande befindet. So lange die Kompagnie bestand, kamen außer ihren Beamten, die regelmäßig nach funfzehn Jahren in die Heimath zurückkehrten und ein bestimmtes Quartier von London, einst Bloomsbury, später Tyburnia, bevölkerten, sehr wenig Europäer nach Indien, und in das Innere gar keine. Die Kompagnie begnügte sich, die nöthigen Einkünfte für die Aktionäre und für die Verwaltung zu erheben und ihre Beamten reich zu machen. Ihre Einkünfte nahm sie theils aus werthvollen Handelsmonopolen, theils aus Steuern, die bis zum Jahre 1856 in der Präsidentschaft Madras durch 22 Arten von Folter flüssig gemacht wurden, theils aus den Abgaben von Grund und Boden, die einen aus

Pacht und Steuern gemischten Charakter haben. Um die Industrie kümmerte man sich nur insoweit, daß man die Beobachtung der Monopol- und Steuergesetze überwachte. Von einer Erfüllung der Pflichten des Staates war keine Rede; und weil man die einheimischen Fürsten in eine Stellung herabgedrückt hatte, in der sie die Lust und Kraft zu gemeinnütziger Thätigkeit verlieren mußten, und, was die früheren Eroberer Indiens nicht gethan hatten, durch eine auf Mißverstand beruhende Behandlung der Landabgabe auch den Organismus der Gemeinde gestört und zuweilen zerstört hatte, so verfielen auch manche der öffentlichen Anlagen, auf denen der Wohlstand, ja die Existenz der Bevölkerung beruhte. Es verfielen namentlich die Behälter, **tanks**, in denen man den Regen und das bei Ueberschwemmungen ausgetretene Wasser sonst gesammelt und für die Zeiten der Dürre aufgespart hatte. Gab es nun Hungersnöthe, so beruhigte die Kompagnie sich damit, Hungersnöthe seien einmal üblich in Indien, und war ihr Gewissen gar beschwert, so kam ihr die Manchester-Wissenschaft zu Hülfe mit der Lehre, daß dergleichen öffentliche Arbeiten ein Eingriff in das Selfgovernment und in die wirthschaftlichen Naturgesetze seien; die Inder hätten einleuchtend die Wahl zwischen der Ausgabe für die Unterhaltung von **tanks**, und der Unannehmlichkeit des Todthungerns, und hielten offenbar das letzte Uebel für das kleinere. Mit den Forsten ging es ähnlich; die einheimischen Regierungen müssen eine gewisse Obhut über dieselben geübt haben, sonst hätten die großen Wälder, die unter der englischen Herrschaft zerstört worden sind, gar nicht existiren können. Um etwanigen anglomanen Korreferenten eine Mühe zu sparen, will ich erwähnen, obwohl es mit der Industrie-Ausstellung nicht viel zu thun hat, daß es mir sehr wohl bekannt ist, daß die Kompagnie vorsichtig die Sutti, die Selbstverbrennung der Wittwen, abgeschafft und Buddhas Zahn dieselben militärischen Ehren erwiesen hat

wie dem Venerabile. Außer ihren Beamten ließ sie niemanden in die Provinzen ohne eine ausdrückliche Erlaubniß, die nur in seltenen Fällen ertheilt wurde. Für diese Politik, wurde in der Regel der Grund angeführt, daß von „der Habsucht und Gewaltthätigkeit englischer Ansiedler die übelsten Folgen, ja eine Gefährdung der englischen Herrschaft zu fürchten sei." Einer der ausgezeichnetsten Beamten der Kompagnie, Munroe, machte in einem konfidentiellen Aktenstück, das ich gelesen habe, noch eine andere Rücksicht geltend: es sei zu fürchten, daß indische Kreolen nach einigen Generationen die Anhänglichkeit an das Mutterland verlieren und an Losreißen denken würden.

Seit einigen Jahren ist die Kompagnie begraben, wird Indien von hier aus regiert, wird die Ansiedlung von Engländern begünstigt; und daß seitdem die beiden Civilisationen in nähere Berührung gekommen sind, ist an dieser Ausstellung schon deutlich zu erkennen. Im Jahre 1851 sah die Abtheilung Indien noch wie ein Raritäten-Kabinet aus; 1855 hatte man wegen des russischen Krieges aus den Vorräthen des Indiahauses einige Pflanzenfasern hervorgesucht und einer eiligen Prüfung unterworfen, ob sie wohl den Hanf ersetzen könnten, darunter die seitdem in den Handel gekommene Jute. Heute erkennt man das Bestreben, die Naturschätze des Landes systematisch zu erforschen und mit Hülfe europäischer Technik auszubeuten. Heute sehen wir europäischen Einfluß auf die einheimische Industrie, und Produkte von europäischer Industrie, die in Indien betrieben wird. Heute spornt Manchester die Regierung an, Eisenbahnen, Wasserleitungen und Baumwollenschulen anzulegen; denn wenn die Spinnereien kein Futter haben, so hört die Manchesterwissenschaft auf. Auch an diesem Kontakt der beiden Industrien, der jetzt erst eingetreten ist, zeigt sich der Unterschied zwischen Indien und den Kolonien. In Nordamerika, Westindien, Australien begegnen wir nur vereinzelten Arbeiten einer in der Kind-

heit hinsterbenden Urbevölkerung, einer Industrie, die der Europäer zertritt, nachdem er ihr ein paar Kunstgriffe abgesehen hat. Die 130 oder 150 Millionen Bewohner des „Etablissements“ in Indien lassen sich nicht „von dem Antlitz der Erde hinweg verbessern“, wie die Yankees sagen, lassen sich nicht bekehren, ein paar Ueberläufer aus der höchsten Geldaristrokratie und aus den untersten Kasten abgerechnet, lassen sich nicht, wie mit den Bewohnern von Neu-Seeland eben geschieht, zu Tagelöhnern auf dem Lande ihrer Väter herabdrücken, Hindus so wenig wie Muselmänner und Sikhs. Ihre Industrie und Kunst ist eng verwachsen mit ihren Religionen und Sitten. Führt der Engländer die Dampfmaschine ein, so ist der Brahmane gescheidt genug, sich auch so ein eisernes Thier anzuschaffen und in seinem Sinne arbeiten zu lassen. Er stiftet Schulen, in denen alle exakten Wissenschaften Europas gelehrt werden, und wenn man beim Anblick der Naturschätze sich überwältigt fühlt von der Vorstellung, welche Gütermasse die europäische Technik daraus gewinnen wird, so wird eine noch viel mächtigere Gedankenreihe angeschlagen durch die Frage, welche Entwicklung eine Philosophie, aus der Aristoteles sein Bestes geholt haben soll, dereinst nehmen wird, wenn sie von europäischer Naturwissenschaft und Geschichtskunde befruchtet ist.

Dasselbe Verhältniß, der Kontakt zweier Kulturen, die nicht eine in der anderen aufgeben wollen, findet sich in Algerien; Reste desselben sind in den aus den spanischen Besitzungen in Amerika hervorgegangenen Reichen, Anfänge desselben in China und Japan zu erkennen. Wir werden also für diesen Zweck alle diese Länder, wenn auch lose, doch richtig, verknüpfen dürfen.

Zuerst also Indien. Wenn ich Erlaubniß hätte oder die Macht, die in solchen Dingen immer die Erlaubniß einschließt, das Indien der Ausstellung zu plündern oder to loot, wie der aus Indien entlehnte anständigere Ausdruck lautet, so würde ich

nebst einer guten Klinge von Eierstahl, einer halben Metze Juwelen und einigen Shawls auch die Reliefkarte mitnehmen, die Montgomery Martin vor Jahren entworfen und in die ein Anderer die Resultate der seit sechs Jahren betriebenen Vermessungen und geologischen Untersuchungen eingetragen hat. Die Verhältnisse sind zwar, wie mich dünkt, nicht richtig, die Gebirge zu hoch; aber mir gefällt das, die flachen Karten, auf denen die Höhenzüge schwarz schraffirt sind, sprechen nicht zu meiner Einbildungskraft. Ich halte es mit dem alten Fritz, der einmal bei einer Rekognoscirung zum Entsetzen seines topographisch gebildeten Stabes Jemandem den Auftrag gab: Die höchsten Punkte lasse er ganz weiß, und je tiefer das Terrain, desto schwärzer mache er es. In Dreiecken vermessen und geologisch untersucht sind 94,000 englische Quadratmeilen, viel mehr als der Flächenraum von England und Schottland, aber ein kleines Stück von Indien. Eine andere wichtige Hülfe sind die zahlreichen Photographien, namentlich von Bauwerken. Daß auf dem unermeßlichen und unendlich mannichfaltigen Gebiete von den Abhängen des Himalaya bis zum Kap Comorin und von dem westlichen Thalrande des Indus bis zu der östlichsten Mündung des Irriwadi die Engländer in den letzten Jahren sich mehr zu Hause gemacht haben, ist schon aus dem Katalog zu erkennen, der diesmal eine Menge von Ausstellern enthält, die weder Offiziere sind, noch das C. S. (Civil Service) hinter ihrem Namen haben und an entlegenen Orten wohnen. Die Erläuterungen vollends, von denen die Sendungen begleitet sind, erinnern an die Berichte der Männer, die Josua in das gelobte Land geschickt. Hier hat einer gebohrt, da geschürft, dort die Wälder durchforscht, die Erde zerlegt, und überall hat man den Eingebornen auf die Finger gesehen, ob ihnen nicht ein Gewerbe, ein Handel zu entreißen. Einer hat die Hüttenleute in Mirzapor beobachtet, die einen kleinen Hochofen von drei

Fuß Höhe bauen und den ganzen Tag auf einem Sack von Ziegenfell „tanzen", der den Blasebalg vertritt, während Frauen und Kinder das Eisenerz und die Holzkohlen zutragen, und die froh sind, wenn an dem kleinen Brode Eisen, das unten im Ofen zusammenläuft, die Familie ein Tagelohn von 1½ Annas oder 2 Groschen verdient hat. Der Beobachter hat ein verbessertes Oefchen der Art gebaut und das erstemal das Eisen und die Schlacken in einem Klumpen erhalten, weil er einen kleinen Kunstgriff des Tänzers übersehen hatte. Ein Anderer hat herausgebracht, daß die Sasum-Brahmanen sich ein Monopol an dem Pan, dem aus Arecanuß und Betelblättern bestehenden Priemchen der Orientalen, dadurch verschafft haben, daß sie die Vorstellung verbreitet, die Kultur der betreffenden Bäume sei eine heilige, nur den Brahmanen zuständige Sache; er wird diesen Aberglauben bekämpfen und den „werthvollen" Geschäftsbetrieb selbst in die Hand nehmen. Ein Dritter knüpft an eine Beschreibung der Teppichweberei in Shahabed folgende Betrachtung: „Ich glaube, daß Manchester mit großem Vortheil einschreiten und einen großen Absatz gewinnen könnte. Wenn die Fabrikanten eben diese Zeuge in langen Stücken machen wollten, so würden sie sicherlich die einheimische Industrie von dem Markte treiben und zu andern Beschäftigungen nöthigen und sich eines werthvollen Handels durch ganz Indien bemächtigen. Die größere Steife, Stärke und bessere Qualität ihrer Waaren würden allmählig aber sicher, wie es mit den Kattunen geschieht, die einheimische Manufactur ganz und gar beseitigen. Um das zu erreichen, ist es aber nothwendig, nach indischen Mustern zu arbeiten; die Eingebornen sind ein Volk der Gewöhnung, sogar in ihren Teppichen, und würden einen plötzlichen Wechsel in Mustern und Farben nicht gut aufnehmen."

Die Einsendungen sind so zahlreich, daß sie nicht alle in der Ausstellung Platz gefunden haben, sondern zum Theil an

das Indische Museum abgegeben worden sind. Eisenproben sind in großer Menge da, aus den verschiedensten Gegenden und von der verschiedensten, zum Theil ausgezeichneten Beschaffenheit. Besonders reich scheinen die Gebirge an der Soane zu sein, und hier wird auch, wenn die Eisenbahn zwischen Ganges und Nerbudda erst fertig ist, die Steinkohle leicht herangeschafft werden können, während die meisten andern Lager mit Holzkohle verhüttet werden müssen und deshalb zwar ein sehr gutes, aber zu theures Metall liefern. Gold wird nur gewaschen und in kleinen Quantitäten; die alten Minen sind entweder erschöpft oder es ist, wie manche vermuthen, den Eingebornen gelungen, sie zu verheimlichen. — Die Hölzer sind weniger belehrend zugerichtet als die kanadischen. Die großen Forsten sind, wie schon erwähnt, verwüstet, der Teakbaum diesseits des Ganges fast ausgerottet und zwar durch die englischen Exporteure. Nur in der vor zehn Jahren von dem Birmanenreich abgerissenen, den Franzosen vor der Nase weggenommenen Provinz Pegu sind noch gute Bestände und, da in den angrenzenden Provinzen noch viel bessere sein sollen und da in der großen Streitfrage Holz wider Eisen das Teak ganz unentbehrlich geworden ist, so wird sich der König der Birmanen wohl über kurz oder lang eine Beleidigung gegen den britischen Löwen zu schulden kommen lassen, die nur durch neue Annectirungen gesühnt werden kann. Der erste nachhaltige Anstoß zu einer regelrechten Forstkultur in Indien ging von der British association for the advancement of science aus, und diese hatte wieder den Anstoß durch Hartig erhalten. Es ist merkwürdig, daß die Engländer, die zu Hause eine fast antike Verehrung für Bäume haben und eben im Begriff stehen, sie durch ein Gesetz gegen die zerstörenden Ausdünstungen der chemischen Fabriken zu schützen, in der Forstwissenschaft gar nichts geleistet haben und draußen sich stets als Waldverwüster hervorgethan haben. Sie haben diese Neigung auf

die Yankees vererbt, die jetzt schon bitter dafür büßen; die Erhaltung der schönen Bestände in Kanada ist wesentlich der französischen Bevölkerung des Landes zu danken. Die oben genannte Gesellschaft ließ seit 1850 die Wälder in Indien untersuchen und Pläne ausarbeiten, die in der Präsidentschaft Madras zur Ausführung kommen sollen.

Der Faserpflanzen ist Legion. Eine bloße Aufzählung würde das große Publikum nicht interessiren und Kaufleute und Fabrikanten nicht befriedigen; die letztern sind auf Royle's Fibrous plants of India zu verweisen. Lein ist von jeher in Indien gebaut worden, aber nicht um der Faser sondern um des Oels willen, was sehr auffallend ist; man sollte meinen, in dem heißen Klima müßten leinene Kleider zusagender sein als baumwollene. Erst in der neuesten Zeit hat man angefangen, den Flachs auszuführen, und ein Verein in Belfast, dem Mittelpunkt der irischen Linnenindustrie, hat an verschiedenen Punkten Indiens Versuche mit Rigaer Saat anstellen lassen, die guten Erfolg versprechen. In Betreff des Hanfes sind mir interessante, und, wie ich glaube, neue Notizen zugegangen, nicht über die Behandlung der Faser, sondern über die Bereitung der berauschenden Tabacke, Getränke und Konfituren, die aus den verschiedenen Theilen der Pflanze bereitet werden. Der narkotischen Bestandtheile der Cannabis sativa, die gewöhnlich unter dem Namen Bangh begriffen werden, sind eigentlich drei: Ganjah, die mit Knospen bedeckten Zweige, die geraucht und zu Konfekt, Mudaky, verarbeitet werden; Bangh, die jungen zerstampften Blätter, nur zum Rauchen; Churrus, eine harzige Ausschwitzung der Pflanzen, das kräftigste Narkotikum, von dem ein paar Körner unter gewöhnlichem Taback gemischt werden. Das Konfekt besteht außer dem Ganjah aus Zucker, Butter, Gerstenmehl und Milch und versteckt den durchdringend bittern Geschmack des Hanfes so vollständig, daß man ihn nicht her-

ausmerkt. Erwähnt sei von den Faserpflanzen noch die **Daphne Laureola**, aus deren Rinde in Nepal ein Papier ähnlich dem japanesischen, gemacht wird. Da Nepal hoch liegt und dieser schöne immergrüne Strauch mit Blüthen wie der gelbe persische Jasmin auf den Gebirgen des Landes wächst, so sollte man meinen, daß er in der gemäßigten Zone Europas fortkommen müßte. Wenn dem Katalog zu glauben, so wäre in dem einen Schranke der ganze Prozeß der Opiumbereitung dargestellt; aber es ist damit, wie mit der Fabrikation der Armstrong'schen Kanonen. Von dem Oel des **Sesamum Orientale** und **Indicum** werden seit einiger Zeit große Massen nach Marseille geführt und zur Verfälschung des Olivenöls benutzt. Ein Hindu, der Medizin studirt hat und als Militairarzt dient, Babu Keny Lale Dey, hat eine vollständige Arzneimittellehre der eingebornen Aerzte von 220 Nummern geliefert. Um die Fachjournale aufmerksam zu machen, hebe ich einige Proben aus. Weißer und schwefelsaurer Arsenik gegen Schlangenbiß, hartnäckiges Wechselfieber und **leprosy**; **Helleborus niger** gegen Wassersucht; **Nigella sativa** für nährende Mütter; **Berberis Lycium**, Stamm und Zweige ℥ ss in Wasser gegen Augenentzündungen; **Gynocardia odorata** ♏ iij bis ♏ vj des Oels innerlich gegen **Lepra tuberculosa**; **Cucumis utilissimus**, die gerösteten und gepülverten Kerne bei Steinbeschwerden, 5 bis 15 Gr.; **Strychnos Potatorum**, die Nuß an den inneren Wänden eines Gefäßes gerieben, klärt das Wasser. — Von Reis, der in Hunderten von Varietäten vorkommt, und vielen andern Mehlfrüchten sind Analysen gegeben. Kaffee kommt nur als Zierstrauch in Gärten vor; Thee aber wird seit zwanzig Jahren an den Abhängen des Himalaya in großen Plantagen gebaut; über die Qualität kann ich nicht urtheilen.

Ueber die Seidenraupen ist ein vollständiger Bericht verheißen, aber nicht gegeben. Wolle wird in dem eigentlichen

Indien gar nicht produzirt; die ausgestellten Proben sind theils aus dem Pundschab, das sich vortrefflich zu einer rationell betriebenen Schafzucht eignen würde, theils aus den noch nicht eroberten Ländern im Norden. Im Pundschab werden folgende Wollen verarbeitet: 1) Paschum oder Shawlwolle — mit diesem Gegenstande hoffe ich wieder die Theilnahme der gelangweilten Leserin zu gewinnen; man kann nicht eher „allgemeine Gesichtspunkte" nehmen, als bis man das Einzelne bemeistert hat, oder man geräth in Gefahr, Literaturgeschichte zu schreiben; auch ist eine Ausstellung doch eigentlich nicht zum Amusement da. Paschum ist ein daunenartiger Stoff, der sich auf der Haut und unter der dicken Wolle der thibetanischen Ziege findet; er kommt in drei Farben vor: weiß, strohgelb und dunkel lavendelfarbig (Tuscha). Der beste kommt aus den chinesischen Tributsländern Turfan Kichar und geht über Yarkand nach Kaschmir. Denn in Kaschmir, wo der Garten Eden gelegen haben soll, werden die Shawls gemacht, verführerischer als der Apfel. Da der Fürst die Ausfuhr nicht duldet, so müssen die Weber im Pundschab sich mit einer geringeren Sorte begnügen, die aus Chäthân kommt. In Kaschmir kostet die beste Qualität Tuscha sieben Schilling, 2 Thlr. 10 Sgr., das Pfund. 2) Kabuli Paschum, das Fließ des Dumbaschaafes, das in Afghanistan zuhause ist. 3) Die Wolle von Kirman, einer Provinz im Süden von Persien; Nr. 2 und 3 werden zur Verfälschung der Kaschmirwolle benutzt. 4) Pat, Ziegenhaar aus Afghanistan, aus dem Pattu gemacht wird. 5) Das wollige Haar des Kameels. 6) Die Wolle des Landschaafes in Pundschab. Die Shawlweberei hat sich in dieser Provinz, dem Gebiet der Sikhs, erst seit dreißig Jahren eingebürgert, seit eine furchtbare Hungersnoth eine Menge von Webern aus Kaschmir vertrieb. Aber sie erreicht die ächte bei Weitem nicht, erstens weil die ächte Wolle nicht zu haben ist, und zweitens weil das Wasser von Kaschmir wie die Quel-

len von Tunis eine ganz besondere, chemisch noch nicht nachgewiesene Eigenschaft besitzt, die den Farben eine anderswo unerreichbare Kraft und Wärme giebt. Indessen liefert auch der Pundschab Shawls painful to look at, schmerzhaft anzusehen, wie die Damen ein über das anderemal bemerken. Wer sich dies Gefühl verschaffen will, dem empfehle ich namentlich den Mantel aus Umritsur, dessen Farben in der Erinnerung zu einem gesättigten Olivengrün zusammenfließen. Er ist aus mehren Stücken, technisch Blättern, zusammengesetzt, und es verdient beachtet zu werden, daß das Cypressenblatt, welches natürlich das Muster hergegeben hat, in einigen Blättern aufwärts steht, in andern verkehrt. — Der erste Prozeß ist das Reinigen der Wolle, das mit Kalkwasser geschieht. Dann folgt das Auslesen der Haare aus der Wolle, eine sehr mühsame Arbeit, von der die Güte des Fabrikates wesentlich abhängt. Das Verspinnen erfolgt auf einer Spindel, von der ein, leider unvollständiges Modell ausgestellt ist. Versponnener, weißer Paschum kostet bis 17 Thlr. das Pfund; die große Differenz gegen den Preis der rohen Wolle beweist, daß auch das Spinnen eine sehr mühsame Operation sein muß. Dann folgt das Färben. Von dem Webestuhl ist auch ein Modell ausgestellt, aber auch nicht vollständig. Alle Shawls zerfallen in zwei Klassen, gewebte (Teliwalah) und gearbeitete. Die erste, die theuerste Sorte wird in Stücken gewebt, die hernach so künstlich zusammengenäht werden, daß die Naht nicht zu finden ist. Die zweite wird mit der Nadel auf einen Grund (Paschmnia) gesetzt. Ein gewebter Shawl, sieben Pfund schwer, kostet in Kaschmir 2000 Thlr., wovon 200 Thlr. auf das Material, 700 Thlr. auf Arbeitslohn, 500 Thlr. auf Steuer zu rechnen. In neuerer Zeit haben die europäischen Importeure so viel Beschwerden über Verfälschung der Wolle geführt, daß man den Plan gefaßt hat, in

Umritsur, einer Hauptstadt des Pundschab, eine Korporation mit einem Fabrikzeichen und Waarenbeschauern zu stiften.

Die Teppiche in Indien bestehen in der Regel aus Baumwolle und aus Matten. Sie werden unter anderen in den Strafanstalten verfertigt, und der eine auf der Ausstellung ist von einer Familie von Thugs, die gegen ihre Mitschuldigen denunzirt und gezeugt und dafür begnadigt worden sind, gesponnen, gefärbt und gewebt. Die eine Hand, die an dem Gewebe gearbeitet, hatte an achtzig Mordthaten geholfen. Von anderen Geweben sehen wir diesmal nicht nur die oft beschriebenen Musline mit Gold- und Silberstickereien, sondern ein vollständiges Probenbuch in 18 Bänden. Wer nicht glauben will, was ich über den Sinn für Farben und Ornamentirung gesagt habe, der vergleiche diese Muster mit den brutalen Möbelkattunen, die in Manchester aus indischer Baumwolle gearbeitet und herausfordernd in dieser Abtheilung ausgestellt sind. Aehnliche Vergleiche sind in einem andern Gewerbe zu machen. Unter die Juwelen, die Gold- und Silbersachen, Krümel der Schätze, welche die Engländer seit hundert Jahren aus Indien weggeschleppt haben, unter die sinnig erfundenen und zart ausgeführten Filigrane hat sich eines der schrecklichen testimonials, silbernen Ehrengeschenke englischer Fabrikation, hingepflanzt. Der Verfertiger wohnt in Kalkutta, aber die Sonne des Südens hat nicht in seine Seele geschienen. Eine andere Folie für die Kunst der Hindus bildet ein Schrank mit barbarischen Goldsachen aus Lahore, der Hauptstadt der aus dem Abschaum der Hindus und der Muselmänner zusammengeflossenen, von beiden gleich verabscheuten Sikhs. Die beiden Sättel, der eine purpurn mit Gold, der andere violett mit Silber, und einige andere Beutestücke sind sehr schön, aber zu oft gezeigt und nachgerade fadenscheinig. In der Tischlerei, und speziell an den Sophas und Stühlen sind die englische und die indische Technik die innigste Verbin-

dung eingegangen. Der Eingeborne bedarf der Möbel nicht, er sitzt auf Kissen; keine einzige der von 1851 her bekannten Püppchen, welche die Stände und Klassen in ihren Beschäftigungen zeigen, sitzt auf einem Stuhle. Der Engländer hat die Möbel bestellt und der Hindu hat sie in geschnitztem Holze vortrefflich ausgeführt und der Rücklehne einen verständigen Winkel gegeben. — Im Allgemeinen stehen die beiden Civilisationen noch unvermittelt neben einander, wenn auch der Hindu Möbel für den Engländer, und der Engländer Zeuge für den Hindu fabrizirt; und es wird noch lange so sein.

Algerien, das man auch in dem Kataloge weder als Provinz, noch als Kolonie behandelt hat, macht einen harmonischeren Eindruck als Indien, nicht nur weil es mit großem Geschmack und Geschick geordnet ist, sondern auch weil die Produktion und Fabrikation des Landes vollständig und in richtigen Verhältnissen vertreten ist und weil in der Fabrikation die beiden Kulturen, die einheimische und die fremde, sichtlich auf dem Wege sind, sich in einander zu schicken. Kein Land hat soviel Sorgfalt auf die Ausstellung verwandt wie Frankreich; nicht nur daß man im vorigen Jahre häufig die Erzeugnisse einzelner Gegenden oder einzelner Industriezweige in Probeausstellungen vereinigt hat, sondern es ist auch über die Zulassung jedes einzelnen Gegenstandes durch eine jury d'admission entschieden und dadurch all der Schund ausgeschlossen worden, der in manchen andern Ländern sich breit macht. Diese Prüfungsjurys haben gegen 1851 folgende Fortschritte gefunden: Eröffnung von neuen Bergwerken und Steinbrüchen; bessere und erweiterte Kultur der Mehlpflanzen, der Korkeiche, des Tabacks und der Baumwolle; Zunahme des Wein-, Oliven- und Obstbaues; Gewöhnung der eingeborenen Frauen an Nätherei und Stickerei für den Markt. Die meisten Rohprodukte, wenn auch von den Franzosen gesammelt, der ersten Behandlung unterworfen und hin und wieder

in der Qualität verbessert, sind längst vor der Eroberung im Lande gebaut und gewonnen worden; und in der Fabrikation haben die Eingeborenen von den Franzosen die bessere Technik und diese von jenen Manches in dem Styl und der Ornamentirung angenommen. Die Sachen, vielleicht mit Ausnahme einiger Waffen, sind alle neu und sind Gegenstände der gewöhnlichen Fabrikation. Die fortschreitende Verschmelzung der beiden Industrien ist verkörpert in zwei bronzenen Standbildern eines französischen Künstlers, die auch sonst bemerkenswerth sind als gelungene Versuche in farbiger Skulptur. Die eine stellt eine Frau vom Berberstamme dar, von dem Typus, dem Shakespeare's Morisko von Venedig angehört, dem heutigen Sprachgebrauch entgegen übersetzt und der Absicht des Dichters entgegen dargestellt als Mohr von Venedig. Das Nackte ist braune Bronze, das Gewand grüne, Ohrringe und Armbänder Silber, das Haar schwarz; der Korb, den sie auf dem Kopfe trägt, und die Früchte, die darin liegen, in den natürlichen Farben. Die andere mit einem ähnlichen Korbe ist eine richtige Mohrin, d. i. Negerin; das Nackte schwarz, der Schmuck Gold, die Ohrringe korallenroth. Die Winkelmannsche Schule bewundert zwar an den antiken Bronzen den „edlen" Rost der Jahrhunderte, betrachtet aber die Farbe, die er der Bildsäule giebt, in Betreff des dargestellten Gegenstandes, in Betreff der Formen, als etwas gleichgültiges; und an der Antike, wie sie heute ist, mit Recht, denn grün ist doch der Herkules einmal nicht gewesen. Bei diesen beiden Statuen aber würde es ihr sauer werden, von der Farbe zu abstrahiren, besonders bei der Negerin mit ihren aufgeworfenen Lippen. Ich habe schon auf der Pariser Ausstellung darauf aufmerksam gemacht, daß wir uns mit Hülfe des Metalles am leichtesten an die Polychromie in der Skulptur gewöhnen würden.

Die wichtigsten Rohprodukte sind Baumwolle, Seide, Wolle und Taback. Eine ganze Wand ist mit getrockneten Baumwollen-

stauden bedeckt, in denen die aufgesprungenen Saamenkapseln wie schwere Schneeflocken hängen; 60 Aussteller haben überhaupt rohe Baumwolle eingesandt. Die Cocons und rohen Seiden, von 39 Züchtern, sind nur unterschieden in blancs, jaunes, Milanais und Ricinusspinner, der letztere in Massen vorhanden; die Züchter sind alle Franzosen. Vierzig Aussteller, darunter 22 Muselmänner, haben Wolle geschickt, die eine sorgfältige Kultur verräth; einige auch Proben von chameau noir und chameau brun. Taback bezieht die Regie schon seit Jahren in großer Masse aus Algier. Von Hölzern ist eine sehr vollständige Sammlung da, aber in kleinen Stücken; und selbst in diesen sind garstige Risse wahrzunehmen. Die Korkeiche wird forstmäßig gebaut. Fasern sind ausgestellt von der Zwergpalme, hier crin végétal genannt, von der Aloe, der Sanseviera, der Banane, der weißen Nessel, der Opuntia, von denen die Aloe die meiste Verwendung findet, zu Stricken, zu Papier, und zu sehr sauberen Geflechten, z. B. Damenhüten. Hanf und Flachs erreichen eine außerordentliche Höhe, der letztere bis zu sieben Fuß. Cerealien sind von 97 Ausstellern, meistens Muselmännern, geliefert. Die Akklimatisations-Gesellschaft in Algier beschäftigt sich vorzugweise mit der Einführung von Mehlpflanzen und hat einen Tisch mit Wurzelknollen bedeckt von Batatas edula; Dioscorea alata, sativa, Piddingtoni; Colocasia sagittifolia, die das sogenannte Karaibenbrod liefert, Cucollata, violacea, esculenta, antiquorum; Canna edulis; manihot utilissima, von der die in England käufliche Tapioca gewonnen wird. Von diesen Knollen, alle mit einer feinen, wohlschmeckenden Stärke, manche einen Fuß lang und darüber, werden einige schon in der Umgegend von Paris gebaut; es unterliegt also gar keinem Zweifel, daß sie auch in Deutschland fortkommen würden. Um wieviel näher die Franzosen und Mauren einander gekommen sind, als die Engländer und Hindu's, ist noch einmal bildlich ausgedrückt in dem ara-

bischen Wappen des Marschalls Pelissier, „des Knechtes Allah's und Gouverneurs von Algerien", das nach morgenländischer Sitte aus zwei Koranversen besteht: „Allah ist sicherlich nicht geneigt, Städte ungerechter Weise verderben zu lassen, wenn die Einwohner gute Menschen sind", und: „Der Herr über Andere sollte nie der Sclave seiner selbst sein."

Die maurische Industrie und Kunst unterscheiden sich heute nicht wesentlich von der türkischen; wir wollen daher gleich auf die letztere einen Blick werfen. Einen flüchtigen, denn die Vertretung ist unvollkommen; es sind nur 15 Aussteller da, meistens nicht Produzenten, sondern Händler, welche die verschiedenartigsten Gegenstände aufgekauft und eingeschickt haben. Der Besucher muß nicht, wie man in England sagt, „mit der Vorstellung davonlaufen", ein richtiges Bild gesehen zu haben. Die besten Gewebe, Stickereien, Parfümerien und Leckerbissen werden im Hause, von den Frauen und weiblichen Dienerinnen verfertigt und sind in den Basars gar nicht zu haben, nicht nur, weil die wohlhabende türkische Frau nicht für den Markt arbeitet und die arme Stickerin nicht des heitern Geistes ist, den die Arbeiten des Harems athmen, sondern auch, weil in den Basars wenig Nachfrage danach ist. Auf diese Zustände bezieht sich die eine Bemerkung, welche die algierische Jury gemacht hat. Wenn ich die ausgestellten Stoffe für Basararbeit ansehe, so will ich übrigens nichts Schlechtes von ihnen gesagt haben, namentlich von der gestickten Gaze. Die Grundfarben sind unnachahmlich weich, und die Stickerei von der reizenden, maßvollen Einfachheit wie alte arabische Poesie. Mögen die Grazien dieses eine Stück, malvenfarbig mit Sträußchen in Grün und Gold, gnädig vor dem Schicksal bewahren, über eine Krinoline gespannt zu werden! In dem großen Schranke vorn hatte man erst, verständiger Weise, den Anlauf genommen, ein türkisches Zimmer darzustellen; auf dem prächtigen Teppich steht ein Mangal, Behälter für die Holzkohlen,

der den Ofen vertritt, daneben ein Divan, wie er sein muß, mit den niedrigen Tischchen davor. Nachher hat man aber das Bild zerstört durch Kleider, die wie in einem Schaufenster aufgestellt sind. Von Waffen, Pfeifen, Filigran in Silber und Gold ist das Beste da, was Stambul aufzubringen hat. An den Handtüchern und Bademänteln mit ihrem dichten, lockern Vließ kann man sehen, wie dürftig die Nachahmung ist, die Manchester zu Stande gebracht hat. Zu den Cocons sind nur die Bezirke angegeben, von woher sie genommen, nicht die Namen der Schmetterlinge, noch das Futter der Raupen. Auf der Gallerie, über der Türkei, hat Aegypten eine ähnliche Aufstellung gemacht. Wer weiß, was gut ist, erholt sich von der Frohnarbeit des Sehens auf dem dunkelgrünen Divan, der dem Publikum preisgegeben ist, und wer irgendwie mit Manchester zusammenhängt, setzt sich dabei so, daß er nicht die Baumwolle sieht und die Laune darüber verliert. Wenn doch täglich 100,000 Centner von der wundervollen Faser wüchsen! Und nun gar die unangenehmen Operationen, die unser höchst intimer Alliirter in dem Lande betreibt! Wer hätte auch das gedacht, als wir uns auf seine Feste drängten und ihn respektable machten, um diese Zeit vor zehn Jahren?

In den spanischen Ländern Amerika's begegnen wir nur selten Spuren von der Industrie der Eingebornen; am Wenigsten verwischt sind sie, nach der Ausstellung zu urtheilen, in Peru. Die sprechendsten Sachen der Art sind freilich alt, wie uns der Katalog belehrt, in Gräbern oder in den Ruinen indianischer Städte gefunden. Die alten Silbersachen sind nicht recht zugänglich; sie liegen in einem verschlossenen Glaskasten, und in so kleinen Ausstellungen, wie die peruanische, findet man nur selten einen Aufseher. Die Kunst, mit Silber umzugehen, hat sich unter den Eingebornen erhalten und besonders auf Filigran gelegt, das in Europa seine Zeit gehabt hat. Von den Zeugen, Ponchos, sieht man genug, um die Frische der Farben nach so

viel Jahrhunderten und das Geschick in ihrer Verbindung zu bewundern. Das eine Stück, ein seidener Shawl von dem dunkelsten Schwarzblau, hat eine breite Borte, in der Streifen von Meerblau, Chamois und Gold abwechseln; wo Chamois und Blau, und wo Chamois und Schwarz neben einander liegen, ist ein kleiner weißer Streif eingeschoben. Die Wollen sind ohne alle Erläuterung bezeichnet als Alpaca, Lama und Vicuna oder Vigonia. Landwirthe werden nach dem Klumpen Guano lecker, der so reich ist, daß die Ammoniaksalze sich in Nieren und Adern krystallisirt haben. Aus dem angrenzenden Ecuador hat die Landkompagnie, welche den Hafen Pailon und anderes Land erworben hat und ihn durch eine Straße mit Quito verbindet, Proben von den reichen Produkten der verschiedenen Terrassen, auf denen ihre Besitzungen liegen, und einige alte und neue Indianerarbeiten ausgestellt: Gold, Cacao, vegetabilisches Elfenbein, Taback von Esmeraldas, den besten der Welt, früher nie ausgeführt, Hölzer, Fasern, ächte Panamahüte, die man in die Tasche stecken kann, ein goldenes Sonnenbild der Inkas und Trümmer roher Thonfiguren, die bei den Bauten am Pailon in der Erde gefunden sind. Costa Rica sendet einen Kaffeezweig mit Hunderten von Beeren und Stücke Kautschuck, so dick und breit wie Elephantenleder; Venezuela einen Staudenweizen, der aus einer Wurzel 135 Aehren getrieben. Ich hoffe, unser Geschworener hat sich einige Körner geben lassen. Die brasilianische Ausstellung entspricht ganz der Beschreibung, welche die Reisenden der „Novara“ von dem kaiserlichen Museum in Rio geben; sie zeigt Proben der reichsten Naturschätze und der größesten Vernachlässigung Ansprüche auf hohe Entwickelung neben Beweisen barbarischer Zustände. Da ist eine Maschine, die so schnell drucken soll, wie man spricht, aber nicht geht; da ist eine goldene Lorgnette, „Eigenthum S. M. des Kaisers“; da sind gewaltige goldene Epaulettes; da ist eine Hangematte von portugiesischer Arbeit,

aber im schlechtesten afrikanischen Farbengeschmacke; da ist eine Holzbibliothek mit saubern Rücken und Titeln, aber in so kleinem Format, daß sie unbrauchbar ist, und so hoch an die Wand gehängt, daß man nicht einmal dazu kommen kann; da ist eine Photographie des botanischen Gartens, der, wie wir anderweitig wissen, groß genug angelegt und schlecht genug unterhalten ist; da sind natürlich Diamanten und Smaragden, aber von ordentlicher Arbeit zeugen nur die Leder, darunter eins von der Riesenschlange.

Aus China ist keine systematische Sammlung da, sondern ein Kuriositätenkabinet, mit dem es seine besondere Bewandtniß hat. Als die Engländer und Franzosen den Angriff auf Pekin gemacht hatten, war in den hiesigen Zeitungen zu lesen, daß die Bundesgenossen in dem kaiserlichen Sommerpalaste tüchtig geplündert hätten, während die englischen Soldaten, tugendhaft wie Spartaner, die verlockendsten Kostbarkeiten zerschlagen und dann das Ganze den Flammen übergeben hätten. Einige Leute dachten damals Einiges dabei, aber hielten den Mund, zum Beispiel der Schreiber dieses. Aus was besteht nun das China der Ausstellung? Aus Kunstwerken des Sommerpalastes, welche englische Offiziere in die Taschen gesteckt und ihre Frauen hier ausgestellt haben. Und hübsch geräumig müssen die Taschen gewesen sein, denn sie haben beherbergt ein Scepter, einen überaus reich in Gold gefaßten Menschenschädel, silberne Gefäße, große Bilderrahmen in Elfenbein geschnitzt, den Schirm, der hinter dem Thron des Kaisers stand, eine Anzahl von Porzellanvasen, drei bis vier Fuß hoch, eine aus den Anfängen der Porzellanmanufaktur, wahrscheinlich ihr Alter nach Tausenden von Jahren zählend, und zwei Teppiche, der eine groß genug für ein Gesellschaftszimmer. Alle diese Sachen sind unverkennbar chinesisch, aber so veredelt, ich möchte sagen, so vergeistigt, daß unsere Vorstellungen von der chinesischen Kunst und dem chinesischen Geiste ganz andere sein würden, wenn unsere ersten Eindrücke von solchen

Arbeiten herrührten, anstatt von den in den Matrosenquartieren der Seestädte aufgekauften Schnurrpfeifereien. Ich halte den großen Teppich für den besten der ganzen Ausstellung, finde es aber unmöglich, dem Leser direkt ein Bild davon zu geben. Man lese den chinesischen Roman, den Stanislaus Julien unter dem Titel **Deux filles lettrées** übersetzt hat, und stelle dann folgende Proportion auf: Wie dieser Roman zu den landläufigen Vorstellungen von chinesischer Gesellschaft, so verhält sich jener Teppich zu den chinesischen Kunstwerken auf unsern Kaminsimsen. Ist es erst noch nöthig, mich gegen das Mißverständniß zu verwahren, daß ich nicht habe sagen wollen, wer für seinen Salon den besten Teppich der Ausstellung kaufen wollte, der habe diesen zu wählen? Es kommt auf den Salon an. In einer ziemlich reichen Mustercharte von chinesischem Papier sind zwei Gattungen von Material zu erkennen, das eine fein zerschnitten, wie in unsern Papieren, wahrscheinlich Reisstroh, das andere langfaserig, wie das japanesische Papier, das ich gleich beschreiben werde. Es verräth ein gewisses Anstandsgefühl, daß man die Frauen als Aussteller vorgeschoben hat; aber davon scheint man keine Ahnung zu haben, daß eine unbefangener urtheilende Zeit die Zerstörung der durch 3000 Jahre fortgeführten Annalen mit demselben Fluche belegen wird, wie die Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek.

Die Sachen aus Japan, von dem englischen Gesandten eingeschickt, sind viel bedeutender; der Spezialkatalog zählt an tausend Nummern und ist mit folgenden Bemerkungen eingeleitet.

Die Zweige der Industrie und Kunst, in denen die Japanesen es zu großer Vollkommenheit gebracht haben, sind zahlreich und mannigfach, und viele Erzeugnisse nehmen es nicht nur mit den besten europäischen auf, sondern werden in gewissen Punkten nicht von ihnen erreicht. Manchester und Birmingham, London und Paris werden in einer japanesischen Sammlung

Gegenstände finden, die sie entweder gar nicht liefern können oder nur zu unerschwinglichen Preisen. Und viele dieser Artikel von so vollkommenem Material und so delikater Arbeit, wie das Eischalenporzellan, die eingelegten, emaillirten und eiselirten Metallwaaren, die Seidencrepes und die lackirten Sachen, sind in Japan, namentlich für den Inländer, zu mäßigen, oft billigen Preisen zu haben. Andere wieder sind sehr kostbar und nur zu Preisen zu beschaffen, die man in Europa wahrscheinlich unverhältnißmäßig finden würde, nämlich alte Lacksachen, alte Bronzen, feine Elfenbeinschnitzereien, Schwerter und Rüstungen, für welche der Lehnsadel eine solche Liebhaberei hat, daß er für die Arbeiten berühmter Waffenschmiede geradezu jeden Preis bezahlt. Da man bei dieser Sammlung den Zweck im Auge gehabt hat, soweit Raum und Mittel es gestatteten, Durchschnittsproben von den Künsten der Japanesen und von ihrer gewerblichen Leistungsfähigkeit neben den Nationen des Westens zu geben, so ist ein jeder Gegenstand so gewählt, daß er einiges Licht wirft auf die Frage, wer die Konkurrenz des Andern bestehen kann und welchen Grad von Civilisation ein Volk erreicht hat, das durch Berührung und Ideenaustausch mit der europäischen Race fast gar nicht unterstützt worden ist.

In diesen Sätzen steckt etwas, was in England die Meisten, in dem nicht so kaufmännisch geschulten Deutschland die Wenigsten herausfühlen werden. Wenn die Engländer, natürlich immer im Interesse der Civilisation, einem neuen Kunden die Zähne aufbrechen, so kommt es ihnen wenig darauf an, was sie von ihm kaufen, sondern was sie an ihn absetzen können. Zu verkaufen ist in der Regel ein Jeder geneigt: die Chinesen haben sich nie geweigert, Thee, Seide, Indigo und das Hemd vom Leibe zu verkaufen gegen „gleich baare Bezahlung," wie es in dem deutschen Auktionsdeutsch heißt, aber kaufen wollten sie nichts. In der Wissenschaft, welche England den übrigen Völ-

tern unablässig predigt, heißt es nun zwar, das schade gar nichts; Niemand werde mehr Silber weggeben, als er übrig habe, und wenn die Chinesen die vortrefflichen englischen Waaren nicht kaufen wollten, so sei dies ihr eigener Schade. Die Praxis ist aber eine ganz andere; in der Praxis hält man gar sehr auf die wissenschaftlich verspottete Handelsbilanz. Praktisch erklärte Mr. Cobden es für eine der wichtigsten Aufgaben der Civilisation, die 300 Millionen Chinesen dahin zu bringen, daß Jeder sich eine baumwollene Nachtmütze aus Manchester kaufe; praktisch fing man die Opiumkriege an und richtete man den letzten Frieden so ein, daß, wie der Timeskorrespondent es für nothwendig erklärte, nachdem er am Bord eines bewaffneten Opiumschmugglers „einen guten Eispudding und eine noch bessere Flasche Chateau d'Yquem“ genossen hatte, daß die Möglichkeit gegeben ist, „den Chinesen die englischen Fabrikate in den Leib zu treiben.“ Es wird behauptet — ich selbst habe nicht Gelegenheit gehabt, die Sache zu untersuchen — aber es wird behauptet von Jemandem, der sie untersucht hat, daß das Bestreben der englischen Diplomatie dahin gehe, die chinesische Regierung zu Steuern auf die nothwendigsten Lebensmittel zu nöthigen, um das Arbeitslohn theurer zu machen! Auch der Gesandte am Hofe des Tycun hat Japan in dieser Hinsicht geprüft; das will er sagen mit der „question of competitive powers of production,“ und er ist nicht befriedigt; die Japanesen produciren Alles, dessen sie bedürfen, und zu sehr niedrigen Preisen. Es wird also über kurz oder lang eine Lorcha-Affaire geben, etwas friedfertiges Bombardiren und einen Vertrag, der die inneren Verhältnisse zerrüttet. Möchten bis dahin wenigstens gute Nachrichten über die Verfassung und Verwaltung eines Volkes gesammelt werden, das im geschlossenen Handelsstaat einen allgemeinen Wohlstand und eine Ruhe genossen hat, von denen kein europäisches Volk zu erzählen weiß.

Unübertroffen und unerreicht sind die Japanesen in der Behandlung des Lack, den man im Allgemeinen als einen harzigen Ueberzug definiren kann. Sie wissen ihn nicht nur auf Holz und Metall aufzutragen, wie wir, sondern auch auf Elfenbein, Perlmutter, Schildpatt und auf das feinste Porzellan, während bei uns nur zuweilen grobe Thonwaaren mit einem Kopalfirniß überstrichen werden; und sie wissen mit Harzen, die wir nicht haben, und mit Kunstgriffen, die wir nicht kennen, Lacke herzustellen, mit denen unsere besten aus Bernstein und Kopal gar nicht zu vergleichen sind. Sie sind auf alle die Behandlungen und Verbindungen der Stoffe gekommen, die wir, abgesehen von der Galvanoplastik, kennen, und auf einige mehr. Sie haben geschnitztes, gedrechseltes und eingelegtes Holz, gegossenes, getriebenes, cisilirtes und eingelegtes Metall, alto relievo, basso relievo, intaglio, in den mannigfachsten Zusammensetzungen, und das alles von einer Vortrefflichkeit des Materials, einer Gewissenhaftigkeit der Arbeit und einer Gesundheit des Schönheitssinnes, wie die gepriesensten Arbeiten unserer mittelalterlichen Meister. In den Verzierungen erinnert nur der Drache an das Chinesische; wo sonst Groteskes vorkommt, da ist es grotesk mit Bewußtsein, ein Ausdruck übermüthiger Laune des Künstlers, der die Menschen-, Thier- und Pflanzengestalten auch mit wunderbarer Treue darzustellen und der Bestimmung des Gefäßes oder Geräthes und den Gesetzen der Ornamentirung unterzuordnen versteht. Die kleinen, auf einen Tisch zu stellenden Schränke (cabinets im Englischen), die Chiffonnieren, Toiletten, Necessairs, Schreibzeuge, Briefkasten, Eß- und Reisebestecke, Juwelenkästchen, Handschuhschachteln, Kartenetuis, Tabak- und Cigarenkästchen, und vollends die hunderterlei Kleinigkeiten, welche die Nippestische unserer Damen bedecken, namentlich die Figürchen und kleinen Gruppen aus Elfenbein und die Lieblingsthiergestalten Schildkröte und Storch, in Bronze, sind jedes ein klei-

nes Meisterstück. Die hiesigen Fabrikanten halten einen Wettlauf, um Patente auf die Zeichnungen zu nehmen, die sie dieser Ausstellung abgesehen, und wir werden bald eine Ueberschwemmung von Nachahmungen haben. Wenn es nur bei Nachahmungen bleiben wollte! aber ich bekomme schon Bauchgrimmen bei dem Gedanken an die Kunstwerke in „verbessertem japanesischen Geschmack“, mit denen uns die gebildeten Londoner Shopkeeper beschenken werden. Einen großen Luxus treiben die Japanesen mit Broschen und Spangen, deren sie sich nicht blos an ihren Kleidern, sondern auch zum Verschluß von Brieftaschen, Börsen, Tabaksbeuteln u. s. w. bedienen.

Von ihrer Stroh-, Rohr- und Korbflechterei, in der Regel mit Lackirung, könnten die Berliner Korbflechter viel profitiren. Auch in ihrem Porzellan, das unserm Geschmack viel näher steht, als das chinesische, finden sich manche unserer berühmtesten Gattungen, z. B. das Palissy, und ihr durchsichtiges Eierschalenporzellan haben wir noch lange nicht erreicht.

Auch Tischlerwerkzeug ist ausgestellt, aber auf keinen Fall vollständig: ein schwerer Hammer, der Kopf cylindrisch, ein leichterer Spitzhammer, eine Blattsäge mit langen, abwechselnd ausgebogenen Zähnen, eine Stichsäge, Hobel, Zange, Stemmeisen und ein sehr sorgfältig gearbeitetes eisernes Winkelmaaß, das zugleich als Zollstock dient. Der japanesische Zoll ist gleich 1⅛ engl. Zoll, und die übrigen Eintheilungen, aufsteigende und absteigende, sind alle im Dezimalsystem; auch ein japanesisches Dutzend besteht aus zehn.

Die Schwerter scheinen von vortrefflichem Stahl zu sein; die Bogen, darunter auch einer für Damen, sind von Holz, mit schwarzem Lack bekleidet (ohne Risse!), die Sehne von Darm. Der Helm der Feuerwehr ist von Messing, mit rundem Kopf und breitem, flachen Schirme, an dem zwei Tuchflügel zum Schutz der Schultern hängen. Die Seidenzeuge sind durch die preußische

Gesandtschaft den preußischen Fabrikanten schon bekannt geworden, namentlich die schmalen Sommerstoffe. Verschiedene Cocons und Proben roher Seide sind nicht näher bezeichnet, ausgenommen den auch schon bei uns berühmt gewordenen Yama mai; Grains sind nicht ausgestellt. Unter den japanesischen Büchern findet sich neben einer Encyklopädie, einem Werke über Chemie in 21 Bänden u. A. auch eine Abhandlung „Geheimnisse des Seidenbaues", die gewiß viel Werthvolles enthält und wahrscheinlich zuerst übersetzt werden wird — in Deutschland würden die gelehrten Uebersetzer zuerst nach einem philosophischen Werke suchen. Die in den Text gedruckten Abbildungen beginnen mit einer Seidenschule, deren Zöglinge aus beiden Geschlechtern und aus allen Altersstufen bestehen. Auf einem zweiten Bilde wird der Thau von den Bäumen geschüttelt, auf anderen sieht man das Pflücken, das Aufbewahren der Blätter (auf einem Gestell von vielen Etagen), das Füttern, das Haspeln (aus Kesseln, unter denen Holzfeuer brennt) u. s. w. Diese Abbildungen sind schwarz, wie es scheint in Holzschnitt; Landkarten und Landschaften sind in farbigem Steindruck. Ich vollende diese flüchtige Aufzählung mit den sehr sinnreichen Taschenspielerapparaten, Kompaß, Uhr, Thermometer, Schrittmesser, nach holländischen Mustern, und zweien Kugeln von Bergkristall mit demselben eigenthümlichen, wolkenhaften Lichtspiel, wie die Instrumente der schottischen Wahrsager, von denen eins aus dem Nachlaß von Sir Walter Scott an das britische Museum gelangt ist, und komme endlich zu dem Papier.

Aus Reisebeschreibungen und aus der Rede, die der Sophist Gladstone für die Aufhebung der Papiersteuer hielt, wissen wir und in dieser Ausstellung sehen wir bestätigt, welche mannigfache Anwendung die Japanesen von diesem Stoffe machen. Ueber die Fabrikation erfahren wir leider nichts; auch von dem Material ist nichts weiter da als ein kleiner Zweig von einem der

Sträucher, aus deren Rinde das Papier gemacht wird, ohne botanische Bestimmung und ohne Angabe des Klimas, das er verlangt. Ohne dieses Material werden wir aber nie japanesisches Papier machen können, denn dasselbe besteht, selbst in den feinsten Sorten, aus einem Filz, aus dem ich Fasern bis zur Länge eines halben Zolles herausgezupft habe. Nach Vergleichung der Papierproben von Nepal mit dem japanischen und der Beschreibung von Daphne Laureola mit den hier ausgestellten Zweigen, vermuthe ich, daß der genannte Strauch auch in Japan zur Papierfabrikation benutzt wird. Die Proben belaufen sich auf 92 Sorten: 8 Nummern Briefpapier, eine für Damen; 3 Nummern zu Couverts; zwei „um Verse darauf zu schreiben", weißer Grund mit rosa und grauen Verzierungen, viel belacht von den Besuchern, die nicht merken, daß sie in ihren Valentinen und Neujahrswünschen dasselbe Ding haben; eine zu Notizbüchern; vier zu Sinnsprüchen, die unter Glas und Rahmen aufgehängt werden; vier um Geschenke und das Stückchen Seegras einzuwickeln, das alle Geschenke begleitet, zum Zeichen, daß sie von einem Geschlechte armer Fischer kommen; eine zu Papilloten galanter Damen; drei zu Dienstzeugnissen; neun zu Schulbüchern; sieben zum Einwickeln der Zahnpulver, von Medizin, von Einkäufen; zwei zu Taschentüchern für Herren und für Damen, sehr dünn mit einem Rande von hervortretenden sauberen Arabesken (diese Tücher werden wahrscheinlich weggeworfen, sobald sie einmal benutzt sind; der Europäer lacht über den Türken, der sich des Daumens und Zeigefingers bedient, der Türke ekelt sich vor dem Europäer, der „den Unrath in der Tasche bei sich trägt"); eine für „Damen von Rang zu verschiedenen Zwecken"; eine Sorte zu wasserdichten Röcken; eine durchsichtige zu Thürfenstern (sie gleicht einer Tafel feiner Hausenblase und ist, da die Faser gänzlich verschwunden ist, wahrscheinlich einem ähnlichen Prozesse unterworfen worden wie unser vegetabilisches Pergament; elf

Sorten und außerdem ein ganzes Musterbuch von Tapeten, einige mit vortrefflichen Mustern; drei zu Laternen; sieben Nachahmungen von Leder; endlich eine Menge von Gegenständen aus Papier, Stöcke, Regenschirme, Sonnenschirme, en-tout-cas, Fächer, Laternen u. s. w. So mannigfaltig wie die Arten von Schreib- und Briefpapiere, sind die Geräthe für den Schreibtisch: Dintenfässer (die japanesische Dinte besteht aus einer Auflösung von schwarzer Tusche), Federhalter, Briefbeschwerer und allerliebste kleine Kohlenpfannen, die man im Frühjahr und Herbst auf den Schreibtisch stellt. — Vergessen wir endlich nicht 198 Medizinen mit Angabe der Wirkung und 53 chirurgische Instrumente. Als die Missionäre der Jesuiten den buddhistischen Kultus kennen gelernt hatten, schrieben sie nach Hause, der Teufel habe in Indien ein Zerrbild der katholischen Kirche eingerichtet: so würde ein Engländer, der aus sich selbst heraustreten könnte, in vielen japanesischen Einrichtungen eine Karikatur seiner eigenen haben, z. B. in der Pillenschachtel, die jeder Japanese von Rang bei sich trägt.

---

6. In der Ausstellung.

Die Preßkarte ist doch zu etwas gut, sie gewährt den Zutritt, während die Ausstellung noch Toilette macht und für das Publikum nicht sichtbar ist. Die Räume sind leer und still und machen deshalb einen würdigeren Eindruck. Es ist schön überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. Die Sonnenstrahlen fallen anders ein als am Tage und erzeugen andere Lichteffekte. Da man als zur Sache gehörig angesehen wird, ist man weniger scharf beobachtet und darf man sich über das Gebot Visitors are requested not to touch hinwegsetzen. Der Boden ist frisch gesprengt, die Luft kühl und frei von Staub. Nach und nach werden die Schränke ihrer Vorhänge, die Bildsäulen ihrer Hüllen entkleidet; es wird geputzt, poliert, gebohnt, gestimmt, ajustirt und man lernt allerlei Toilettengeheimnisse.

Auf einer Garnitur der stählernen Reifen, die in England häufig als Thurmglocken dienen, schlägt es zehn, und ehe die letzte Schwingung verflogen ist, rieseln die ersten Tropfen der Menschenfluth durch die fünf Eingänge herein und die unseligen Stufen herab, die zu dem Schiffe führen. Wir stecken eben mit einem sachverständigen Freunde in den physikalischen Instrumenten und hätten gern an diesem Morgen die Klasse abgemacht. Aber da ist der Feind; es tappt von harten Tritten, es rauscht von seidenen Gewändern, es summt von unendlichem Geschnatter. Sie dringen schon zu den Gallerien herauf; es ist vorbei für heute! Wenn ich zu einer spätern Tagesstunde in die Ausstellung gehe, so weiß ich, was mich erwartet, und stähle meine Geduld schon auf dem Hinwege durch christliche, stoische oder industrielle Betrachtungen; ich denke: es sind

ja auch Geschöpfe Gottes, die dir heute auf die Zehen treten, in die Rippen stoßen, ihre Sonnenschirme in die Augen bohren, mit ihren Krinolinen den Weg versperren werden; oder ich denke: hol' sie der Teufel! aber sie sollen mich nicht ärgerlich machen; oder ich denke: ärgerlich ist es, aber das Geschäft muß gethan sein. So gerüstet werfe ich mich in das Gedränge und mache mein Pensum durch. Aber wenn ich heute nach der stillen Morgenstunde die Fluth von Minute zu Minute steigen sehen und meinen schlechten Humor niederhalten soll, so komme ich mir vor, wie die Arbeitsscheuen, die man sonst in Amsterdam in einen Keller sperrte, in den gerade so viel Wasser einströmte, als ein Mann mit der äußersten Anstrengung auspumpen konnte. Es ist für heute vorbei mit dem Arbeiten.

Arbeit nennt der das! sagt wohl mancher Leser, der mit dem Schicksal grollt, daß es ihm nicht gestattet, die Ausstellung zu sehen. Ja, Arbeit, und eine recht mürbemachende, unbefriedigende Arbeit dazu! Gemäldegallerien, Museen, naturhistorische Sammlungen sehen müssen greift an, macht Genickschmerzen und verursacht Einem in Paris, wenn man sich zu Anfang nicht jeden zweiten Tag Ruhe gönnt, das mal de Paris, wie jeder Reisende weiß; alles das ist aber ein Kinderspiel gegen die Pflicht, auf einer Industrie-Ausstellung jedes Ding anzusehen, während man eigentlich von keinem etwas versteht, und über alle zu schreiben. Der Leser hat von „dem Katalog" gehört und denkt sich darunter eine kleine Broschüre, die man bequem in die Tasche stecken kann; aber „der Katalog" bedeutet eine ganze Bibliothek, die man doch nicht jedesmal mit sich schleppen kann und von der man sicher bei jedem Besuche einige der Bände nachschlagen möchte, die man gerade zu Hause gelassen hat. Hier ist der Katalog des Katalogs: General-Katalog über die ganze Industrie-Ausstellung; General-Katalog der Gemälde und Skulpturen; Illustrirter Katalog über die englische Ab-

theilung, in 13 Bänden: Zollvereins-Katalog mit ausgezeichnet schönen Holzschnitten; Oesterreichischer Katalog auf Maispapier; Französischer Katalog, der zweckmäßigste; Belgischer; Italienischer; Indischer; Japanesischer; Katalog von Kanada in 3 Theilen; von Neu-Süd-Wales, von Neu-Schottland, von Natal, von Malta, von den französischen Kolonien, von Venezuela, von Uruguay und wer weiß welche noch, die erschienen sein mögen, seit ich zum letztenmale nachgefragt. Und nun erst die Kataloge der einzelnen Aussteller; ich habe eine ganze Kiste voll. Und hätte man sie nur alle in den ersten Wochen beisammen gehabt, so hätte man sich an ein paar Regentagen hinsetzen können, sie durchzuarbeiten und den Inhalt zu ordnen; aber der italienische soll seit einem Monat „morgen" erscheinen, und wenn das Manuskript über einen Abschnitt längst abgesandt, freilich noch lange nicht gedruckt, entdeckt man, daß inzwischen ein Katalog mit schätzbarer Auskunft erschienen ist. Dann ist ein Katalog nicht immer leicht zu lesen, auch wenn man die Sprache versteht, in der er geschrieben ist. Wer soll z. B. rathen, daß College of Economy Landesökonomiekollegium bedeuten, und daß paysan de machine die Uebersetzung von Maschinenbauer sein soll? Die kostbarste Probe von internationalem Sprachgemengsel habe ich in folgendem Briefe eines französischen Journalisten an ein hiesiges Blatt gefunden; der ärgste Griesgram wird ihn nicht ohne Lachen lesen können, vorausgesetzt, daß er die beiden Sprachen versteht, die in dem Kopfe des Verfassers ineinander geflossen sind. Um den Humor der Stelle über den Lord-Mayor zu genießen, dazu gehört freilich mehr als Wörterkenntniß; da aber in Deutschland noch immer Leute, die nichts von England und den Engländern wissen, diejenigen zurechtsetzen, die etwas wissen, so sollten die letzteren eine stillschweigende Verschwörung eingehen, den ersteren nicht alles zu erzählen, und sich dadurch für die Zukunft ein ähn-

liches Vergnügen sichern, wie dieser Brief ihnen gewährt. „The upper dix mille who surround the Lord Maire“ und die „Stammverwandtschaft“, es ist eins so lustig wie das andere. Der Brief lautet:

SIR, — The Messieurs, your cotemporaries, pnt themselves diabolically in choler because that the Messieurs the correspondents of the French jonrnals charged to render acconnt of the Exhibition International permit themselves to give a description of the town of London. You say that their appreciations are erroneons. I do not say the contrary. Bnt what do yon will? Yon have not want to know that which is London. This that yon want to know it, behold! How presents itself the town of London to the eye of a stranger who visits it for the first time? Eh! well! The populace do not themselves dress well. I do not will to say that the upper dix mille who surround the Lord Maire do not dress well. All the contrary; but the low classes in the neighbonrhood of the Halles put all that there is of liquid in the inside, and none at all on the figure and the hands. This is not the fanlt of John Bull; bnt is it not the verity that which I say? And then, Sunday is not gay to a stranger, and yon will of me that I do write it is gay. You are liberal, Monsieur, and you know that during twenty years past Messieurs your cotemporaries do entertain correspondents in Paris who do not give themselves the pain to spare our social feeblenesses. And when by hasard a few letters of the same kind are sent to the French journals you vex yourselves, and cast of the mud in our figure. This is not well. It is a bad pleasantry. I did not think that John Bull had the skin so thin. Jean Crapaud has got it more thick — that is to say, he is more careless.

Soyons amis, Cinna. I do press your paw. — Receive sir, the assurance of my consideration very distinguished.

ARISTIDE DE GRANDPIERRE.

Hôtel de Provence, Leicester-sqnar, Mai 30.

Nr. 380, Frankreich; Apparat, um den Klebergehalt des Mehles zu ermitteln. Müssen wir ansehen. Steht nach dem Grundriß in A. i. Hier ist A. i.; hier ist Nr. 379, da Nr. 381. Aber wo hat der Kuckuck Nr. 380? Ich geh die Reihe auf und ab und seh nach allen Nummern; keine 380. Ich

mache also die herkömmliche Reihe der herkömmlichen Fragen durch. An den Polizeimann, der seit Wochen an der Ecke steht: Do you happen to know etc.? Antwort: Certainly not; but the attendant will tell you. An den attendant in grüner französischer Uniform: Monsieur est ce que vous pouvez m'indiquer etc.? Antwort: No. 380? ça doit être ici. Ich: Mais il n'y est pas. Er: Tenez! c'est un appareil? Vous le trouverez parmi la machinery in motion. Ich: Um Vergebung; es ist keine Dampfmaschine, sondern ein ganz kleiner Apparat, wahrscheinlich eine Flasche. — Berathung mehrer attendants und Beschluß, der gesuchte Gegenstand stehe wahrscheinlich unter den Modellen von Mühlen und Backöfen am anderen Ende des Gebäudes: Expedition dahin; ohne Erfolg. Mögen Andere glücklicher sein!

Nein, es geht heute mit dem Arbeiten nicht; sehen wir uns die Menschen an. Die ersten, die eintreten, sind Provinzler, die nach London gekommen to do the exhibition; sie sind in einer entfernten Vorstadt abgestiegen und früh aufgestanden. Sie treten durch die östliche Thür ein, stoßen zuerst auf die Goldpyramide von Victoria, und die Damen fragen den Paterfamilias, ob das ächtes Gold sei. Der zweite Gegenstand ist die Majolicafontaine von Minton, die einen kräftigen Wohlgeruch verbreitet. Die Damen tauchen ihre Taschentücher in das große Wasserbecken, in welches der parfümirte Sprühregen niederfällt, und wundern sich, daß das Tuch nicht riechen will. Dann steigen sie in das Schiff hinab, wo während der ersten Stunde sich Alles zusammendrängt. Merkwürdige Aeußerungen, die man da hört; denn seltsamer Weise halten die Meisten sich für unbelauscht. Die Engländer meinen, sie werden von dem Manne nicht verstanden, der Kleider von ausländischem Schnitte trägt und eben in einer fremden Sprache geredet hat; die Ausländer meinen, sie seien von lauter

Engländern umgeben. Ich neige mich zu der Ansicht, daß der Nutzen, den eine solche Ausstellung schafft, in keinem Verhältniß zu den Kosten steht, die sie verursacht: der Sachverständige kennt das Meiste ohnehin, und der Nichtverständige profitirt leider wenig; die meisten Aeußerungen, die man hört, sind Wiederholungen dessen, was Tags zuvor in den Zeitungen gestanden hat.

Die größeste Anziehung haben Musik und jedweder musikalische Spektakel. Wer das Gedränge nicht liebt, der hüte sich, in die Nähe folgender Objekte zu gerathen: des trommelnden Hasen in der französischen Abtheilung — möge sein Urheber im Fegfeuer büßen! — des Orchestrions im Zollverein, des singenden Buchfinken unter den Schweizer Spieluhren, und besonders der musikalischen Instrumente in der englischen Abtheilung. Wenn der Urheber des trommelnden Hasen ein wenig musikalisches Gehör und Gefühl hätte, würde er härter als durch das Fegfeuer durch Einsperrung in diese Folterkammer bestraft werden. Auf drei Piano's, innerhalb Gehörweite, tragen drei von den Fabrikanten angenommene Spieler etwa folgende Stücke gleichzeitig vor: einer God save the Queen, der zweite den „Kleinen Rekruten," der dritte

Do you remember, sweet Alice been bold?
Titiralala!

Einem hübschen Mädchen gestattet der galante Aussteller, sich an einem Akkordion zu versuchen, während ihr Liebhaber der Leibgardist, einer Baßtuba zweideutige Töne abzwingt. Piano, Akkordion, Tuba werden verschlungen von dem Mälstrom, in dem die von zwei riesigen Orgeln ausströmenden Tonfluthen aufeinander stoßen; und durch alles das gellen die Stahlglocken wie der Feuerlärm durch das Getöse einer brennenden Stadt. Als Vorwand für ein längeres Verweilen in diesem Höllen-Konzert dienen häufig die babies, kleinen Kinder,

die in großer Zahl in die Ausstellung gebracht werden. Daß eine Familie, die keine oder keine zuverlässigen Dienstboten hat, Kind und Kegel mitnimmt, ist natürlich genug; weshalb aber geputzte Damen sich ihr Jüngstes von einer ebenso geputzten Amme durch das Maschinendepartement nachtragen lassen, habe ich noch nicht ergründet. Babies haben die Gewohnheit zu schreien und werden in der Ausstellung auf verschiedene Weise zur Ruhe gebracht. Eins wird gestillt; eins wird von allen Frauen in der Nähe unisono versichert, daß es das artigste Kind von der Welt sei. In extremen Fällen wird durch Akklamation verordnet, den kleinen Schreihals to that dear sweet, piping bull-finch in the Swiss department zu tragen.

Etwa um 12 beginnt das Essen, entweder von mitgebrachten Vorräthen oder in Restaurationszimmern, die, auf dem Grundriß gemessen, eine Länge von 2600 Fuß haben. Die eine Hälfte ist einem englischen Unternehmer übergeben, die andere einem französischen. Der erstere hat zur Bedienung hinter den Schenktischen nur Mädchen mit dunkelm Haar angenommen, um das Vorurtheil zu zerstören, daß alle Engländerinnen blond seien. In Deutschland schreibt sich diese Vorstellung, wie so manches ernstere Mißverständniß über England, von einer falschen Uebersetzung her. Fair kann allerdings blond heißen, heißt aber auch schön: welches von Beiden, muß der Zusammenhang ergeben; im Allgemeinen wird man sagen können, dieses in schwunghafter, jenes in alltäglicher Sprache. Wenn jemand, indem er eine Dame beschreibt, von ihr sagt: she is fair, so meint er allerdings, daß sie blonde Haare habe. Wenn aber ein Engländer von our fair countrywomen spricht, so schließt er auch die Brünetten ein. Ich glaube nicht, daß die Ausstellung von 400 englischen Schwarzköpfchen die gewünschte Wirkung haben wird, obgleich man zur Verstärkung

des Eindruckes eine blonde kleine Französin in die Chokoladenbude gesetzt hat. Hat nicht jeder Gebildete die Stahlstiche zu Byron gesehen, auf denen alle Frauen blond erscheinen? klingt die Phrase the fair daughters of Albion nicht so herzerhebend? und steht es nicht in so vielen Büchern, daß die Engländerinnen blond sind? Was vermag dagegen der Augenschein!

Für Gegenstände, die sich nicht zuzählen lassen, wie Eis, Thee, Kaffee, dürfen in der englischen Abtheilung die Mädchen und Kellner keine baare Bezahlung annehmen, sondern nur Marken, die man von einem Kontrolleur kauft und die wie Eisenbahnbillets fortlaufend nummerirt werden. So können die jungen Damen sich nur dadurch einen honest penny, auf deutsch Schwänzelgroschen, machen, daß sie ein Vierpennystück, welches sie einnehmen, regelmäßig für ein Dreipennystück ansehen und ein Dreipennystück, das sie ausgeben, für ein Vierpennystück. Der französische Unternehmer hat keine Kontrolle durch Marken eingerichtet und wird dafür büßen müssen.

Wer kalte Fleischpastete, ein gutes Glas Bier oder Thee haben will, gehe in die englische Abtheilung, linker Hand, wer Kaffee, Chokolade, Eis vorzieht, wird auf der französischen Seite besser bedient. Zwischen beiden ist ein amerikanischer Schank aufgeschlagen, der als Ergänzung der amerikanischen Ausstellung anzusehen ist. Er vertritt, und in würdigster Weise, eine Industrie, die sich darauf gelegt zu haben scheint zu ermitteln, wieviel Kombinationen aus den bekannten Weinen, Liqueuren, Früchten, Gewürzen und Kräutern der Welt in Verbindung mit Eis herzustellen sind. Hier folgt ein Stück der Karte:

Juleps.

Mint,	Claret,	Brandy,
Grape,	Hock,	Raspberry,
Sherry,	Catawba,	Strawberry,

Port,	Madeira,	Orange,
Moselle,		Pine Apple,
Groseille,		Champagne.

Cock tails.

Brandy,	Whisky,	Port,
Rum,	Champagne,	Hock,
Gin,	Claret,	Sherry.

Cobblers.

Sherry,	Catawba,	Moselle,	Grape,
Madeira,	Hock,	Groseile,	Orange,
Champagne,	Port,	Strawberry,	Pine Apple,
Claret,	Brandy,	Raspberry,	Burgundy.

Punches.

Brandy,	Chilled Brandy,	I. O. U.	Old American,
Rum,	Madeira,	Romain,	Hock,
Whisky,	Moselle,	Sherry,	Milk,
Claret,	Catawba,	Bourbon,	Burgundy,
Champagne,	Chablis,	Strawberry,	

Fancy Drinks.

Brandy Smash,	Porcupine,	Private Inquiry,
Exhibition Smash,	Rattle Snake,	Doctor,
Stone Fence,	Shandy Gaff,	Egg Nog,
Any other Man,	Chambro Rail,	Octaroon,
General Jackson,	Port Sangaree,	Peep o' Day,
Riverton,	Eye Opener,	Night Cap,
President,	Gum Tickler,	Knickerbocker,
Flasch o' Lightning,	Colleen Bawn,	Silver Top,
Napoleon,	Garibaldi	Washington,
Egg Cyder,	Morning Dew,	Locomotive,
Nike Pine,	Puss Coffee,	Ladies Wish,

Whisky Skin und unser alter ehrlicher Bishop.

Außerdem Spiders (Spinnen), Cups (Becher), Li-

queurs, Cordials (Herzstärkungen) und kohlensaure Getränke. Julep wird in Dr. Johnson's Wörterbuch erklärt a pleasant liquid medicine; cocktail heißt bekanntlich Hahnenschwanz, cobbler Flickschuster; catavba ist die einheimische amerikanische Rebe. I. O. U., gesprochen I owe you bedeutet einen Schuldschein. Colleen Bawn ist der Titel eines beliebten Rührstücks. Private inquiry ist eine geheime Polizei, die in London und Newyork von Privatpersonen für Geld betrieben wird; wenn z. B. ein Mann unruhig ist über die Gänge seiner Frau, so wendet er sich an ein private inquiry office und erhält nach einiger Zeit einen genauen, häufig einen zu genauen Bericht. Ony other man, irgend ein anderer Mann, ist eine sinnlose und sehr beliebte Londoner Redensart, die an irgend einen Namen angehängt wird, erfunden von einem der Spaßredner, welche als Abkömmlinge des Hauswurstes zu betrachten sind. Er sagt z. B. „wenn das Oxhoft Brod 6 Pence kostet, würde Lord Palmerston darum Bedenken haben, seine Stiefel auf den Armen zu tragen, falls er dem Kaiser der Franzosen begegnete, oder irgend einem andern Manne?" Das Auditorium will bersten vor Vergnügen und wenn zwei davon sich den andern Tag in der Ausstellung treffen und der eine erkundigt sich bei dem anderen, wer die farbige Venus gemacht habe, so wird die Antwort lauten: Gibson or any other man. Ich hoffe, das Getränk ist besser als der Witz. Eine Treppe hoch sind warme Mahlzeiten zu haben auf Englisch und auf Französisch.

Auch für geistliche Nahrung ist bestens gesorgt, zwar nicht in der Ausstellung, aber dicht dabei. An der nächsten Ecke, nach der Stadt zu, steht ein Gebäude von welligem Eisen ohne Fenster, das ich für einen Stall angesehen, bis ich die Aufschrift Gospel Hall, Evangelienhalle, gelesen. Darin scheint

ein Relaisgottesdienst eingerichtet zu sein, denn zu jeder Tageszeit

Gar lieblich tönen die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

Es ist aber beträchtlich kleiner als der kleinste Speisesaal. Ein Gebäude daneben hielt ich längere Zeit für eine Trinkhalle mit kohlensauern Jungfrauen, so bunt ist seine Fronte und so lustig flattern die Wimpel darüber. Eines Tages traf ein zufälliger Blick eine hebräische Inschrift in dem Giebelfelde, die ich nicht lesen konnte. Sechs andere Inschriften in sechs anderen Sprachen enthielten fromme Sprüche, und eine Ankündigung quer darüber besagt: Here the word of God is freely given away in seven languages, was ich mir übersetzte: Hier wird das Wort Gottes unentgeltlich in sieben Sprachen weggegeben. Darunter sieben kleine Läden und in jedem ein Kommis. Da ich mir längst eine englische Bibel gewünscht hatte, trat ich an den betreffenden Verschlag und erbat mir das Wort Gottes auf Englisch. Der Kommis griff in ein Repositorium und überreichte mir ein Stück Notenpapier von der Größe einer Adreßkarte, auf dem zierlich gedruckt stand:

What think ye of Christ?

d. h.: Wie denkt Ihr über Christus? und auf der Rückseite die Antwort in einigen Bibelstellen. Während ich noch etwas verblüfft auf dieses Wort Gottes sah, lenkte der Austheilende durch eine Handbewegung meine Aufmerksamkeit auf eine große Büchse mit der Aufschrift: Freely you have received, freely give, was ich wegen der Vielsinnigkeit des Wortes freely etwas umschreibend übersetzen muß: Mit vollen Händen ist Euch gegeben worden, gebet nun auch Ihr mit vollen Händen. Der Fabrikationspreis von diesem Worte Gottes beläuft sich auf einen Bruchtheil eines Penny, der in gar keiner Münze

ausgedrückt ist; wollte ich überhaupt etwas geben, so müßte es mindestens ein Penny sein — eine vortreffliche Spekulation für die gottesfürchtigen Unternehmer. Ich erlaubte mir also gar nichts zu geben. Die beiden religiösen Gebäude sind eingeschlossen, auf der einen Seite von einem Telegraphenbüreau, auf der andern von einer französischen Zeitungsbude, an die sich in der neuesten Zeit ein Billetverkauf für das Adelphi-Theater gereiht hat. Man kann also gar nicht verderben. Die außerordentliche für diesen Sommer aufgebotene Seelsorge verläßt einen nie und nirgends. Eines Abends beobachtete ich in Haymarket einen jungen Mann, der an einer Ecke aus der französischen Bibelübersetzung mit englischem Accent vorlas und an der nächsten Ecke fortfuhr; und als ich einmal um Mitternacht mit einem Freunde ziemlich gelangweilt Cremorne Gardens verließ, auf Berlinisch Kroll, überreichte uns jemand eine Karte mit folgender Benachrichtigung und Anfrage:

You have a soul.
Are you aware that it can be saved?
Have you done anything to save it?

Nach der Mahlzeit, der leiblichen, denken manche Leute an einen Gang ins Freie, andere an eine Cigarre, andere an Beides, Gelüste, die Viele verleitet haben, ein Saisonbillet für den anstoßenden Garten der Horticultural Society zu nehmen. Verleitet, sage ich, denn nicht genug, daß in dem Garten sehr wenig zu holen ist, hat auch die Gesellschaft, der er gehört, nachdem sie einige Tausend Billets zu zwei Guineen abgesetzt, an alle vier Ecken ein strenges Verbot des Rauchens angeschlagen. In dem Gebäude war, und mit besserm Grunde, das Rauchen natürlich von Anfang an verboten, und als die deutschen Arbeiter sich einmal in Masse auflehnten, ließ man ein Bataillon Konstabler gegen sie einrücken. Die intimen

Alliirten, die Franzosen, machten zwar keine Demonstration, unterhielten aber unverdrossen ein Tirailleurfeuer, das endlich die Behörden mürbe machte; einige Zeit nach der Eröffnung wurden ein paar Rauchbuden, Rauchzimmer kann man nicht sagen, angebaut, natürlich für die Foreigners, die Fremden; denn die Fiktion, daß der Engländer eigentlich nicht raucht, wird immer noch festgehalten, obgleich die Tabakssteuer über 30 Millionen Thaler einbringt. Aber der Zuspruch war groß, auch von Engländern, wurde so groß, daß Ihrer Majestät Kommissäre besorgt wurden, ob auch der Restaurant, dem sie sehr harte Bedingungen auferlegt haben, in prästationsfähigem Stande bleiben werde. Begnügte nicht mancher, der sich sonst an einer Tasse Kaffee erquickt haben würde, sich jetzt mit einer Cigarette, die er in der Tasche hatte? Hier mußte eingeschritten werden. Eines Tages waren die Rauchbuden, smoking rooms, umgetauft in smoking saloons, stand am Eingange ein Beamter, der ein Eintrittsgeld von 6 Pence erhob, für das eine Tasse Kaffee oder ein Glas Bier genossen werden darf. Aber ohne den Sixpence kein Rauchen.

Indessen weiß man hier wenigstens, was man zu erwarten hat, und kommt mit einmaliger Buße davon, wenn man will. Wer aber auf den Garten abonnirt hat, ist in der That geprellt; die Blumenausstellungen waren, verglichen mit dem, was man sonst in London sehen kann, so unbedeutend, daß ich sie nachträglich hier mit ein paar Zeilen abmachen kann. Die Ausstellung „amerikanischer Pflanzen“ war von einem einzigen Handelsgärtner beschickt und bestand fast nur aus Rhododendron; zu der Rosenschau waren hauptsächlich abgeschnittene Blumen geliefert worden; nur die dritte, von Pflanzen mit mehrfarbigen Blättern, war allenfalls mit dem zu vergleichen, was ich in Chiswick, in den Botanical Gardens und in Sydenham gesehen habe, interessirte mich aber am Wenigsten, denn diese Pflanzen sind

mir einzeln gleichgültig und in Masse widerwärtig. Im Allgemeinen haben es die vornehmen Mitglieder der Gesellschaft nicht für gut befunden, ihre Schätze vor dem Mob auszubreiten, den man dieses Jahr für sein gutes Geld einläßt. Der Genius der Plusmacherei hat von Anfang über dieser Ausstellung gewaltet und wird am Ende doch zu Schaden kommen.

Besagter Mob hat sich verlaufen, das Gebäude ist geräumt und verschlossen, es fängt an zu dunkeln; kraft einer besonderen Erlaubniß von Mr. Owen, dem gefälligen Chef der ausländischen Abtheilung bleiben aber ein halbes Dutzend Begünstigter zurück, um im Dunkeln Versuche mit dem riesigen Induktionsapparat von Siemens anzusehen, während an dem andern Ende Seine Königliche Hoheit der Prinz Napoleon den französischen und den preußischen Commissarien ein Diner giebt und sehr liebenswürdig und conservativ ist. Die Funken der Reibungselektrizität kennen wir Alle von der Schule her; der Voltaischen waren bisher nur in wenigen Fällen durch ungeheure Batterien Funken entlockt worden; der Siemens'sche Apparat schleudert Blitze von 1½ Fuß Länge, die, wenn eine Leidener Flasche eingelegt wird, wie Pistolenschüsse knattern! Welchen Lärm würde die englische Presse erhoben haben, wenn der Aussteller ein Engländer wäre!

Aber die Batterie wird schwächer; überlassen wir das Gebäude mit seinen spukhaften Schatten den Polizeileuten, die in Filzschuhen und mit Blendlaternen nach Dieben suchen.

---

7. Die Mineralien.

Bergmann! hat nicht das Wort einen guten, einen lustigen Klang in Deutschland? Bis an die entferntesten Säume des nördlichen Flachlandes, wo wir nur Lehmgruben haben, ein paar Kalkfelsen und hier und da einen verirrten Granitblock, wissen wir von den Knappen und ihrem Leben. „Es sind Bergleute!" jubeln die Kinder, und geben die Straßenmusikanten eine reichlichere Spende. Von unsern Bergleuten haben wir die schönen Geschichten von Koboldeu, Alraunen und anderem kleinen Volk. Unsere Bergleute, von den Fürsten gerufen, die Schätze zu heben, denen sie selbst nicht beikommen konnten, bauten die Städte in Siebenbürgen, von dem Kossuth den Engländern und vielen Deutschen unvertilgbar eingeredet hat, daß es magyarisches Land sei. Unsere Bergleute haben die Wissenschaft der Mineralogie geschaffen, deren deutsche Kunstausdrücke in alle Sprachen gebildeter Völker übergegangen sind. Unsere deutsche Bergakademie in Freiberg ist die erste der Welt. Der eine und der andere hat auf der Schule in Diesterweg's Lesebuch die Geschichte von dem alten Mütterchen gelesen und ihrem Bräutigam, den Kupferwasser funfzig Jahre lang so frisch erhalten hatte, wie sie ihre Liebe und Treue; und Alle kennen den schönen Gruß Glück auf! und den sinnvollen Trinkspruch:

> Es grüne die Tanne, es wachse das Erz!
> Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!

Von solchen Vorstellungen haftet nichts an dem englischen **miner**, und wer beide Personen kennt, der wird nur widerstrebend das Wort mit Bergmann übersetzen. Der englische Grubenarbeiter ist ein Tagelöhner, der auf der untersten Stufe

geistiger und sittlicher Bildung steht; er fährt ein, um das Gestein loszuschlagen, das man ihm gezeigt hat, und fährt wieder zu Tage, um den Lohn seiner Arbeit zu vertrinken. In einem mining-district erhielten die Kommissarien des Unterhauses, die den Zustand des Volksschulwesens untersuchen sollten, von einem halberwachsenen Burschen auf die Frage, ob er Christus kenne, die Antwort: Nein — ja doch, er habe ja wohl ein Bierhaus in der Nachbarschaft. In diesem religiösen Lande! „dem gesündesten der Christenheit", wie ein deutscher Staatsmann nach Hause schrieb, nachdem er einigen Versammlungen von Theologen und theologischen Vergnüglingen in Exeter Hall beigewohnt hatte." Den Bildungsgrad des miner kann man auch an einigen Werkzeugen der Ausstellung messen. Gegen den fire-damp oder, wie unser Bergmann schöner sagt, die schlagenden Wetter, erfand Davy die Sicherheitslampe, gestützt auf die Erfahrung, daß die Flamme eines Lichtes durch ein ganz feines Drathgeflecht nicht hindurchschlägt. Man gab also dem miner eine solche Lampe und erläuterte ihm den Vorzug derselben. Aber der miner will sich die Pfeife anstecken, die er eingeschmuggelt hat, oder besser sehen oder nicht thun, was die Herren ihn geheißen haben, und öffnet das Thürchen der Laterne. Es giebt einen Krach, als wolle die Erde platzen, die Verzimmerung bricht zusammen, die Leitern und Winden werden zertrümmert, die Einfahrten verschüttet. Tage, Wochen lang sitzen sieben Weiber oben um den Mund des Schachtes, um zu sehen, wie ihre Verwandten hervorgezogen, und in die hundert Särge gelegt werden, die aufgestapelt stehen. Die Zeitungen nehmen die Ueberschrift „Furchtbare Bergwerksexplosion" gar nicht aus der Form, und there is quite a sensation auf acht Tage. Man giebt also dem Sohn des erschlagenen Bergmanns eine verschlossene Laterne mit; er verschafft sich einen Nachschlüssel oder hilft sich mit einem krummen

Nagel. Deshalb haben mehrere Aussteller ihre Erfindung angestrengt, self-extinguishing detector safety-lamps zu konstruiren, deren Licht erlischt, sobald die Thür geöffnet wird. Es sind in der englischen Abtheilung noch andere merkwürdige Vorrichtungen ausgestellt, zur Ventilirung der Gruben, zur Förderung der Arbeiter und Erze, zur Orientirung unter der Erde; aber die Beschreibung würde weitläufig werden und doch unverständlich bleiben. Die eine Vorrichtung ist noch immer nicht gefunden, die Wärme, die dem Bergmann so lästig wird, den Ueberirdischen zuzuführen, die ihrer oft so sehr bedürfen. Ich weiß auch nicht, was aus Arago's Vorschlag geworden ist, das Wasser des Brunnens von Grenelle zur Erwärmung von Treibhäusern und Hospitälern zu benutzen.

Die beiden wichtigsten Mineralien, für die wir, wenn uns nur zwei gelassen werden sollten, alle andern hingeben müßten, sind die Kohle und das Eisen. England hat sich mit seinen Kohlen keine besondere Mühe gegeben; ihr Ruf steht fest, der Käufer findet in der Kohlenbörse, der Bergmann in dem mit ihr verbundenen Museum eine Auskunft, die nichts zu wünschen übrig läßt. Dort liegen Proben von allen Kohlenfeldern der drei Königreiche und von allen Arten und Verbindungen der Kohle, von dem magern Thon, der auf Eisen gebaut wird und allenfalls auch als Brennmaterial benutzt werden könnte, aber noch nicht Kohle ist, bis zu dem Mineral, welches in der Ausstellung von Neu-Schottland als etwas ganz Neues unter dem Namen Albertite gezeigt wird, und hier schon längst unter dem Namen schwarzer Bernstein den Streit der Sachverständigen erregt hat, ob eine Masse, die wie Wachs schmilzt, ehe sie Feuer fängt, noch Kohle genannt werden kann, vortreffliche Exemplare von Versteinerungen und Farnkräutern und der zwischen unsern Kiefern und den australischen Grasbäumen in der Mitte stehenden untergegangenen Pflanzengeschlechter, welche

die Natur in großen Meilern verbrannt und in Kohle verwandelt hat, endlich, worauf es den Besuchern der Kohlenbörse am Meisten ankommt, Auskunft darüber, was eine jede Kohle „holt", und wie sie spaltet, cleaves, norddeutsch klöbt. Nach und nach sind auch zur Ausstellung einige Proben gekommen, ausgezeichnet durch ihren Reichthum oder durch die Mächtigkeit des Lagers.

Es ist bekannt, daß die Steinkohle in England erst seit wenigen Jahrhunderten als Feuermaterial in den Häusern benutzt wird, und daß ein hoher Adel und verehrungswürdiges Publikum heftig gegen „solche Luftverstärkerung" protestirten. Bis dahin hatte man Holz gebrannt, und daraus erkläre ich ein Wort, dem in den Wörterbüchern in der Regel eine andere Etymologie gegeben wird. Fender heißt die halbrunde Eisenplatte, die vor dem Kamin auf der Erde liegt, und wird abgeleitet von to fence, einzäunen, abhalten, weil sie die Asche zusammenhalte. Mir will das weder sprachlich, noch sachlich in den Sinn; ich vermuthe vielmehr, daß das Wort von dem französischen fendre herkommt und ursprünglich die Unterlage bedeutete, auf der man das im Hofe zersägte Holz nach Bedürfniß spaltete. Auch als man angefangen hatte, die Kohle zu brennen, wußte man lange Zeit nichts anderes mit ihr anzufangen, als sie eben zu verbrennen. Der erste Schritt zu einer anderweitigen Benutzung war die Gewinnung des Leuchtgases, bei der Cokes übrig blieben, Theer entwickelt wurde und „schmutziges Wasser" ablief. Allmählig hat man gelernt, aus diesem Schmutzwasser und dem Theer eine Menge wundervoller Dinge zu gewinnen. Ein Fabrikant hat in einer Sammlung seiner Produkte den gegenwärtigen Zustand dieser Industrie veranschaulicht; er zeigt Coke, Pech, Theer, Leuchtgas, Ammonium in seinen verschiedenen Verbindungen, Naphta, Naphtalin, Ruß, Creosote, Benzole, (Fleckwasser), Riechsalz, Paraffine in

Blöcken und in Kerzen, Anilin und die neuerdings daraus entwickelten Farben, Mauve und Magenta, alles in kleinen Proben. Ein Anderer hat einen Block von Anilin ausgestellt, zu dessen Gewinnung, wie behauptet wird, 2000 Tonnen Kohlen gehört haben und der hinreichen würde, 100 Meilen Kattun zu färben. Ein Dritter hat die Magentafarbe, die im festen Zustande zwischen Grün und Purpur schillert, in Gestalt einer Krone krystallisirt. Diese Kohlenfarben, zuerst in Lyon ausgebeutet, bringen einzelnen Engländern große Summen ein und drohen, den Engländern unberechenbar theuer zu werden. Man sucht jetzt auch die Indigofarbe aus Anilin herzustellen; und wenn man damit zu Stande kommt, was wird dann aus den indischen Finanzen? In der Nachbarschaft steht eine kleine Sammlung ähnlicher Produkte aus irischem Torf. Es war ein Deutscher, Johann Joachim Becher, der in seinem Buche „Närrische Weisheit und weise Narrheit", Frankfurt 1683, die Kunst lehrte, aus Torf Theer zu gewinnen, „so gut wie der beste schwedische Fichtentheer."

Auch die Kohlenproben der französischen Abtheilung sind keine richtige Musterkarte von den Vorräthen des Landes, die man während der letzten zehn Jahre mit immer steigendem Eifer erforscht und ausgebeutet hat. Wozu ausstellen, wenn man noch immer vom Auslande kaufen muß? Vor einem Kohlenblock aus einem kürzlich erst entdeckten Lager hörte ich ein merkwürdiges Gespräch zwischen zwei Franzosen mit an. Der eine sprach davon, wie eifrig man überall bohre, und wie stiefmütterlich die Natur mit dieser Gabe gegen Frankreich verfahren sei. Wo die Lager anfangen, gut zu werden, sagte er, da schneiden unsere Grenzen ab; in das französische Flandern reicht nur gerade ein schlechter Zipfel der belgischen Lager; ähnlich ist es an der Saar. Seit Abschluß des Handelsvertrages bekommen wir zwar die englischen Kohlen billiger, aber

das genügt nicht; wir müssen entweder Belgien haben, oder das Saarbecken, oder die Insel Sardinien, auf der auch Kohlen liegen. — Aber wie verträgt sich das mit dem Prinzip der Nationalität? fragte der Andere lächelnd. — Parfaitement bien! war die Antwort. Die Bedeutung des Nationalitätsprinzips ist, daß die Völker gleichsam Individuen werden und als solche sich in die Arbeit theilen, welche die humanité erfordert. N'est ce pas? — Mais oui! — Eh bien! die erste Pflicht eines Individuums ist die Selbsterhaltung; folglich hat ein Volk das Recht, ja die Pflicht, sich diejenigen geographischen Erfordernisse zu verschaffen, die zu seinem Bestehen, zu seiner erfolgreichen Arbeit gehören. Frankreich bedarf der Kohlen, wenn es an der Spitze der Civilisation marschiren soll, folglich —. Vor den Grenzen stehen zu bleiben, die gezogen wurden zu einer Zeit, wo die Kohlen noch keine Bedeutung hatten, ça serait absurde. — „Aber mein Herr, wir Deutschen bedürfen auch der Kohlen zu unserer Existenz", warf ich ein. — „Monsieur", antwortete der Franzose, „das ist der Fall der beiden Schiffbrüchigen auf einem Brette". — „So wird das Eisen über die Kohlen entscheiden!" versetzte ich. „Indem Sie uns noch voraus sind, je le sais," sagte der Franzose verbindlich, „ich habe Ihre steyerischen Sensen und Ihren Krupp'schen Gußstahl gesehen."

Dem Berichterstatter der „Times", der in der deutschen Abtheilung nichts als Spielzeug gesehen hat, und die Deutschen deshalb für „große Kinder" erklärt, zum behaglichen Nasenkitzel für John Bull, müssen nicht nur diese beiden Artikel entgangen sein, sondern auch die Aufstellungen von Mineralien, welche der Zollverein und Oesterreich gemacht haben. An der Masse der Besucher ist es ganz natürlich, daß sie um die „hübschen" Sachen flattern, um die schönfarbigen und schöngestalteten Blüthen der Technik. Ein Berichterstatter aber sollte auch zu

den Wurzeln hinabsteigen, vor allem in die Grubenwerke der Ausstellung einfahren; und ich thue das zum Besten der entfernten Leser, um so mehr, als ich eine erfreuliche und vielen von ihnen fremde Kunde über ihr eigenes Vaterland heraufbringen kann. Ich schreibe nicht einen flüchtigen Einfall, sondern das Resultat langer Beobachtung nieder, und ich wünsche, auch der Leser möge ein flüchtiges Urtheil zurückhalten, wenn ich sage, im Allgemeinen wissen die Deutschen von auswärtigen Gruben mehr als von den deutschen. Jeder Leser weiß von Wieliczka; aber wissen auch alle von Staßfurth? Jeder hat sagen hören, daß die Ueberlegenheit Englands in gewissen Zweigen der Industrie darauf beruhe, daß in England Kohle und Eisen neben einander liegen; aber wissen alle, ohne sich zu besinnen, anzugeben, in welchem täglich wichtiger werdenden Mineral Deutschland mit nur noch einem Lande das Monopol theilt? Anstatt solche Fragen zu häufen, will ich die Freiheit, welche mir die feuilletonistische Form gewährt, benutzen, um, einen Augenblick von den Dingen abschweifend, die Gründe zusammen zu stellen, aus denen ich mir eine solche, in viel größeren Gebieten auftretende Erscheinung unseres Geisteslebens erkläre, abgesehen von dem unglückseligen Respekt für das Ausländische. Den Hauptgrund, aus dem sich die anderen von selbst entwickeln, finde ich in Nachwirkungen der Censur, in einer Gewöhnung, die sich aus der Zeit herschreibt, da man unter der Rubrik Inland nur Nachrichten über verfrühte Maikäfer und verspätete Kirschenblüthen fand, einer Gewöhnung der Leser und der Zeitungen, einer Gewöhnung des Denkens und der journalistischen Technik. Das Letztere sei mit einem Beispiel belegt: Vor einigen Monaten brachte ein großes westdeutsches Blatt die Neuigkeit, daß man in Frankreich ein Mittel gefunden habe, die Raupen abzuhalten, indem man die Stämme der Obstbäume mit Kalk anstreiche! Man wird um Berlin schwerlich

einen längeren Winterspaziergang machen können, ohne geweißte Stämme zu sehen; ich kenne das Mittel von meiner frühesten Jugend her, und wenn ich mich recht erinnere, ist es von einem Deutschen zuerst angegeben worden. Ein solcher Irrthum wird in England und Frankreich schwerlich vorkommen, wohl aber der umgekehrte, für eine inländische Erfindung auszugeben, was im Auslande längst bekannt ist. In beiden Ländern hat man die Gewöhnung, was daheim vorgeht, was von dem eigenen Volke geleistet wird, über Alles zu stellen, und eben deshalb bieten uns die fremden Blätter jeder Zeit ein bereites Material zu Lückenbüßern.

Kein Zweifel, daß über die deutschen Bergwerke die reichlichste und zuverlässigste Auskunft zu finden ist, aber in Fachschriften; kein Zweifel, daß die größeren Zeitungen jede neue Grube einmal erwähnt und alle Jahresausbeute richtig angegeben haben, aber in dem Theile, der dem Geldverkehr gewidmet ist und nur von Grubenbesitzern, Aktionären und Fabrikanten gelesen wird. Aber wenn deutsche Besucher der Ausstellung nicht in der ersten und zweiten Klasse des Zollvereins allerlei Neues, selbst Ueberraschendes finden, nicht zum Erstenmale von dem Gedanken erfaßt werden sollten, daß, während wir freilich keine Kolonien erworben haben, der deutsche Bergmann uns seit 30 Jahren ein neues unterirdisches Deutschland entdeckt und erobert hat, so müßte ich mich sehr geirrt haben. Machen wir die Probe!

Der Zollverein hat in der ersten Klasse die beste Ausstellung gemacht, die beste, weil sie ein richtiges Bild von den Mineralschätzen, die den Gewerben dienen, und nur von diesen, darbietet, und weil sie wissenschaftlich geordnet ist. Die letztere Eigenschaft theilt sie nur mit der Kanadischen, und diese, obgleich vollständiger, ist eben nur nach dem Bedürfniß der Wissenschaft, nicht der Gewerbe ausgewählt, und deshalb an diesem Orte weniger sachgemäß zu nennen. Ein vortrefflicher Spezial-

katalog unter Leitung des Herrn v. Dechen von dem Dr. Hermann Wedding bearbeitet, und eine Reihe von Durchschnitts-Karten erleichtern die Selbstbelehrung. Die Sammlung beginnt mit den Brennmaterialien des Mineralreiches: Steinkohle, Braunkohle, Torf, die Steinkohle unterschieden in Fettkohle, Sinterkohle und magere Kohle oder Sandkohle. Die Karten, zu vergleichen mit dem Durchschnitt einer gänzlich mißrathenen Baumtorte, zeigen uns, wie die über einander liegenden Schichten durch Erdrevolutionen gehoben und gesenkt, verschoben und zerbrochen sind. Zuweilen ist nur eine Kohlenschicht da, in der Regel ihrer mehre; zuweilen liegen sie wagerecht, meistens unter einem Winkel, zuweilen fast senkrecht. Bald gehen sie wellenförmig, bald sind sie zerbrochen, bald faltig aufgehoben oder niedergedrückt. Vertreten sind eilf Kohlenlager: 1) die Hohe Veen, R.-B. Aachen, aus dessen erforschten Schichten, bei Eschweiler allein, 45 an der Zahl, 61½ Fuß mächtig, noch 100 Millionen Centner vortrefflicher Fettkohle zu gewinnen sind; 2) das Lager an der Ruhr, eins der bedeutendsten auf dem Festlande von Europa, auf 329 engl. □Meilen erforscht; 3) das Lager am Hundsrück, 1210 engl. □ Meilen, wovon 198 □ Meilen 600,000 Millionen Centner Kohle, das kleine bairische Stück bei St. Ingbert 1000 Millionen enthalten; 4) das Lager am Schwarzwald, geschätzt auf 43 Millionen; 5) das im Teutoburger Walde, geschätzt auf 2374 Millionen; 6) das im Thüringer Walde und 7) das im Harz, beide unbedeutend; 8) das an der untern Saale, das seit 1466 in Betrieb sein soll; 9) das erzgebirgische, in seinen obersten Schichten seit 1348 bekannt, 1841 in einer viel größeren Tiefe und in einer Ausdehnung von 132 □ Meilen erbohrt; ein Theil desselben brennt und wird wenigstens zu Treibhäusern benutzt; 10) am Ostabhange des Riesengebirges; endlich 11) das gewaltige, erst seit 1784 bekannte und noch jetzt erst unvollstän-

dig erforschte Lager von Oberschlesien, dessen Flächenraum zu 550 engl. □ Meilen angenommen wird. Die Gruben, die sich an der Ausstellung betheiligen, haben in der Regel nicht blos Kohlen, sondern vollständige Mineraliensammlungen gestellt. Die kohlehaltigen Minerale jüngerer Formationen sind nur spärlich vertreten.

Wir kommen zur Braunkohle, die in Westdeutschland am Niederrhein und im Westerwald in unermeßlichen Lagern vorkommt, zwischen dem linken Ufer der Elbe bei Magdeburg und Leipzig, zwischen Elbe und Oder bei Zittau, Görlitz, Sorau, Perleberg, Freienwalde (Falkenberg), Buckow, Schwedt, Stettin, Rauen, zwischen Oder und Weichsel in vereinzelten Brocken, namentlich an der Warthe und sich bis an die pommersche Küste und nach Samland verläuft. Von den zwischen dem Bodensee und der Donau entdeckten Lagern sind keine Proben vorhanden. Aus Salzhausen in Hessen sind schöne Proben von Blätterkohle und ein mächtiger in Braunkohle verwandelter Stamm eingesandt. Ruge (Nr. 828) Dr. Hübner (751), die Weißenfelser und die Hallische Gesellschaft haben die aus der Braunkohle zu gewinnenden Produkte ebenso vollständig und reich ausgestellt, als es in der englischen Abtheilung mit den Produkten der Steinkohle geschehen ist, nämlich Coke, Theer, Benzine, Photogen, Solaröl, Paraffin, in Blöcken, Broden und Kerzen, Anilin; das letztere auch, und in großer Vollkommenheit, von Jaeger in Barmen (992.) Unsere reichen Torflager sind nur durch einen Aussteller vertreten, Thisquen in Montjoie (861), der durch Erhitzung des Torfes ein Material hergestellt hat, das er Holzkohlensurrogat nennt und das für Hoch- und Puddelöfen, sowie für Lokomotiven benutzt wird.

Von den brennbaren Fossilien haben wir aus Oesterreich eine ähnliche Sammlung von dem geologischen Institut

zu Wien. Sie besteht aus 239 Proben, die so geordnet sind, daß die Reihe mit Torf beginnt und durch die jüngeren Formationen dann bis zur ächten Kohle hinabsteigt, und ist begleitet von den vortrefflichen geologischen Plankarten, mit deren Aufnahme man seit 1850 beschäftigt ist. Vollendet sind davon Ober- und Nieder-Oesterreich, Salzburg, Steyermark, Illyrien, Böhmen in dem Maßstabe 1:144,000 oder 1 Zoll auf 2½ englische Meilen; Tyrol und Vorarlberg, Lombardei und Venedig, Ungarn und Kroatien, das Banat in dem Maßstab von 1:288,000; von Siebenbürgen und Galizien existiren erst cartes routières. Ein Spezialkatalog giebt bei jeder Grube, mit wenig Ausnahmen, die Zahl der Arbeiter und Dampfmaschinen, die Prozente von Asche, Wasser und Coke und die Heizkraft, ausgedrückt durch die Atome Wasser, die durch Verbrennung von einem Atom des Minerals von 0 Gr. auf 100 Gr. Celsius erwärmt werden können. Aus der Lombardei, soweit sie noch zu Oesterreich gehört, und Venetien ist nichts eingesandt. Mit Gewinnung fossiler Brennstoffe sind überhaupt beschäftigt 14,759 Arbeiter und 147 Dampfmaschinen, davon in Ungarn, Siebenbürgen, dem Banat, Kroatien, Slavonien 2864 Arbeiter und 21 Maschinen und davon wieder in Gruben, die von den deutschen Privatleuten oder Gesellschaften betrieben werden, 2558 und 17. Im Jahre 1860 sind im ganzen Staate überhaupt gefördert worden 3½ Mill. Tonnen.

In England hat man Berechnungen darüber angestellt, wie lange wohl der Kohlenvorrath reichen werde. Wen das Ergebniß beunruhigt, den wird der regenerirende Ofen, die wichtige Erfindung von C. W. Siemens in London, einem Bruder des Dr. Werner Siemens, zum Trost gereichen. Der Ofen, ein rechtes Ei des Kolumbus, besteht aus mehreren Heizkammern, die nach einander gefeuert werden und dergestalt verbunden sind, daß der Zug nicht unmittelbar in den Schornstein

geht, sondern die andern Kammern und ihren Inhalt vorwärmt, und daß die ausgebrannten Kammern als heißes Gebläse für die brennende wirken. In einer auf diese Weise eingerichteten Glashütte war der Ofen zur Weißglühhitze gebracht, und im Schornstein zeigte das Thermometer nur 300 Grad Fahrenheit; die Wärme, die sonst in die Wolken verflogen wäre, war bis auf diesen verhältnißmäßig geringen Rest nützlich verwandt. In einem gewissen Staate soll man sich geweigert haben, diese Einrichtung als neu und eigenthümlich anzuerkennen, weil die Deutschherren in Marienburg ihre Zimmer vermittelst heißer Steine erwärmt hätten.

Die Eisenerze werden populär unterschieden in Magnet-Eisenstein, Eisenglanz, Brauneisenstein, Spatheisenstein, von dem eine Art, der Kohleneisenstein, unter dem Namen blackband in England eine große Rolle spielt, und endlich Sumpfeisen, dessen Anwesenheit sich durch eine schillernde Haut auf Wiesengewässern verräth, die jüngste Eisenformation. Die wissenschaftlichen Unterscheidungen und die Lagerstätten sind so zahlreich, daß wir nur Beispiele herausheben wollen. In Granit kommt Eisen vor im Schwarzwalde, im Odenwald, im Thüringer Walde, im Erzgebirge, im Fichtelgebirge, im Riesengebirge, nur aus dem letztern vertreten; in silurischem Gestein im Harz, im Voigtlande; in devonischem Gestein liegen die unermeßlichen Lager, die sich von der Mosel durch Westphalen bis an das westliche Gehänge des Harzes ziehen, namentlich die 47 Meilen langen reichen und feinen Adern um Siegen her, das Lager von Wetzlar, 42½ Ml. lang und an manchen Stellen 10 Meilen breit; diese ganze Gruppe ist durch 200 Exemplare vertreten. In Verbindung mit Kohle, blackband, findet sich Eisen an der Worm, an der Ruhr, bei Waldenburg und in Oberschlesien, aber mit Ausnahme der zuletzt genannten Gegend in der Regel so arm, daß man nicht mit so großem Vortheil, wie in Eng-

land geschieht, das Eisen in seinem eigenen Fett, der beigemischten Kohle, schmelzen kann. Die Ruhrgegend hat sich mit einigen 50 Exemplaren betheiligt. In Buntsandstein kommt das Eisen bei Pforzheim vor, wo schon die Römer darauf bauten. Sumpfeisen, wenn verhärtet, Orthstein genannt, liegt über das ganze norddeutsche Flachland verbreitet, in den Hannöverschen Niederungen und in den Thälern der Oder, Spree und Havel in unermeßlichen Quantitäten, freilich oft so arm, daß es nicht zu verwenden ist, sondern nur den Landwirth plagt. Es sind einige Proben davon da aus Westphalen und Schlesien, die besten aus Neusalz, ausgestellt von Krause in Berlin.

Oesterreich hat in allen Provinzen Eisenlager, die im Jahre 1860 20 Millionen Centner Erz und daraus 6,200,000 Centner Metall lieferten, meistens mit Holzkohlen geschmolzen, und daher frei von Schwefel, Phosphor und anderen schädlichen Beimischungen, welche das Eisen aus der Steinkohle annimmt. In demselben Jahre wurden eingeführt 29,500 Centner, ausgeführt 211,500 Centner. Der große Reichthum von Erzen ist nur sehr dürftig vertreten.

Eisen giebt es in der Ausstellung nicht, giebt es in der Natur nicht; Eisen ist ein Ideal; nur durch Kunst und in ganz kleinen Quantitäten kann man reines Eisen herstellen. Zur Gewinnung des Metalles können nur die Erze benutzt werden, in denen es im oxydirten Zustande vorkommt, und aus dem Hochofen fließt es immer gemischt mit Kohlenstoff.

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an.

Das verschiedene Mengenverhältniß der Kohle zu dem Metall und gewisse davon abhängige Eigenschaften unterscheiden die drei Arten von Eisen, in denen wir arbeiten, das Gußeisen, das Schmiedeeisen und den Stahl. Ein Stück, das wir in die Hand nehmen, ist unzweifelhaft Gußeisen, ein an-

deres unzweifelhaft Schmiedeeisen, ein anderes unzweifelhaft Stahl. Aber es giebt Stücke, deren Charakter nicht zu bestimmen ist; die drei Arten sind nicht zu definiren, die drei Wörter bezeichnen nicht Begriffe. Das Guß- oder Roheisen wird im Hochofen aus den schmelzenden Erzen gewonnen; es ist hart, spröde, nicht zu hämmern, kann aber aufs Neue geschmolzen und in beliebige Formen gegossen werden, und diese durch einen zweiten Guß erzeugte Gestalt ist es, in der das Gußeisen uns am häufigsten zu Gesichte und in die Hand kommt. Indem man das Gußeisen längere Zeit unter einem Luftstrom schmilzt und einen Theil seines Kohlengehaltes an dem Sauerstoff der Atmosphäre verbrennt, verwandelt man es in Schmiedeeisen, das sehnig, zähe, hämmerbar, im Großen nicht zu schmelzen, aber im weißglühenden Zustande zu schweißen ist. Stahl, der in der Mitte zwischen beiden steht, gewisse Eigenschaften von beiden hat, wird aus Gußeisen gewonnen, indem man ihm einen geringeren Theil seines Kohlengehaltes entzieht, Gußstahl, oder aus Schmiedeeisen, indem man ihm Kohle zusetzt. Von feineren Unterschieden in dieser Behandlung und von dem Verfahren bei der Abkühlung, von dem „Härtewasser", hängt es ab, ob der Stahl „glashart" wird, wie zu Feilen, oder „federhart", wie zu Säbelklingen. Wenn unsere schönwissenschaftliche Literatur sich nicht zu spröde gegen die Technologie verhielte, würde sie längst bemerkt haben, welche glückliche Anwendung sich von diesen Ausdrücken machen läßt, würde sie dieselben längst zur Bezeichnung von Charakteren gang und gäbe gemacht haben; und da ich einmal davon spreche, will ich erwähnen, das Eisen, welches weder kalt noch warm zu einem sehnigen Gefüge auszuhämmern ist, „faulbrüchig" oder „haderig" genannt wird.

Die Güte des Eisens hängt ab von der natürlichen Beschaffenheit des Erzes, von der Feuerung, die im Hochofen verwandt wird, und von der Kunst und Sorgfalt der Behandlung.

In dem ersten Punkte sind wir schlechter daran als Schweden, mit dessen Erze sich nur das Steyermärkische messen kann, aber besser als England, das zwar viele, aber im Ganzen schlechte Erze hat und große Massen schwedischen Eisens einführen muß. Holzfeuerung kommt nur noch in Oesterreich im Großen vor; im Norden und Westen müssen wir die Nachtheile der mineralischen Kohle durch Sorgfalt und Kunst der Behandlung ausgleichen. Und daß wir in diesem dritten Punkt es mit der ganzen Welt aufnehmen, davon hat diese Ausstellung auch dem eingebildetsten Engländer die handgreiflichsten Beweise geliefert. Um dieselben recht handgreiflich zu machen, hat man bei jedem Stück Roheisen angegeben, mit welcherlei Kohle es gewonnen ist, und die Schlacke, die nach der Feuerung verschieden ist, dazu gelegt. Ich bin mehr als einmal ungebeten und unwillkürlich Ohrenzeuge gewesen von verwunderten Aeußerungen sachverständiger Engländer, und erhielt von einem, den umherzuführen ich mir das Vergnügen gemacht, zum Dank die Aeußerung: Es wird noch dahin kommen, daß Engländer nach Deutschland zu gehen haben, um die Behandlung des Eisens zu lernen. Auszusprechen, was er dachte, es sei schon dahin gekommen, das litt sein Nationalstolz nicht. Besonders erstaunt sind sie über die feinen Sachen, die bei uns unmittelbar aus dem Hochofen gegossen werden. Der freundliche Leser, der am Ende der Seite noch weiß, was er am Anfang gelesen hat, wird den Grund einsehen; andere sind daran zu erinnern, daß im Hochofen das Metall aus dem Erze ausgeschmolzen wird, und daß man sonst, um feine Sachen zu gießen, das Roheisen erst noch einmal in einen Tiegel brachte und durch Abschäumen, wie Fleischbrühe, und durch andere Mittel reinigte. Unter den Mineralen des Zollvereins finden sich aber zwei kleine durchbrochene Schirme aus der Friedrich-Wilhelms-Hütte zu Mühlheim a. R. (Nr. 721), die direkt aus dem Hochofen ge-

gossen sind, und von Theodor Ulrich in Bredelar (Nr. 864) gar eine auf dieselbe Weise erzeugte Spiralfeder! Eine große Ausstellung von Gußwaaren aus dem Hochofen hat die Ilsenburger Hütte des Grafen Stolberg-Wernigerode unter dem westlichen Dome gemacht, und es wäre zu wünschen, daß, wie bei den vorhergenannten beiden Nummern, ein Täfelchen mit der Inschrift Pig iron oder Cast from the blast furnace angebracht würde. Denn ich habe Zweifel äußern hören, nicht in Betreff der Kandelaber und andern massiven Werken, wohl aber in Betreff der Ritterrüstung, die nach einem Pappmodell gegossen ist, der Klingen, die zwar für den Gebrauch untüchtig, doch einen erheblichen Grad von Elastizität besitzen, der durchbrochenen Bücherdeckel und der dünnen Vasen und Teller mit Reliefs, oben convex, unten concav, als seien sie mit dem Hammer getrieben.

Um die Güte des Schmiedeeisens zu zeigen, biegt, dreht, bricht und zerreißt man es, und zwar im kalten Zustande. Je näher der Bruch einem zerbrochenen oder zerdrehten Weidenzweige kommt, desto besser. Von solchen kalten Brüchen und Biegungen sind eine Menge ausgestellt, und bessere hat die ganze Ausstellung nicht aufzuweisen. Besonderes Aufsehen erregen ein paar Stücke von der Aktiengesellschaft Phönix aus Laar bei Ruhrort (Nr. 812), das eine, eine Achse von 6 Zoll im Durchmesser, die wie ein Ende Wachsstock zu einer Schleife zusammengelegt ist, ohne die mindeste Veränderung der Textur erlitten zu haben, ohne den geringsten Riß an der äußeren, ohne die geringste Runzel an der inneren Seite der Biegung zu zeigen; das andere Stück, ein sogenanntes Packet, aus dem Achsen gemacht werden, gleichsam ein Reisigbündel von Eisenstangen, die gegen die Mitte des Bündels keilförmig zulaufen und zu einer homogenen Masse zusammengeschmiedet werden. Dieses Zusammenschmieden ist nur an dem einen Ende des

Bündels bewirkt, an dem andern ist jede Stange zerbrochen oder zerrissen, um die faserige Textur zu zeigen.

In Eisenblechen, die durch Walzen aus Schmiedeeisen gewonnen werden, glaubte ich früher, würde Oesterreich den Sieg davon tragen. Ich habe meinem letzten Briefe ein Stückchen Schwarzblech, nicht größer, beträchtlich dünner und nicht erheblich schwerer als eine Visitenkarte beigelegt, fabrizirt von der Gesellschaft für Eisen-Industrie in Prag, Nr. 44; seitdem aber habe ich die Schwarzbleche von G. W. Buderus Söhnen in Neuwied (Nr. 682) gefunden, die allerdings, wie der Katalog bemerkt, durchsichtig sind. Es leuchtet ein, daß so dünne Platten nur aus einem Eisen herzustellen sind, welches nicht die geringste brüchige oder unganze Stelle enthält; oder sollte die Durchsichtigkeit von feinen Löchern herrühren?

In Stahl endlich, wie der Franzose richtig bemerkt, schlagen wir die ganze Welt. Vielleicht klingt die Redensart, die der Engländer bei jeder Gelegenheit, auch wo sie gar nicht gerechtfertigt ist, mit einem ganz absonderlichen, dumpfen Zungentriller von sich giebt, den Alten unangenehm, anmaßlich, undeutsch; den Jungen wird sie gut thun. Der Kruppsche Gußstahl und der Steyermärker Sensenstahl haben ihres Gleichen nicht. Es ist möglich, und sogar wahrscheinlich, daß dem letztern die türkischen und indischen Säbelklingen den Rang streitig machen können; aber man kann über die ausgestellten Exemplare nicht urtheilen, weil keine Probe gestattet wird; dazu sind sie übermäßig theuer. Unter Krupps Sachen sind drei vor allen groß, groß auch in dem Sinne, der den Engländer besonders anspricht: ein Block von Gußstahl, 40,000 Pfund schwer, aus 600 Tiegeln gegossen, in der Mitte zerbrochen, um den Bruch zu zeigen, vermittelst eines Dampfhammers von 15 Tonnen Gewicht, dem größten „in der Welt"; eine Seeschiff-Achse mit zwei Kurbeln für einen Dampfer des

gehärtete und hochpolirte Walzen, 10 Zoll Durchmesser, 16 Zoll lang, gleichfalls Gußstahl. Der Bruch des Blockes ist so eben in Farbe und Gefüge, so vollkommen frei von Aescheln und unganzen Stellen, als wenn die Masse nicht Stahl wäre, sondern Zucker oder ein anderer Stoff, den man auskochen und filtriren kann; die Walzen sind blank wie Diamant. Die Engländer haben nichts, was an diese Leistungen heranreichte; sie haben kleinere Massen von Gußstahl ausgestellt, aber sich gehütet, den Bruch zu zeigen; und sie geben eine Schiffsachse von ähnlichen Dimensionen nur um deshalb für Stahl aus, damit das englische Publikum in seinem Selbstgefühl nicht irre werde; die Sachverständigen wissen, daß sie nur aus Eisen besteht. Der general reader geht an der Krupp'schen Aufstellung, der freilich ein günstigerer Platz zu wünschen wäre, achtlos vorüber, denn die „Times“ geht ihm über den Augenschein.. Krupp hat ferner ausgestellt eine Seeschiffachse mit einer Kurbel; eine Schiffsschraube; mehrere Lokomotiv- und Setzachsen, darunter eine für eine amerikanische Straßenbahn; Lokomotiv- und Eisenbahnwagen-Federn; 24 Eisenbahn-Radreifen, ohne Schweißung rund gewalzt, darunter einer von 8 Fuß Durchmesser; 8 Kanonen, eine zerrissen, eine andere gespalten, um Bruch und Zähigkeit zu zeigen; Gewehrläufe, Kümperstangen, Bruch- und Biegeproben — alles von Gußstahl. Auch der zum Kranz gewundene Hobelspahn fehlt nicht, von dem bei der Armstrong-schen Ausstellung so viel Aufhebens gemacht wird. Die Bereitung des Stahls ist Krupp's Geheimniß, das die Engländer und Yankees ihm gar zu gern abluchsen möchten. Engländer erklären seine Erfindung für einen glücklichen Griff; das ist sie in einem Sinne, aber nicht in dem, daß sie ein Werk des Zufalls sei. In der Küche des Alchymisten, der

— nach unendlichen Recepten
Das Widrige zusammengoß,

oder auf gut Glück experimentirte, hat der Zufall auf manche werthvolle Entdeckung geführt; heutzutage geht die Naturkunde mit so wissenschaftlichem Schritte und darum in so nothwendigen Bahnen vorwärts, daß man oft vorhersagen kann, welches die nächste Entdeckung sein wird und oft dasselbe Problem von mehreren zu gleicher Zeit gelöst wird. Auch Berger & Comp. in Witten an der Ruhr (Nr. 1379) haben Gußstahlsachen, ein gezogenes Kanonenrohr mit Laffette und 20 Gewehrläufe in verschiedenen Stadien der Bearbeitung ausgestellt, deren Güte von den Sachverständigen sehr gerühmt wird, aber dem Laien nicht so anschaulich gemacht ist, wie von Krupp. Ich möchte hier überhaupt ein- für allemal bemerken, daß die Ausstellung in einige 30 Klassen, viele mit Unterklassen, getheilt ist, daß für jede Klasse Geschworne, von manchen Staaten, namentlich Frankreich, aus den ersten Männern des Faches bestellt sind, daß, wenn man einen Geschworenen aus Klasse I. über einen Gegenstand aus Klasse II. befragt, man häufig die Antwort erhält, die der Anfang aller Weisheit ist: Ich weiß nicht! daß also einem Journalisten, der in keinem dieser Fächer Fachmann ist, nichts übrig bleibt, als seinem eigenen Lichte zu folgen und sich übrigens im Voraus gegen etwanige Vorwürfe in das Elephantenleder zu hüllen, das irgendwo ausgestellt ist. Auch die Steiermärker geben einem den Beweis buchstäblich in die Hand. Ihr Vertreter gestattet uns, eine beliebige Sense zu wählen, damit aus Leibeskräften in eine Stange Eisen zu hauen und uns zu überzeugen, daß wir eine tüchtige Scharte in das Eisen geschlagen, aber die Sense nicht im Mindesten beschädigt haben — was ich den Beweis der Edda nenne. In der Ausstellung der Sheffielder wird nichts der Art erlaubt.

Ich will endlich noch einige der bedeutendsten deutschen Eisenwerke nennen, welche die Ausstellung beschickt haben. Die Bremer Lloyd, von Gußstahl, 16,000 Pfund schwer; ein Paar

Köln- und Müsener Bergwerksgesellschaft, Eigenthümerin des berühmten Stahlbergs bei Müsen und benachbarter Blei- und Kupfergruben, beschäftigt 3 Hoföfen, 5 Puddel- und Hammerwerke, 6 Dampfmaschinen, 20 Wasserräder und 700 Arbeiter, berechnet auf eine Jahresproduction von 38,000 Tonnen Eisen, 1500 Tonnen Stahl, 150 Tonnen Blei, 1½ Tonne Silber. Die Concordia in Scheuberg bei Eschweiler, 400 Ctr. täglich. Die Hörder Berg- und Hüttengesellschaft. Die Werke von Jacobi, Haniel und Huyssen mit 42 Dampfmaschinen. Die Heinrichshütte bei Hattingen, 400,000 Centner jährlich. Die Johanneshütte bei Duisburg, 23 Millionen Pfund jährlich. Die Friedrich-Wilhelmshütte bei Mühlheim, 680 Arbeiter. Der Bergische Verein, täglich 60,000 Pfund. Die königliche Hütte Königshütte in Schlesien, 273,000 Centner Roheisen, 160,000 Centner Schmiedeeisen jährlich. Die Laurahütte. Die königliche Hütte zu Rybnick, 30,000 Centner Schmiedeeisen und Blech. Das Stahlwerk der Lenne- und Ruhrgesellschaft, das u. a. Schiffspanzer liefert. Der Fabrik- und Hüttenverein zu Limburg, dessen in alle Welttheile ausgeführter Stahl 1855 die große Medaille erhielt. Die Werke der Minerva in Breslau. Die Gesellschaft für Eisenindustrie in Prag, 68 Dampfmaschinen, 5019 Arbeiter, 480,000 Centner Roheisen, 206,000 Centner Schienen jährlich. Andreas Töppers Werke in Niederösterreich, 220 Arbeiter, liefert Gasröhren, außerdem 12 bis 15,000 Tonnen Artikel von weichem Eisen, mit Holzkohle bereitet.

Den Schweden hat der Zufall dazu verholfen, die Vortrefflichkeit ihres Eisens anschaulich zu machen. Ein Dampfschiff von 150 Pferdekraft rannte mit einer Geschwindigkeit von 13 Knoten die Stunde gegen eine blinde Klippe an. Ein englisches Schiff wäre wie Glas zerbrochen; man denke an den „Birkenhead", der in der Nähe des Kap auflief, zerbrach und

mit mehren Hundert Soldaten unterging. Der Schnabel des schwedischen Schiffes klappte um, wie eine Haut Wildleder, ohne daß einmal die Nieten ausbrachen, und das Schiff erreichte ohne Hülfe den Hafen. Dieser Schiffschnabel ist zur Stelle gebracht. Die schwedischen Gießereien, auf drei Jahre mit Bestellungen der italienischen Regierung besetzt, haben zwei Geschütze und einen Anker geschickt. Nach Schweden gehört von Rechtswegen auch die große Aufstellung von Gußstahl, die Bessemer in der englischen Abtheilung gemacht hat. Seine 1851 in kleinen ungenügenden Proben gezeigte Erfindung, das Roheisen, wie es aus dem Hochofen fließt, sofort in Stahl zu verwandeln, hat erst Resultate geliefert, seit er dem schwedischen Gruben- und Hüttenbesitzer Görenson in Edsken einen Theil seines Patents verkauft und die Fabrikation ganz nach Schweden verlegt hat. Frankreich hat wenig Roh- und Schmiedeeisen ausgestellt; hervorzuheben ist das berühmte Gußeisen der Firma Dalifot in Paris (Nr. 3001), das sofort zu den kleinsten Artikeln verschmiedet werden kann. Italien, dessen Kommissarius Grabau von deutscher Abkunft und ein in Deutschland gebildeter Bergmann ist, hat reiche Eisenerze aus verschiedenen Gegenden eingesandt und seine Techniker vermessen sich, daß sie es mit England aufnehmen würden, wenn sie Kohlen hätten. Die Hoffnungen, die man sich von Sardinien machte, sind aber bei näherer Untersuchung zerronnen; so täuschend ähnlich die Kohlen der Insel den Newcastlern sind, so sind doch keine Kohlen im engern Sinne, keine ächten Steinkohlen darunter, sondern nur Lignite und Arthracit. Ein Italiener, Sella, hat eine electromagnetische Maschine erfunden, um die magnetischen Eisenerze von den Kupfererzen zu trennen. Die Belgier zeichnen sich durch Bleche aus. In Portugal hat man mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten alte Eisengruben wieder in Betrieb gesetzt; eine Sammlung der Mineralien des

Landes hat auch ein Deutscher, Dr. Feuerheerd in Oporto, zusammengebracht. Ebenso werden wir die geologischen Karten von Spanien als das Werk eines Landsmannes betrachten dürfen; denn der Aussteller heißt Schulz. Die russischen Eisenwerke sind durch die Regierung, vier Fürsten und drei Privatpersonen vertreten.

In dem östlichen Dome sah man seit einiger Zeit aus einem festverschlossenen Bauzaune einen Obelisk von vergoldeter Pappe aufsteigen, aus dem kein Mensch klug werden konnte. Endlich ward das Geheimniß offenbar; eine Inschrift besagt, daß dieser Obelisk genau die Masse des Goldes darstellt, die vom 1. Oktober 1851 bis 1. Oktober 1861 in der Provinz Victoria gefunden ist, nach dem Gewicht 1,793,995 Pfund, im Werth 104,649,778 £. In den Unterbau sind Facsimiles von einigen der größesten nuggets, Klumpen gediegenen Goldes, eingemauert. Diese ungeheuere Masse Gold, mit deren Ziffern wir ebenso wenig, wie mit den Entfernungen der Himmelskörper, eine bestimmte Vorstellung verknüpfen können, ist mit wenig körperlicher und gar keiner geistigen Arbeit gewonnen worden. Vieles lag obenauf in den Sandflächen, die bis vor zehn Jahren nur der Fuß des Eingeborenen betreten; anderes wurde in Körben aus dem Rinnsal der Bäche geschöpft; und selbst die Schachte, die man an Stellen trieb, wo Gold obenauf gelegen, und die Stollen und Quetschmaschinen, vermittelst deren man es aus dem Quarz gewinnt, erfordern nur eine ganz rohe, mechanische, wenn auch anstrengende Arbeit. All dies Gold war gediegen.

In Deutschland liegt auch viel Gold; aber uns wird es saurer gemacht, zu dem zu kommen, nach dem sich Alles drängt, an dem zuletzt doch Alles hängt; das Gold steckt in unserm Boden gar fein vertheilt, wie die Millionen Centner Silber im Seewasser. Fast alle unsere Bleierze enthalten ein wenig

Silber; und kein Silber ist ohne eine Spur von Gold. Auch dem Arsenik ist in der Regel Gold beigemischt. Die Erze des Rammelsberges bei Goslar enthalten $\frac{1}{2}$ Prozent Silber und 0,00013 Prozent Gold, das heißt 100 Pfund Erz enthalten 13 Millionstel Pfund Gold, die nur durch die künstlichsten, chemischen Arbeiten auszuscheiden sind. Die Goldlager am Rhein, zwischen Basel und Mannheim, die gediegenes Gold enthalten und seit dem Jahre 667 gewaschen werden, enthalten gar nur ein Millionstel, dividirt durch 1400. Die wichtigsten Lager von Bleierzen, unter denen wir auch Galena wiederfinden, das man uns in Natal für eine afrikanische Neuigkeit ausgegeben, finden sich im Schwarzwald, im Erzgebirge, im Harz, bei St. Goar, an der untern Sieg, in der Eifel, bei Schleiden, bei Tarnowitz in Oberschlesien. Gewaschen wird auf Gold auch noch bei Johanngeorgenstadt im Erzgebirge und an dem nördlichen Fuße des Riesengebirges, aber nicht mehr mit demselben Erfolge, wie in den grauen Zeiten, von deren Thätigkeit gewaltige Haufen ausgewaschenen Gerölles Zeugniß geben. Blei ist in Menge ausgestellt, Silber und Gold in entsprechender Winzigkeit.

In Wales, einst als Goldland berühmt, hat man angefangen, Gestein, das in alten Zeiten als taub bei Seite geworfen, und die Schlacken eingegangener Kupferhütten wieder auf Gold zu versuchen und bei der Gelegenheit auch gediegenes Gold gefunden. Silber ist sonst noch da von dem berühmten Kongsberg in Norwegen, der die schönen Speciesthaler liefert, und aus Spanien von Guadalajara.

Blei hat namentlich der Rammelsberg bei Goßlar geliefert, von fremden Ländern Italien, wo man auch den alten Schlacken durch einen verbesserten Prozeß noch eine lohnende Ausbeute abgewinnt.

Die Goldmacherkunst ist nicht vertreten, obgleich ernste

Forscher namentlich in Paris, in ihr arbeiten. Sie scheuen das Gelächter der Aufklärung, die ganz genau weiß, daß kein Gold gemacht werden kann, aber vielleicht sich in dem Punkte irrt. Allerdings hängen viel Schlacken und Thorheiten an der Geschichte der Alchemie; allerdings steht ihre eine Richtung in innigem Zusammenhange mit der mittelalterlichen Theologie, mit der Vorstellung, daß etwas ein Ding und zu gleicher Zeit nicht dieses Ding sein könne. Heinrich VI. von England forderte in vier auf einander folgenden Edikten, alle Edlen, Doktoren, Professoren und Geistliche auf, sich dem Studium der Alchemie zu widmen, damit er die Mittel gewinne, seine Schulden zu bezahlen. Die Geistlichen vorzugsweise sollten sich um die Auffindung des Steines der Weisen bemühen; „da sie ja Brod und Wein in Leib und Blut Christi verwandeln könnten, so werde es ihnen mit Gottes Hülfe auch gelingen, eine Transsubstantiction der unedlen Metalle in Gold zu bewirken.“ Die Bemühungen hatten aber keinen andern Erfolg, als daß man anfing, falsches Geld zu prägen und es den Schotten ins Land zu spielen. Die Liturgie der römischen Kirche für den 27. Dezember enthält folgenden Lobgesang:

Inexhaustum fert thesaurum,
Qui de virgis fecit aurum,
Gemmas de lapidibus.

Ich lasse auch die Zeugnisse von Spinoza und Helvetius auf sich beruhen und die Dukaten Leopolds I. mit der Inschrift:

Aus Wenzel Seylers's Pulver Macht
Bin ich von Zinn zu Gold gemacht.

Aber bewiesen ist die Unmöglichkeit einer Zerlegung und Zusammensetzung des Goldes keineswegs; und was zwischen Wirklichkeit und Unmöglichkeit liegt, ist der berechtigste Gegenstand der Forschung. Auf eine Weise ist die Aufgabe schon gelöst; in Birmingham werden künstliche Goldkörner aus Blei und Ver-

goldung gemacht und nach Australien befördert. Was dort damit gemacht wird, das verschweigt des Sängers Höflichkeit.

Die größte Zinkgrube der Welt ist der Altenberg oder Vielle Montagne in der Gemeinde Moresket, über welche die Souveränetät zwischen Preußen und Belgien getheilt ist. Sie wird seit alten Zeiten benutzt. In Oberschlesien wurde 1810 der erste Versuch gemacht: bis dahin hatte man von dem Galmei, mit dem man selbst nicht umzugehen wußte, kleine Quantitäten nach Schweden zur Verhüttung geschickt. Die Ausbeute jenes ersten Jahres war 600 Centner; des Jahres 1861 vier Millionen Centner. Sonst kommt nur noch in Wales etwas Zink vor; das Erz aus Michigan, von dem 1851 ein großer Block ausgestellt war, scheint sich nicht bewährt zu haben. Ruffer aus Breslau (Nr. 827) hat eine Zinkplatte ausgestellt, polirt und scharfkantig, 15 Fuß lang, 30 Zoll breit und ¾ Zoll dick, 15, nicht 6, wie im Katalog steht, Centner schwer, die große Bewunderung erregt und in der Ausstellung nicht entfernt ihres Gleichen hat. Der ganze Industriezweig ist glänzend vertreten.

Dasselbe läßt sich von dem Kupfer sagen; es sind alle deutsche Gebirgsarten und so ziemlich alle Verbindungen, in denen Kupfer vorkommt, in hübschen Exemplaren da, von einem ganz armen Erz, das nur ½ Prozent Kupfer enthält und von der Stadtberger Gewerkschaft zu Altena doch noch mit Vortheil verhüttet wird, bis zu dem reichen Kupferschiefer der Grafschaft Mansfeld, der jetzt auf eine Strecke von 66 engl. Meilen nachgewiesen ist und eine unerschöpfliche Tiefe verspricht; dazu Kupfer in Barren, Kupferblech, Kupferdraht und von der Mansfelder Gesellschaft eine Platte, 33 Fuß lang, 5½ Fuß breit, 12 Centner schwer, auch ohne ihres Gleichen, und zwei Zuckerpfannen, 17 und 18 Centner schwer, roh gehämmert, denen eine französische Pfanne Konkurrenz macht. Das deutsche

Kupfer ist vortrefflich, aber lange nicht ausreichend für den Bedarf. Italien besitzt einen großen Reichthum an Erzen, muß sie aber zur Verhüttung größesten Theils nach England schicken.

Von den „kleinen" Metallen, die wir für gewöhnlich nur in Büchern finden, seien zwei erwähnt, Kobalt und Nickel, von Dr. Fleitmann in Iserlohn (Nr. 717), und aus zwei Gründen, erstens weil ihre Herstellung im regulinischen Zustande sehr schwierig ist, und zweitens weil ihre Namen sprachlich merkwürdig sind. Kobalt hängt mit Kobold zusammen, und das andere hat seinen Namen von Old Nick, dem Gentleman mit dem Pferdefuß, aus dem in Deutschland Du Nickel! geworden ist. Quecksilber haben nur Felthauß u. Co. in Wetzlar (Nr. 715) aus einer Mine in der Nachbarschaft geliefert. Cadmium das Königl. Hüttenamt Königshütte; Uranium das österreichische Hüttenamt Joachimsthal.

Aus Oesterreich sind vertreten das vortreffliche Blei aus Kärnthen durch Proben der Jacomini-Hütte (Nr. 21) die Kupferminen von Graßlitz in Böhmen, deren Inhalt auf 2,900,000 Centner geschätzt wird, und der Schwefel, der im Zollverein fehlt.

Eine Metallindustrie fehlt in Deutschland noch, die 1855 zuerst auftrat und seitdem in Frankreich und England einen bedeutenden Umfang gewonnen hat. In Paris betrachtete man die kleinen Barren von Aluminium, das aus Lehm gewonnen war, als eine Kuriosität und fragte sich noch, was im Großen damit anzufangen sein würde, wenn man je dahin kommen sollte, es im Großen und auf eine wohlfeile Weise herzustellen. Seitdem hat man in Grönland ein Erz gefunden, das viel reicher ist, als der Lehm, und durch die Verbindung von Aluminium und Kupfer eine Bronze hergestellt, die sich durch ihre Leichtigkeit auszeichnet und dabei einen solchen Goldglanz und so wenig Neigung zum Anlaufen und Rosten hat, daß sie keiner Vergoldung bedarf. Die Pariser Luxusindustrie hat schon viel-

fältigen Gebrauch davon gemacht. Auch ein englischer Fabrikant zeigt, aus reinem Aluminium getrieben, eine Statuette, einen Helm, einen Hohlspiegel, ferner astronomische Instrumente, eingelegte Arbeit nach Art der Tulaer und einige Bronzesachen.

Wer vor zwölf Jahren aus Berlin nach England kam, dem mußte, wenn er ein Auge für dergleichen hatte, bei seiner ersten Mahlzeit auffallen, daß das Salz nicht aus krystallischen Blättchen, sondern aus feinem Pulver bestand, nicht aus Soole gekocht, sondern aus Steinsalz gemahlen war; und wer in den letzten Jahren von England nach Berlin zurückkehrt, dem wird es wieder bei der ersten Mahlzeit auffallen, daß die krystallischen Blättchen verschwunden und durch Steinsalz ersetzt sind. Der Grund ist, daß bei Staßfurth, in der Nähe von Calbe, ein Steinsalzlager von 100 Fuß Mächtigkeit und von sehr großer, noch nicht erforschter Ausdehnung entdeckt und in Betrieb gesetzt worden ist. Dieser Fund ist von unberechenbarem Werthe für den Volkswohlstand. Er erspart nicht nur der Regierung den Betrieb kostspieliger Gradier- und Siedewerke, sondern liefert auch in den oberen unreinen Schichten, dem Abraum, ein kräftiges Düngungsmittel, gestattet die Heerden reichlich mit Leckſteinen zu versehen, läßt eine Menge chemischer Produkte mit viel geringeren Kosten als früher herstellen, und liefert endlich einen unerschöpflichen Vorrath von Borax, unentbehrlich zum Löthen der Metalle, der sonst nur in Maremnen bei Florenz und in den Steppen am Aralsee vorkommt. Es ist ein erfreulicher Anblick der Obelisk von Staßfurther Steinsalz (Nr. 667), umgeben von Proben der verschiedenen Salze, Boracit und Leckſteinen. Im Jahre 1860 sind 670,000 Centner Salz und 6543 Centner Abraum gefördert worden. Da gleichzeitig ein Netz von Eisenbahnen über Deutschland gezogen ist, so haben die Salzvorräthe anderer Länder und die verschiedenen Prozesse, durch die man sie z. B.

in Portugal und Italien, aus dem Seewasser gewinnt, kein Interesse mehr für uns. Oesterreich ist durch Halein und Wieliczka versorgt.

An Bausteinen, Sandstein, buntem Marmor, Schiefer, den verschiedenen Thonarten hat Deutschland im Ganzen hinreichenden Vorrath; nur liegen die Fundstätten in der Regel weit von dem Flachlande. Billiger Marmor gehört zu dem Nothwendigen des Lebens, weil aus ihm allein zweckmäßige Waschtische gemacht werden können; allenfalls ist er zu dem Behuf durch Schiefer zu ersetzen. Der letztere wird in England viel zu Billardtafeln und zu emaillirten Gemälden benutzt, deren man sich namentlich zur Verzierung von Schiffskajüten gern bedient. Marmor ist ausgestellt aus Olpe in Westfalen, aus Wetzlar, Koblenz, Habelschwerdt, vom Westerwald und aus Fürstenberg in Sachsen, Schiefer aus verschiedenen Orten in Nassau und Westfalen, ein gewaltiger Lithographirstein, leider unterwegs zerbrochen, aus Solenhofen in Franken. Der prächtigste Buntmarmor ist der kalifornische, der, soviel ich weiß, auf dieser Ausstellung zum ersten Male erschienen ist; seine Grundfarbe ist kastanienbraun, und die Zeichnung und Färbung der Schichten von wunderbarer Schönheit.

An die Kohle und das Eisen hätte ich gleich den Mühlstein reihen sollen. Freilich hören wir ihn heute nicht in jedem Hause rasseln, wie im Alterthum; aber er ist heute noch ein so wichtiges Triebrad in dem Leben der Menschen und Völker, wie damals, und wenn unsere allerneueste Poesie in der That so realistisch wäre, wie sie sich anstellt, so würde sie es der Mühe werth finden, diesen Stein zu fassen. Sie könnte ihm mehr als eine schöne Facette abgewinnen. Auf die erste Wassermühle, die in Rom gebaut wurde, unter der Herrschaft des Augustus, machte Antipater dies hübsche Epigramm:

„Ruhet von der Arbeit, Ihr Mägde, die Ihr in der

Mühle schafft; schlaft und laßt die Vögel singen in das Morgenroth. Ceres hat die Najaden gerufen, Eure Arbeit zu thun; gehorsam werfen sie sich auf das Rad; wälzen die Welle um und mit ihr den gewichtigen Stein."

Aber die Mägde müssen immer noch früh aufstehen. Von der Güte des Steines hängt die Güte des Mehles, von dieser unsere körperliche und geistige Gesundheit ab. Bisher wurden die guten Steine aus Frankreich bezogen, und sie sind durch die im Zollvereine ausgestellten Lavasteine aus Andernach nicht zu ersetzen. Zwei österreichische Fabrikanten aber haben Mühlensteine aus ungarischem Quarz ausgestellt (Nr. 30 und 69), die besser sind als die französischen, und von denen seit 1858 500 Paar verkauft sind. Sie bestehen aus reinem Süßwasserquarz, sind nicht schwammig wie die französischen, sondern von fester Textur, wirken also mehr schneidend als reibend, erhitzen das Getreide weniger, geben weniger Staub und bleiben länger scharf. Das Mehl, das sie liefern, ist weißer, feiner, glänzender und nimmt mehr Wasser auf. Sie kosten das Paar, von erster Qualität, bei 36 Zoll Durchmesser 180 Gulden, und sollen 20 Jahre aushalten. Im Handel gehen sie unter dem Namen Fony-Mühlsteine, nach dem Fundort.

Zum Schluß noch einige Merkwürdigkeiten: aus Italien die aus geographischen Räthselspielen bekannten „schwimmenden Ziegelsteine" von einer sehr porösen Lava; aus Schweden Gefäße aus Talkstein geschnitten; aus Karlsbad die bekannten, natürlichen und künstlichen Inkrustationen von Sprudelstein; aus Salzburg Proben eines Smaragdbruches; aus Pisa eines Lagers von Chalcedon, beide vor Kurzem entdeckt; aus dem Stromgebiet des Jenisei gewaltige Blöcke von Graphit; endlich aus Neu-Braunschweig, Brasilien und Tyrol Asbest. Will sich denn Niemand erbarmen und aus diesem „Bergflachs"

unverbrennliche, also keines Putzens bedürfende Lampendochte für geplagte Hagestolzen fabriziren?

8. Hölzer.

Wenn man von dem Nordkap nach dem südlichen Punkte von Sizilien eine gerade Linie zieht, so ist in Mitteldeutschland ungefähr der halbe Weg. Von da aus können wir also mit der größesten Seelenruhe beobachten, wie unsere Pflanzenwelt an dem einen Ende sich in Knieholz und Moose verläuft, an dem andern bis an die Dattel reicht. Die meisten tropischen Gewächse, die sich einmal an den botanischen Garten in Algier gewöhnt haben, werden auch in Marseille fortkommen: aber auf der langen Wanderung von da nordwärts ergeht es ihnen, wie den Franzosen auf dem Rückzuge aus Rußland; nur wenige sieche Exemplare gelangen nach Hammerfest, wo die meisten unserer deutschen Bäume nur am Spalier und unter Glas ausdauern. Die Versuche, neue tropische Mehlpflanzen für Europa heranzuziehen, habe ich bei Algier erwähnt, und ein anderes Gewächs wird uns noch einmal dahin führen; das Verschwinden der Vegetation in den Polarzonen können wir an den Produkten Norwegens beobachten. Was in der Ausstellung fehlt, ergänzt Schübeler in seinen „Kulturpflanzen Norwegens," einem Universitätsprogramm für das erste Semester 1862, Christiania 1862, deutsch geschrieben. Ein so tüchtiges Volk wie das norwegische, hält es nicht unter seiner Würde, selbst in seinen öffentlichen Anstalten sich der Sprache zu bedienen, welche die Fruchterde seiner Bildung ist, während, eine der interessanten Nationalitäten unter österreichischer Herrschaft, die uns, wenn die Dinge in Mexiko eine andere Wendung genommen hätten, in diesem Frühjahr auf den Leib gehetzt worden wären, einige Rohprodukte mit Erklärungen in

einer Sprache versehen hat, die ich nicht verstehe, nicht einmal erkenne, und von deren Erlernung der Leser mich hoffentlich dispensiren wird. Die Norweger bemühen sich, ihre arme Flora zu bereichern, sie pflanzen an, was irgend fortgehen will; wir können also ihr Land als ein großes Versuchsfeld für Europa ansehen. Freilich dürfen wir dabei nicht übersehen, daß der westliche Uferstrich ein viel milderes Klima hat, als manches weit südlicher gelegene Land, weil der warme Golfstrom an der Küste hinstreicht, und daß in dem gebirgigen Innern zwar die Winter viel kälter sind als in Deutschland, aber die Sommer viel heißer als in England. Aus diesen beiden Umständen erklären sich einige merkwürdige Erscheinungen, die Schübeler beobachtet hat. Die einjährigen Gewächse gelangen in Norwegen bei einer niedrigeren Temperatur und in einer kürzern Zeit zur Reife, als in südlicheren Ländern. Wenn aus diesen nach Norwegen verpflanzt, so erfordern sie anfangs eine längere Zeit zur Reife, als die Spezies, die schon im Lande einheimisch sind, nach Verlauf von einigen Jahren aber nur dieselbe. Wenn umgekehrt Pflanzen aus einem höheren Breitengrade in einen bedeutend niederen gebracht werden, so werden sie im ersten, auch wohl noch im zweiten Jahre früher reif, als die eingebürgerten. So lange eine Pflanze nicht weiter nördlich kultivirt wird, als wo sie ihre volle Entwickelung erreichen kann, wird der Samen in den ersten Jahren größer und schwerer, je näher man die Pflanze an jene Grenze bringt, und kleiner und leichter, je weiter man sie davon entfernt. Ferner, je näher eine Pflanze an jene nördliche Grenze rückt, desto kräftiger entwickelt sich der Farbestoff ihrer Epidermis, gelbe Erbsen werden grün, gestreifte und gesprenkelte Bohnen nehmen reichere und tiefere Farben an, verlieren aber nach zwei oder drei Jahren diese Eigenthümlichkeit. Ebenso wird bei manchen Gewächsen die Blüthe und bei allen Bäumen das

Laub affizirt. Eben so mit dem Aroma; Maiblumen, Vogelkirschen, Petersilie, Lawendel, Zwiebeln sind duftiger bei Drontheim als bei Christiania, auch das Obst, das freilich an Süße verliert, was es an Aroma gewinnt. Außer den oben bezeichneten Verhältnissen scheint auch die Länge der Tage im Sommer auf diese besondere Entwickelung der Pflanzen einzuwirken. In Finmarken unter demselben Breitegrade mit der eisigen Boothia felix, hat man beobachtet, daß Gerste in 24 Stunden 2¼ Zoll, Erbsen 3 Zoll gewachsen sind.

Die Ackerbaugesellschaft in Tromsö in Finmarken stellt folgende, unter dem 70. Grade gereifte Früchte aus: Roggen, Gerste, Kartoffeln, Erbsen, Turnipsaamen, alle bemerkenswerth durch ihre Schwere. Ein anderer Aussteller ebendaselbst liefert die Gräser von Finmarken, eine verlorene, verfrorene Gesellschaft, Schübeler eine vollständige Sammlung der norwegischen Cerealien, Möller aus Christiania ein Herbarium der wilden Arzneipflanzen. Die gewöhnliche Gerste ist die vierzeilige; sie reicht bis zum 70. Grade und begleitet an manchen Stellen die norwegische Föhre bis auf deren äußerste Gebirgshöhe. Durra (Sorghum vulgare) ist versuchsweise bei Christiania gebaut worden (59° 54') und in 132 bis 134 Tagen reif geworden. Auch mit Mais sind ebendaselbst zahlreiche und sorgfältige Versuche gemacht worden; am schnellsten, in 85 Tagen, reifte Yellow chicken Corn, am spätesten, in 144, Tuscarora und Sugar Corn; 24 andere Varietäten erforderten im Durchschnitt 114 Tage. Ich bitte, auf diese Resultate zu achten, da ich weiterhin ein gutes Wort für den Mais einzulegen denke. Hafer macht 55 Prozent des ganzen Kornbaues aus, dient in der Form von dünnen, ungesäuberten Broden und von Hafermuß zur Nahrung. Jene Brode, die ohne Zuthat von Zucker ungemein süß schmecken, werden von Londoner Konditoren als Leckerei verkauft. In der Ackerbauschule der kleinen Stadt

Bodo, 67° 17′, wahrscheinlich der nördlichsten in der Welt, ist Sommerweizen im Jahre 1860 in 120 Tagen reif geworden. Turnip (Rapa rapifera, Metzger) ist das Lieblingsgemüse und gedeiht im äußersten Finmarken und auf einer Höhe von 3000 Fuß zu reichen Ernten. In der kleinen Festung Vardohus (70° 22′ 35″), die den Stürmen des Eismeers ausgesetzt ist, rechnet man auf einen Ertrag von 8½ Tonnen von dem Morgen; in Bodo erhielt man in einem Jahre 17½ Tonnen; bei Christiania ist eine Knolle von 29 Pfund vorgekommen. Die schwedische Turnip (Napus rapifera, Metzger) gedeiht sehr gut, doch nicht jenseits des Polarkreises. Es ist merkwürdig, daß dieses auch in England sehr beliebte Gemüse in Deutschland nicht recht einschlagen will. Zuweilen liegt es an der Saat; ein Gutsbesitzer in Pommern suchte sich aus der unendlichen Reihe von Turnips in dem Katalog eines der ersten englischen Handelsgärtner die Sorte Pomeranian Bulldog aus und erhielt Wruken. Flachs, der bis zum Polarkreise gedeiht, wird in neuerer Zeit immer seltener gebaut, weil baumwollene Stoffe weniger kosten, als das Korn, das die Stelle des Flachses einnehmen kann. Helianthus tuberosus wurde vor Einführung der Kartoffel allgemein gebaut. Scorzonera Hispanica, die ich später noch einmal zu erwähnen habe, bringt im 74. Grade reifen Samen. Tomat, Solanum Lycopersicum, Ende Mai in Christiania in freier Erde gesäet, hat im September reife, gut entwickelte Früchte gebracht. Die Pflanze ist in Frankreich und in England ganz gewöhnlich, bringt in manchen Jahren unglaublich reiche Ernten und ist für jemanden, der die Kunst zu essen nicht nur versteht, sondern auch üben will, ganz unentbehrlich.

Aepfel, die in 346 Varietäten, darunter 13 dem Lande eigenthümlichen, kultivirt werden, können bis 65° 10′ frei stehen, darüber hinaus nur am Spalier. In dem Städtchen Mandal,

58° 1, wurde ein Apfel gezogen, der 50 Loth wog, und ein Baum in dem Stift von Bergen lieferte 38 Scheffel. Die Aprikose, der Wein, die Walnuß werden noch am Segne Fjord, 61° 17″, reif, die Johannisbeere, die Himbeere, die Erdbeere bis zum 70. Grade, und doch beginnt schon im 68. die arktische Brombeere, die wegen ihres außerordentlichen Parfüms kultivirt zu werden verdiente. Ich will endlich noch von einigen Bäumen und Sträuchern angeben, bis zu welchem Breitengrade sie in Norwegen im Freien und ohne Winterbedeckung fortkommen; Ailantus, 60; Aristolochia Sipho, Drontheim; Heuschreckenbaum, Robinia Pseudacacia, Drontheim; Salisburia adianthifolia, 60; Gleditschia 60; unächte Orange, Philadelphus coronarius, Drontheim; Paulownia imperialis, 58°, doch erfrieren die Spitzen häufig im Winter; Rothe Ceder, Bleistiftholz, Juniperus Virginianus, 60; Rhododendron Ponticum, Drontheim; Shepherdia Canadensis, 60; Sibirischer Crabapfel, Pyrus baccata, 60°; Sibirischer Erbsenbaum, Caragana arborescens, Drontheim; Tamariske, Tamarix Germanica, ein sehr zierlicher immergrüner Strauch, der in England und Frankreich die Nachbarschaft des Meeres liebt, bis nach Finmarken; Tulpenbaum, Liriodendron tulipifera, 60; Sycamore, Acer Pseudoplatanus, in Deutschland vernachlässigt, 63° 35′; Schwarze Wallnuß, Juglans nigra, bis Drontheim, bringt bis 60° reife Früchte; Eibe, Taxus baccata, englisch Yew, 61°; bei Christiania ist einer gefällt worden, der 254 Jahresringe wies; Liebhaber von Coniferen können nicht oft genug auf diese Zierde der englischen Dorfkirchhöfe aufmerksam gemacht werden.

Nachdem wir so die beiden äußersten Grenzen, Algerien und Norwegen, abgegangen sind, wollen wir uns auf dem weiten Raume umsehen, der zwischen ihnen liegt, und beginnen am natürlichsten mit den verdienstlichen Arbeiten, die **Florent-**

Prévost, Assistent an dem naturhistorischen Museum in Paris, zum Schutz der Pflanzenwelt unternommen, Nr. 885. Seit 24 Jahren ist er damit beschäftigt, die Magen der französischen Vögel darnach zu untersuchen, wovon eine jede Gattung lebt, ob von Pflanzen oder von Thieren, und von welchen, welche Vögel also für die Land- und Waldwirthschaft als nützlich zu betrachten und zu hegen, nöthigenfalls durch die Gesetzgebung zu schützen seien. Er wäscht den Inhalt des Magens und zwar zu verschiedenen Jahreszeiten, aus, trennt Körner, Pflanzenfasern, Knochen, Haare, Schuppen, Flügeldecken und andere unverdauliche Glieder der Insekten, und klebt den so geordneten Inhalt auf ein Kartenblatt, das den Namen des Vogels trägt. Sein nächstes Geschäft ist alsdann, die Körner festzustellen, was wenig Schwierigkeit hat, und durch mikroskopische Untersuchung zu ermitteln, welchem Geschmeiß die unverdauten Beine, Haare und Freßzangen angehören, von denen mancher Vogel eine im Verhältniß zu seiner Größe unglaubliche Menge beherbergt. Hoffentlich wird er seine Arbeit, von der nur Proben ausgestellt sind, veröffentlichen zum Nutzen für sein Land und um stramme Protestanten zu überzeugen, daß man sich in katholischen Ländern zwar an die Heiligen um Regen, aber auch an die Spatzen um Vertilgung des Ungeziefers zu wenden versteht und darin eigentlich ein Wenig voraus ist. In England ist man grade jetzt durch mehre Umstände auf diese Arbeit sehr aufmerksam geworden. In einigen Grafschaften haben die klotzköpfigen Landwirthe in diesem Frühjahr, weil sie bemerkten, daß ihnen ungewöhnlich viel von ihren Saaten weggefressen wurde, die kleinen Vögel durch vergiftetes Futter zu Tausenden getödtet und hinterher gemerkt, daß der Schade nicht von den Vögeln verübt worden war, sondern von Maden, Larven, Raupen und andern Kharfesters, deren man sich nun gar nicht mehr erwehren kann. Eine ähnliche Warnung kommt

aus Australien. Ein Schotte, der, wie „Punch" richtig bemerkt, wahrscheinlich ein Esel gewesen, hatte zu Ehren seiner Nationalität eine Handvoll Distelsaamen mit nach Neu-Südwales genommen und ausgestreut. In wenigen Jahren hat das Unkraut, das bis dahin in Australien fehlte, sich dergestalt verbreitet, daß das Korn und die Wolle ernstlich davon beschädigt worden und bei dem theuren Tagelohn mit Jäten (englisch weeding, plattdeutsch wieten) gar nichts mehr auszurichten ist. Man hat daher aus England eine Menge Distelfinken kommen lassen, deren Lieblingsspeise der Saame der Distel ist. Derselbe Florent-Prévost macht in einer kleinen Brochüre die Hühnerzüchter darauf aufmerksam, daß Maikäfer, auf heißen Platten oder in einem Ofen zu Pulver gedörrt, eine vortreffliche Nahrung für Hühner, jedoch nur für junge, sind. Neben ihm hat das naturhistorische Museum zu Paris, schon mit Benutzung seiner Arbeiten, die nützlichen und die schädlichen Thiere für die drei Regionen zusammengestellt, in welche Frankreich nach der industrie agricole zerfällt, nämlich für die Region des Getreides, des Weins und der Seide.

Von den Hölzern habe ich wenig zu sagen; ich will daher gleich die eine und andere Art der Verarbeitung erwähnen. Der Vicomte de Courval hat einen großen Raum eingenommen und eine dicke Broschüre geschrieben, in der eine Geschichte von einem brüsseler Schneider und der Himmel weiß, was noch zu lesen ist, um seine „neue Methode" des Beschneidens und Kappens der Bäume deutlich zu machen, die er das système rez-tronc nennt. Das Wort ist gebildet nach der Analogie von rez de chaussée und bedeutet, daß man die Zweige, die man abnehmen will, glatt am Stamme absägen soll. Die Neuigkeit ist uns wenigstens in der Obstbaumzucht längst bekannt, aber die Ausstellung ist immerhin nützlich, weil sie den Vortheil dieser Methode sehr augenfällig macht. An

Stumpfen von Aesten, die in einiger Entfernung vom Stamme mit dem Beile abgehauen worden, sehen wir, wie die Rinde des Stumpfes verfault und abgefallen ist, wie die Rinde des Stammes, in dem vergeblichen Bemühen, den nackten Stumpf zu bedecken, wulstige Auswüchse getrieben hat, die endlich im Innern verholzt sind, wie der Stumpf rissig und faul geworden ist und die Fäulniß in den Stamm hineingetragen hat. Wo dagegen der Zweig dicht am Stamme abgesägt ist, da hat die Rinde des Stammes die Wunde mehr und mehr bedeckt, nach Jahren ganz geschlossen und das darunter liegende Holz gesund erhalten. Ja, an einigen recht alten Exemplaren läßt sich wahrnehmen, das auch der Ansatz des Zweiges, gleichsam seine Wurzel, die in den Stamm hineingeht und in den Dielen ein „Astloch“ giebt, ganz verschwunden ist. Nebenan zeigt der Doktor Robert Probestücke von Ulmen, die er durch Abhäutung von Käferlarven befreit, und von andern Bäumen, deren Wachsthum in die Dicke er durch senkrechte Einschnitte in die Rinde befördert haben will. Die Methode stammt aus dem Orient, wo man außerdem die Kunst versteht, Orangen und andere Bäume auf das Doppelte und Dreifache ihres gewöhnlichen Alters zu bringen, ja, wie behauptet wird, unsterblich zu machen dadurch, daß man von Zeit zu Zeit einen Theil ihrer Wurzeln bloß legt und entrindet. Die unendlich viel wichtigere Entdeckung in der Behandlung des Holzes, von Klotsch, Bäume hervorzubringen, die keine Blüthen und Früchte tragen, sondern alle zur Fruchtbildung erforderliche Kohle als Holz ansetzen, vegetabilische Maulthiere, ist nicht vertreten. Eine merkwürdige Holzindustrie wird in der Gegend von Sauver in Frankreich betrieben. „Par une taille particulière,“ durch ein eigenthümliches Beschneiden, wahrscheinlich auch durch ein entsprechendes Biegen und Binden der Zweige, zieht man die immergrüne Eiche und den Esbeerenbaum (**Crataegus terminalis**)

so, daß der junge Stamm die Gestalt von Heugabeln mit drei bis fünf Zinken, von Sensenstielen mit dem Griff für die linke Hand daran und von andern Ackergeräthstücken annimmt. Nachdem der Baum gefällt ist, schneidet und spitzt man die Zinken zu, zieht die Rinde ab und brennt das Stück bunt, wie einen Ziegenhainer. Natürlich bricht ein solches Geräth nicht so leicht, wie eins, das aus mehreren Stücken zusammengesetzt ist. An dem einen ist gezeigt, was man mit der Methode leisten kann: der Stiel theilt sich erst in drei Arme und jeder von diesen wieder in drei. Während hier Holz das Eisen ersetzt, haben die französischen Schuhmacher angefangen, die Leisten von Gußeisen zu machen. In der Behandlung des Korks hat man in Frankreich seit 1851 große Fortschritte gemacht: man weiß ihn in dünnen Scheiben von der Breite des Tapetenpapiers und in großer Länge herzustellen, auf eine billige Weise mit erhabenen Skulpturen zu versehen und verwendet ihn zur Bekleidung der Wände. Aus dem Zollverein ist die Eichenrinde zu erwähnen, welche die Gemeinde Adenau und Andere ausgestellt haben. Wenn die Borke von jungen, etwa funfzehnjährigen Stämmen genommen wird, so gewährt sie eine sehr einträgliche Forstkultur. Sammlungen von Hölzern und Waldprodukten fehlen im Zollverein, sind aber zahlreich in der österreichischen Abtheilung. Die Forstverwaltungen von neun Provinzen haben Durchschnitte der wichtigsten Bäume eingeschickt, der Curat Engl in Traiskirchen bei Riedau eine Tischplatte aus den 29 Arten Maserholz, die in Oberösterreich vorkommen, der Graf Hoyos-Sprinzenstein Proben seiner Waldhölzer mit Angabe des Bodens, auf dem sie gewachsen, und der Preise, zu denen er sie ablassen kann; der Graf Münch-Bellinghausen und der Fabrikant Kouff in Mödling Stumpfe von Schwarztannen, Pinus Austriaca, aus denen Terpentin gewonnen, mit Proben der verschiedenen Pro-

dukte, zu denen der Terpentin verarbeitet wird. Die Art und Weise des Zapfens ist anders als an der Pinus **maritima** in den Landes, der Baum wird auf einer Länge von 4 Fuß und auf ⅔ des Umfanges seiner Borke entkleidet: die näheren Angaben, die dort gemacht sind, fehlen. Münch-Bellinghausen zeigt ferner ein Stück, das er mit Recht für einzig in seiner Art erklärt, den Durchschnitt eines 280 Jahre alten Haselnußbaums, 4 Fuß 6 Zoll im Durchmesser! Drei Aussteller, Pollack in Wien, der Baron Prandau in Valpo in Slavonien und der Fürst von Schaumburg-Lippe, Herrschaft Veröcze ebendaselbst, haben Lavetten-, Stab- und Bauholz aus den prächtigen Slavonischen Forsten, den Hinterwäldern Deutschlands, aufgestellt. Das Stabholz ist von Quercus **pedunculata**, und der Letztgenannte von den Dreien bemerkt, seine Waldbestände seien so groß, daß er zu jeder Zeit 150 Millionen Kubikfuß Quercus robur von 200 bis 250 Jahren, 10 Millionen Quercus sessiflora von 130 bis 150 Jahren, 300,000 Kubikfuß Eschen- und ebensoviel Ulmenholz ablassen könne. Es ist nicht zu verwundern, das andere Leute diese Forsten zu ihren Hinterwäldern machen möchten. Der Berichterstatter der „Times" rühmt, daß die Nationalitäten lieber gar nicht ausgestellt hätten, als in der Abtheilung Oesterreich; diese wenigen Schinken, sagt er, und man glaubt zu sehen, wie er sich dabei eine Thräne aus dem Augenwinkel wischt, diese wenigen Schinken repräsentiren [so und so viel tausend Pfund Rauchfleisch, das Slavonien jährlich ausführt; was würde aus diesen Ländern werden, wenn sie Freihandel hätten!

In der Politik hält man der Leidenschaft viel zu Gute. Kossuth entzückte an dem einen Abend ein englisches Meeting mit der Schilderung, welche wundervolle Entwickelung Ungarn nehmen würde, wenn es die Herrschaft der brutalen Deutschen abgeschüttelt haben würde; und an dem andern Abend ein an-

deres Meeting durch die Schilderung, wie Ungarn bis zum Jahre 1849 seine Verfassung und sein Selfgovernement unverkümmert bewahrt habe. War es zu verlangen, daß die Zuhörer diese beiden Behauptungen an einander prüfen sollten, wenn im Jahre 1850 englische Parlamentsmitglieder, die auf einem Polenmeeting sprechen wollten, sich an Kossuth wandten mit der Bitte um Information über „Ihr Vaterland"? Die Anekdote ist verbürgt; Leser dieser Zeitung haben sie aus Kossuth's eigenem Munde. Ehrenwerthe Gentlemen hielten ihn für einen Polen, oder hielten Ungarn und Polen für Eins, oder hatten, was das Wahrscheinlichste ist, eine unbestimmte Vorstellung, daß da hinten sehr interessante Völker mit engen Hosen und höchst merkwürdigen Pudelmützen wohnten. Man kann, wie gesagt, einer politischen Agitation viel nachsehen, nur das nicht, daß Deutsche in solche Verlästerung ihrer Race einstimmen. Denn, was auch die österreichische Regierung sei, und was sie gewesen sein mag, und welche Entwicklung die Dinge auch nehmen sollen und können — alle diese Fragen sind hier ganz und gar nicht im Spiel — das Viel oder Wenig von Bildung, von Wissen, von Fertigkeit, von Kunst, was jene Nebenländer besitzen, es ist deutsch; und wenn die Magyaren, Slowaken, Slowenen, Raizen und Wallachen morgen besondere Staaten und Städtchen bildeten, so würden sie noch manches Menschenalter mit Hand und Kopf zu arbeiten haben, ehe sie soweit sein würden, dem Deutschen die Schuhriemen zu lösen. Aber auch an dem Engländer übersteigt es denn doch alles billige Maaß, wenn er heute noch und in der Arbeit für ein Blatt wie die „Times" den wirthschaftlichen Unsinn nachspricht, den Kossuth expreß für die eine Sorte von Engländern erfunden: von den magischen Wirkungen, die der Freihandel auf die unterdrückten Nationalitäten üben würde! Wer wehrt denn der „Times", heute hinzugehen und in Ungarn, Slavonien, Kroatien

zu kaufen, was zu kaufen ist, Holz, Korn, Wein, Wolle? Die österreichische Regierung nicht; der österreichische Tarif macht die freie Ausfuhr zur Regel; er kennt Exportzölle nur von Lederabgängen, Horn, Knochen, Galläpfeln, Brennholz (42 Kreuzer von 100 Kubikfuß), Artillerieholz, Schwefel, Haaren, Lumpen und Cocons. Zu verkaufen aber würde die „Times" wenig finden in Ländern, in denen die Familie sich selbst ihre Kleider spinnt und webt.

Aus Oesterreich sind noch einige Verarbeitungen des Holzes zu erwähnen, die nicht unter die künstlerische Behandlung fallen, von der ich in einer andern Verbindung zu sprechen gedenke. Podany in Wien hat von den verschiedensten Holzgattungen Fourniere geschnitten, die buchstäblich so dünn wie Papier sind. Bienert in Maderhäuser in Böhmen versieht die ersten Instrumentenmacher in der ganzen Welt mit Resonanzböden, namentlich den Londoner Bradwood. An englischen Bäumen ist nichts ausgestellt. Rußland liefert eine Sammlung von 82 transkaukasischen Bäumen und Sträuchern, aber ohne Erläuterungen, und vollständige Proben der Hölzer, die von Riga verschifft werden; ein kleines aus Fichtenrundholz aufgebautes Bauernhaus dient als Schrank für die ausgestellten Borsten. Aus Italien hat der Professor Calandrini in Florenz eine geordnete Sammlung, 185 Nummern stark, von den in Toskana einheimischen oder eingebürgerten Hölzern geliefert. Spanien und Portugal zeigen Proben ihrer Holzarten, aber ohne Erläuterung, zum Theil sogar ohne Bezeichnung; Schweden und Norwegen Musterkarten ihrer marktgängigen Hölzer, die norwegischen von dem Herrn v. Wedel-Jarlsberg, dem Haupte der einzigen Adelsfamilie des Landes. Das reiche Lager von Meyer in Hamburg gehört eigentlich nicht hierher, weil es größtentheils aus ausländischen Hölzern besteht.

Verfolgt man das Holz auf seinem Wege vom Walde

her, so ist die nächste wichtige Operation, es dauerhafter zu machen gegen die Einflüsse der Nässe und des Witterungswechsels und gegen die Angriffe der Insekten zu schützen. Das Einfachste und Nothwendigste ist bekanntlich, das Holz ordentlich trocknen zu lassen. Von den künstlichen Methoden, das Trocknen zu beschleunigen, ist nichts ausgestellt. Ein weiterer Schritt ist, die Poren mit öligen oder harzigen Stoffen oder mit metallischen Auflösungen zu füllen. Die Versuche des Franzosen Boucherie, die Bäume während ihres Wachsthums solche Stoffe aufsaugen zu lassen, sind nicht gelungen. Er und die Engländer Burnett, Bethell, Kyan und Payne haben verschiedene Methoden angegeben, das gefällte Haus von den Auflösungen durchdringen zu lassen. Bethell bringt es erst in einen luftleeren Raum und treibt die Flüssigkeit dann durch eine hydraulische Presse in die Poren. Uebrigens ist die Sache nicht neu. Die Beobachtung, daß die Dauben von Talgfässern unverwüstliche Zäune geben und daß Wallfischfahrer viel länger dauern als andere Schiffe, hatte schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Engländer Hale auf den Gedanken gebracht, das Schiffsbauholz mit Thran zu tränken. Der Plan wurde an der Fregatte „Fame", freilich sehr unvollkommen ausgeführt, indem man in jede Rippe oben ein Loch bohrte, das stets mit Thran gefüllt erhalten wurde. Nach einigen Jahren fand sich, daß der Thran 12 bis 16 Zoll weit eingedrungen, und daß das Holz soweit vollkommen wohlerhalten war, während es weiterhin morsch geworden. Es fragt sich, ob diese einfache Methode nicht noch mit Nutzen bei Zaunpfählen, selbst bei Ständern und Schwellen anzuwenden wäre. Ein neues Bedürfniß für solche Operationen haben die Telegraphenpfähle gegeben. Aehnlichkeit mit diesen Prozessen hat das Durchunddurchfärben des Holzes, das 1855 von dem Franzosen Montargon Marielle auf halbzöllige Würfel von Stech-

palmenholz zu Mosaikfußböden und von einem im Katalog nicht verzeichneten Aussteller aus Toskana auf ganze Kloben angewandt war. Die „Xylochromie“, auf deutsch Holzfärbung von Sperl in Nürnberg scheint auf demselben Verfahren zu beruhen; wie vollständig das Holz mit Farbe gesättigt ist, zeigt sich an den ausgestellten Sägespähnen.

9. Fasern.

Cotton is King, pflegten die Amerikaner zu sagen; und ein mächtiger König ist er. Millionen sehen zu ihm auf, Millionen hängen von ihm ab, ohne es zu wissen. Und nun sein alter Thron gefährdet ist, hat er alle seine Großen aus der ganzen Welt hierher zusammen berufen wie der Papst, um zu sehen, was sie ihm helfen, oder welche andere Residenz sie ihm vorschlagen können. Aber er selber ist nicht da, liegt gefangen in der Blockade.

Die Baumwolle (Gossypium) gehört in dem natürlichen System zu der Familie der Malvaceen. Auf unserer Wanderung haben wir schon eine Anzahl getrockneter Stauden mit den Früchten daran gesehen. Die Frucht ist so groß wie eine gute Walnuß und besteht aus drei bis fünf Fächern; in jedem Fache liegen einige graue oder braune Kerne, an denen, wie an dem Saamen mancher europäischen Bäume, weiße Fäden hängen. Diese Fäden sind die Baumwolle. An manchen Gattungen sind sie gefärbt, an der Baumwolle von Nankin gelb, an manchen südamerikanischen bläulich. Wenn die Kapsel reif ist, öffnet sie sich, die Wolle quillt heraus, und kann mit Leichtigkeit abgenommen werden. Da man den richtigen Moment nicht versäumen darf, widrigenfalls die Wolle vom Winde verweht wird, oder auf die Erde fällt, und da die einzelnen Pflanzen eines Feldes nicht zu gleicher Zeit reifen, so erfordert die Ernte viel Arbeit und längere Zeit, gewöhnlich von zwei bis

zu vier Monaten. Man muß mit der Baumwolle ungefähr so umgehen, wie mit den Erdbeeren, sie jeden Tag absuchen. Eine Pflanze trägt ¼—1 Pfund, manche Sorten 2 Pfund und mehr.

Am Besten gedeiht die Baumwolle auf einem Boden, der Kieselerde und Oxyde von Aluminium enthält. In ihren ersten Stadien bedarf sie vieler Feuchtigkeit, die ihr, wenn der Regen fehlt, durch Ueberrieselung zugeführt werden muß; später wird sie durch ein Uebermaß von Nässe leicht beschädigt. Zu viel Wärme aber kann sie nie haben, sie ist eine rechte Sonnenpflanze. Die Faser erweist sich unter dem Mikroskop als eine verlängerte Zelle der Haut des Saamenkorns, hohl, aber gegen die Spitze zu platt gedrückt, ein wenig schraubenförmig gedreht, bei den besten Sorten bis 2 Zoll lang, bei den schlechtesten nur 7—8 Linien. Um die Fasern von dem Kern zu trennen, an dem sie ziemlich fest sitzen, läßt man die Baumwolle zwischen zwei Walzen durchgehen, deren Zwischenraum kleiner ist, als der Durchmesser des Kernes. Die Maschine heißt in Indien, wo sie seit ewigen Zeiten im Gebrauch ist, churki, in Amerika cotton-gin. Mit den Kernen weiß man nichts Rechtes anzufangen; die Versuche, ein brauchbares Oel daraus zu gewinnen, haben bisher keinen befriedigenden Erfolg gehabt. In England unterscheidet man die Güte der Baumwolle nach folgenden Abstufungen: fine, good fair, fully fair, fair, middling fair, good middling, middling, good ordinary, ordinary, inferior, und ein geübtes Auge muß dazu gehören, so fein zu bonitiren. Die Blume aller Baumwolle ist bekanntlich Sea-Island; und da ich neulich nach einer französischen Quelle angegeben habe, daß sie noch von Martinique und Guadeloupe so heiße, so will ich heute nachtragen, daß die Amerikaner den Namen von den kleinen Inseln an der Küste des Staates Georgien herleiten. Der Preis von Georgia fair

dient als Maaßstab, kennt man ihn, so kann man die Preise der bessern und schlechtern Sorten berechnen.

Mit Ausnahme der Vereinigten Staaten und Spaniens sind alle Länder vertreten. Die brasilianischen Wollen kommen den Nordamerikanischen am Nächsten, Pernambuco folgt auf Sea-Island; aber sie sind in der Regel nachlässig eingesammelt und schlecht gereinigt. Guiana ist besser behandelt, aber von Natur gröber und starrer. Peru hat nur geringe Sorten, Westindien bessere, die aber meistens ins Gelbliche spielen. Die levantische ist weißer, aber von kürzerer Faser; Senegal nichts werth; Mako oder Jumal, die einheimische egyptische, ist lang, fein, mit einem röthlichen Schimmer. Aus Italien sind statt der besten Sorte, Castellamare, nur Proben aus Kalabrien da, von einheimischer und von siamesischer Saat. Malta hat weiße, gelbe und rothe Baumwolle geschickt, die leidlich ist. Neu auf dem Markt ist die australische Baumwolle aus Queensland, die sich vortrefflich anläßt. Aus Ungarn und Frankreich je ein Versuch.

Bei Ostindien müssen wir etwas länger verweilen, um uns klar zu machen, was das schnell ausgesprochene Wort auf sich hat: Indien wird Amerika ersetzen. In Indien wird viel Baumwolle gebaut und von den Eingebornen verarbeitet. Manchester wünscht nun, daß die Inder die Wolle nach England verkaufen und im verarbeiteten Zustande zurückkaufen möchten. Aber damit hat es mehr als einen Haken. Erstens die indischen Wollen sind schlecht, kurzfaserig, und nur die unendliche Geduld und die feinen Finger eines Hindu vermögen die nebelgleichen Musline zu spinnen; die eisernen Finger von Manchester können damit nicht fertig werden. Die gewöhnlichen indischen Kattune sind schlechter als englische Waaren, genügen aber den Eingeborenen. Die schlechtere Beschaffenheit der Faser hängt von der Natur der Pflanze und von dem Boden, aber auch davon ab, daß die Baumwolle vermischt mit anderen Früchten

gebaut wird, und davon will der Hindu wegen gewisser ökonomischer Vortheile nicht lassen. Endlich verspinnt und verwebt er die Wolle im Hause und von dieser häuslichen Industrie will er auch nicht abgehen, weil sie ihm eine wenn auch dürftigere, doch sicherere Existenz gewährt, als er bei der Abhängigkeit bei einem fernen Markte, von der Börse in Liverpool, von den Kriegen, Kabinets- und Bankkrisen, Panics, Bankerotten, Leitartikeln und Strikes der Civilisation haben würde. Das ist sehr unwissenschaftlich von dem Hindu; aber er ist einmal so. Dazu kommt endlich, daß die Engländer die Bewässerungsanlagen haben eingehen lassen. Seit einigen Jahren hat man fremde Sorten eingeführt und ich habe eine sehr lehrreiche Tabelle über den ganzen Baumwollenbau vor mir, deren Resultat ich kurz zusammenfassen will.

Ort:	Gattung:	Länge d. Fas.:	Stärke d. Fas.:
Indien	Einheimisch .	$\frac{92}{100}$ Zoll	$\frac{1}{1155}$ Zoll,
	Amerikanisch .	$1\frac{2}{25}$ "	$\frac{1}{1212}$ "
	Aegyptisch . .	$1\frac{1}{2}$ "	$\frac{1}{1360}$ "
Nordamerika	New-Orleans .	$1\frac{1}{50}$ "	$\frac{1}{1290}$ "
Sea Islands	Long Staple .	$1\frac{61}{100}$ "	$\frac{1}{1362}$ "
Südamerika	Brasilisch . .	$1\frac{17}{100}$ "	$\frac{1}{1265}$ "
Aegypten	Einheimisch . .	$1\frac{41}{100}$ "	$\frac{1}{1326}$ "

Bei Gelegenheit der Ausstellung von 1851 machte ich folgende Bemerkung, unehrerbietig, wie es in dem Tone jener Zeit lag. „Die unansehnliche, kaum drei Fuß hohe Pflanze mit ihren weißen Flocken hat einen entscheidenderen Einfluß auf das Geschick der Welt, als die ganze heilige Allianz mit ihren 150 Generalen, ihrer Schaar von Diplomaten und ihren Millionen von Soldaten. — Es ist eine große Beruhigung zu wissen, daß es doch noch Dinge giebt, die über Warschau gehen. Dekretire doch die heilige Allianz einmal, daß Baum-

wolle fortan so und so viel kosten soll!" Die „neue heilige Allianz des Westens" — wir haben von Sykophanten das Wort gehört — L. Napoleon und Mylord Palmerston, stehen jetzt in der That vor der Aufgabe, die Baumwolle billiger zu machen. King Cotton ist ein mächtiger König. Es ist wenige Jahre her, daß ganz England über Onkel Toms Hütte in Rührung zerfloß, besonders seit die Verfasserin, Mrs. Beecher Stowe, Ehrengast der Herzogin von Sutherland gewesen. Heute findet man unter zehn Engländern vielleicht Einen, der es nicht fanatisch mit den Sklavenstaaten hält, und der Eine hat wahrscheinlich nicht den Muth, seine Ansicht auszusprechen. Der Grund ist einfach; man wünscht, daß die Südstaaten ihren eigenen Tarif haben, die Wolle nach England verkaufen und alle Fabrik- und Manufakturwaaren aus England zollfrei einführen. Ich halte es für ein Unglück, daß dieser Umschlag in England von der deutschen Presse nicht mehr besprochen wird, und daß dem deutschen Publikum eine Lehre verloren geht, die unschätzbar sein würde, wenn es den Engländern einmal wieder in ihren Kram paßt, von ihrer Sympathie für Völkerfreiheit und Menschenglück zu schwatzen.

An der Lösung der Aufgabe, die Baumwolle billiger zu machen, will auch Mr. Cobden sich versuchen. Seit längerer Zeit füllt die „Times" jeden Tag zwei Kolonnen Perlschrift mit einem Prospekt der „Algierischen Baumwollen-, Land- und Ueberrieselungs-Gesellschaft", deren Mitdirektor und alleinige Seele Mr. Cobden ist. Die Gesellschaft beabsichtigt, von der französischen Regierung eine Landstrecke in der Ebene von Macta, dem Delta der Flüsse Habra und Sig, 40 englische Meilen von Oran, zum Eigenthum und das Recht zur Benutzung des Wassers der beiden Flüsse auf 99 Jahre zu erwerben. Die Gegend liegt unter demselben Parallelkreise, wie die Baumwollenregion von Nordamerika und hat einen ähn-

lichen Boden. Die französische Regierung hat bis zum Jahre 1871 eine Prämie für jedes Pfund Baumwolle zugesagt, das die Gesellschaft verschiffen wird, einen Schilling (10 Sgr.) für jedes Pfund Longstaple, ½ Schilling für andere Sorten. Diese Prämie soll zehn Tage nach der Verschiffung von dem Präfekten in Algier gezahlt werden und wird, wie Herr Cobden rechnet, binnen Kurzem das ganze Anlagekapital ersetzen. Die Gesellschaft zahlt zehn Jahre lang keine Steuern und führt ihre Maschinen zollfrei ein. Sie zahlt ihren Aktionären sofort Zinsen. Einen Theil des Landes will sie selbst bewirthschaften, den Rest verpachten unter der Bedingung, daß die Pächter nur Baumwolle bauen. Wahrlich King Cotton ist ein sehr mächtiger König. Was hat er aus Ihnen gemacht, Mr. Cobden? Er hat Sie, den Apostel des Freihandels, bekehrt — ja, zu was denn? ob Sie selbst das wohl zu sagen wissen? Also Prämien, Steuerfreiheit und Zollbegünstigungen wollen Sie nehmen, ein Gewerbe — haben Sie es nicht oft so ausgedrückt? — „aus den Steuern, die Alle zahlen, füttern?" Dem Pächter, dem einsichtsvollen Farmer, wie Sie ihn zu nennen liebten, wollen Sie vorschreiben, was er bauen soll? — Und, Mr. Cobden! Zinsen wollen Sie aus dem Kapital zahlen? Machen Sie es nicht mit der Baumwolle, wie die englische Regierung es sonst mit dem Korn gemacht? und könnte man Ihnen jetzt nicht alle den Spott zurückgeben, den Sie einst für „das Elend der Gutsbesitzer" hatten? wonderful! most wonderful!

Freilich, die Noth ist groß; die Arbeiter hungern mit exemplarischer Geduld, da man sie einsperren und zusammenhauen würde, wenn sie ungeduldig würden. Mr. Gladstone, Doctor supranaturalis, sagte neulich bei einer Abiturientenentlassung, die ganze Geschichte der christlichen Kirche habe kein so glänzendes Blatt aufzuweisen, als die christliche Ergebung der Baum-

wollen-Arbeiter in Lancashire. Und, was noch schlimmer ist, auch die Fabriken „hungern", die Spinn- und Webestühle, diese zarten Thiere, rosten ein, und die Dampfmaschinen, obwohl sie nichts zu thun haben, müssen fortwährend mit kleinen Rationen von Wasser und Kohle gefüttert werden, wenn sie nicht verderben sollen. Habe ich doch erst diesen Morgen einen pathetischen Artikel darüber gelesen, daß mancher englische Fabrikant wöchentlich an seinen Maschinen einen Schaden von mehreren hundert Pfunden erleide, daß folglich jeder freiheitsliebende Brite das lebhafteste Mitgefühl mit dem Sklavenhalter haben müsse. Eine kleine, ganz kleine Geschichte aber, die mir vor einigen Tagen begegnet ist, hat mein Mitgefühl für das Elend der Baumwollenlords beträchtlich abgestumpft. Ich kaufte eine Rolle Baumwollengarn; indem ich den Preis hinlegte, den ich immer bezahlt, fielen mir die „Baumwollenhungersnoth" und eine sehr hübsche Prozeßgeschichte ein, die vor einigen Jahren vorgekommen. Das Garn ist auf hölzerne Röllchen gewickelt; eine Angabe der Ellenzahl ist außen aufgeklebt. Ein Spinner bestellte bei seinem Drechsler die Röllchen dicker, wickelte weniger Garn darauf, klebte aber dieselbe Marke auf. Nach einiger Zeit verlangte er, daß der Drechsler auch die für Einen hohen Adel bestimmten elfenbeinernen Röllchen dicker lieferte. Jetzt empörte sich das Gewissen des Drechslers; er weigerte sich, und es kam zu einem Prozeß. In der Erinnerung daran sagte ich: Nun, jetzt ist's wohl alles Holz inwendig? Nein, versetzte der Verkäufer, Sie werden die gewöhnliche Ellenzahl finden. Haben Sie denn überhaupt nicht aufgeschlagen? fragte ich weiter. Nein, antwortete er, das Publikum würde nicht mehr bezahlen. Dazu bemühte er sich, ein recht dummes Gesicht zu machen, und ging, schnell abbrechend, zu einem andern Kunden über. Ich erkundigte mich anderweitig und erfuhr, daß die Baumwollenwaaren in den Läden nicht in die Höhe gegangen sind. **Wonderful, most wonderful!**

Surinam und Demerara	762	Ballen
der Levante	414	„
	Summa 2,794,601	Ballen.

Am 31. Dezember 1861 kostete die beste Sorte Sea Islands 3 Schilling 4 Pence das Pfund, Medium 2 Schilling; ägyptische von Sea Island Saamen gezogen, 1 Schilling 7 Pence, einheimische 1 Schilling ½ Penny, die theuerste ostindische 10 Pence.

Die Hauptquelle nächst den vereinigten Staaten ist also Brasilien, auch ein Sklavenland; wenn es sich dort einmal darum handeln sollte, die 4 Millionen Schwarzen frei zu machen, werden wir eine ähnliche Umkehrung der Pole in den Sympathien der Engländer erleben. Freilich nur eine scheinbare, denn in der That zeigt die Nadel unverrückt auf das Interesse. So ist denn auch ganz und gar kein Widerspruch darin, daß England es in Amerika mit der Sklaverei hält und gleichzeitig Negerkönige von der Westküste Afrikas durch eine gelinde Kanonade überredet, ihre Staaten zu verkaufen, angeblich um der Sklaverei und den Menschenopfern ein Ende zu machen, die man früher sehr gleichgültig angesehen hat, in der That, um die Gebiete in englische Baumwollenfelder zu verwandeln. Als Vorbereitung für die artilleristische Beredsamkeit hat man, seit die Baumwolle knapp geworden, eine African Aid Society, eine afrikanische Hülfsgesellschaft, gestiftet, die durch Traktätchen und Civilisation überhaupt operirt und in diesen Tagen ein Meeting hielt, natürlich unter dem Vorsitz Seiner Heiligkeit des Grafen von Shaftesbury, Erfinders der Sipoygrausamkeiten. Der Erfolg war der Art, daß man nichts davon in die Zeitungen gebracht hat; einem Augenzeugen verdanke ich folgenden Bericht. Ein Kapitain verlas eine Denkschrift über Afrika; es sei daselbst sehr unmoralisch, aber auch sehr heiß und ungesund, die Bemühungen der Engländer, die sich aus Humanität dort

aufhielten, verdienten also alle Anerkennung und Unterstützung. (Beifall.) Das Mitglied für Manchester setzte hinzu, wenn die Engländer ihre Mission an dem schwarzen Bruder erfüllen und das größeste Quantum Baumwolle aus dem Lande ziehen sollten, so sei es nothwendig, daß sie als masters, als Herren dahingingen. (Großer Beifall.) Da erhob sich ein kohlrabenschwarzer Gentleman und ließ sich in vortrefflichem Englisch und im vollen Besitz aller parlamentarischen Formen also vernehmen. Er danke im Namen seiner schwarzen Brüder dem edlen Vorsitzenden, dem einsichtsvollen Kapitain, dem ehrenwerthen Mitgliede für Manchester und dieser ganzen menschenfreundlichen Versammlung. Heiß sei es in Afrika, aber wenn die Engländer, anstatt die Hitze durch Fleischgenuß und geistige Getränke zu steigern, die mäßige und kühlende Diät der Eingeborenen annehmen wollten, so würden sie ebensowenig von dem Klima leiden, wie diese. Immoralität herrsche allerdings in manchen Theilen Afrikas, aber merkwürdiger Weise eben nur so weit, als der Verkehr mit den Engländern reiche. Im Innern würde z. B. heute noch Jemand eine verlorene Sache, die er auf der Landstraße findet, nicht einstecken, sondern entweder liegen lassen, oder, wenn sie ihm gefällt, zwar nehmen, aber eine andere von gleichem Werthe dafür hinlegen. Früher habe die Sitte auch an den Küsten bestanden; vor der höheren ökonomischen Entwickelung, welche die Europäer dahin gebracht, sei sie verschwunden. Nichtsdestoweniger würden die Afrikaner jeden respektablen Engländer mit Vergnügen aufnehmen; aber mit welchem Rechte das geehrte Mitglied für Manchester als Herr in das Land kommen wolle, das verstehe er nicht. Das Meeting wurde unter diesen Umständen vertagt und wird das nächstemal wohl ohne schwarze Brüder berufen werden.

Die Flachs- und Hanfländer sind theils bekannt, theils in den vorhergehenden Abschnitten erwähnt. Der piemontesische Hanf

macht hier wegen seiner Länge großen Staat, nach Untersuchungen, die in Berlin angestellt, ist aber seine Faser schlechter als die russische. Dagegen findet der Bologneser hier solchen Beifall, daß die russische Regierung sich Samen davon erbeten hat. Von tropischen Faserstoffen werden folgende regelmäßig nach England eingeführt: Kitul, Caryota urens, eine Palmacee, aus Ceylon, schwarz, zu Stricken und Matten; Palmblätter, Chamaerops; Palmetto, zu Hüten und Matten; Monkey bass; Attalea, eine Palmacee, aus Para; eine andere Species, A. Funifera, aus Bahia, braun, zu Bürsten und Besen; Kokosnußfaser; Agave americana; Jute, Corchorus capsularis, aus Ostindien; Spanish moss Tillandsia asneoides, aus Neu-Orleans, wie Pferdehaar; Manillahanf, Musa textilis; Neuseelandflachs, Phormium tenacissimum; chinesisches Gras, Boehmeria nivea; und eine nicht bestimmte mexikanische Fiber, dem Pferdehaar ähnlich. Durch die Ausstellung bekannt geworden ist Cyperus voginatus vom Schwanenflusse in Australien, wovon die Eingeborenen vortreffliche Netze machen. Eine feste, aber grobe Faser aus Afrika, botanischer Name unbekannt, wird unter dem Namen Croll's Splinter in Hamburg zu Flurmatten verarbeitet, die etwas weniger sturr als Kokosgeflechte sind. Als Kuriosität sei endlich aus Japan ein Tau aus Menschenhaar erwähnt, das haltbarer als irgend ein anderer Stoff sein soll, aber freilich nur im Lande der Zöpfe zu beschaffen ist — eine Erinnerung an den Todeskampf von Karthago.

Die Jury hat folgende neue Pflanzenfasern prämiirt: Wein-Baumwolle, vine cotton, gossypium vitifolium, von einem unbekannten Aussteller in Barbadoes; künstliches Pferdehaar von der Agave Patent Hair Company in London; „vorzüglich behandelte" Pisangfaser von einem unbekannten Indianer in dem britischen Guiana; aus Indien Aschymomene cannabina und die Rheilgherry-Nessel; Sida textilis,

seit vierzehn Jahren durch Itier an der untern Rhone eingebürgert; künstliches Pferdehaar aus der Fiber der **Arenga saccharifera** und **Caryota mitis** von der Insel Réunion; **Urtica nivea** von Neu-Caledonien; endlich werden wir unter die neuen Fasern auch die durch Verdierami in Neapel eingeführte siamesische Baumwolle rechnen dürfen. Für das zu Bürsten und feinen Besen taugliche Stroh des Sorghum haben die Gebründer Kilian in Bonn und einige Italiener Medaillen erhalten.

Für den Seidenzüchter ist viel zu sehen. In Schweden führte der Ingenieur Triswald, ein Freund von Linné, im Jahre 1737 die ersten Seidenraupen und weißen Maulbeeren ein. Der Baum und das Insekt vertrugen das Klima sehr gut. und im Jahre 1766 zählte man in Schonen 150,000 Maulbeerbäume. Die Partei, die in dem genannten Jahre an die Regierung kam, nahm die Haspelprämie und andere Begünstigungen zurück, die ihre Vorgänger dem Seidenbau gewährt hatten, und die Industrie starb aus. Im Jahre 1830 wurde sie wieder aufgenommen und heute sind wieder 160,000 Bäume, theils Maulbeere, theils Ailanthus vorhanden. Da das Laub im Frühjahr zuweilen zurückbleibt, hat man nach härteren, früheren Pflanzen gesucht und in der **Scorzonera Hispanica** ein Futter gefunden, das die Raupe bis zur zweiten Häutung gern annimmt. Aus Deutschland hat Pommern die größeste Ausstellung von Cocons geliefert. Der bekannte Seidenzüchter Toepfer aus Stettin zeigt ein vollständiges Sortiment der Racen, die er zieht: Libanon, Mailand, Lyon, Brianza, Sina, China, Japan, die pommersche Race oder Zebra, deren Raupen schwarz und weiß gestreift sind, den amerikanischen Birkenseidenspinner, dessen Cocons drei Zoll lang sind, und den Ricinusspinner; dazu Spinnhütten, Brütmaschinen, Proben von der chinesischen Maulbeere **Morus Lhou** und verschiedene Stoffe, die Heese in Berlin aus pommerscher Seide verfertigt. Auch aus dem Regierungs-

bezirk Köslin hat ein Aussteller, Ristow aus Repkow, Rohseide eingeschickt. Einige Loth Cocons hat der landwirthschaftliche Verein für Rheinpreußen geliefert. Außerdem habe ich nur den Beitrag der Seidenrauperei der Domäne Weil in Würtemberg gefunden; da aber die kleinen deutschen Staaten, dem dringenden Wunsche der Zollvereins-Kommissarien entgegen, darauf bestanden haben, Jeder seine eigene Bude aufzuschlagen und seinen besondern Katalog zu haben, so ist mir vielleicht der eine oder andere Beitrag entgangen; es ist hart, im Zollverein bei jeder der 38 Klassen 23 Kataloge, Facit 874, nachschlagen zu müssen. In Oesterreich wurde die Seidenzucht sonst nur in den südlichen Provinzen betrieben; kürzlich hat man in Troppau mit Mailänder Raupen Versuche gemacht, von denen Proben ausgestellt sind. Einige ungarische Cocons sind von einer magyarischen Beschreibung begleitet, die ich nicht lesen kann; vielleicht kann Mr. Cobden es, der sich einmal vor einem Meeting anklagte, daß er nicht früher seine Aufmerksamkeit auf „die magnifike Literatur Ungarns“ gerichtet habe. Die Italiener haben Rohseide in großer Masse gestellt, aber ohne Bezeichnung der Racen oder andere Auskunft. Die instruktivste Ausstellung ist die französische; Duseigneur aus Lyon (Nr. 834) hat 154 Arten von Cocons geliefert und Guérin-Méneville (Nr. 837) reiche Proben von dem Ailanthusspinner, Bombyx Cynthia, dessen Zucht seit einigen Jahren in Frankreich durch den Kaiser eingeführt ist und eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen hat. Von Paris hatte ich 1855 über die ersten schüchternen Versuche zu berichten, bei denen es sogar noch zweifelhaft war, ob man der echten Bombyx Cynthia habhaft geworden sei; im Jahre 1861 sind in Frankreich eine Million Ailanthusbäume verpflanzt und 100 Millionen in den Baumschulen angesäet worden. Die Pflanze hat eine sehr derbe Natur und nimmt mit dem magersten Boden vorlieb; die Raupe ist ebenso hart gewöhnt und läßt sich durch keinerlei Wetter abhal-

ten, auf dem Baume, im Freien ihren Cocon zu spinnen; der Faden ist allerdings schlechter als die echte Seide, aber viel haltbarer und glänzender als die Baumwolle. Daß man eine Methode gefunden hat, den Faden abzuhaspeln, obgleich der Cocon offen ist, habe ich schon erwähnt. Guérin-Méneville stellt folgende Rechnung auf:

2¼ Morgen schlechten Bodens . . .	8	Pfd. Sterl.
Bepflanzung mit Ailanthus und Zinsen	12	" "
Sa.	20	Pfd. Sterl.

Jahresertrag vom 4. Jahre ab 12 bis 16 Pfd. Sterl.

Man kann noch einen Vortheil dieser Kultur hervorheben, sie läßt sich in den entlegensten Gegenden mit Vortheil betreiben, weil das Produkt im Verhältniß zu seinem Werthe wenig Raum einnimmt und leicht ist, also auch auf schlechten Wegen verfahren werden kann. Welche Gelegenheit für Landprediger sich nützlich zu machen! Grains, Saamen und Auskunft sind zu erhalten von Mr. Marchand, Directeur fondateur de la Société d'Ailantine, 50, Rue des Petites Ecuries, Paris, oder hier bei Schulze, 13, Poland Street, Oxford Street. Ich vermuthe aber, daß die beiden kleinen Schriften von E. Kaufmann, die bei Bosselmann in Berlin erschienen sind, dasselbe leisten werden. In der brasilianischen Abtheilung sind einige Grains angekommen, und die schwarzen Räupchen sind eifrig mit den Salatblättchen beschäftigt, die man ihnen reicht. Der portugiesisch geschriebene Katalog giebt keine weitere Auskunft über sie, als daß sie von einem Senor mit einem erschrecklich langen Namen eingeschickt sind. Ich werde verfolgen, was aus ihnen wird — vielleicht eine neue Race, Exhibition Silkworm. Versprochene Notizen über den indischen und englischen Seidenbau habe ich nicht erhalten. Auf dem Ailanthus in St. Jame's Square hierselbst treiben Tausende von

Seidenwürmern ihr Wesen und haben das kalte Wetter gut überstanden.

Der Coconfaden ist massiv, nicht hohl, und glatt, auch unter dem Mikroskop; die Baumwollenfaser ist, wie wir gesehen, eine verlängerte Zelle, unten hohl, nach oben zu glatt gedrückt und auf ihrer ganzen Länge schraubenförmig gedreht. Die Wollfaser, die Bedeckung hörnertragender Thiere, erscheint unter dem Vergrößerungsglase zusammengesetzt aus einer Menge kleiner Hörner, die eins in das andere gesteckt sind, die Spitzen nach der Wurzel der Faser, nach der Haut des Thieres zugekehrt. Der Rand eines jeden Hörnchens bildet eine Runzel in der Faser, und dieser Bau erklärt die Neigung mancher Wolle, sich zu kräuseln, und die Fähigkeit aller, sich zu filzen. Das Alles können wir an den aufgestellten Mikroskopen lernen. Alle Schafracen sind unter zwei Hauptgattungen zu bringen: das Landschaf mit kürzerer, feinerer, gekräuselter, und das Niederungsschaf mit gröberer, längerer, glatter oder höchstens wellenartig gelockter Wolle. Zu der ersteren Gattung gehört das deutsche Landschaf, das spanische oder Merino und die durch Paarung beider entstandenen veredelten Racen. Die Merinos sind wieder in zwei Racen zu unterscheiden, Elektoral, nach dem Kurfürstenthum Sachsen genannt, wohin sie zuerst von Spanien eingeführt, deren Wolle fein, weniger dicht stehend, und leicht von dem fettigen Schweiße der Thiere zu reinigen, und die Negrettis oder Infantados, sogenannt nach den spanischen Schäfereien, aus denen sie stammen, mit einer reicheren, aber weniger feinen und schwerer zu reinigenden Wolle. Zu der Gattung des Niederungsschafes gehören die englischen Schafe aus Leicester, Lincoln und den Romney Marshes, welche letztere wir einmal auf einer Wanderung berührt haben, das Marschschaf von der untern Elbe und Weser, die Haidschnucke, peuple sauvage, im Lüneburgischen, das Zackelschaf in Ungarn. Alles dies können wir an

den ausgestellten Vließen lernen. Das Bestreben der Wollzüchter geht erklärlich dahin, feine und reiche Vließe zu erhalten, es scheint aber, daß die zweite Eigenschaft nur auf Kosten der ersten zu erreichen ist; namentlich zeigt sich das an den mecklenburgischen Wollen. Spanien, das Mutterland aller feinen Sorten, hat gar nichts geschickt; das ehemalige Kurfürstenthum Sachsen ist vertreten, aber, wie bekannt, längst von anderen Gegenden überholt. Die feinsten Vließe auf der ganzen Ausstellung, 12 an der Zahl, sind aus der Heerde des Gutsbesitzers v. Rudzinski-Rudno in Liptin bei Oppeln; und alle anderen schlesischen Wollen kommen ihnen mehr oder weniger nahe. Aus den andern preußischen Provinzen trägt der Oberburggraf v. Brünneck mit seinem Elektoralvließ den Preis davon. Der baltische Verein hat nicht Vließe, nur Proben ausgestellt, darunter sehr gute Wollen von englischer Abkunft. Mit Schlesien auf einer Stufe steht Böhmen. Ich habe Zukunftspolitiker sich ernstlich die Köpfe darüber zerbrechen sehen, was mit diesem Lande auf der neuen Karte Europas anzufangen. Einer, dessen Kenntniß nicht weiter ging, als daß die Einwohner zu $\frac{3}{5}$ Czechen, zu $\frac{2}{5}$ Deutsche seien, wollte den Bergkessel in dem entsprechenden Verhältniß getheilt haben. Ein Anderer, der einmal in Teplitz gewesen, wußte, daß die beiden Racen vermischt durch einander wohnen und schlug eine Gemeinheitstheilung im großen Maaßstabe mit Austausch der Ländereien vor.*) Glücklicher Weise ist die Natur der Dinge zu stark gegen solche Rathschläge der Verrücktheit oder des Verrathes; wir werden Böhmen behalten,

---

*) Da eine beiläufige Erwähnung der Ansichten, welche Herr Professor Carl Vogt in Genf in seinen „Studien" über das Verhältniß Deutschlands zu den Czechen zu erkennen giebt, zu einer Zeitungsfehde Veranlassung geworden ist, so habe ich die betreffende Stelle gestrichen und werde in dem Schlußkapitel ausdrücklich von dem Buche sprechen.

wie die Engländer Wales behalten; sollte es aber zu einer solchen Separation kommen, so würde es mir zur Beruhigung gereichen, zu wissen, daß von den Heerden, welche diese Vließe geliefert haben, nur zwei, und nicht die besten, czechischer Nationalität sind. Die Agricultural Society hat eine vollständige Musterkarte, 150 Nummern stark, von den eingebornen und rein erhaltenen Racen aus England, Wales, Schottland und Irland zusammengebracht, aus der die Wollsäcke für zehn Lordkanzler gestopft werden könnten, — für den Landwirth und Fabrikanten eine der interessantesten Partien der Ausstellung. Außerdem sind nur noch wenige Aussteller in der englischen Abtheilung; die Züchter spanischer Wollen hatten sich vorbehalten, ihre Thiere zu der Schau in Battersea Park zu liefern. Da ich selbst nicht die nöthige Kenntniß besitze, also auch nicht zu beurtheilen weiß, was ich aus Berichten Anderer etwa abschreiben könnte, so lasse ich mich auf keine Details ein. In Frankreich, und zwar in Mauchamp hat man das Leicesterschaf mit seiner langen, schlichten, glänzenden, dem Ziegenhaar ähnlichen Wolle und Merinos gekreuzt und dadurch eine Wolle erzeugt, die für Lüstre-Stoffe sehr gesucht, aber noch nicht zu einer Race fixirt ist. Frankreich hat auch die Wollen nach den oben genannten drei Ackerbaudistrikten geordnet: aus dem Getreidebezirk, 3 Aussteller; aus dem Weinbezirk, 12; aus dem Seidenbezirk 1 einzelner Ausstelleller und 2 Kollektivausstellungen, von Montpellier und den Rhonemündungen. Ich habe bei der Gelegenheit nachzutragen, daß die eine Baumwollenprobe aus Frankreich bei Remoulins aus algierischen Saamen gezogen ist. Bei den Vließen aus dem Getreidebezirk (Nr. 447) steht eine kleine Gruppe von Merinos in Bronze, die von Sachverständigen sehr bewundert wird. Von der Menge der australischen Wollen habe ich schon gesprochen: die Feinheit der bessern Sorten macht deutsche Wollzüchter, die sich auf Negrettis gelegt

haben, unruhig. Rußland schickt eine ziemliche Menge von Vließen in schönduftenden Koffern von Juchten, aber mit russischen Aufschriften.

Einige andere Thierhaare, die im Ganzen wie die Wolle behandelt werden, sind schon bei den betreffenden Ländern erwähnt worden: Paschum, der Flaum der thibetanischen Ziege; die Vigogne, von dem Viennna in Südamerika; und die Alpaka, von dem in Peru einheimischen, auf dem Jura und in Australien akklimatisirten Alpaka. In der türkischen Abtheilung liegen Zeuge, deren Einschlag aus Mohaire, dem Haar der Angoraziege besteht. Kameelhaar hat Ahmed Ben Cadi aus Algerien geliefert.

Ueber Pferdehaar, das mir auf der Ausstellung auch nur verarbeitet vorgekommen ist, zum Schlusse eine für Sprache und Gewerbe merkwürdige Beobachtung. Wenn man in England eine Matraze von Pferdehaar, horse hair, braucht, so bekommt man das gekräuselte Haar von Ochsenschwänzen; Pferdehaar heißt im Handel **real** horse hair und muß so gefordert werden. Auf Französisch heißt das Haar des Pferdeschwanzes crin und ein Stoff mit Aufzug von Baumwollenzwirn und Einschlag von Pferdehaar crinoline. Als man anfing, ein gewisses Damenkleidungsstück aus diesem Stoffe zu verfertigen, wurde das Kleidungsstück Crinoline genannt. Der Stoff ist aber theuer, man ersetzte ihn daher durch hölzerne, fischbeinerne oder stählerne Reifen; und nun heißen auch diese Reifen Crinolinen. Und weil jetzt mehr Reifen getragen werden, als Pferdehaar, so versteht der Sprachgebrauch nur noch die ersteren unter dem Worte; die ursprüngliche Bedeutung ist vergessen und es kommt vor, daß Damen, die nur Pferdehaar tragen, was sehr lobenswerth von ihnen ist, sich mit Eifer gegen den Vorwurf vertheidigen, eine Crinoline zu haben. Die unächte Crinoline ist von höchster Vollkommenheit ausgestellt von

Thompson in London, Nr. 4939, auf der nordöstlichen Gallerie. Hilf mir, o Muse! das Werk würdig zu beschreiben und die Bewunderung der betrachtenden Frauen und meine Rührung über das Werk und über die Bewunderung mit Wahrheit zu schildern. Zuerst hat der verständige Künstler eine Säule aufgerichtet, eine Elle und eine halbe hoch, ruhend auf drei Löwenklauen und einen Teller tragend, alles von Erz gegossen und prächtig vergoldet. Von dem Rande des Tellers, gleichwie von dem Gürtel einer Göttin, hängt das wundervolle Gewebe herab. Dieses aber besteht aus 9 senkrechten Stäben oder Dräthen und sieben und dreißig wagerechten, künstlichen, biegsamen, mit Goldfäden besponnen. Der eine senkrechte aber theilt sich nach unten in zwei Arme, Strebepfeilern vergleichbar. Auf dem Teller stehen wieder drei Löwenklauen, eine zweite Säule tragend, auf der ein zweiter Teller ruht; und von ihm hängt ein zweites Gewebe herab, ganz wie das erste, nur daß die Fäden von lauterem Silber sind. Auf dem Fußboden aber hat der erfindungsreiche Künstler eine Platte von tyrischem Glase befestigt, nachdem er ihre Rückseite mit lebendigem Silber bekleidet, welches flüssig ist wie das Wasser der Quelle; und eine andere Platte in der Decke. Vielgereiste Männer haben ein solches Gemach gesehen in dem Schlosse Rosenberg an den Ufern des mächtig fluthenden Sundes. Wie wenn ein Mann, einsam und nachdenklich, kundig des Ruders, in der Stille der Nacht über einen See fährt, und die Sterne über sich sieht und unter sich auch in unendlichem Gewimmel, so sieht der Betrachtende in jedem der beiden Spiegel das güldene und das silberne Gewebe und die Bilder Beider, die der andere Spiegel zurückwirft, und die Bilder der Bilder, und die Bilder von den Bildern der Bilder und so fort in das Unendliche, ein Netz, aus dem kein Entrinnen. Die Frauen des Landes aber umstehen dichtgedrängt und unruhig das Kunstwerk, wie die Küchlein den Futternapf

und sprechen beautiful, welches in ihrer Sprache bedeutet: „Heil dem Manne, der das gemacht!“ und wenn ein Mann des Weges kommt, sprechen sie shocking! welches in ihrer Sprache bedeutet: „Fluch dem, der das hierhergestellt!“ Ich aber gedachte der cyprischen Göttin und des Faltenwurfs ihrer Gewänder, gedachte der Aslauga und ihres Netzes.

10. Nahrungsmittel.

Die unorganische Natur liefert uns nur zwei Nahrungsmittel, jedes für sich unentbehrlich und beide, wenn gemischt, ungenießbar, das Salz und das Wasser. Daß manche Staatsbeamten im Frühjahre Pilnaer trinken, und daß ein seltsamer Kauz in Cöslin seinen Legataren die Verpflichtung auferlegt hat, sich bei seiner Erinnerungsmahlzeit des Salzes zu enthalten, kann gegen diese Sätze nicht in Betracht kommen. Von dem Salze haben wir schon gesprochen: Wasser hat nur als Zubehör der zahlreichen Fontainen einen legitimen Zutritt zu der Ausstellung erhalten; ungebetener Weise kommt es zuweilen durch die Dächer.

Die Anstalten zur Gewinnung, Benutzung und Vertheilung des Wassers geben Zeugniß von dem Kulturzustande eines Landes, nicht blos von der Entwickelung gewisser Gewerbe und von der Wohlhabenheit, sondern auch von der Form des Staates, von dem Charakter der Einwohner, von ihren körperlichen Gewöhnungen, ja von ihrer Phantasie und der Richtung ihres Denkens. Todte Asche auf dem Heerde, verfallene Leitungen im Lande. Im Morgenlande baut heute noch der Einzelne einen Brunnen für Alle, die nach ihm kommen, und gräbt einen Sinnspruch in die Tafel, so einfach und so tief, daß „gebildete“ Reisende ihn gar nicht verstehen, auch wenn sie die Worte zu lesen vermögen. Wohin die Römer ihren Fuß setzten, da bauten sie zuerst eine Wasserleitung, wie die Amerikaner eine

Presse, die Engländer die Zwillingsgestalt von Schenke und Kirche. Die Pandekten rechnen die Wasserröhre zu den Pertinenzien eines Hauses. Das kräftige Städteleben des Mittelalters ließ es sich viel kosten, die besten Quellen herbei zu leiten, und die größten Meister betrachteten einen Brunnen als eine würdige Aufgabe für ihre Kunst. Der landesherrliche Beamtenstand, der das Gemeindeleben zerstörte, hatte keinen Sinn für das Wasser; sein Element ist die Dinte. Das Wasser wurde mißliebig, weil der Bürger in der Badestube zu politisiren pflegte. Bis ins 17. Jahrhundert schickten die Inhaber der estuves Ausrufer durch die Straßen von Paris und ließen ansagen, daß die Schwitzkammer geheizt sei —

Seignor, quar vous allez beigner;
Et eztuver sanz délayer,
Li bains sont chaut, c'est sanz mentir;

in Norddeutschland hat jede Stadt ihre Badstüberstraße. Der landesherrlichen Gewalt half der blasse, hölzerne Protestantismus das Wasser mißhandeln. Die protestantischen Theologen befehdeten sich über die magischen Wirkungen des Taufwassers, und vor zehn Jahren hat die Königin Viktoria in der Apellationsinstanz ein gelehrtes Erkenntniß darüber gegeben, ob die Erbsünde mit bloßem Wasser ausgewaschen werden kann. Die Alchemisten suchten im Wasser den Stein des Weisen und die deutschen Dichter besangen nicht die labende und stählende Kraft des Wassers, sondern das Murmeln der Quellen, das sie alle Jahr einmal in den Ferien zu hören bekamen, und die Philologen peitschten die Jungen des Morgens, weil sie in balneis salus nicht zu übersetzen wußten, und des Abends, weil sie ein Bad genommen. Die Welt wurde sehr gelehrt, sehr langweilig und sehr schmutzig. Die Gesetzgebung wußte das Wasser nur als ein Erforderniß zur Ausübung des Mühlenregals zu würdigen, betrachtete es übrigens als eine Plage, deren man sich

durch Verschaffung der Vorfluth entledigen müsse. Erst ganz neuerdings haben die Gesetzfabrikanten angefangen, von einem Wasserschatz zu reden.

Nirgends hatte man das Wasser gröblicher vernachlässigt und mißhandelt als in England. Nur sehr selten findet man in London einen öffentlichen Brunnen; die Hähne sind unter Verschluß und die Pumpenschwengel liegen an der Kette. An Springbrunnen existiren nur die beiden unterirdischen Holunderspritzen auf Trafalgar-Square, die von anglomanen Touristen mit Anstrengung bewundert werden; und die Reize der Themse werden selbst von reisenden Enthusiasten nur mit gerümpfter Nase gepriesen. Der Fabrikant verstänkerte und verunreinigte die ganze Gegend; was ging es ihn an? sein Haus steht meilenweit davon auf dem Lande. Wer seit Einführung der verbesserten Sonntagsbill Abends nach zehn Uhr vom Lande heimkehrte, war in der berühmten Stadt London buchstäblich dem Verdursten ausgesetzt. Einige Viertel der Stadt Newcastle hat man beim Ausbruch der Cholera unter Wasser setzen müssen, um nur den gröbsten seit Menschenaltern aufgethürmten Unflath wegzuspülen, wie weiland aus des König Augias Ställen.

Ich will nicht untersuchen, wie Paris sich seit alten Zeiten so viele Spingbrunnen bewahrt hat. Sie sind da, und die gegenwärtige Regierung scheint in dieser Beziehung die Erbschaft der dritten Revolution nicht vergessen zu wollen. In einer Straße nach der andern werden die Gossen mit fließendem Wasser gespeist. Abends sammeln sich die Nachbarn um den plätschernden Brunnen wie das Grün um die Quelle. Die große Masse von Badeanstalten beweist, daß auch das Baden hier nie so ganz in Vergessenheit gerathen war wie in andern großen Städten, wo es für die Masse der Bevölkerung neuerdings erst wieder hat erfunden werden müssen. Dagegen will ich auch nicht verschweigen, daß in Paris unter mir ein Baron wohnte,

dessen gesammter Wasserbedarf sich nach der Versicherung des Portiers wöchentlich auf zwei kleine Karaffen belief.

Seit einigen Jahren ist in England außerordentlich viel geschehen, um den Städten gutes Wasser zuzuführen und die Flüsse vor Verunreinigung zu bewahren. Die riesigen Bauten und die ungeheuern Kosten sind eine Warnung für andere, schnell wachsende Städte, bei Zeiten Hand anzulegen. Daß auf der Ausstellung so viele Künstler in Thon, Erz und Stein sich an Spring- und Schöpfbrunnen versucht haben, mögen wir als ein erfreuliches Zeichen begrüßen, daß die civilisirte Menschheit nach langer, schnöder Vernachlässigung sich wieder einer ihrer ersten Pflichten gegen sich selbst und eines ihrer reinsten Genüsse erinnert. Dank den Enthaltsamkeitsvereinen ist jetzt in allen Hauptstraßen für Trinkbrunnen gesorgt mit Bechern an der Kette und einem Trog für die Hunde, und nach einem Menschenalter wird man auf den früheren Zustand zurücksehen wie auf eine polnische Wirthschaft mit Diamanten und ohne heiles Hemde. An den ersten Brunnen, die hier eröffnet wurden, hatte man Zähler aufgestellt und um der vielen Tausende willen, die sonst durstig geblieben oder in die Schenke zu gesalzenem Biere gegangen wären, wollen wir die religiösen Fontainen mit einem Kreuz und Bibelsprüchen nicht an der schönen Einfachheit der türkischen Brunnen messen, denen sie nachgebildet sind. — Die Fabrik von Lorenz und Vette in Berlin hat ihre zweckmäßigen Wasserfilter ausgestellt, hohle Bälle von Kohle mit einem Schlauch, die in unreines Wasser gelegt werden, und wenn einmal angesogen, einen ununterbrochenen Strom reinen Wassers liefern; und der Katalog von Südaustralien erzählt, daß die zahlreiche Bevölkerung, die auf Yorke's Halbinsel seit Entdeckung der Minen zusammengeflossen ist, sich mit destillirtem Seewasser behelfen muß. Degousée und Laurent in Paris werden eine Medaille für das Wasser erhalten, das sie in der

Wüste Sahara erbohrt haben. Die Franzosen sind überhaupt die besten Brunnenbohrer.

Das Schema des Katalogs von 1855, viel ausgearbeiteter als der englische, stellte neben die Benutzung der artesischen Brunnen die „Ausbeutung, Beförderung und Bewahrung der natürlichen Kälte, des Schnees, Eises und der Gletscher.“ Die Kunst, die natürliche Kälte zu bewahren, war den Alten sehr geläufig. Salomo vergleicht einen treuen Boten mit einer Schale Eis in der Ernte. Alexander der Große, umsichtiger als Lord Raglan, ließ während der langwierigen Belagerung von Petra dreißig tiefe Gräben ziehen, mit Schnee füllen und mit Eichenzweigen bedecken, um für die warme Zeit Vorrath zu haben. In Aegypten und Indien stellte man Nachts Gefäße mit Wasser auf die Dächer, und trug sie bei Sonnenaufgang in den Keller. Sueton verspottete den Nero damit, seine Hauptentdeckung sei die gewesen, daß gekochtes Wasser schneller die Kälte annehme und länger bewahre als anderes. Aber Hippokrates, Galenus und Aristoteles machen dem schwelgerischen Tyrannen die Priorität streitig; und im nördlichen Indien, an den Abhängen des Himalaya, kocht man heute noch das Wasser, bevor man es in flachen Gefäßen dem Gefrieren aussetzt. Ich weiß nicht, ob diese im vorigen Jahrhundert vielfach verhandelte Frage jetzt erledigt ist, bin aber geneigt zu glauben, daß die Inder, die ausgezeichnete Beobachter sind, Recht haben. Seit der Völkerwanderung gerieth die Gewohnheit, Schnee und Eis für den Sommer zu bewahren, in völlige Vergessenheit, und Europa hat sie erst im 16. Jahrhundert wieder von den Türken angenommen. Noch zu Anfang des 17. fehlte das Wort Glacière in den französischen Wörterbüchern. Aber einmal eingeführt, wurde die Sache schnell so vervollkommnet, daß man an fürstlichen Tafeln in Frankreich den Gästen im Sommer Trinkgefäße von Eis vorsetzen konnte. Das größte Geschäft in Eis

macht heutzutage die Wenham Lake Company in Boston, die das Eis in Blöcke von ein bis zwei Centnern schneidet, in einem hölzernen Hause mit doppelten Wänden und Sägespähnen dazwischen aufbewahrt und in Calcutta für drei Pence das Pfund verkauft zum großen Erstaunen der Eisfabrikanten vom Himalaya.

Carré und Co. aus Paris haben eine Maschine ausgestellt, die durch Verdampfung von Aether in Vacuum Eis, richtiger gefrorenen Schnee, erzeugt, denn die Masse ist voller Luftbläschen und sieht daher wie Milchglas aus. Die Maschine wird wahrscheinlich mehr Anwendung in der Brauerei und Lichtzieherei finden; für den Bedarf von Haushaltungen werden die Eisschränke mit natürlichem Eise ausreichen.

Wenn man die Kulturgeschichte im Großen ansieht, so kann man nicht behaupten, daß die Einsicht in die Eigenschaften des Wassers seit der Erfindung der Civilisation besonders reißende Fortschritte gemacht habe. Im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte in Alexandrien eine geistreiche und liebenswürdige Dame Hypatia. Einem ihrer Freunde, der dankbar in seinen Schriften einige Briefe von ihr aufbewahrt hat, war von den Aerzten gerathen, sehr sorgfältig in der Wahl des Trinkwassers zu sein und nur das reinste zu genießen. Hypatia verfertigte ihm zu dem Zweck ein Instrument, das nach seiner Beschreibung aus einer Glasröhre bestand, die in Grade getheilt war, und an der unten ein metallener Kegel befestigt war, also ein Aräometer. Ein gelehrter Kommentator des 17. Jahrhunderts konnte nicht begreifen, was die abergläubige Heidin sich bei einem solchen Instrument gedacht habe. Hypatia verdient nachträglich irgendwo einen Denkstein als Märtyrer der Wissenschaft; denn der Bischof Cyrillus, erbost, daß sie alle bedeutenden Männer Alexandriens in ihren Soireen sah und nicht in seine Konventikel kommen wollte, hetzte den Pöbel gegen sie auf. Man schleppte sie in die Kirche, steinigte sie daselbst, zerrte ihre ver-

stümmelten Glieder durch die Straßen und verbrannte sie endlich „zur Ehre Gottes."

Von den Nahrungsmitteln aus dem Thierreich sind natürlich nur wenige da, und nur um die Weise der Aufbewahrung zu zeigen. Was aber daran neu, wird gerade nicht verrathen. Ueberhaupt ist die Ausstellung in dieser Beziehung viel ärmer als die Pariser. Gekostet habe ich nur ein Stück Rindfleisch, das angeblich ein halbes Jahr in einer luftleeren Büchse aufbewahrt worden war und so schmeckt, als ob es von dem gestrigen Mittag übrig geblieben wäre. Die Luft war aus den Poren des Fleisches und aus dem leeren Raum des Gefäßes nicht auf die gewöhnliche Art, durch die Luftpumpe oder durch anhaltendes Kochen, sondern durch „Salze entfernt worden, welche den Sauerstoff absorbiren und der Gesundheit nicht schädlich sind." Hätte ich übrigens vorher in den Katalog gesehen und gewußt, daß der Aussteller, Mac Call, in Houndsditch in London wohnt, so hätte ich meine Gewissenhaftigkeit nicht bis zum Kosten getrieben. Nebenan war ungekochtes Fleisch ausgestellt, aber ohne Angaben über die Behandlung, und weiterhin lagen zwei ganze Schweinchen, wie man deren auf dem Londoner Weihnachtsmarkt sieht, mit fettverschwollenen Augen, durch irgend einen leimartigen Ueberzug luftdicht gemacht. Wie es in alle den verlötheten Büchsen mit Fleisch und Suppe aussehen mag, kann ich nicht berichten. Ein Franzose hat eine feste braune Masse ausgestellt, die, in heißem Wasser aufgelöst, pot-au-feu geben soll; ein Anderer zeigt einen „neuen luftdichten Verschluß für Fleisch und Käse." Ich hoffe, daß der pot-au-feu, den jeder liebt, der in Frankreich gelebt hat, besser ist, als der Verschluß, denn ich habe nicht nur den **fromage de Brie**, sondern auch das Fleisch gerochen. Unter die französischen Hühnereier, die durch einen weißen, wachsartigen Ueberzug frisch erhalten werden sollen, hat man ein ver-

steinertes Ei des ausgestorbenen Riesenvogels Epyornis aufgepflanzt, wahrscheinlich in Madagaskar gefunden. In den trockenen Gemüsen, namentlich zur Julienne erkannte ich alte Bekannte von der Pariser Ausstellung, aber dürftige Vertreter der mannichfachen Versuche, mit denen die französischen Chemiker gerade damals beschäftigt waren. Aus Deutschland hat nur Grüneberg in Berlin dergleichen Präserven geliefert, Ochsenfleisch in seinem eigenen Safte bewahrt, Krammetsvögel, konzentrirte Bouillon, Kuhmilch, gepreßte Zwiebelsuppe, Krebsschwänze und verschiedene Gemüse. Wichtiger, als alle diese Dinge, so nothwendig sie für die Marine sind, und so nützlich sie, bei billigen Preisen, für jede Haushaltung werden könnten, sind die halbfingerdicken Streifen oder Platten von gedörrtem Rindfleisch aus Uruguay. Es ist bekannt, daß in den Ebenen am La Plata Jahr ein Jahr aus ungeheuere Heerden nur um der Häute und Hörner, allenfalls um des Talges willen getödtet werden und das Fleisch den Raubthieren und der Verwesung überlassen bleibt. Und in Europa bekommen Millionen oft die ganze Woche kein Fleisch zu riechen! Auf den Antrieb Louis Napoleons, dem sein bitterster Gegner das Verdienst lassen muß, daß er nicht ein Doktrinär ist, hatte sich vor sieben Jahren eine Association alimentaire de Buenos Ayres gebildet, die eine Erfindung ausnutzen wollte, das Fleisch jener Heerden im natürlichen Zustande, ohne luftdichten Verschluß, zu konserviren und einzuführen. Da ich aber nicht wieder von ihr gehört habe, so muß das Verfahren sich wohl nicht bewährt haben. Hier haben wir nun, und in großer Masse, das Fleisch, wie die Indianer es zubereiten; und wenn die Kaufleute sich nicht rühren, so sollten gemeinnützige Gesellschaften, so sollte der Staat, die größeste, gemeinnützige Gesellschaft, den Artikel auf den Markt bringen, das Publikum damit bekannt machen und eine Nachfrage erzeugen, die schnell zu einem größern Betriebe

führen würde. Es sind zwei ganz verschiedene, leider häufig verwechselte Dinge, ob die Regierung mit den großen Mitteln des Staates einer schon vorhandenen, von Privaten betriebenen Industrie Konkurrenz macht, oder ob sie die Auslagen und das Risiko übernimmt, eine neue Industrie zu schaffen. Das Fleisch kostet nichts, das Trocknen besorgt die glühende Sonne, die Arbeit ist gering, der Wassertransport billig. An Ort und Stelle ist das Pfund für einen Penny (10 Pfennige Preußisch) zu kaufen, und in einem englischen Hafen würde der Centner 12 Shilling 6 Pence (4 Thlr. 5 Sgr.) zu stehen kommen. Natürlich nimmt das Fleisch beim Kochen wieder eine Menge Wasser auf. Ich habe es gekostet, wie es da ist, und wohlschmeckend gefunden; und kann mir denken, daß es mit dem dabei ausgestellten Maniokmehl oder mit Gemüse gekocht, ein vortreffliches Gericht liefert.

Von Mehlpflanzen sind 20,000 Proben da, aus allen Zonen der Erde, von der Gerste aus Finmarken bis zu dem Weizen aus Neu-Seeland. Ich nehme zu dem Korn gleich das Mehl und zu den Stoffen, die der Mensch unmittelbar genießt, auch die Pflanzen, mit denen das Schlachtvieh gefüttert wird. Deutschland hat wenig gestellt, aber Gutes. Der Frankensteiner Weizen aus Schlesien, von Dittrich, ist der zweitbeste und die Gerste von dem Gute des Hauptmann Elsner von Gronow die schwerste auf der ganzen Ausstellung. Eine unserer Kornkammern, Mecklenburg, macht eine sehr lächerliche Figur; drei Landwirthe haben Proben geschickt, zusammen etwa ein halbes Dutzend, und nicht in Fässern oder Säcken, wie andere Leute, sondern in karirten Beutelchen von einer Viertelmetze. Wer zwei Röcke an hat, kann die ganze Ausstellung in die Tasche stecken. Der eine Aussteller hat zwei Weizenhalme mit den Wurzeln mitgesandt, um zu zeigen, daß die Pflanze in dem vortrefflichen Boden des Landes sich unterhalb ebenso lang, ja

länger entwickelt, als oberhalb, also in den verfaulenden Wurzeln dem Boden für das, was sie ihm entzieht, einen großen Ersatz zurückläßt. Der Gedanke ist ganz gut, aber wie ist er ausgeführt! Die Pflanze ist auf einem Bogen Notenpapier rund zusammengeknüllt. Was würde ein Franzose, ein Engländer daraus gemacht haben!

Baden, Tyrol und andere österreichische Provinzen haben schönen Mais geliefert. Die Pflanze kommt auch im mittleren Deutschland, namentlich in Schlesien, sehr gut fort, und würde noch weiter nördlich leicht einheimisch zu machen sein, wie die Versuche in Christiania beweisen. Und sie verdient das. Sie liefert nicht nur im grünen und im reifen Zustande eine Menge der wohlschmeckendsten Gerichte, wie auf jedem amerikanischen Speisezettel zu sehen, sondern ist auch von allen Gewächsen des gemäßigten Himmelsstriches dasjenige, welches den Menschen am Wohlfeilsten und Zuträglichsten sättigt. Zur Zeit der schlesischen Hungersnoth hat man mit ungarischem Mais den Arbeiter für 1½ Sgr. täglich erhalten. Es ist dies ein Gegenstand, für den die Tagespresse thun muß, was einst der Landreuter für die Kartoffel. Fachschriften haben wieder und wieder die Vorzüge des Mais gepriesen, die Landwirthe sind längst bekannt damit, aber wenn Einer seine Ernte auf den Markt schickt, so sagen die einkaufenden Hausfrauen: Mais? ich halte keine Hühner! und gehen gleichgültig vorüber. Ein größerer Verbrauch der Körner wäre um so wünschenswerther und würde für den Landwirth um so einträglicher sein, als es in Oesterreich gelungen ist, aus dem Halme ein sehr gutes Papier herzustellen. Daß diese Industrie über das Stadium des Versuchs hinaus ist, davon hat man den Besuchern der Ausstellung den Beweis in die Hand gegeben: der Spezialkatalog ist ganz auf Maispapier gedruckt. Die vollständigste Sammlung von Varietäten der

Pflanze, 200 an der Zahl, hat der botanische Garten in Modena geliefert (No. 314.)

Zahlreicher als die Körner sind die Mühlenprodukte aus Deutschland; und wir legen Ehre damit ein. Das Weizenmehl von Beisert in Sprottau, von den Königlichen Mühlen in Bromberg, von Delius in Bielefeld, von den Ravensberger Dampfmühlen lobt sich selbst; doch hätte man etwas mehr klappern können, was gerade den Müllern leicht werden müßte. Die Schöller'sche Dampfmühle in Ebenfurt und die Dampfmühlengesellschaft in Wien haben alle ihre Produkte aus Weizen in dreizehn Rubriken ausgestellt und dazu mehrere Jahrgänge von Tabellen über das Prozentverhältniß der einzelnen Produkte. Ulm bewahrt den alten Ruf, der den Graupen in Oesterreich den Namen Ulmer Gerstel verschafft hat. Wawra aus Prag zeigt „Mehlstein"; ein Mehl, das auf die Hälfte seines Volumens zu einer steinharten Masse zusammengepreßt ist. Es ist nicht nur viel bequemer aufzubewahren und zu transportiren, sondern soll auch vor dem Verderben bewahrt bleiben, selbst in heißen Klimaten. Von verarbeitetem Mehl sind nur Macaroni und zwar sehr gute, schwere zu nennen von Wittekop aus Braunschweig und von der Wittener Dampfmühle. Wer in England zu Hause geworden ist, vermißt in Deutschland die Biscuits, nicht die lockeren Kuchen, englisch spongecake, sondern ein Gebäck, ähnlich den jüdischen Osterbroden, das hier längst zu dem Unentbehrlichen gehört. Es enthält in dem kleinsten Raum die größeste Nahrung, läßt sich, namentlich in Blechbüchsen, Jahrelang aufheben und ersetzt das Butterbrod, den außer den Mahlzeiten genommenen Imbiß. In die großen deutschen Städte wird es allerdings in neuerer Zeit importirt; in England führt es jeder Dorfkrämer. Gemüse-, Gras- und Kräutersamen hat Grashoff aus Quedlinburg in großer Vollkommenheit ausgestellt.

An einigen hochgelegenen Orten, wo kein Wein mehr wächst, trinken die Einwohner einen Wein, der aus Gerste bereitet ist, sagt Xenophon in der Schilderung Armeniens; auch die Aegypter verstanden die Kunst, Bier zu brauen. Aber die Anwendung des Hopfens scheint zuerst in Deutschland versucht zu sein und zwar unter den Karolingern. Der Sachsenspiegel und das Magdeburger Weichbildrecht haben schon Bestimmungen über den Hopfen, der in den Hecken wächst. Indessen waren die Ansichten über die Zweckmäßigkeit dieser Zuthat sehr getheilt. In St. Hildegard's Physik wird vom Hopfen gesagt: calidus et aridus est, sed tamen modicum humiditatis habet, et ad utilitatem hominis non multum valet, quia melancholiam crescere facit et mentem hominis tristem parat et viscera ejus ariditate sua gravat. Nach dieser hohen Autorität kommt also der Spleen vom Hopfen her und diejenigen englischen Brauer verdienen statt der Lästerung den lebhaftesten Dank, die die Anwendung dieses gefährlichen Stoffes so viel als möglich beschränken und ihn durch die mannigfachsten Surrogate ersetzen, als Quassia, Coculus Indicus und die auf dem Leipziger Schlachtfelde gesammelte Hundskamille, bei deren Verpackung die Arbeiter ohnmächtig niederzustürzen pflegen, ausgestellt unter den Liverpooler Importartikeln, freilich ohne Angabe der Verwendung. Eine Zeitlang glaubte man auch, daß das Strichnin, das zu Hunderten von Centnern fabrizirt wird, seinen Weg in das Bier fände. Dieser Verdacht ist dadurch schlagend widerlegt, daß die „Times“ versichert hat, es werde Alles zur Vergiftung der wilden Hunde in Vandiemens-Land benutzt, und daß Liebig in den ihm zugesandten Proben nichts gefunden hat.

Ich benutze gern die Gelegenheit, welche mir die wiederholte Durchsicht dieser Blätter darbietet, um, was ich über Hopfen gesagt hatte, in Betreff des preußischen zu ergänzen und zu be-

richtigen. Das englische Hopfenland ist die Grafschaft Kent, etwa in einem Breitengrade mit Thüringen und von Kreidefelsen durchzogen. Sobald man das Meer aus den Augen hat, findet man auf sonnigen Abhängen die regelmäßigen Pflanzungen, die aus der Entfernung wie Weinberge aussehen, und die Fichtenschonungen, welche die Stangen liefern, namentlich in der Nachbarschaft von Canterbury und von Maidstone; und im Herbste schwirrt und wimmelt es von der vagabondirenden Bevölkerung Londons, der das Hopfenpflücken so zuträglich und so angenehm ist wie eine Badereise. Bei der Wichtigkeit des Gewächses wird der Betrag der Ernte jährlich zum Gegenstande zahlreicher Wetten gemacht; und die hohe Einnahme, die es von einer kleinen Fläche gewährt, und die Sorgfalt, die es erfordert, macht seinen Anbau zu einer geeigneten und gesuchten Beschäftigung für Personen, die gern auf dem Lande leben wollen und zur Kornwirthschaft nicht die Mittel oder die Neigung haben. Die Kentischen Hopfenbauer sind ein gebildetes, behäbiges, gastliches Völkchen und unter den Dreien, die Medaillen davongetragen haben, ist auch eine Dame. Aus den Vereinigten Staaten, die sonst eine starke Zufuhr auf den europäischen Markt schicken, ist diesmal nichts da. Aus Frankreich ein halbes Dutzend Proben, die meistens aus dem Getreidebezirk; aus dem Seidenbezirk gar keine. Auch aus Belgien sind einige Aussteller prämiirt worden. In Deutschland haben Böhmen und Baiern den ältesten Ruf. Das böhmische Gewächs, namentlich das Auschaer soll das bessere sein, kommt aber nicht auf den englischen Markt, weil die österreichische Regierung das Schwefeln nicht gestattet, welches die englischen Bauern, wenigstens bei dem über See geführten Hopfen, verlangten. Gleichwohl haben der Fürst Schwarzenberg und zwei andere Aussteller Medaillen erhalten; aus Baiern nur Einer, Uhlmann. Von den Einsendungen aus Preußen ist keine prämiirt worden, weder der Raczynski'sche noch der Neutomysler, wahr-

scheinlich, weil sie nicht geschwefelt waren; Wettendorf, ein bekannter Hopfenbauer in der Gegend von Trier ist ehrenvoll erwähnt worden. Ueber den Werth des Neutomysler Gewächses im Verhältniß zu den andern habe ich selbst kein Urtheil, Sachverständige sind der Ansicht, daß es, zwischen dem Spalter und Auschaer in der Mitte stehend, die eigenthümlichen Vorzüge beider vereinige; das aber kann ich beurtheilen, daß, wenn mit demselben eine englisch oder französisch geschriebene Broschüre über die Geschichte des dortigen Hopfenbaues ausgelegt worden wäre, die Geschworenen ebenso viel oder mehr Grund als bei manchen französischen Industriezweigen gehabt haben würden, für die ausdauernde Bemühung und die relative Leistung und für das Verdienst um die Landeskultur eine Medaille zuzusprechen. Der Hopfenbau um Neutomysl im Kreise Buck in Posen datirt seit dem Jahre 1692, brachte aber bis zum Jahre 1837 nicht mehr als 500 Centner jährlich, die im Durchschnitt mit neun Thaler bezahlt wurden. Seitdem ist er durch Herrn J. J. Flatau in Berlin, den Aussteller, so erweitert und verbessert worden, daß die Pflanzungen 6000 Morgen bedecken, bis zu 42,000 Centner tragen und im Jahre 1860 durchschnittlich 110 Thlr. für den Centner gebracht und über den Kreis, früher einen der ärmsten, einen ungekannten Wohlstand verbreitet haben. Im vorigen Jahre hat Herr Flatau, dessen Verdienste um diesen Kulturzweig schon 1856 von der Société d'Acclimatation in Paris durch die Medaille anerkannt wurden, sich auch des Hopfenbaues bei Buckow in der Mark angenommen und auf der Ausstellung des Berliner Instituts für Akklimatisation im September d. J. ward durch zwei Proben daher, eine vorjährige und eine neue, jene mit Knoblauchsgeruch, diese mit reichem Aroma, ein augenscheinlicher Beweis von der Vortrefflichkeit seines Verfahrens geführt.

Welche Weine in Deutschland wachsen, braucht man deut-

schen Lesern nicht zu erzählen; des Vergnügens, ihre schönsten Blumen in einen Strauß vereinigt zu sehen, nicht bei dem Schein einer Kellerlaterne, sondern im Licht des Tages hat uns der deutsche Kirchspielspatriotismus beraubt; jedes Vaterländchen wollte sein Gewächs apart gestellt haben, und die Kommissarien des Zollvereins hatten keine Macht, den Eigenwillen zu brechen. Die Deutschen, die sich über diese Verzettelung ärgern, sollten ihren Aerger an die rechte Adresse richten. Uebrigens möge man die Mitglieder der kostenden Jury nicht zu sehr beneiden; es ist mir confidentiell mitgetheilt worden, daß nach der ersten halben Stunde gar nichts mehr schmeckt. Von den Schnäpsen wollen wir nur eines Liqueurs erwähnen aus Asphodillus ramosus, der Speise der seligen Götter, die den Verdacht erweckt, daß Zeus kein Teetotaller gewesen. Diese Pflanze, dem Geschlecht der Liliaceen angehörend, wächst in Südeuropa wild. Nach den Untersuchungen der Académie des sciences liefern 100 Gewichtstheile der Knollen 81 Theile Saft, der mit einem gleichen Volum Wasser und 2 Prozent Bierhefe vermischt nach dreißigstündiger Gährung 8 Prozent eines Alkohols giebt, der farblos und vollkommen frei von Säuren, Salzen und Oelen ist. Auch von dem Taback — Moleschott rechnet ihn zu den Lebensmitteln — habe ich wenig zu sagen; wer Liebhaber eines recht billigen Blattes ist, dem sei ein Gewächs aus Taplacken bei Königsberg, das Tausend zu vier Thaler, bestens empfohlen. Auch das Bier von Dreh'er habe ich nicht gekostet. Wer ist Dreher? fragt der Germane, der sich eine Einführung zu Barclay und Perkins geben läßt, je nach seinen Verbindungen und der Höhe seines Akkreditivs jene Empfehlung mit oder ohne Schnörkel, ähnlich den Hinkel-Oddey'schen emokratenpässen, erhalten, je nach den Schnörkeln Flaschenbier oder Faßbier zu kosten bekommen, die Bottiche, die

Darren, die Pferdeställe gesehen, die Haynau'sche Gedenktafel gelesen und am Schlusse ergebenst und stammverwandtschaftlichst gerührt ausgerufen hat: Es giebt nur ein Old England! Wer ist Dreher? Dreher ist ein Deutscher, ein Wiener, der Besitzer und Erbauer der größesten Brauerei in der Welt. Sie enthält über acht Morgen gewölbter Keller, 31 Malztennen mit 15000 Scheffel Gerste, 10 Darren und Speicherräume für 220,000 Scheffel, einen Kessel von 23,824, einen von 19,312 Quart Inhalt und vier kleinere, 24 Kühlfässer und 2,332,000 Quart Maischraum. Sie liefert 170,000 Quart Bier in 24 Stunden, beschäftigt 300 Arbeiter, Dampfmaschinen von 106 Pferdekraft und 124 Gespanne. Wenn die „Times" doch einmal eine Beschreibung dieser Brauerei geben wollte! Die deutschen Zeitungen werden sie mit Fleiß übersetzen, die deutschen Leser mit Respekt studiren. Aber die „Times" wird sich hüten.

Die Runkelrübenzuckerfabrikanten des Zollvereins sind andern Gewerbtreibenden darin mit gutem Beispiel vorangegangen, daß sie sich zusammengethan und gemeinschaftlich ausgestellt haben. Sie vertreten 247 Fabriken, die durchschnittlich im Jahre 33½ Millionen Centner Rüben verarbeiten und daraus 2,600,000 Centner Rohzucker gewinnen. Oesterreich ist durch die beiden großen Fabriken von Robert & Co. und von Sina, beide in Mähren, vertreten. Die erste arbeitet mit 1920 Pferdekräften und verbraucht jährlich 600,000 Ctr. Rüben; die letztere halb so viel. Ein gewisser Werther hat in der Nähe einer Stadt, die er Buda nennt, auf deutsch wahrscheinlich Ofen, Zuckerrohr im Freien gezogen.

England, das sein Korn selbst verzehrt und fremdes dazu, hat wenig eignes Gewächs ausgestellt; und unter diesem Wenigen, weil es von Händlern kommt, ist noch mancher Humbug, wie der Mumienweizen, angeblich aus den in den Händen

einer Mumie gefundenen Körnern gezogen, der „Stammbaumweizen", dessen fortschreitende Veredelung auf einem Stammbaume dargestellt ist, der römische Hafer, der hervorgesproßt sein soll, als der seit unvordenklichen Zeiten unbebaute Platz eines römischen Lagers umgepflügt worden. Desto reicher sind die Sammlungen von eingeführten Cerealien, namentlich die von der Liverpooler Handelskammer veranstaltete. Dieselbe enthält folgende Weizenproben: Lubelski, Podgorski, Dubienka, Santander, weißen Französischen, rothen Französischen, Dänischen, Stettiner, Kulmer, Petersburger, Archangler (der kleinste), Danziger. Oberpolnischen, Unterpolnischen, vom schwarzen Meer, Galatzer, Ghirka, Kanadischen, Ostindischen, Aegyptischen, (der größeste), Marokkanischen, Syrischen, Ungarischen, Chilesischen, Australischen, (der schwerste), Kalifornischen, Michigan, Kentucki, rothen und weißen Amerikanischen, Neworleans. Mag der Himmel wissen, wo meine Frühstückssemmel gewachsen ist! Ferner Mais aus Bordeaux, Galatz, Marokko, Amerika. Semolina, was in dieser Sammlung definirt wird, als „der Theil des Weizens, der der Wirkung der Mühle widersteht," aus Italien. Arrowroot aus verschiedenen Pflanzen. Salep, das Mehl aus den Knollen der Orchis masculata aus der Türkei, zu Suppen benutzt. (Hat man unsere O. moria schon versucht?) Sago aus Borneo, der grau ist und an Ort und Stelle zu einer Art von Figuren-Marzipan verbacken wird, wie in den Beiträgen der holländischen Kolonien zu sehen ist. Mandioca, das Mehl von Manihot utilissima. Tapioca, die Stärke derselben Pflanze, auf heißen Platten getrocknet. Die Sammlung von Reis ist sehr dürftig; eine Merkwürdigkeit darunter die chooca, bengalischer Reis, der gekocht, gepreßt und getrocknet ist etwa zu der Gestalt von Gurkenkernen und zur Ernährung der Hindus dient, die auf europäischen Schiffen segeln und an ihren Speisegesetzen festhalten. Eine andere hübsche Sammlung zeigt alle

ersinnlichen Stärken; eine dritte folgende Zuckerprobe: aus Rohr, Rüben, Ahorn, Süßholz, Milch, Manna, Weintrauben, Fett, (nicht krystallisirt, nur Syrup), Fleisch, Urin. Weiß der Himmel, woraus mein Zucker gewonnen ist!

Auf der Ausstellung in Battersea sah ich eine thönerne Darre, die den Vorzug hat, daß sie das Malz nicht so leicht verbrennt wie eine eiserne, von Fison in Stowmarket, Suffolk. Die Platten haben einen Fuß im Quadrat, sind unglasirt, sehen auf der andern Seite wie eine Waffel aus und sind an den dünnen Stellen von kleinen Löchern durchbohrt, 1296 auf den Quadratfuß. Uebrigens glaube ich auch in Deutschland Darren von Fliesen gesehen zu haben.

Von Gemüsen ist die Bohne am Reichlichsten vertreten, aus den nördlichsten Ländern fava, Saubohne, aus Mitteleuropa phaseolus, aus Portugal, Italien und Griechenland dolichos. An diesen Sämereien wäre gewiß manche gute Erwerbung zu machen.

Die berühmte Handlung von Fortnum und Mason hat das Dessert übernommen und es sich besonders angelegen sein lassen, für Nüsse zu sorgen, die man in England gern zum Portwein knaupelt. Ich nehme die Gelegenheit wahr, einige dieser Gegenstände dem deutschen Publikum vorzustellen; sie sind zwar sehr entbehrlich, aber wenn man einmal ein Schlicker sein will, so sei man es mit System. Also folgende Nüsse, größtentheils persönliche Bekannte von mir: Brasilianische, dreieckig, sehr fett; Sonari von Demerara; holländische Walnüsse; Pecan aus Südamerika; Hikorynuß aus Nordamerika; Monkeypot aus Para, enthält vier Zellen, jede mit einem wohlschmeckenden Kern; Supucaya aus Para; Wasserkastanie aus Cirkassien; Honigkuchennuß aus Afrika; Pistachio aus Italien; Chocoladennuß aus Südamerika; Surahiva ebendaher; Cumquat aus China, außen wie ein Kiehnapfel; Litchis ebendaher, außen wie

ein Morgenstern; Erdmandel, die ich bei Liberien erwähnt; Schlangennuß aus Guiana, deren langer, walzenförmiger Kern wie eine Schlange zusammengerollt ist; Caschewnuß aus Südamerika; Cacoonkerne aus Indien. Von den Confituren seien folgende empfohlen: Guava aus Cuba und Ostindien, in den Häusern sehr gewöhnlich, aus denen ein Sohn „hinaus“ gegangen ist; Cassava-Brod aus Südamerika; Tamarinden aus Jamaika, angenehm säuerlich; Bananen und die beiden einzigen Vertreter der vortrefflichen türkischen Konditorei, Muschmusch und Kamardin aus Damaskus. Eine eigenthümliche englische Näscherei, den Familienvätern zu empfehlen, die ihren Kleinen etwas aus London mitbringen wollen, ist Toffee, nicht zu verwechseln mit Taffy, gefeiert in dem Liede, mit dem die Engländer ihre Hochachtung für die walisische Nationalität ausdrücken,

Taffy was a Welshman, Taffy was a thief.

Um aller dieser Süßigkeit willen und nach der Praxis der englischen Aerzte werden wir unter den englischen Nahrungsmitteln auch das Kalomel aufführen müssen, das in Schüsseln vorhanden ist. Es führt uns zu den zweierlei Giftbuden, die den Nahrungsmitteln benachbart stehen. Die einen enthalten Pflanzenalkaloide in seltener Reinheit und nie gesehener Masse: Theein, Kaffeein, Theobromin aus dem Cacao, Piperin aus dem Pfeffer, Morphin aus dem Mohn und Strychnin, das furchtbare Gift aus der Nux vomica; die beiden letzten Stoffe in solchen Massen, daß man alle Besucher der Ausstellung an einem blauen Montage damit vergeben könnte. Morphinpräparate haben in den Fabrikdistrikten immer einen guten Markt, wenn der Sonntag regnerisch ist oder die Fabriken halbe Zeit arbeiten. Ein versüßtes Tränkchen davon, das in den Apotheken unter dem Namen Godfree's Cordial geht, wird den Kindern gegeben, damit sie die Abwesenheit der Mutter verschlafen. Dickens hat das Opiumessen im Bleak House be-

nutzt, und Thomas de Quincey seine eigenen Erfahrungen in dem Opium Eater erzählt. Die zweite Giftbude hat der bekannte Chemiker Hassal, Verfasser eines Werkes über die Adulteration of food, aufgeschlagen. Adulterium heißt bekanntlich im Lateinischen der Ehebruch; die Kirchenväter gebrauchen das Wort bildlich für den unerlaubten Umgang der Gläubigen mit der Philosophie des Alterthums; die Engländer bezeichnen mit adulteration die Verfälschung der Lebensmittel. Hassal hat Proben von verfälschten Lebensmitteln ausgestellt und die durch das Mikroskop oder Analyse gefundenen Schmutz- und Giftstoffe angegeben, welche zugesetzt sind. Es ist zum Besten des Lesers, daß ich diese Mysterien für mich behalte; gemahlene Sargbretter im Kaffee gehören noch zu dem Unschuldigsten. Weiß der Himmel, was ich heute früh im Thee getrunken habe! Einer, der gegenüber Pickles ausstellt, hat sich den Anblick zu Herzen genommen und versichert, an seiner Waare sei kein Grünspahn; und sie sieht in der That brauner aus als gewöhnlich. Manche Londoner Bäcker, die sehr religiös sind, rühren an dem Tage, an dem sie dem lieben Gott zwei- bis dreimal ihre Aufwartung machen, ihren Kunden etwas Rhabarber oder Ipecacuanha in das Brod, um der Wirkung der Verfälschungen entgegen zu arbeiten, welche sie am Werkeltage getrieben.

Da ich einmal auf Thee, Kaffee und Opium gekommen bin, will ich hier gleich die Narkotika abmachen. Von dem indischen Opium habe ich schon gesprochen; auch in Südfrankreich scheint man nach den ausgestellten Proben sich neuerdings auf diese Industrie zu legen. Haschisch habe ich nicht bemerkt; dagegen lernt man durch die Ausstellung zwei andere Narkotika von Angesicht kennen: den Mate-Thee aus Brasilien und das Cocablatt aus Peru. Den Thee, ein grünes Pulver, genießt man auf folgende Weise: man schüttet eine Prise davon und

ein Stück Zucker in eine kleine Kalabasse von der Größe eines Tassenkopfes, gießt kochendes Wasser darauf und saugt unmittelbar darauf die Flüssigkeit durch ein Rohr auf, das unten mit einem kleinen Siebe versehen ist. Der Geschmack ist bitter, wie von Haschisch, und die Wirkung ähnlich, doch milder. Das Blatt der Coca, Eritroxytum Peruvianum, gleicht einem kleinen Lorbeerblatt; eine Drachme davon alle drei Stunden gekaut, suspendirt die Thätigkeit der Magennerven und macht den Menschen ohne Nahrung und Schlaf bis zu 48 Stunden bei harter Arbeit ausdauern.

Aus den Lagern der großen Samenhändler Lawson und Sohn, Thomas Gibbs und Co., Carter u. a., die theils auf der Ausstellung, theils in Battersea-Park zu sehen, will ich die Gräser erwähnen, theils rein, theils in Mischungen für besondere Lokalitäten, wie feuchte Wiesen, Grasland, Parks, Rasenplätze, Rieselwiesen, Kirchhöfe, Schaaftriften. Das Mißlingen der Rasenkultur in Deutschland ist in vielen Fällen daraus zu erklären, daß man unrichtige Gräser wählt, z. B. für sonnige Stellen die sogenannte Thiergartenmischung, die richtig auf Schatten berechnet ist. Carter hat ein neues Gras, **Spergula pilifera**, für Rasenplätze eingeführt, dessen feiner Samen, mit Sand vermischt, in dem Verhältniß von $\frac{1}{16}$ Unze auf die Quadratyard (oder von zwei Loth auf die Quadratruthe) gesäet wird, einen dichten, niedrigen Moosteppich giebt und sich selbst wieder säet. Von den Coniferen, die in Lawsons großem Werk Sinetum Britannicum beschrieben sind und in Battersea ausgestellt waren, sind zu empfehlen, weil sie harte Winter vertragen, **Cupressus Lawsonia, Abies Orichsalis** und **Pinus Nordmannia.**

Indem ich die Kolonien, die sich sehr entwickelt haben, seit ich über sie geschrieben, noch einmal nach Lebensmitteln durchlaufe, wird mir ein niedliches Büchelchen auf rosa Papier in

die Hand gesteckt über Arrowroot. Ich übersetze es ganz, denn dieses Nahrungsmittel und seine Behandlung sind in Deutschland zu wenig bekannt, wo man es in der Apotheke kauft und deshalb für eine Art von Medizin hält. Ich übersetze auch die Rezepte; was helfen uns neue chinesische und japanesische Gemüse, wenn wir nicht erfahren, wie sie gekocht werden? Als die Königin Elisabeth einige Pfund Thee zum Geschenk erhalten, gab der Kriegsrath ihrer Köche das Gutachten ab, Thee sei ein getrocknetes Kraut und werde am zweckmäßigsten wie Spinat zuzurichten sein. — Aechtes Arrowroot wird von der Wurzel der Maranta Arundinacea bereitet, einer in Südamerika einheimischen Pflanze, die im Laufe dieses Jahrhunderts in mehrere westindische Kolonien eingeführt worden ist. Es wird aus den Wurzelknollen der Pflanze gezogen durch Pressen, sorgfältiges Waschen und Trocknen in der Sonne. Die Neger betreiben diese Arbeit oft sehr nachlässig und liefern eine schlechte Waare mit erdigem Geschmack, die keine ordentliche Gelée geben kann und doch in Europa mit 400 Prozent Aufschlag verkauft wurde. Arrowroot erfordert von Anfang eine sehr sorgfältige Behandlung; Boden und Klima müssen entsprechend ausgewählt, die Fruchtfolge gehörig beobachtet und das Wasser filtrirt werden. Die Kultur kann mit Erfolg nur im Großen und mit guten Maschinen betrieben werden. Um einen solchen Betrieb möglich zu machen, den Artikel in größeren Massen auf den europäischen Markt zu bringen und das Publikum gegen Verfälschungen zu schützen, haben die westindischen Pflanzer eine Gesellschaft gebildet, die 30 Duke Street, Piccadilly, ihre Niederlage hat. Aechtes Arrowroot ist die beste Kindernahrung und bei Entzündungen der Eingeweide und Reizbarkeit der Magenhaut oft die einzige Speise, die der Patient vertragen kann. Mit Milch zu einem dicken Brei angerichtet, macht es die Milch auch der schwächsten Verdauung zuträglich.

Rezepte: Brei. Mische einen ungehäuften Eßlöffel voll Arrowroot mit etwas Wasser oder Milch, kalt, gieße ein Viertelquart kochenden Wassers oder kochender Milch darauf, rühre tüchtig und setze Zucker zu. — Blancmangé. Nimm vier Loth Arrowroot, vier Loth Zucker, ⅜ Quart Milch mit Gewürz nach Geschmack. Mische das Arrowroot mit ein wenig kalter Milch; koche den Rest der Milch mit dem Zucker, gieße sie auf, rühre tüchtig, schütte das Ganze noch einmal in die Kasserolle, lasse es unter starkem Rühren 10 Minuten kochen und gieße es in die Form zum Kaltwerden. — Brod. Ein wenig Arrowroot unter Weizenmehl gemischt, giebt dem Brod oder Kuchen einen vortrefflichen Geschmack. — Pudding. Nimm 5 Eßlöffel voll Arrowroot, 1 Qrt. kalter Milch mit Zucker und Zimmet. Koche Alles über einem kleinen Feuer unter stätem Rühren, bis es dick wird, alsdann thue zwei Eßlöffel Butter dazu. Gieße es in eine Schüssel und thue das Gelbe von 12 und das Weiße von 6 Eiern dazu, nachdem dasselbe wohl mit Rosenwasser geschlagen worden. Schütte es in eine mit Butter bestrichene Form und setze dieselbe in den Backofen. Dieser Pudding schmeckt kalt am Besten. — Ein anderer Pudding. Rühre drei Eßlöffel Arrowroot mit kaltem Wasser an, thue ein halb Quart kochender Milch mit Zucker und Citronenschaalen dazu, gieße alles in die Kasserolle und laß es am Feuer dick werden, bis es zu ¾ fest ist, thue das Gelbe und das Weiße von drei Eiern wohlgeschlagen dazu. Schütte den Teig in eine Form auf eine Schicht von Rosinen, bedecke ihn mit Papier und schlage die Form in ein Tuch und koche den Pudding eine Stunde. Nimm die Form aus dem Kessel fünf Minuten, bevor der Pudding aufgetragen werden soll. Mit süßer Sauce. — Eierkuchen. Nimm ¾ Arrowroot und ¼ Weizenmehl. — Creme. Koche drei Eßlöffel Arrowroot mit ¾ Quart Milch und thue 3 bis 4 gutgeschlagene Eier dazu. Zucker nach Belieben. Laß kalt·

werden und servire mit Fruchtgelée oder Eiermilch. — Die Originalkiste von 31 Pfund 6 Thlr. 20 Sgr.

Die französischen Ackerbauerzeugnisse und Nahrungsmittel bestechen auf den ersten Blick gar sehr; in der Aufstellung ist Geschmack und in der Sammlung System. Alle Landestheile und alle Industriezweige sind vertreten; weil aber Alles in drei große Gruppen gebracht ist, und überdies häufig die Aussteller eines ganzen Departements sich zusammengethan haben, bleibt das Ganze doch massenhaft und übersichtlich. Die drei Gruppen beziehen sich, wie schon erwähnt, auf 1) die Gegend mit Getreide, aber ohne Wein zur Ausfuhr und ohne Seide; 2) die Gegend mit Getreide und mit Wein zur Ausfuhr, aber ohne Seide; 3) die Gegend, die alle drei Erzeugnisse liefert. Besonders gestellt sind die Beiträge der Akklimatisationsgesellschaft, die Produkte der Landes, die Sammlung des berühmten Samenhändlers Vilmorin-Andrieux, die Arbeiten von Florent-Prévost über die Nahrung der Vögel, die Sammlung der schädlichen und nützlichen Thiere und die geologischen und botanischen Specimina der Ecole de médecine. Der Sachverständige mag sich noch zur besonderen Untersuchung auswählen, was die Société des Polders de l'Ouest (Nr. 408) ausgestellt hat, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Niederungen an der Westküste einzudeichen und „das Gebiet Frankreichs zu vergrößern." In der Kunst des Ausstellens hat wohl ein Weinhändler Bignon (Nr. 397) das Aeußerste geleistet; er zeigt einen Plan seines Landgutes, wie es war, als er es erwarb, und einen andern, wie es jetzt ist, neben dem ersten die dürftigen Saaten, die Unkräuter und Unthiere, einschließlich eines wilden Schweines, die darauf zuhause waren, neben dem zweiten den Weizen, die Hühner und Hähne, die Hasen und Forellen, die es jetzt bevölkern, alles in Natura, und quer davor eine Flaschenbatterie mit der Geschäftskarte.

Frankreich ist seit zehn Jahren mehrmals von Mißernten heimgesucht worden, was ein Unglück ist, nicht nur für das Volk, darauf käme weniger an, sondern auch für den Kaiser, der sich alles Gute beimißt, dem also das Volk versucht sein könnte, alles Ueble beizumessen. In Betreff anderer Uebelstände und Unannehmlichkeiten hat der Kaiser ein Mittel gefunden, solche Zurechnung von sich abzuwehren: wenn er etwas unternimmt, dessen Ausfall zweifelhaft ist, so ladet er die Zeitungen ein, die Maßregel vorzuschlagen und zu vertheidigen, und gehorcht mit einer Verbeugung der öffentlichen Meinung: „c'est l'opinion qui l'emporte toujours.“ Geht das Ding schief, so mag die öffentliche Meinung sich selbst anklagen. Aber die französische Regierung weiß, daß ein leerer Magen mit den brillantesten Gründen nicht zu füllen ist, und wird sichtlich von der Besorgniß geplagt, die Franzosen könnten es einmal machen wie die Chinesen, vor dem Palaste zusammenlaufen und sagen: der Kaiser muß eine große Sünde begangen haben, daß Gott eine solche Plage über das Land schickt. Diese Besorgniß wird dadurch noch ernsthafter, daß man das Bewußtsein hat, nicht immer gut mit der Kirche zu stehen, welche die Orakel giebt. Ein paar Bäcker mit den Ohren an den Laden zu nageln, wie sonst wohl in Konstantinopel geschah, ist nicht mehr zeitgemäß. Man hat daher zweimal die Brodpreise bestimmt, und den Bäckern die Differenz aus den Steuern vergütet. Mit einer ähnlichen Maßregel beschäftigt sich eine Brochüre, die hier vertheilt worden ist und von Rechts wegen dem egyptischen Finanzminister Joseph gewidmet sein sollte. Man will Magazine anlegen, in billigen Jahren füllen und den Zinsenverlust durch die Preiserhöhung in theuren ausgleichen. Aber die längere Aufbewahrung hat bekanntlich seine Schwierigkeit; das Korn muß häufig umgearbeitet werden und verdirbt am Ende doch. Aber hatten nicht die alten Egypter, die Malteser Ritter und andere Leute ihr

Korn in Gruben mit engem Halse, in Silos, aufbewahrt? Man machte Versuche im Kleinen und fand das Getreide nach kurzer Zeit multrig. Durch eine Reihe von Experimenten wurde endlich entdeckt, daß das Korn allerdings in solchen Gruben dauert, wenn es nicht mehr als 14 Prozent an hygroskopischem Wasser enthält; und man ist jetzt in den Flottenstationen und an anderen Orten in Frankreich mit der Anlegung und Füllung von Silos beschäftigt. Für uns wäre die Sache wahrscheinlich nicht praktisch, wenn wir überhaupt daran dächten, sie nachzumachen; unser Klima würde ein stärkeres Austrocknen als bis auf 14 Prozent erfordern; und wenn das vorangegangen, so hält das Korn sich auch an andern Orten als in Silos. Der kleine Weizen aus dem nördlichen Rußland ist stets gedörrt.

In den französischen Kolonien, Abtheilung Ostafrika, findet sich die vollständigste Musterkarte von Reis. Auch über den Reis ist etwas Küchenweisheit vorzubringen; der Mensch unterscheidet sich von den andern Thieren nicht durch den aufrechten Gang, nicht durch die Fähigkeit zu lachen, nicht durch das Ohrläppchen, sondern dadurch, daß er ein kochendes Thier ist, worüber die Geschichte von Nebucadnezar zu vergleichen und die Bemerkungen der Franzosen, denen hier zum ersten Male roher Salat und ganze Gurken zum Nachtisch vorgesetzt worden. Reis enthält in einem sehr kleinen Volum eine sehr große Masse von Nahrungsstoff; mit einer Handvoll, die er in den Zipfel seines Bournus geknüpft, geht der Orientale, auch im Felde, einen ganzen Tag. Reis ist aber auch sehr billig; man kann hier Carolinenreis, der beim Dreschen und Enthülsen zerbrochen, für 1½ Sgr. das Pfund kaufen. Der Reis könnte uns also in Theuerungsjahren eine große Aushülfe gewähren, aber nur unter der Bedingung, daß man ihn zu behandeln verstände. Zu Bouillonreis gehört Bouillon; Reisspeisen sind Leckereien; Milchreis ist so weichlich, daß man ihn nicht an-

haltend genießen kann. Die richtige Form ist das chooca der Hindus und Pilav der Türken. Das letztere wird auf folgende Weise bereitet. Man nimmt Reis und Wasser in dem Verhältniß, daß wenn der Reis gar ist, das überschüssige Wasser verdampft ist. Das Verhältniß ist in der Regel 1:3, ein Tassenkopf Reis und drei Tassenköpfe Wasser, ändert sich aber nach der Größe des Reis und der Weiche oder Härte des Wassers, muß also durch Versuche gefunden werden. Die Feuerung muß aus Kohlen ohne Flamme bestehen und man darf nicht rühren. Wenn das Wasser verdampft ist, die oberste Schicht Reis sichtbar wird, nimmt man die Kasserolle ab, gießt siedende Butter hinein und rührt. Man kann allerlei zusetzen, von den Sachen, die in Europa leicht zu haben sind, am Besten ein klein Wenig oignon brulé, verkohlte Zwiebel, die aus Frankreich kommt, kann aber allenfalls auch die Butter weglassen, wie bei dem chooca geschieht. Das Salz wird ein guter Koch, wie bei jedem Gericht, gleich zu Anfang hinzuthun. Das Gericht ist in zehn Minuten herzustellen, schmeckt sehr gut und ist täglich, wie Brot, zu genießen. Wenn es richtig gemacht ist, müssen die Reiskörner weich, aber nicht geplatzt sein.

In Frankreich herrscht die Flachmüllerei, welche die Steine näher aneinander stellt und das Korn zerquetscht, in Deutschland die Hochmüllerei, welche die Steine weiter stellt und das Korn zerreißt. Ueber den absoluten Vorzug der einen und der andern Methode sind die Gelehrten uneins. Von den französischen Mühlenprodukten ist die semoule, der Gries hervorzuheben, die zur Bereitung der Maccaroni und der ähnlichen Fabrikate, welche die Franzosen unter dem Namen pâte, englisch paste, begreifen, in großen Quantitäten verbraucht wird. Pâte wird nämlich nicht aus Mehl gemacht, sondern aus Gries. Die besten Waaren sind von Minguet in Senlis und Brunet in Marseille, jene aus weichem, diese

aus hartem Weizen. Brunet hat eine kleine Broschüre ausgegeben, die einen hübschen Beitrag zur Geschichte und zum Wesen des Handels enthält. Früher machte man in Marseille die Pate aus weichem, französischen Weizen und erhielt ein Produkt, das gegen die aus hartem sicilischen Weizen bereiteten italienischen Maccaroni gar nicht aufkommen konnte. Brunet der ältere versuchte sich 1815 an dem viel billigeren, aber ebenso harten russischen Weizen aus Taganrog, mit dem günstigen Erfolge; aber die Vorstellung, daß nur aus italienischem Weizen guter Gries bereitet werden könnte, war so eingewurzelt, daß er die Maccaronifabrikanten lange Jahre täuschen und ihnen sagen mußte, er verarbeite sicilisches Getreide. Als sie sich endlich überzeugt hatten, daß der gute Gries wirklich aus russischem Weizen gemacht sei, kam die Eroberung von Algier und damit die Möglichkeit, afrikanischen Weizen einzuführen, der noch härter ist und in Marocco das Cucussu liefert, über das ich auch etwas zu sagen hätte, wenn es nicht so weitläuftig wäre. Aber nun hatte Brunet wieder viele Jahre lang sein Fabrikat für russisches auszugeben, wenn er es absetzen wollte. Afrikanischer Weizen liefert 58 Prozent Gries, 22 Prozent Mehl, 20 Prozent Kleie. Der Preis des marseiller Gries ist durchschnittlich für die erste Qualität zu Suppen und Speisen 40 Francs der Centner; zur Bereitung von Pate 25 Francs. Er ist billiger als Weizenbrod und nahrhafter; ein Eßlöffel liefert einen Teller Suppe. Das Mehl wird mit anderm gemischt verbacken und macht das Brod schmackhafter, kann auch allein verbacken werden und ist billiger als Mehl von weichem Weizen zweiter Qualität. Die Kleie wird sehr gesucht für Mastvieh.

Ueber die andern Länder ist nicht viel zu sagen. Italien ist natürlich groß in Maccaroni, Salami und Parmesan. Aus Amerika sind zwei Sorten Maisstärke da, Osvego und Mai-

zena, die erstere sehr billig und, wie ich Gelegenheit gehabt habe mich zu überzeugen, sehr schmackhaft. Der kandirte Mais ist eine nahrhafte Näscherei.

Anhang.

Schönheitsmittel.

Auf daß der Wein erfreue des Menschen Herz und seine Gestalt schön werde vom Oele, unter dem nach Mr. Rowland's Ansicht das Macassar gemeint ist. Der Katalog von 1851 enthielt eine Nummer „Kalabasse mit Farbe zum Anstreichen des Gesichts.“ Das Köstlichste, was die heutige Industrie in dem Fache aufzuweisen hat, findet sich bei Moreau, Nr. 1180 des englischen Katalogs, aufgestellt in dem östlichen Anbau. Madam Moreau hatte die Güte, mir ihren Katalog zu überreichen, und als ich, um durch irgend eine sachgemäße Bemerkung ein Gespräch einzuleiten, mich erkundigte, ob sie rouge végétal habe, erwiderte sie mit Nachdruck: Oui, Monsieur, c'est une de mes spécialités. Aus dem Verzeichniß, das wie eine polyglotte Bibel in drei Sprachen, französisch, englisch und deutsch, gedruckt ist, hebe ich nach bester Einsicht das Wissenswertheste aus:

„Crême de l'Impératrice. Dieses wichtige Produkt veranlaßt die große Tragödin, Madame Ristori, zu folgendem schmeichelhaften Zeugniß: „„Ihre Parfümerien sind ausgezeichnet, und ich konnte nirgends ihres Gleichen finden; vor Allem die Crême de l'Impératrice, welche den doppelten Vorzug hat, die Haut sowohl weiß als auch elastisch zu machen. Adelaide Ristori.““

„Buch des Orients. Dieser unentbehrliche Zusatz zu den Bedürfnissen einer Dame, welcher eine große Sensation in allen höhern Cirkeln erregt hat, umschließt folgende drei unentbehr-



liche Requisite: ein Notizbuch für Einladungen, eine Bleifeder, die zugleich ein schönes Schwarz für die Augenbrauen enthält, und im Innern des Buches die angenehmste Rosenfarbe für Wangen, Lippen u. s. w., welche eine blühende Farbe mittheilt, wie sie von keinem andern Produkt erreicht wird. Dieses Roth bildet einen Theil des Einbandes und sieht demselben so ähnlich, daß Niemand, der nicht eingeweiht ist, die Wichtigkeit des Gegenstandes ahnen kann."

„Blanc de perles jaune Rachel. Dieses Pulver, welches von gelbem Ansehen ist, wurde besonders bereitet auf Veranlassung der verstorbenen berühmten Künstlerin, Mlle. Rachel, welche es in ihrer Carriere von dem größten Nutzen fand. Es hat die vorzügliche Eigenschaft, den Brunetten Abends eine natürlichere und feinere Gesichtsfarbe zu geben."

„Nouveau rouge de l'Impératrice. Diese schätzbare Komposition besitzt die wichtige Eigenschaft, daß sie einmal auf die Haut aufgetragen, nicht mehr abfällt." Das Attest fehlt.

Wenn ich die letzte Bemerkung richtig verstehe so nähert Madame Moreau sich den Leistungen einer größeren Künstlerin in Bond Street, die nicht ausgestellt hat, aber durch einen in diesem Sommer verhandelten Prozeß dem größeren Publikum bekannt geworden ist. Sie unternimmt es, Damen zu „emailliren," und drückte auf einen verwunderten Ausruf des Richters ihr Mitleid über seine Unwissenheit aus; das Verfahren sei in der höhern Damenwelt allgemein bekannt. Emailliren für einen Abend kostet nur 5 Guineen, aber „beautifying for ever," Schönmachen für immerdar, hatte in dem Falle, der zu dem Prozeß Veranlassung gab, über 900 Pfund Sterling gekostet. Der verklagte Ehemann der verschönerten Dame, jüngerer Sohn eines Peer, bekundete freilich, daß die Sache seines Erachtens schlimmer geworden sei, kann aber nach bekannten Rechtsgrundsätzen nicht für glaubwürdig erachtet werden.

Einen so hohen Flug haben die deutschen Aussteller nicht genommen; sie haben sich auf Parfums und Seifen beschränkt und sehr Gutes geleistet. Zwei Farinas haben an zwei gegenüberliegenden Ecken Fontainen errichtet, aus denen gratis Eau de Cologne verzapft wird, und Rieger aus Frankfurt a. M. macht Glück mit seinem Parfum von frisch gemähtem Heu. Rimmel aus London, auch ein Deutscher, parfumirt an manchen Tagen gar den großen Springbrunnen unter dem östlichen Dom. Es wundert mich, daß nicht alle Welt Parfumeur wird, denn die Stoffe, die um Thaler verkauft werden, kosten in der Regel nur Pfennige. Die Türken, die das Beste liefern könnten, haben nichts als Rosenöl geschickt, nicht einmal das allgemeinste und beste ihrer Schönheitsmittel, den gelben Badehandschuh aus Ziegenhaar. Ninon de l'Enclos, in hohem Alter befragt, wodurch sie ihre Haut so frisch erhalten habe, antwortete: durch einen Flanelllappen und kaltes Wasser.

---

11. In Chiswick.

London, 30. Mai. Viele Wege führen von London stromaufwärts nach dem reizenden Laub- und Hügellande, das mit Richmond beginnt und sich bis an den Ursprung der Themse hinaufzieht. Aber ob man zu Wasser gehen mag oder mit der Eisenbahn des rechten oder des linken Ufers, oder eine der zahlreichen Chausseen benutzen oder als Fußgänger in die Richt oder in die Irre gehen, man wird nie in den Winkel der Themse gerathen, in dem das Dörfchen Chiswik liegt, wenn man dasselbe nicht ausdrücklich zum Ziele gewählt hat. Und dazu ist für gewöhnlich keine Veranlassung; die Obst- und Gemüsegärten schicken uns ihre Ernte vor die Thür, und der Park ist verschlossen. Nur zu der Rosenschau der Gartenbaugesellschaft pflegt er sich zu öffnen, und bei einer solchen Gelegenheit habe auch ich ihn einmal betreten und pflichtgemäß beschrieben. Der Wunsch, den ich damals lebhaft empfunden und wahrscheinlich ausgedrückt habe, das Innere des kleinen Schlosses zu sehen, ist gestern in Erfüllung gegangen. Lord Granville, der Präsident der englischen Kommission, hatte den fremden Kommissarien und Geschworenen und einigen andern Ausländern zu wissen gethan, daß sie ihm am Vormittag, das heißt zwischen 3 und 7 Uhr, in Chiswick willkommen sein würden.

Das Schloß, früher das Eigenthum des Herzogs von Devonshire, ist nach einem florentinischen Muster gebaut; es besteht aus einem niedrigen Rez-de-chaussée, einem hohen Stockwerk, zu dem eine Freitreppe hinaufführt, und einer Mansarde. In der Mitte des Gebäudes liegt eine Halle, deren Kuppel über das Dach hervorragt und die nach der einen Seite mit der Freitreppe, nach der andern mit einem Balkon zusam-

menhängt. Die Zimmer waren alle geöffnet, so daß man rund um das Haus gehen und den Abstich der Aussichten genießen konnte, der mir bei dem ersten Besuche in das Auge gefallen war. Nach Osten, von der Treppe aus, sieht man einen Baumgang hinab und am Ende desselben über eine kleine Brüstung weg in ein Landschaftsbild, wie man es außerhalb Englands nur allenfalls in Holstein findet, in Kornfelder, von Hecken durchschnitten und mit einzelnstehenden und deshalb prächtig entwickelten Bäumen betupft. Gegen Süden stößt das Haus an ein Parterre mit Blumen und Gesträuch, das nach einem kleinen Gewässer abfällt und jenseits desselben sich in den Park verliert — ein Bild, das an Trianon erinnert. Im Westen liegt die **lawn**, der Rasenplatz, von einigen majestätischen Cedern beschattet. Von unten angesehen, hat die Ceder etwas Finsteres, Schwermüthiges, weil man nur die alten, absterbenden Nadeln sieht, mit denen sie im Laufe der Jahrhunderte den Boden bedeckt und seinen Pflanzenwuchs zerstört. Sieht man aber von oben auf ihre schirmförmig ausgebreiteten Aeste, so hat man die frischen grünen Triebe vor sich, die sie dem Lichte zuwendet. Von dem Rasen war jede Nadel aufgelesen, und die Frühjahrstrachten der Damen und die Scharlachröcke der Trompeter verscheuchten vollends die düstern Schatten. Im Norden schließt sich an das Haus ein Stück altfranzösischen Gartens mit zwanzig Fuß hohen Mauern von geschornen Hainbuchen, deren Formen als Fortsetzung der Architektur ihren guten Sinn, und deren grüne Schatten an einem stillen Sommer-Nachmittage einen wunderbaren Reiz haben. Hinter diesen Wänden verbergen sich die Wirthschaftsgebäude. Die Fenster bestehen natürlich aus ganzen Spiegelscheiben, die dem Vorübergehenden wie ein Uebermuth des Wohlstandes erscheinen, aber dem Bewohner einen großen Genuß gewähren; man muß es oft gesehen und beachtet haben, um es zu begreifen, welchen Unterschied es macht, daß die

Kreuze und Leisten fehlen, die Kerkerstäbe, die uns gewöhnlich von dem Draußen trennen. Jedes Zimmer enthält eine kleine Büchersammlung, die Schränke nur mannshoch, nicht erdrückend für Auge und Geist; und einige gute Bildsäulen laden den vom Lesen Ermüdeten zum Denken ohne Worte ein. Es muß ganz gut wohnen sein in dem Schlößchen für ein zufriedenes Gemüth.

Auf dem Rasen, der einige Tage zuvor geschoren und gewalzt und in der Nacht gewässert, einem dicken Seidenfilze glich, waren Sophas und Sessel aufgestellt, um die sich ein Theil der Gesellschaft sammelte, während die große Masse zwanglos umherschlenderte, um zu sehen oder gesehen zu werden, Bekanntschaften zu erneuern oder anzuknüpfen, mit einem gelegentlichen Abstecher in das seitwärts aufgeschlagene Zelt mit Eis und Früchten. Es gehört ein schöner Schlag von Frauen dazu, sich am hellen Tage im Grünen zu zeigen, um so mehr, wenn es gerade die Saison ist, jeder Tag in Gesellschaften, jede Nacht auf dem Balle oder im Theater zugebracht wird, um so mehr, wenn ein bewölkter Himmel jeden Vorwand zu Sonnenschirm und Schleier benimmt; aber die Engländerin kann das wagen, denn sie trinkt viel Thee und wenig Kaffee, genießt eine einfache Kost, schläft nicht in Federbetten und bewegt sich jeden Tag, wenn sie es haben kann, bis zur Ermüdung im Freien. An den Trachten zeigte sich die Wirkung früherer Industrie-Ausstellungen; die vorherrschenden Stoffe waren Algerine, von den Mauren entlehnt, und Grenadine, die türkische Gaze mit eingewirkten Goldfäden. Nur einige ältere Damen hatten sich auf Rechnung des Gewölkes in ihre schweren indischen Shawls gehüllt. Der Kopfputz war einfach; nur eine kleine, dicke, watschelnde Griechin hatte sich durch eine ungeheure Straußenfeder verschönert und erinnerte mich an eine Stelle in Jahn's Volksthum. Die Fremden konnten eine Menge von Berühmtheiten

von Angesicht zu Angesicht kennen lernen: den Präsidenten der Negerrepublik Liberia und den Gesandten von Hayti, beide schwarz wie Ruß, der erste mit fast europäisch geschnittenen Zügen, der andere mit platter Nase und wulstigen Lippen, jener englisch, dieser französisch gebildet; den Herzog von Nemour, der seinem Vater sprechend ähnlich wird, Benjamin Disraeli, der mit einem Rohrstöckchen sein karirtes Höschen ausklopfte, und Earl Russell, den kleinen Titanen. Der große Titane, Palmerston, der sehr knickbeinig geworden ist, war zu Hause geblieben, um die mythologischen Vorstellungen der Ausländer von seiner Jugendhaftigkeit nicht zu zerstören. Ich achtete auf die Sprachen und habe folgende gehört: deutsch, englisch, französisch, italienisch, spanisch, dänisch, schwedisch, neugriechisch, türkisch; in allen Zungen wurde das Lob des Ortes und die Behaglichkeit des Festes verkündet.

Zerstörungsplane gegen die Nagelmaschinen um. Aber es muß doch erlaubt sein, jenen Dorfgesellen und den englischen Fabrikarbeiter neben einander zu stellen. Setzen wir den letztern in die günstigsten Verhältnisse, geben wir ihm ein gesundes Arbeitslokal, das er selten, eine gesunde Wohnung, die er nicht immer hat, geben wir ihm den Vortheil, innerhalb zweier Meilen einen Handwerkerbildungsverein zu haben und jährlich einmal von Lord John Russell über die geoffenbarte Moral und von Mr. Cobden über das Werthsverhältniß zwischen einem Leitartikel der „Times" und „sämmtlichen Werken des Thucydides" einen most admirable speech zu hören. Wie verhalten sich die beiden Leute zu einander? Die englischen Werbesergeanten könnten merkwürdige Aufschlüsse darüber geben, welche Wirkungen es hat, wenn durch ein ganzes Leben, wohl gar durch mehrere Generationen immer nur ein Muskel oder ein Finger bewegt wird, etwa um die Nadel gegen den Bohrer zu halten, der das Oehr auspolirt. In Lancashire, wo jetzt soviel Tausend „Hände" feiern, ist auch nicht einmal die Rede davon, sich an einer andern Beschäftigung zu versuchen. In der Krim haben die englischen Soldaten sich wie Löwen geschlagen, waren aber, wenn das Fechten vorüber, so hülflos wie die Kinder. Wieweit die Theilung der Beschäftigungen in England geht, davon hat man anderwärts schwerlich eine Vorstellung. Doch scheint es, daß eine hoch entwickelte Industrie nicht nothwendig diese Folgen zu haben braucht; sie sind bei weitem nicht so sichtbar in Frankreich und in Deutschland. Der deutsche und französische Arbeiter sind unendlich anstelliger, vielseitiger, als der englische, und in mancher englischen Werkstatt ist gerade der Vormann, der eine zusammenfassende Aufsicht über die getheilte Arbeit auszuüben hat, ein Deutscher. Ueber die Ursachen und die Wirkungen dieser Verschiedenheit habe ich noch kein System, will ich noch keines haben. Es ist

besser, Beobachtungen einstweilen in der allgemeinen Vorrathskammer des Gedächtnisses liegen zu lassen, als sie voreilig in ein falsches Fach zu stecken. Auch viel unterhaltender; es gewährt ein Vergnügen, was denen versagt ist, die ein einzig und ausschließlich ächtes Aktenrepositorium nebst Rubris im Kopfe haben und jeder Erscheinung mit einem halben Blicke ansehen, wohin sie gehört. Sehen wir uns jetzt an, was es Neues giebt unter diesen pochenden, stöhnenden, schwirrenden, klirrenden Gesellen, die unsere Vorfahren nicht kannten, also auch nicht entbehrten.

Der westliche Anbau enthält die machinery in motion, die Maschinen in Betrieb. In einem außerhalb des Gebäudes stehenden Kesselhause wird der Dampf erzeugt, Röhren, die unter dem Fußboden liegen und zur Verhütung der Abkühlung in Filz gewickelt sind, führen ihn den Dampfmaschinen zu; die anderen Maschinen werden durch Treibriemen in Bewegung gesetzt, welche über eine durch den ganzen Anbau laufende Welle gespannt sind. Für den Laien ist zu bemerken, daß ein Treibriemen dasselbe ist, was die Schnur an einem Spinnrade; und ich kann hier gleich für den Sachverständigen eine Neuigkeit erwähnen, die Treibriemen von Bryant und Cogan (Nr. 1809, England), die aus etwa zwei Zoll langen, auf die schmale Kante gestellten und durch Stahlstifte verbundenen Stückchen Leder bestehen. Der Riemen bildet also eine Reihe von Charnieren; er kommt sehr billig zu stehen, weil Abgänge dazu zu verwenden sind. Ueber die Haltbarkeit kann ich nicht urtheilen. Um sich in diesem Raume längere Zeit behaglich zu fühlen, dazu muß man gutgestählte Nerven haben. Wen auch das Geräusch nicht anficht, das Rollen, Stampfen, Hämmern, Plätschern, Sausen, Schwirren, dessen Auge und Sinn wird verwirrt durch den Anblick der seltsamen Gebilde und die Frage nach ihrer Bestimmung, dessen Phantasie wird gepeinigt durch die Vorstellung, daß diese Ungethüme sich einmal losreißen und

einen wüthenden Hexensabbath feiern könnten. Diese Besorgniß kommt freilich erst nach stundenlangem Verweilen und streicht nur wie ein flüchtiger Schatten vorüber; wir wissen ja, daß der Dampfhammer, der einen Eisenblock wie eine Gerte zerbrochen, durch einen leichten Fingerdruck dahin gebracht werden kann, ein Ei eben einzuknicken. Aber eine andere Frage kommt immer wieder und gräbt sich immer tiefer ein: Kraus ist ihr Bart, doch werden sie den Riegel heben? Werden wir einmal wieder dahin kommen, wo Albertus Magnus war, der sich ein eisernes Dienstmädchen machte? Sie fegte die Stuben, besorgte die Küche, machte die Einkäufe und, setzt mein alter Gewährsmann hinzu, redete sogar. Ich würde das für einen Mangel gehalten haben; und so erwies es sich auch. Eines Tages, durch ihren Widerspruch gereizt, warf er ihr einen schweren Hammer an den Kopf und tödtete sie.

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollst du mir sein!

Unter den Vorrichtungen, welche die Kraft des Windes, des fließenden und des fallenden Wassers nutzbar machen, habe ich wenig bemerkt, was unter die beiden Rubriken fiele, nach denen ich meine Mittheilungen auswähle, nichts, was ganz neu wäre, und nichts, was zwar gewöhnlich, aber nicht dem großen Publikum zugänglich wäre. Der Wind fällt wegen seiner Unbeständigkeit immer mehr in Mißkredit; die Maschinen in dem Schiffe des Gebäudes, die sich im Luftzuge drehen, sollen nicht ein Werk treiben, sondern nur die Launen des Windes registriren; wir werden sie später ansehen. Selbst die Holländer haben keine Windmühle ausgestellt. Aber die eine, welche ihre Nachbarn, die Belgier, geliefert haben, ist wegen eines daran befindlichen Maschinentheils zu erwähnen, der, wenn er sich bewährt, einer sehr weiten Anwendung fähig sein würde. In dem Modelle von Thirion aus Namur,

nämlich (Nr. 279 des allgemeinen, Nr. 236 des belgischen Katalogs, dessen Nummern unverantwortlicher Weise nicht stimmen) geschieht die Uebertragung der Bewegung von der Welle auf den Stein ohne alle Vermittelung von Rädern durch eine Spiralfeder. Man denke sich einen Pfropfenzieher, dessen Spitze gerade ausgezogen wie das Stück, an dem der Griff befestigt ist. Dreht man denselben an dem oberen Ende um seine Achse, so wird natürlich das untere Ende dieselbe Bewegung machen. Denkt man sich ferner diesen Pfropfenzieher elastisch, so leuchtet ein, daß man das untere Ende in jeden beliebigen Winkel gegen das obere bringen kann und daß gleichwohl, wenn das obere rotirt, auch das untere rotiren muß. Bringt man z. B. die Spirale in einen Winkel von 90 Grad und steht das obere Ende senkrecht, so wird das untere horizontal stehen und sich so um seine Achse drehen; man wird also eine senkrechte Rotation in eine horizontale verwandelt haben, wozu sonst zwei konische Räder oder ein noch komplizirterer Mechanismus erfordert, wodurch eine entsprechende Friktion und ein entsprechender Kraftverlust verursacht wird. Ganz ohne Friktion, wie der Erfinder zu glauben scheint, dürfte es freilich bei der Spirale nicht abgehen; ihr Bestreben, sich grade zu strecken, muß eine vermehrte Reibung in den Widerlagen hervorbringen. Auf der andern Seite soll die Elastizität der Feder die Wirkung haben, die Ungleichmäßigkeiten der Bewegung, der Kraft und des Widerstandes, auszugleichen, also wie der Governor an der Dampfmaschine zu wirken. Namentlich bei Mühlen soll sich die Erfindung sehr gut bewährt haben.

Ihrer Liebhaberei, den Tourbinen, Wasserrädern, die ganz im Wasser gehen, haben die Franzosen hier weniger nachgehangen als in Paris. Auch die Versuche, die dort so sehr die Techniker und die Industriellen beschäftigten, den Dampf auf eine andere Weise als die bisher übliche anzuwenden oder ihn durch eine andere Kraft zu ersetzen, haben wenig Frucht ge-

bracht. Die regenerirende Dampfmaschine von Wilhelm Siemens, die mit einem Quantum überhitzten Dampfes arbeitet, ausgestellt in Paris, ist in der Anwendung auf technische Schwierigkeiten gestoßen, die noch nicht überwunden sind. Der Erfinder hat inzwischen sein System auf Kohlengas in Stelle des Dampfes angewandt und eine derartige Maschine angemeldet, die aber in dem Augenblick, da ich schreibe, noch nicht aufgestellt und einstweilen durch eine Zeichnung vertreten ist. Dagegen scheint mir die Thermo-expansion steam engine von Wexham (Nr. 2019 England) nichts als eine Nachahmung der ursprünglichen Siemens'schen zu sein. Kalorische Maschinen sind in mehren Exemplaren da, arbeiten aber nicht, weil Feuer in dem Gebäude nicht geduldet wird. Die Benutzung der atmosphärischen Luft, ihrer Ausdehnung in der Wärme und Zusammenziehung in der Kälte, als bewegender Kraft, gilt allgemein für eine amerikanische Erfindung, ist aber eigentlich oder doch ebenso sehr eine deutsche. Ich verdanke einem sachverständigen Freunde die Notiz, daß Jeppe Prehn aus dem Lauenburgischen 1848, als man noch nichts von Ericson gehört, in Preußen ein Patent auf eine nach Ericsons Prinzip konstruirte Maschine genommen, aber freilich nicht ausgeführt hat. Die Luft, wenn sie auf 267 Gr. Celsius erhitzt wird, verdoppelt ihre Spannung. Indem man sie also abwechselnd auf diesen Grad erhitzt und wieder erkältet, gewinnt man bei jedem Wechsel einen Druck gleich einer Atmosphäre. Die Erkältung geschieht dadurch, daß man die Luft in ein Behältniß treibt, das viel Wandfläche im Verhältniß zu seinem Inhalt hat und von kaltem Wasser umspült ist; sie erfolgt augenblicklich und hat keine Schwierigkeit. Die Erhitzung kann nur dadurch geschehen, daß die Luft in ein Behältniß tritt, auf dessen Wände ein Feuer wirkt, und darin liegt die Schwierigkeit, die Jeder begreifen wird, der einmal seinen Theekessel leer auf

das Feuer gesetzt hat. Eine wesentliche Verbesserung der ursprünglichen Maschine hat Schwarzkopf in Berlin angegeben; er nimmt nicht atmosphärische, sondern komprimirte Luft. Angenommen eine Quantität Luft, die bei der natürlichen Spannung der Atmosphäre zwei Kubikfuß einnehmen würde, sei auf einen Kubikfuß komprimirt und werde auf 267 Gr. erhitzt, so würden nicht eine, sondern drei Atmosphären gewonnen sein. Schwarzkopf hat eine Maschine von 2 Pferdekraft ausgestellt.

Von Maschinen, welche die Elektrizität als bewegende Kraft verwenden, sind Modelle und Ausführungen vorhanden; sie werden aber nicht günstig beurtheilt. Es bleibt für jetzt noch bei der Dampfmaschine, die in stationäre, Lokomotive (worunter wir auch die Schiffsmaschinen begreifen wollen) und Lokomobile zerfällt, je nachdem sie feststeht oder sich selbst sammt daran gehängten Lasten fortbewegt oder durch andere Kräfte, Menschen oder Zugvieh, dahin gebracht wird, wo sie ihre Arbeit verrichten soll. Dazu ist in neuerer Zeit noch eine Gattung gekommen, die bald Lokomotive, bald Lokomobile, am häufigsten eine Verbindung beider ist, die traction-engine, die keiner Schinen bedarf, sondern auf Chausseen, Pflaster und ungebahnten Wegen läuft. Von Verbesserungen der stationären Dampfmaschine sei eine neue Methode der Fundamentirung von Lilleshall (Nr. 1910 England) erwähnt. Anstatt auf einen gemauerten Unterbau wird die Maschine auf ein Rechteck von Blechkasten gesetzt, die gleichsam auf dem weichen Erdboden schwimmen, wenig einsinken und die Erschütterung ganz neutralisiren, wie an dem Exemplare zu sehen, das auf dem Bretterboden der Ausstellung steht und arbeitet.

An den Lokomotiven sind viele kleine Veränderungen, aber nichts Wesentliches zu beobachten. Wir wollen bei der Gelegenheit einen Blick auf die Eisenbahnen und ihr Zubehör werfen, mehr um den Besucher aufmerksam zu machen, als um

den Daheimbleibenden mit Beschreibungen zu behelligen, die ohne Zeichnung unverständlich bleiben. Vignoles (Nr. 2354 England), der 1855 in Paris ein schönes Modell der von ihm erbauten Hängebrücke über den Dnieper zeigte, hat diesmal gar ein Modell der Bilbaoer Eisenbahn mit getreuer Nachbildung der Landschaft ausgestellt. Chalmers hat auf einem über 24 Fuß langen Blatte seine projektirte Eisenbahn über den Kanal abgebildet, die mancher Besucher fertig sehen möchte, ehe er seine Rückreise antritt. Perry hat ein Arbeitsmodell einer atmosphärischen Eisenbahn aufgestellt. Auf diesen Bahnen, die vor 20 Jahren mehrfach in England und anderswo versucht, aber hier aufgegeben wurden, geschieht bekanntlich die Bewegung dadurch, daß die Atmosphäre einen Kolben in eine luftleere Röhre hineintreibt. Hier hat man seit Kurzem das Princip wieder aufgenommen und zur Beförderung von Briefen, dann von kleinen Packeten benutzt. Es ist möglich, daß man auf diesem Wege wieder zu einer Anwendung im Großen gelangt, die sich, so viel ich weiß, nur auf der Bahn von St. Germain erhalten hat. Köstlin und Battig (Nr. 545 Oesterreich) zeigen das Modell einer Schienenlegung ohne Holz. Von Schienen hat Deutschland eine zahlreiche und vortreffliche Sammlung geliefert, die in der Abtheilung Mineralien leicht aufzufinden ist. Borsig in Berlin hat eine Lokomotive gestellt, die Staatseisenbahn-Gesellschaft in Wien zwei gewöhnliche und eine für starke Steigungen nach Engerth. Da Deutschland in dieser Beziehung vom Auslande unabhängig ist, zähle ich die englischen Lokomotiven nicht auf. Auch die Eisenbahn-Personenwagen der Berliner Aktiengesellschaft für Eisenbahnbedarf sind um so viel besser als die englischen, daß der Engländer es sich nicht will ausreden lassen, sie seien merely for show, nur zum Ansehen fabrizirt. An einer Vergleichung der englischen und der festländischen Eisenbahnen ist viel graue

Theorie zu berichtigen. Die englischen haben trotz der großen Frequenz den Aktionären sehr wenig eingebracht; und dabei waren sonst auf allen und sind heute noch auf den meisten Bahnen die Wagen zweiter Klasse mehr für Thiere als für Menschen eingerichtet. Die ersten Verbesserungen, Kissen auf der Pritsche, wohl gar ein schmales Polster an der Rückwand, erschienen auf den kleinen Lokalbahnen, die von dem Gelde der benachbarten Gentry gebaut sind und von ihr benutzt werden. Allmählig wirkt das Beispiel auch auf die größeren Bahnen; und ich erwarte, daß der ausgestellte, für die ägyptische Bahn bestimmte Wagen der stummen Entrüstung der Engländer über ihre Eisenbahnmagnaten Worte leihen wird. Im Ganzen kann man die englischen Bahnen immer noch so charakterisiren: Ingenieure, Advokaten, Bauunternehmer, Lieferanten werden Millionäre, die Aktionäre bekommen keine Zinsen und das Publikum zweiter Klasse wird gerädert. In dem Schreibezimmer der Ausstellung ist das Modell einer sehr zweckmäßigen Einrichtung aufgestellt, um Briefbeutel auszutauschen auf Stationen, an denen der Zug nicht hält; und in der englischen, der deutschen, der französischen, der italienischen Abtheilung findet der Sachverständige eine Menge von Verbesserungen in der Kuppelung der Bremse, den Signalen und der Kommunikation zwischen den einzelnen Wagen.

Lokomobilen sind in großer Anzahl auf der Ausstellung und waren in noch größerer auf der Schau, welche die Agricultural Society in den Tagen vom 23. bis 30. Juni in Battersea Park veranstaltet hatte. Am häufigsten werden sie nämlich in der Landwirthschaft benutzt, und ich werde sie am zweckmäßigsten mit den Ackerbaumaschinen besprechen.

Einen natürlichen Uebergang von den Lokomotiven zu den traction - engines macht ein Fuhrwerk zum Gebrauch auf dem Eise, das von Nathaniel Grew in London gebaut und

im vergangenen Winter zwischen Petersburg und Kronstadt mit gutem Erfolge zur Beförderung von Personen und Gütern in Betrieb gewesen ist. Ausgestellt ist ein Modell in $\frac{1}{6}$ der natürlichen Größe. Das Original, das 25 Tonnen wiegt, ruht vorne auf zwei Rädern, hinten auf einem Schlitten. Die Räder, die von der Maschine umgetrieben werden, sind an einer Art von Vorderwagen befestigt, der gesteuert werden kann. Sie sind auf ihrem Umfange mit kleinen Stacheln besetzt: andernfalls würden sie sich auf dem glatten Eise drehen, ohne von der Schwelle zu kommen. Während bei dieser Eislokomotive die zu geringe Friktion eine Schwierigkeit macht, haben die traction-engines mit einer zu großen zu kämpfen. Daraus erklärt sich eine Eigenthümlichkeit ihrer Konstruktion. Wenn nämlich das Triebrad, wie bei den Lokomotiven, auf der Welle säße, so wäre bei dem Anstoßen an Steine und bei jähen Unebenheiten des Bodens ein Zerbrechen oder Verbiegen des innern Mechanismus zu befürchten. Bei den traction-engines steckt vielmehr auf der Welle ein kleines sehr starkes Sternrad, über welches eine Schakenkette ohne Ende läuft, so eingerichtet, daß jeder Zacken des Sternes in eine Schake faßt. Vermittelst eines zweiten solchen Steuerrades dreht die Kette eine Achse und das daran befestigte Triebrad um. Eine zweite, aus demselben Grunde erklärte, Eigenthümlichkeit besteht darin, daß der Umfang des Triebrades sehr breit ist, damit es die Chausseen nicht verderbe und in weichen Boden nicht zu tief einschneide. Die bemerkenswerthesten Maschinen der Art sind von folgenden Ausstellern: Bray: seine Maschine, für die Werfte in Woolwich bestimmt, ist so eingerichtet, daß, wo es nöthig, namentlich wo es bergauf geht, ein Kranz von Stacheln oder „Spaten“ aus dem Umfange des Rades hervortritt und in den Boden eingreift. Mangel an Friktion und Ueberfluß an Friktion werden also durch dieselben Mittel dialektisch überwunden. Die Maschine hat eine Trommel,

über die man einen Riemen zum Betrieb anderer Maschinen legen kann. James Taylor u. Co.: ihre Maschine, genannt der Elephant, Nr. 2004, zieht bei einer Steigung von 1 auf 19 dreiundzwanzig Tonnen auf Chaussee und wendet mit einem Radius von nur 10 Metres. Um das Rad sind drei Reifen, neben einander, gelegt, jeder etwa drei Zoll breit, die beiden äußern flach, der mittlere gleichsam mit Zwecken beschlagen, die in den Grund eingreifen sollen. Taplin's Maschine will diesen Zweck durch hervorstehende Nagelköpfe der Speichen erreichen; sie soll Wasser und Kohlen für eine Fahrt von 10 englischen Meilen und außerdem 50 Tonnen Ladung aufnehmen können. Ein anderer englischer Aussteller, Cowan, Nr. 3001, hat einen traction-engine zur Beförderung von Personen auf Chausseen gebaut. Sie sieht aus wie ein sehr massiver Char-à-banc plus eines zierlichen Schornsteins, nimmt 12 Personen auf, führt Wasser auf 10 Meilen und auf einem kleinen Tender Kohlen für 20. Der Kutscher sitzt vorne und kann durch einen Hebel den Wagen steuern, durch einen andern die Pferde peitschen, das heißt mehr Dampf einlassen. Preis 300 £. Tuxford u. Söhne; eine sehr kompakte Maschine mit Trommel und Tau, vermittelst deren sie sich steile Abhänge hinaufwinden kann, wenn das Tau oben befestigt ist. Aveling u. Porter; an dem Umfang des Rades stehen kleine T-Eisen hervor; von diesen Maschinen sollen 40 in verschiedenen, namentlich gebirgigen Theilen des Landes im Gange sein. Boydell; seine Maschine legt sich selbst eine Bretterbahn ohne Ende; wer eine Vorstellung von Maschinen hat, wird sich die Einrichtung ohne Weiteres denken können, andern wäre nur durch eine Zeichnung zu helfen. Auf die eine und andere, ausschließlich auf die Landwirthschaft berechnete traction-engine, für die man bei Zeiten ein deusches Wort erfinden wolle, werde ich zurückkommen.

Von einzelnen Bestandtheilen, die an jeder Dampfmaschine

vorkommen, seien folgende erwähnt: Der Röhrenkessel von Biddel und Balk, der an einer stationären Maschine von Ransomes und Sieves angebracht ist, läßt sich auseinander nehmen behufs der leichteren Reinigung; die Röhren und die Platten sind nicht vernietet, sondern durch Schrauben zusammengehalten. Den Injecteur von Piffard (Nr. 1164, Frankreich), ein Instrument, welches um so mehr Wasser in den Kessel spritzt, je tiefer das Wasser darin sinkt, sollte sich ansehen, wer ihn noch nicht kennt. Er verhütet die Explosionen, die entstehen, wenn ein Theil der Kesselwände glühend wird. Der Deutsche möge bei den Manometern, Spannungsmessern, von Schäffer und Budenberg in Magdeburg (Nr. 1316, Zollverein), verweilen und auf die Fabriknummern achten. Der eine trägt die Zahl 36,753, was sagen will, daß die Firma schon 36,752 dieser Instrumente verkauft hat. Sie sind die besten „in der Welt," werden für alle englischen Maschinen benutzt, aber öffentlich nie als deutsches Fabrikat erwähnt. Der Amerikaner Porter hat einen neuen Governor angegeben, einfach und wirksam, wie alle amerikanischen Maschinen.

In diesem Kapitel, obgleich eigentlich nicht dahin gehörig, will ich auch ein Wort über die Pumpen und Spritzen sagen. Eine große attraction in dem Maschinenraum ist die Pumpe von Easton, Amos und Söhne, die einen ganzen Wasserfall von sich giebt. Sie ist eine Appold'sche Centrifugalpumpe, und die Aussteller nehmen kein anderes Verdienst in Anspruch, als große Dimensionen und gute Arbeit. Wer noch keine Vorstellung von der Centrifugalpumpe hat, der kann sich eine Vorstellung und eine Pumpe verschaffen, indem er eine Tasse nimmt, aus deren Rande ein Stückchen ausgebrochen ist, und den Kaffee — Thee thut's auch — mit einem Löffel heftig umrührt. Er wird finden, daß der Kaffee an den Wänden der Tasse aufsteigt und durch den Bruch herausläuft. Dies Er-

periment ist namentlich den Berlinern zu empfehlen, um sie auf den Einwand zu rüsten, den die konservativen Koth-Sassen gegen die Entwässerung Berlins vorbringen: der Inhalt der Kloaken verstopfe die Pumpenventile. Uebrigens ist dieser Einwand schon durch die alte ehrliche Stulp-Pumpe zu beseitigen. Die aus mehreren Ländern gelieferten Dampffeuerspritzen sind bemerkenswerth wegen der Vorrichtungen, um in der kürzesten Zeit Dampf zu haben. Unter den Handpumpen verdient wegen ihres unglaublich einfachen, leicht zugänglichen und in eine sehr gefällige Form gebrachten Mechanismus die Kalifornische den Preis.

13. Maschinen für Acker- und Gartenbau.

Auch die Maschinen für den Landbau sind nicht in den Bezirken der einzelnen Länder aufgestellt, sondern in dem östlichen Anbau vereinigt. Diese permanente Sammlung wurde in den Tagen vom 23. bis 30. Juni ergänzt durch eine Ausstellung, welche die Royal Agricultural Society in Battersea Park veranstaltet hatte. Mit dieser als der umfangreicheren werde ich in jeder Rubrik den Anfang machen. Battersea Park, vor einigen Jahren auf einer Wüstung am Südufer der Themse, gegenüber Chelsea, angelegt, soll den Bewohnern der Südhälfte von London als ihr Hydepark dienen und ein Stückchen Gras und Baumschlag vor den Ziegeln und Pflastersteinen retten, die von allen Seiten herandrängen. Er ist jetzt noch sehr kahl, gewährt aber eine hübsche, ländliche Aussicht auf das Nordufer, auf den alten Thurm von Chelsea, in dessen Schatten Richard Cromwell sein Glas Bier zu trinken pflegte. Der ovale östliche Zipfel war für die Thierschau eingerichtet, der übrige Raum mit 342 Schuppen und Zelten bedeckt, in denen 5064 einzelne Stücke oder Sammlungen untergebracht waren; in einem anstoßenden Felde waren die arbeitenden Maschinen, machinery in motion, aufgestellt. Wenn der Park selbst mit seinen Zelten

und rechtwinkligen Vierteln an ein Lager erinnerte, so war dieses Feld dem Train und Geschützpark zu vergleichen. Es enthielt nicht weniger als 81 Lokomobilen in soviel Abstufungen, wie es deren zwischen dem einpfündigen Berggeschütz und der schweren Breschbatterie nur geben kann, von dem niedlichen Geräthe Tuxford's zu einer Pferdekraft, Preis 60 £, mit dem man in einem mäßig großen Zimmer umherfahren könnte, bis zu der massiven traction-engine. So verschieden ihre Größe und Physiognomie, so verschieden war ihre Lebensweise; ich muß aus einem Bilde in das andere übergehen, denn je länger man sie beobachtet, desto mehr scheinen sie sich zu beleben, aus Maschinen in Thiere zu verwandeln. Einige waren bei vollem Futter und in voller Thätigkeit, durch Riemen an andere Maschinen angespannt, die sie in Bewegung setzen; andere verzehrten langsam ein knappes Frühstück von Wasser und Kohlen und regten träge ihre Glieder, das Schwungrad und den Governor, als hätten sie noch nicht recht ausgeschlafen; manche verpufften ungeduldig ihre unbenutzte Kraft, wie ein wieherndes Pferd. Etwas wesentlich Neues von Konstruktion war nicht vorhanden; die Beschreibung einzelner Verbesserungen würde zu sehr in das Technische gehen. Nur eine ist allgemein verständlich und, wie mich dünkt, sehr empfehlenswerth. Bei den gewöhnlichen Locomobilen sind die Cylinder mit ihren Kolbenstangen, die Kurbeln, die Steurung, die Pumpen außen an dem Kessel angebracht, also dem Regen und dem bei ländlichen Arbeiten sehr reichlichen Staube ausgesetzt. Der schon genannte Tuxford hat hinter dem Kessel eine Art von Schrank angebracht, in dem alle Maschinentheile, außer dem Schwungrad und dem Kraftmesser, untergebracht sind, und der durch eine zweiflügliche Thür verschlossen wird. Eine verwandte Einrichtung hat Howard an allen seinen Ackermaschinen, die auf Rädern gehen, angebracht, er verschließt die Büchse in ein messingnes Gehäuse. Großen

Beifall fand ein Göpel mit Zwischenkonstruktion von Woods und Cocksedge dergestalt eingerichtet, das die Kraft des einen Pferdes, das den Göpel treibt, durch Riemen auf 4 bis 6 Maschinen gleichzeitig übertragen werden kann. Ich muß gestehen, daß ich kein besonderes Kunststück darin sehe und mich wundere, daß ähnliche Maschinen nicht längst gebaut worden sind. Von den Lokomobilen in der Ausstellung will ich die von Hubazy in Wien erwähnen, die auf Strohfeuerung eingerichtet und für Ungarn bestimmt ist. Maschinen der Art werden in großer Zahl nach dem südlichen Rußland ausgeführt, wo weder Kohlen, noch Holz, noch Torf zu haben sind.

Ein Mittelding zwischen den Maschinen, welche Kraft erzeugen, und denen, welche Kraft verbrauchen, ist der Dampfpflug, an dem sich seit Jahren zwei englische Erfinder versucht haben, Fowler und Howard. Ich habe Pflüge von beiden arbeiten sehen bei einem Versuche, der auf dem Gute Carshalton in Kent vor der betreffenden Jury angestellt wurde. Beide haben den Gedanken aufgegeben, den Pflug vor oder unter einer Lokomotive zu befestigen, etwa nach Art des Schneepfluges, mit dem man die Eisenbahnen räumt, setzen vielmehr den Pflug durch ein Seil in Bewegung, welches die Maschine an sich zieht. Die Fowler'sche Maschinerie besteht aus drei Stücken, erstens einer Lokomobile, zweitens einem sogenannten Anker und drittens einem Pfluge. Die Dampfmaschine steht an dem einen Ende des Feldes, der Anker liegt an dem andern; an der Dampfmaschine befindet sich eine wagerechte Trommel, an dem Anker desgleichen; um diese beiden Trommeln oder Rollen ist ein Drathseil gespannt, dessen eine Hälfte einleuchtend, wenn die Trommeln sich drehen, den Acker hinauf, die andere den Acker hinabgeht. An diesem Seile wird der Pflug befestigt. Wenn es mir gelungen ist, damit dem Leser ein Bild von der Bewegung zu geben, so wird die Beschreibung der einzelnen Theile

verständlich sein. Die Trommel der Maschine wird durch den Dampf umgetrieben und das Seil muß so fest gespannt sein, daß es nicht nur die Trommel des Ankers umtreibt, sondern auch an dem Pfluge mit der erforderlichen Kraft zieht. Bei der Lösung dieser Aufgabe hatte der Erfinder mit einer augenfälligen Schwierigkeit zu kämpfen. Ist das Seil zu lose gespannt, so wird die Trommel der Maschine sich drehen, ohne es mit fort zu reißen; der Pflug wird also still stehen. Ist es zu straff gespannt, so geht durch die Friktion an der Trommel des Ankers eine große Kraft verloren. Fowler hat die Schwierigkeit, an der sein Pflug 1851 noch schwer zu leiden hatte, durch eine sehr sinnreiche Einrichtung überwunden. Er hat rings um die Trommel einen Kranz von Charnierklappen angebracht, so daß das Seil nicht in der Furche der Trommel, sondern in diesen Klappen läuft. Je schärfer es in die Klappe drückt, desto fester halten sie also das Seil. Am härtesten wird der Druck an dem äußersten, dem Anker entgegengesetzten Punkte der Trommel sein, und die Klappe, die sich daselbst befindet, wird wie eine Zange das Seil festhalten, während dasselbe in den Klappen rechts und links davon immer loser liegen wird. Das Pfluggestell hat, von oben angesehen, die Gestalt eines Schiffes; aber das Deck dieses Schiffes, wenn ein solches da wäre, würde nicht horizontal sein, sondern in der Mitte einen Winkel bilden, so daß, wenn das Vordertheil horizontal stände, das Hintertheil in die Luft emporragen würde, und umgekehrt. In der Mitte ist eine Achse mit zwei Rädern, auf denen der Pflug geht. Unter dem Vordertheil des Schiffes, um den Vergleich noch festzuhalten, sitzen vier Pflugscharen, die nach hinten, unter dem Hintertheil eben so viele, die nach vorne gekehrt sind. Da Vordertheil und Hintertheil ganz gleich sind, so wiegen sie auch gleich schwer, und wenn der Pflüger sich auf das eine setzt, so genügt sein Gewicht, das andere sammt den daran befestigten

Pflugscharen emporzuheben. Angenommen, der Pflug käme in diesem Angenblick von dem Anker nach der Lokomobile herauf, so würde das Vordertheil emporragen, während die Pflugscharen des Hintertheils in der Erde gingen. Ist der Pflug nun bei der Lokomobile angelangt, so wird er von dem heraufkommenden Theile des Seiles losgemacht und an den hinabgehenden befestigt und, was bisher Vordertheil an dem Pfluge war, wird nun Hintertheil; man braucht ihn nicht zu wenden. Der Pflüger kann vermittelst einer Stange die Achse steuern. Der Anker ist folgendermaßen konstruirt. Die Trommel ruht auf einem horizontalen Gestell, das auf vier Rädern steht und unter einem rechten Winkel gegen das Seil, also parallel mit der schmalen Seite des Ackerstückes aufgefahren wird. Die Räder sind massiv und haben scharfe Ränder, schneiden tief in den Boden ein und leisten dem Zuge des Seiles Widerstand. Ist der Acker lang, so werden einige Träger mit Rollen unter das Seil gestellt, damit es nicht auf der Erde schleppe und sich durchscheuere. Wenn der Pflug einmal auf- und niedergegangen ist, werden die Lokomobile und der Anker ein wenig vorwärts geschoben. Die Pflugscharen können enger und weiter, tiefer und flacher gestellt oder durch Kultivatoren ersetzt werden. Der Pflug, der natürlich vier Furchen zieht, ging bei den Versuchen, die ich sah, so schnell, daß man traben mußte, um mitzukommen. Zur Bedienung hatte er drei Mann, einen Pflüger, einen Maschinisten und einen, der den Anker beaufsichtigte, und drei Jungen, welche die Seilträger versahen und Wasser zuführten. Wenn man will, kann man gleich eine Egge anhängen. Die Maschine, die ich arbeiten sah, hatte 12 Pferdekräfte; sie kann in einem Tage 9 bis 12 preußische Morgen pflügen und verbraucht dabei 10 Centner Kohlen. In schwerem Boden ist die Arbeit langsamer und der Kohlenverbrauch stärker. Endlich ist noch zu erwähnen, was ich übergangen habe, um die Beschreibung

der arbeitenden Theile nicht zu stören, daß die Maschine nicht eine Lokomobile, sondern eine traction-engine war, das heißt, auf den gut chaussirten Feldwegen sich selbst fortbewegte. Davon wird in Deutschland nur in wenigen Gegenden die Rede sein können, und auf landräthlichen Gütern nie. Auch in England werden nur die Besitzer und Pächter sehr großer Güter ihre Rechnung finden bei einer Maschinerie, die mit 10 Pferdekraft 780 £ kostet. Kleinere Wirthe miethen sie von einem Unternehmer, und es sind auf diese Weise gegenwärtig 30 Fowlersche Pflüge in England beschäftigt.

Das Howard'sche System verfolgen wir am Besten von der Dampfmaschine an. Sie ist eine gewöhnliche Lokomobile, die auch zum Betriebe jedes andern Werkzeugs benutzt werden kann. Auf sie folgt zunächst eine Zwischenkonstruktion, ein Gestell mit zwei Trommeln, die in entgegengesetzten Richtungen umlaufen. Soll die Arbeit beginnen, so wird dies Gestell an einer Ecke des Feldes aufgefahren. Das Seil ist auf die Trommel A aufgewickelt und läuft von da über Anker, die in den andern Ecken des Feldes stehen, rund um dasselbe bis zu der Trommel B, an der es befestigt ist. Die Bewegung der Trommeln kann umgekehrt werden, so daß diejenige, die rechtsum lief, linksum läuft, und umgekehrt. Dadurch entsteht eine Bewegung des Seils, die man sich deutlich machen kann, indem man sich denkt, daß eine Schnur um die vier Füße eines Tisches gespannt ist und abwechselnd nach rechts und nach links gezogen wird. An dem Seil wird der Pflug befestigt, der sich von einem gewöhnlichen nicht unterscheidet, nur Eine Furche zieht. Er geht den Acker hinab, wird umgedreht, kommt den Acker herauf und so fort. Sobald er eine Furche gemacht hat, werden die beiden Anker, zwischen denen er hin und her läuft, und die einfacher als die Fowlerschen sind, ein wenig vorgeschoben. Bei beiden Systemen bleibt an den Kopfenden ein Stück übrig, das mit Pferden gepflügt werden muß, weil man ihm mit der Maschine

nicht beikommen kann — ähnlich dem schädlichen Raume bei der Luftpumpe. Ein absoluter Vorzug des einen Systems vor dem andern läßt sich nicht behaupten. Der Howardsche Pflug, weil leicht, erfordert nur eine kleine Maschine, und diese Maschine kann auch für jeden andern Zweck benutzt werden, was bei der Fowler'schen wegen der eigenthümlichen Einrichtung des Rades nicht der Fall ist. Bei einem zweiten Versuch, den ich auf einem andern Gute sah, hatte Fowler allerdings, um diesem Einwande zu begegnen, das Rad in eine Zwischenkonstruktion verlegt. Seine Maschine hat den Vorzug, daß sie eine traction-engine ist und nicht nur sich selbst, sondern auch den Pflug und den Anker an Ort und Stelle schleppt, während Howards Lokomobile nebst Zubehör mit Pferden fortgeschafft werden muß. Aber dieser Vorzug wird auf schlechten Wegen zum ernsthaften Nachtheil. Alle die Felder, die ich pflügen sah, wurden als stiff Kentish clay, als steifer Kentischer Lehm, bezeichnet, mußte aber jemandem, der an den Weizenboden der Ostseeländer gewöhnt ist, sehr mürbe erscheinen. Er ist dicht mit schwarzen Feuersteinen besäet, die man nur auf die Wege zu werfen braucht, um sie fest zu machen. In der Ausstellung steht ein Dampfpflug aus der Maschinenfabrik in Darmstadt (Nr. 512), der sich von den englischen dadurch unterscheidet, daß er nicht von einer stehenden Maschine vermittelst eines Seiles gezogen, sondern von einer traction-engine geschleppt wird. Die Maschine hat acht Pferdekräfte, der Pflug ist dreischarig, seine drei Furchen liegen ¾ Meter breit, und er soll in mittelschwerem Boden in der Sekunde 1 Meter machen, also in der Stunde etwa einen preußischen Morgen umpflügen. Er erfordert zur Bedienung nur zwei Mann. Die Maschine kann auch sonst als Fuhrwerk oder zum Betrieb anderer Maschinen benutzt werden. Preis 4500 Gulden. Ob die vier breiten Räder, auf denen sie läuft, wirklich das Einsinken auf weichem Boden verhüten und nicht zu viel Kraft ab-

forbiren, kann ich nicht beurtheilen; übrigens sind die Vorzüge vor dem Fowlerschen Pfluge augenfällig. Dieselbe Fabrik hat, was ich nachholen muß, eine hübsche 15pferdige Lokomotive zum Erd- und Kohlentransport, Preis 5000 Gulden, ausgestellt.

Auf die verschiedenen Formen der Pflüge in Battersea und in der Ausstellung kann ich nicht eingehen und verweise den Liebhaber auf die höchst interessante Sammlung von hundert Pflugmodellen, welche der Professor Rau von Hohenheim aufgestellt hat, Nr. 2728 Würtemberg. Sie giebt in vier Gruppen die Geschichte des Pfluges. A. Aus der Hacke oder Haue hervorgegangen. I. Mit geneigter Schar, ohne Streichbrett: Alt-Syrakus, Alt-Griechenland, Alt-Etrurien, Marokko, Ceylon, Alt-Egypten, Schwarzwald, Morlachien, Insel Oesen, Arabien. II. Mit geneigter Schar, ohne Streichbrett: Alt-Rom, Alt-Griechenland, Georgien, Ost-Indien, Hedemarken, Poiton, Engadin, Rome, Isère, Persien. III. Seitlich zwei kleine Ohren: Spanien, China, Palermo, Oesterreich, Marseille, Alt-Griechenland, Tradestock (Schweden), Cannä, Alt-Normännisch, Süd-Frankreich, Languedoc, Provence, Dresden, Schweden, Tirol, Portugal und Algier, Abyssinien. IV. Schar aufsteigend, Streichbrett in der Mitte: Angelsächsisch, Tschangli (China), Mecklenburg, Engadin, Val d'Ajol, Bologna, Capo di Sassari, Böhmen, Griechenland. V. Streichbrett seitlich befestigt: Kossulae (Rußland), Thüringen, Warwick, Bretagne, Rheinpfalz, Normandie, Ostindien, Mailand, Schweden, Flandern, Dombasle, Bella (Frankreich). B. Aus dem Spaten hervorgegangen: Erzgebirge, Böhmen, Sachsen, Nassau, Lüneburg, Brabant. C. Aus dem Karst hervorgegangen: Rußland, China, Finland, Lievland, Kurland, Volhynien, Polen, Ostpreußen. — Die neueren Systeme habe ich aus der Aufzählung weggelassen, da es mir nur darauf ankommt, den Geschichtsforscher auf dieses Museum aufmerksam zu machen und mich daran zu erinnern, ein wie unvollkommenes Werkzeug

die Sprache ist. Das Wort Pflug ist leicht ausgesprochen; es ist leicht gesagt: dieses oder jenes Volk kennt den Pflug: aber wie weit ist von da noch zu einer richtigen Vorstellung von der Wirklichkeit! Wie ist der Pflug beschaffen? welcher von den hundert ist es? wie hängt seine Form zusammen mit der Abstammung des Volkes und der Beschaffenheit des Bodens? Es ist, dünkt mich, mit politischen Ausdrücken ebenso; „Liberal“ ist bald gesagt, aber wie sieht Liberalismus in diesem oder jenem Lande aus?

Unter den zahlreichen Eggen habe ich nichts Neues bemerkt. Von den eben so zahlreichen Säemaschinen will ich nur die beste erwähnen von Priest und Woolnough. Sie säet in Reihen und ihr unterscheidender Vorzug besteht darin, daß jede der Röhren, durch welche die Saat herabfällt, in eine kleine, senkrecht gestellte Pflugschar ausläuft, die eine ganz schmale Furche zieht, so schmal, daß sie von selbst wieder zusammenfällt und das Korn begräbt. Dieses kleine Eisen, das von allen Theilen der Maschine am meisten der Beschädigung ausgesetzt ist, ist so construirt, daß es auf der Stelle abgenommen und vermittelst eines einzigen Hammerschlages durch ein neues ersetzt werden kann. Eine Maschine aus Kanada, die pflügt, säet und eggt, ist, fürchte ich, zu komplizirt und zu leicht Beschädigungen ausgesetzt. In der Reihenfolge der ländlichen Arbeiten folgt das Behacken oder Behäufeln; es wird am Vollkommensten verrichtet mit der Maschine von William Smith, die auf zehn Reihen Weizen oder vier Reihen Turnips eingerichtet und an der ein jeder Theil beweglich ist und unabhängig von der Bewegung des Pferdes gesteuert werden kann. Eine Maschine, um grüne Früchte zu jäten oder wo sie zu dicht stehen, zu dünnen, von Eaton und Sohn ist sehr sinnreich konstruirt, aber unzuverlässig, weil ihre Wirkung ganz von dem Schritt des Pferdes abhängt. Sie besteht im Wesentlichen aus einem diagonal gegen die Achse gestellten senk-

rechten Rade, an dessen Umfange man eine Anzahl von Karsten in beliebiger Entfernung von einander einfügen kann; wo ein Karst den Boden trifft, werden die Pflanzen ausgerissen. Wenn das Pferd seinen Gang beschleunigt, wird das Rad schneller umlaufen, werden die Karste in kürzeren Zwischenräumen den Boden treffen und ausreißen, was sie nicht sollen. Als Vorbereitung für das Pflügen ist in manchen Gegenden das Aufsammeln der Steine nothwendig oder doch nützlich, auch dafür ist eine Maschine konstruirt, ganz ähnlich denen, die das Heu aufrollen, Nr. 2110, England. Wenn ich sie recht verstehe, wird man sie zweimal in verschiedenem Tempo über den Acker führen müssen, um alle auf der Oberfläche liegende Steine zu fassen.

Wir kommen zu der Mähemaschine. In der Hauptsache, das heißt dem Schneideapparat, stimmen alle gangbaren Kornmähemaschinen überein. Derselbe besteht aus zwei Reihen von Messern, welche die Form von Lanzenspitzen haben. Die beiden Reihen liegen horizontal über einander, und die eine ist verschieblich. In der einen Position decken die Messer beider Reihen einander, in der andern füllen die Messer der einen die Zwischenräume zwischen denen der andern Reihe aus. Je zwei über einander liegende Messer bilden also eine Scheere, und diese Scheeren schneiden die Halme ab, die auf eine hölzerne Tafel fallen. Die einzelnen Maschinen unterscheiden sich nur durch die Art und Weise, wie der Schneideapparat an die Halme gebracht wird, wie die abgeschnittenen Halme behandelt werden, und durch den Mechanismus. Manche werden von den Pferden gezogen, andere geschoben; manche gehen in das Korn hinein, andere am Rande desselben hin; an manchen sitzt der Schneideapparat parallel mit der Deichsel, an andern steht er rechtwinkelig von der Tafel ab. Bei einigen werden die Halme durch eine Art von Windmühlenflügel, technisch Haspel, gegen die Scheeren gedrückt; bei einigen wird die Schwade von einem auf der Tafel stehen-

den Arbeiter durch die Harke abgeworfen, bei andern besorgt die Maschine dies Geschäft. Die größte Verbesserung seit 1855, und eine sehr sinnreiche, ächt amerikanische, ist die, welche Cormick an seiner in Paris gekrönten Mähemaschine angebracht hat; der eine Arm des Haspels macht nur drei Viertel der Umdrehung mit den übrigen mit, streicht alsdann, wie ein menschlicher Arm, einen Quadranten beschreibend, über die Plattform hin, wirft die Schwade ab und kehrt in seine alte Stellung zurück. Eine australische Maschine, welche nur die Aehre von den Halmen schneidet, paßt nicht für Länder mit Stallfütterung.

Ganz anders sind die Grasmähemaschinen konstruirt; sie gleichen, namentlich wenn sie für lawns, Rasenplätze bestimmt sind, ganz den Tuchscheermaschinen, die ich vielleicht noch beschreiben werde, und sind in dem letztern Falle zugleich mit einer Walze verbunden und mit einem Behältniß, in welchem sich das abgeschnittene Gras sammelt. Für Gärten sind sie so klein und leicht gebaut, daß ein Kind sie mit Bequemlichkeit handthieren kann.

Die Einrichtung der Dreschmaschine scheint in der Hauptsache ebenso fest zu stehen, wie die der Mähemaschine. Sie liefert das Korn in den Sack, die Spreu in den Korb und wirft das Stroh bei Seite, das mehr zerbrochen, aber auch viel reiner ausgedroschen wird, als bei der Handarbeit. Das summende Geräusch des Fächerrades, welches das Worfeln besorgt, ist in der Stille des Morgens und Abends weit hin zu hören und wird dem Geschlecht, das dabei aufwächst, eben so heimlich sein, wie den Aelteren der Dreivierteltakt der Dreschflegel. Zu dem letzteren gehören freilich beschneiete Dächer; das Geräusch der Dreschmaschine spielt in vollem Laube wie Käfergesumme: denn in England wird nicht eingefahren, man setzt das Korn in Feimen oder Mieten auf und drischt es ohne Aufenthalt von denselben weg. Auf diese Feimen wird eine große Sorgfalt ver-

wandt, um sie vor Nässe und Ungeziefer zu schützen. Man baut sie auf 2 bis 3 Fuß hohe Füße, die im Kreise stehen und entweder aus einem Stück Felsgestein oder aus Gußeisen bestehen; auf jedem solchen Fuße liegt zuerst eine eiserne Scheibe von bedeutend größerem Durchmesser, um die Ratten abzuhalten; die Bedeckung besteht aus getheertem Segeltuch. Das gedroschene Stroh wird wieder in ähnliche Haufen aufgesetzt, aber auf flacher Erde; und auch für diese Arbeit ist eine Maschine ersonnen, der „Stroh-Elevator". In einiger Entfernung von der Dreschmaschine wird ein Pfahl aufgerichtet, der auf seiner Spitze eine Rolle trägt; ein Strick ohne Ende läuft durch diese Rolle und über eine Trommel der Dreschmaschine; ein Arbeiter rafft das von der letzteren ausgespieene Stroh zusammen, schlingt um das Bund einen Riemen mit einem eigenthümlich konstruirten Schloß und hängt das Bund an den umlaufenden Strick. Sobald dasselbe die Rolle erreicht, öffnet sich das Schloß und der Riemen sammt dem Stroh, das er zusammengehalten hatte, fällt senkrecht an dem Pfahl hinab. Der Arbeiter nimmt den Riemen auf, macht ein neues Bund und so fort. Ein anderer Stroh-Elevator ist nach dem Muster der Bagger-Maschinen gebaut. — Da ich der Maiskultur das Wort geredet habe, so will ich auch darauf aufmerksam machen, daß Ciapetti in Castelfiorentino (Nr. 1091 Italien) die beste Mais-Dreschmaschine ausgestellt hat.

Ein Landwirth, der die höchsten Preise erreichen will, wird sein Korn noch durch einen Corn Screen gehen lassen, um die kleinen, nicht ganz ausgebildeten Körner zu entfernen. Die beste Maschine der Art ist von Mitton, Penney u. Comp. in Lincoln, ein schräg liegender, rotirender Drahtcylinder, der elastisch ist, etwa wie ein Strumpf. Je nachdem man ihn in die Länge auszieht oder nachläßt, werden die Zwischenräume größer oder kleiner. Zwei Bürsten reinigen die Zwischenräume. Zum Schro-

ten, namentlich zum Zermalmen der in England sehr gewöhnlich zum Pferdefutter benutzten Pferdebohnen, sind die Maschinen von **Woods & Cocksedge** und von **Bernhard Samuelson** die besten; sie bestehen aus zwei eisernen Rädern mit glattem Umgange, die gegen einander laufen und deren Zwischenraum durch eine Schraube regulirt werden kann.

Von den unzähligen anderen Vorrichtungen für die Landwirthschaft und die ländlichen Gewerbe sei der amerikanische **Kuhmelker** von **Colvin** erwähnt. An einem eisernen, starkverzinnten Eimer sind seitwärts vier Trichter von Guttapercha angebracht, bestimmt zur Aufnahme der Zitzen; dieselben laufen unten in einer Röhre zusammen, die zu einer kleinen Pumpe führt. Die Ackerbaugesellschaft der Vereinigten Staaten bezeugt dem Erfinder, daß die Maschine zu vollkommener Zufriedenheit wirke, zwei Quart in der Minute liefere und die Kuh nicht im Mindesten belästige; Preis 2 £ 10 Schilling. Ueber die auf sorgfältigen Beobachtungen über Gesundheit und Gedeihen beruhenden und sinnreich konstruirten Vorrichtungen zur Ventilation der Ställe sage ich nichts. Schlimm genug, daß die Menschen in Deutschland schlechter daran sind, als das Vieh in England, sollten sie es nun gar noch schlechter haben, als das Vieh in Deutschland?

Die übrigen Länder außer England mit seinen Kolonien und Amerika kommen, was Erfindung und Konstruktion landwirthschaftlicher Maschinen betrifft, kaum in Betracht; Belgien hat seine bewährten Pflüge, Norwegen seine Eggen, Italien seine Werkzeuge zur Behandlung des Hanfes, Frankreich hat sich in allerlei versucht und wird theils der intimen Allianz, theils der militärischen Organisation und der Zudringlichkeit seiner Geschwornen eine ziemliche Anzahl von Medaillen zu danken haben; aber die Erfindung ist in den angelsächsischen Ländern zu Hause oder wandert dahin. Dabei besteht aber der Unterschied zwischen

den Vereinigten Staaten und England, daß dort die Maschinen im Lande, zur Bewältigung der dünnbevölkerten Flächen benutzt werden, hier großentheils zur Ausfuhr nach Rußland und den Donauländern fabrizirt werden. Es würde ein großer Irrthum sein, zu glauben, daß in der englischen Landwirthschaft, Alles, wozu Maschinen vorhanden sind, durch Maschinen betrieben werde. Die bedeutendsten Aussteller aus Deutschland sind Eckert in Berlin und Pintus ebendaselbst, Borrosch & Eckmann in Prag, Gebrüder Dittmar in Heilbronn, letztere mit Gartenwerkzeugen; sie alle legen sich weniger darauf, neue Maschinen herzustellen als nach guten Mustern gut zu arbeiten. Pintus hat in dieser Klasse als Geschworner fungirt.

14. Spinn- und Webemaschinen.

Auf die Ackerbaumaschinen lasse ich die Spinn- und Webemaschinen folgen, um einen Unterschied zwischen beiden hervorzuheben, der aus der Verschiedenheit der zu verrichtenden Arbeit entspringt und verschiedene Wirkungen auf die beschäftigten Arbeiter übt, Wirkungen, die in die höchsten Aufgaben des Staates und in die gewaltigsten politischen Veränderungen hineinreichen. Die wichtigsten Arbeiten der Landwirthschaft sind so einfach, daß sie nicht in mehre Operationen zerlegt werden können: so das Ziehen einer Furche, das Abschneiden des Halmes, das Losbrechen des Kornes aus der Aehre. Die Maschine kann nur die Kraft hergeben anstatt der menschlichen Muskel, die Sense führen, den Flegel schwingen; sie behält in der Regel eine auf den ersten Blick erkennbare Aehnlichkeit mit dem ursprünglichen Werkzeuge. In der Fabrikation dagegen und besonders in der Spinnerei ist die Arbeit, die mit den ursprünglichen Werkzeugen verrichtet wurde, so zusammengesetzt, daß sie in eine Reihe von Handgriffen zerlegt und ein jeder dieser Hand-

griffe einer besonderen Maschine übertragen werden kann. Man hat nicht die Dampfmaschine vor ein Spinnrad gespannt, wie Fowler seine traction-engine vor den Pflug; sondern aus dem Spinnrade sind erst 2—3, jetzt 10—12 Maschinen geworden, deren Bestimmung ohne ein wenig Sachkunde oft gar nicht zu errathen ist. Der Traum der Alchymisten, aus dem die erwähnte Sage von Albertus Magnus hervorgegangen ist, hat sich erfüllt, aber, wie es mit solchen Träumen zu gehen pflegt, nicht durch ein eisernes Dienstmädchen, das spinnen kann, sondern durch ein Dutzend eiserner Maschinen, deren jede ein Stück des Spinnens besorgt. In der Regel macht jede neue Maschine, die in die Reihe eingelegt wird, Arbeiter entbehrlich; und wenn einmal eine Bevölkerung und ihr Nachwuchs auf weiter nichts als Beaufsichtigung von Spinnmaschinen abgerichtet ist, so ist ihr nur dadurch Beschäftigung zu schaffen, daß mehr solche Maschinen gebaut, mehr Güter produzirt, mehr Absatz gesucht oder erzwungen wird. Bei dem Ackerbau ist es anders und wird noch lange anders bleiben; wenn eine Dreschmaschine mit zwei Mann dasselbe leistet, was früher 12 Arbeiter, so braucht man für die 10 entbehrlich gewordenen Arbeiter nicht 5 Dreschmaschinen zu bauen; sie finden Beschäftigung in Arbeiten, die längst nothwendig waren, aber aus Mangel an Menschenhänden unterblieben, oder in Arbeiten, zu welchen der rastlose Fortschritt der Naturwissenschaften auffordert. Der Arbeitsstoff geht nie aus, wie bei der Baumwolle.

Mit den Maschinen zur Bearbeitung der **Baumwolle** machen wir den Anfang und wollen sie der Reihe nach durchgehen, so daß die Bestimmung und Einrichtung einer jeden für den Laien kurz beschrieben und den Sachverständigen die beste Leistung der Ausstellung bezeichnet wird. Auch auf diesem Gebiete überwiegt England so, daß die andern Länder nicht in Betracht

kommen. Vollständige Systeme von Maschinen haben sechs Aussteller geliefert, alle ausgezeichnet.

Die erste Arbeit nach der Ernte ist das Entsaamen, Egreniren, das heißt die Trennung der Faser von dem Samenkorn, an dem sie hängt. Es geschieht in Indien seit ewigen Zeiten durch die churka, die auf der Ausstellung zu sehen, zwei hölzerne Walzen, die gegen einander laufen und so nahe stehen, daß zwar Faser, aber keine Kerne durchgehen können. Ihr ist die in Amerika üblichste Maschine, cottongin, nachgebildet. Neuere Erfindungen, wie die Säge, saw-gin, und der zuerst auf dieser Ausstellung erschienene Flügel, der die Körner abschlägt, während die Flocke zwischen zwei Walzen steckt, interessiren nur, wo Baumwolle gebaut wird.

Die zweite Operation, das Auflockern der in den Ballen zusammengepreßten Baumwolle, geschieht durch zwei Maschinen nach einander, den Wolf, opener, und die Schlag- oder Flackmaschine, scutcher. Der Wolf besteht im Wesentlichen aus einem mit spitzen hölzernen Zähnen besetzten Cylinder, der sich in einem mit ebensolchen Zähnen besetzten Kasten mit großer Geschwindigkeit umdreht. Die Baumwolle wird an dem einen Ende eingeführt, von den Zähnen zerzaust und am andern Ende ausgeworfen; grobe Unreinigkeiten fallen durch ein Sieb am Boden des Kastens, feinere werden von einem durchstreichenden Luftzuge weggeführt. Der beste Wolf auf der Ausstellung ist von Dobson & Barlow (Nr. 1499). Ein anderer, noch besserer, willow oder willy genannt, an dem Cylinder und Kasten die Gestalt abgestumpfter Kegel haben und die Baumwolle an dem schmalen Ende aufnehmen und an dem breiten von sich geben, fehlt; die vollkommenste Form soll die von Crighton angegebene sein, die besonders für Surat benutzt wird. Die Schlagmaschine führt die Baumwolle auf einem Tuche ohne Ende unter einer Walze durch, an der zwei fächer-

ähnliche Flügel befestigt sind, und die sich mit einer Geschwindigkeit von 1000 bis 1600 Umläufen in der Minute dreht. Jede Umdrehung thut zwei Schläge und die Wolle wird viel langsamer durchgeführt, in der Regel so, daß auf 0,2 Linie ein Schlag kommt. In Konstantinopel sah ich diese Arbeit in der Art verrichten, daß die auf ein großes Drahtsieb gelegte Wolle mit einem Rohrstock geschlagen wurde. An den ausgestellten Maschinen ist nichts Neues zu bemerken. Es folgt viertens die Watten- oder Aufbreitemaschine, lap machine, welche die nunmehr vollständig gereinigte Baumwolle zwischen Riffelwalzen durchgehen läßt und dank der in einem früheren Artikel beschriebenen Struktur der Faser, in eine zusammenhängende wattenähnliche Fläche, technisch Vließ genannt, verwandelt. Da die ästhetischen Kunstausdrücke in Deutschland geläufiger sind als die gewerblichen, so will ich sagen, daß Riffelwalzen so aussehen wie kannelirte Säulen. Auch diese Maschinen sind alle von bekannter Konstruktion. Fünftens die Kratze, Krempel oder Karde, carding engine, thut mit der Baumwolle, was die Hechel mit dem Flachs, entwirrt die Fasern und legt sie parallel, beginnt wenigstens diese Arbeit. Sie besteht aus einer mit feinen Häkchen besetzten Trommel, unter der das Vließ durchgeht, und ist in der Regel in zwei Exemplaren vorhanden, der Großkratze und der Feinkratze. Sie liefert die Wolle nicht in einem Vließ ab, wie sie dieselbe empfangen, sondern in schmaleren Streifen oder „Bändern", die in hohe metallene cylindrische Gefäße, „Kannen", hinabgleiten. Die beste Kratze für niedere Garnnummern ist die von Higgins in Manchester (Nr. 1513), für feinere Nummern die nach Wellmanns Patent von Dobson und Barlow gearbeitete, die den Vorzug hat, die Kratzen durch Bürsten selbst zu reinigen. Manche Fabriken lassen alsdann, sechstens, die Kämmerei folgen, indem sie die Bänder über eine mit geraden,

kurzen, dicken Zähnen besetzte Walze von kleinem Durchmesser führen. Ausgestellt ist die von dem Deutschen Heilman patentirte, verbessert von Hatherington (Nr. 1521); dagegen fehlt die im Elsaß sehr verbreitete Hübner'sche. Die nächste, siebente, Operation ist das Strecken, das auf der Strecke, dem drawing frame, verrichtet wird und den Zweck hat, die Bänder, die noch sehr ungleich sind, dünnere und dickere Stellen haben, gleichmäßig zu machen. Dies geschieht dadurch, daß man mehrere, 3 bis 6 Bänder auf einander legt und zwischen mehreren Walzenpaaren durchgehen läßt, von denen jedes folgende Paar sich schneller dreht, als das vorhergehende. Durch das Aufeinanderpacken wird das Band dicker, durch die zunehmende Geschwindigkeit der Walzenpaare wird es wieder dünner ausgezogen. An den ausgestellten Strecken ist nichts Neues, aber durchgehends ein Fortschritt seit 1851 zu bemerken: sie haben alle die damals zuerst von Hibbert, Platt und Söhnen aus Oldham angewandten Fallwerke oder Ausrückvorrichtungen, welche die Maschine zum Stehen bringen, sobald das Band, was zuweilen vorkommt, gerissen ist.

Damit ist die Baumwolle ungefähr in dem Stadium angelangt, in dem der Flachs sich auf dem Rocken befindet. Von dem Rocken geht der Flachs durch die Hände, die den Faden bilden, durch die rotirende Spindel, die ihn fest zusammendreht, auf die Spule, die ihn aufwickelt. Dörfler und Kleinstädter haben das gesehen und werden hoffentlich das Folgende leicht verstehen; Andere müssen sich begnügen, über „die Spinnmaschine“ zu philosophiren. Es giebt keine Maschine, die der Laie mit Recht die Spinnmaschine nennen könnte; der Techniker gebraucht zwar den Ausdruck, aber nur als bequeme Abkürzung für Feinspinnmaschine; was am Spinnrade die Fingerspitzen thun,

Spin, spin for Britanny's knight!

das Auszupfen, Hervorziehen der Fasern und ihre Vereinigung

zu einem fortlaufenden gleichförmigen Faden von bestimmter Dicke, das kann nur durch eine ganze Reihe der künstlichsten Maschinen geleistet werden. Wir wollen dieselben in den gröbsten Umrissen beschreiben. Die Flaschenmaschine achtens, den Strecken sehr ähnlich, hat den Zweck, mehrere Bänder zu einem zu vereinigen, dasselbe auszuziehen und durch eine leichte Drehung aus einem Bande in ein sehr lockeres Strick, das „Vorgespinnst," zu verwandeln. Letzteres geschieht dadurch, daß die Bänder durch einen rotirenden Trichter gehen, an dessen Wänden sie sich vermöge der Centrifugalkraft schraubenförmig anlegen. Es folgt neuntens, eine Maschine, welche das Vorgespinnst weiter auszieht, durch Streckwalzen, es fester dreht und sodann aufwickelt, während es bisher in Kannen gelegen, jetzt am Gewöhnlichsten konstruirt als Spindelbank flyer, banc à broches. Hier erscheinen zuerst die Spindel und die Spule, aber in viel größerem Maßstabe als am Spinnrade — die senkrecht stehenden Spulen sind ein Fuß und darüber lang — in viel größerer Zahl — eine Spindelbank trägt an 100 Spindeln und mehr — und mit viel größerer Geschwindigkeit — bis zu 1000 Umläufen in der Minute; endlich sitzt die Spule nicht an der Spindel fest, sondern steigt an ihr auf und nieder, um sich gleichmäßig zu bewickeln. Eine große Schwierigkeit liegt darin, daß die Spindel in jedem Zeitmoment eine gleiche Länge von Gespinnst abliefert, während die Spule, die bald dünner, bald dicker ist, bei gleicher Umdrehungsgeschwindigkeit bald weniger, bald mehr aufnehmen würde; es hat der sinnreichsten Mechanismen bedurft, um die Geschwindigkeit der beiden Maschinentheile stets in dem richtigen Verhältniß zu erhalten. Ein Fortschritt ist es, daß man den Spindeln, die bei ihrer schnellen Umdrehung leicht in eine zitternde, ungleich an dem Faden zerrende Bewegung gerathen, als oberes Lager eine lange Büchse gegeben hat. Die besten Spindelbänke sind von Higgins und von Mason. Die voll=

gewickelten Spulen werden durch Arbeiterinnen abgenommen und auf die zehnte, die Feinspinnmaschine, gesteckt, deren vollkommenste Form unter dem Namen selfacting mule bekannt ist. Es ist schwer, ihren Mechanismus vollständig zu begreifen und gelingt nur, nachdem man sich eine Zeitlang den Kopf zerbrochen und erst über das, womit man selbst nicht fertig werden kann, die Erläuterung eines Sachverständigen erbeten hat. Indessen will ich mich doch an der Beschreibung versuchen, weil Techniker in der Regel gestehen, daß ein Nichttechniker, der eine complizirte Maschine begriffen hat, besser als sie befähigt sei, eine populäre Beschreibung zu liefern. Die Mule verdünnert zuvörderst den Faden weiter durch Streckwalzen; ihm aber die zum Verweben erforderliche Feinheit und Festigkeit zu geben, reicht dieser Mechanismus nicht aus, sondern es muß noch eine Operation hinzukommen, die dem Ausziehen des Fadens durch das Spiel der Hände ähnlicher ist. Sie geschieht dadurch, daß die Spindeln sich von dem letzten Walzenpaare, zwischen dem der Faden hervorkommt, entfernen und zu dem Zweck auf einen „Wagen" gestellt sind, der auf Schienen läuft. Dieser Wagen geht schneller als das letzte Walzenpaar sich dreht; an der Maschine von Dobson und Barlow z. B. legt der Wagen in der Zeit, in der die Walzen 1 Zoll Faden liefern, 10 Zoll zurück; der Faden wird also auf den zehnten Theil verdünnert und auf das Zehnfache verlängert. Der Wagen kann aber nicht in alle Ewigkeit fortlaufen. Nachdem er sich fünf Fuß entfernt hat, rollt er auf den zu diesem Zweck etwas geneigten Schienen zurück. Soweit ist die Sache einfach. Die Spindel an diesen Maschinen besteht nicht wie bei der Vorspinnmaschine (dem Flyer) und bei dem Spinnrade, aus einem Stückchen Röhre, in welchem der Faden die Drehung empfängt, sondern sie ist eine Spindel in dem eigentlichen, alten Sinne des Wortes, eine Spindel, wie sie im Mittelalter die schönsten Finger beschäftigte und heute

nur noch in Ostindien vorkommt und in Böhmen und Schlesien vorkommen soll. Sie besteht in einem soliden eisernen Stift, der sich gegen die Spitze zu verjüngt, und um den der Faden sich legt. Wenn die Maschine ihre Thätigkeit beginnt, so befindet sich die Spitze der aufrecht, etwas geneigt stehenden Spindel ganz nahe an dem letzten Walzenpaare, etwas unterhalb desselben; der Faden läuft von den Walzen unter einem stumpfen Winkel auf die Spindel. Jetzt beginnt die Spindel sich zu drehen, der Wagen, auf dem sie steht, sich von den Walzen zu entfernen; der Faden wird verdünnert und gedreht; und wenn der Wagen seine Bahn durchlaufen hat, sind fünf Fuß Faden gemacht. Jetzt kommt es darauf an, diese fünf Fuß auf die Spindel aufzuwickeln. Dies geschieht, während der Wagen zurückgeht; kann aber nur geschehen, wenn der Faden, anstatt wie bisher, unter einem stumpfen Winkel auf die Spindel zuzulaufen und sich um ihre Spitze zu schmiegen, unter einem ziemlich rechten Winkel auf den dicken Theil der Spindel zuläuft. Um ihm diese Richtung zu geben, drückt man ihn durch eine eiserne, horizontale Stange, die vor der ganzen Reihe der Spindeln hinläuft, nieder, sobald der Wagen umkehrt. Und zwar fällt die Stange allmählig herab, so daß der Faden sich nicht an einem Punkte der Spindel aufwickelt, sondern an der ganzen Länge, von der Spitze nach dem dicken Ende zu. Die Stange vertritt also die Stelle der Haken, mit denen der eine Flügel der Spindel an dem Spinnrade besetzt ist, und vertritt sie in vollkommnerer Weise. Natürlich drehen sich die Spindeln, wenn der Wagen zurückgeht, viel langsamer, als wenn er ausläuft. Es bleibt noch ein Stück zu beschreiben, der Quadrant, nach dem Erfinder der Robert'sche Quadrant genannt. Wenn die Spindel voll ist, so hat das Garn eine kegelförmige Gestalt, und es muß dieselbe haben, weil sie für die ferneren Operationen, das Haspeln und Winden, am zweckmäßigsten ist. Nun leuchtet

ein, daß die Spindel da, wo sie dicker bewickelt ist, in einer Umdrehung mehr Faden aufnimmt, als da, wo sie dünner bewickelt ist, daß sie also dort den Faden stärker spannt als hier, daß also der Faden ungleichmäßig wird. Dieser Uebelstand wird dadurch vermieden, daß man der Spindel eine wechselnde Umlaufsgeschwindigkeit giebt, eine größere, wenn sie an dem dünnen, eine geringere, wenn sie an dem dicken Ende wickelt. Dieser Zweck wird dadurch erreicht, daß die Trommel, welche die Spindeln während des Wickelns in Bewegung setzt, von einer Kette zurückgehalten, moderirt wird, die anfangs wenig und allmählig immer mehr nachläßt. Die Kette läuft durch einen Krahn, der an dem Wagen sitzt, aufrecht steht, wenn der Wagen am Ende der Schiene angelangt ist, und sich allmählig niederlegt, während der Wagen zurückläuft. Der Krahn macht also eine Viertelskreisbewegung, und von dem Quadranten, durch den dieselbe regulirt wird, hat das ganze Instrument den Namen. Die Bezeichnung, die man in deutschen Büchern findet, Eiserner Mann, scheint in England nicht üblich zu sein. An der Mule, wie sie ursprünglich konstruirt war, mußten zwei Verrichtungen noch durch Menschenhand geschehen, das Senken und Heben der Stange und der Anstoß zum Auslauf und Rücklauf des Wagens. An der selfacting mule geschieht Beides durch die Maschine, besteht die ganze Bedienung in einigen Kindern, welche die zerrissenen Fäden wieder vereinigen. Erst wenn man die Geschichte der Maschine, die einzelnen Theile, ihre Bestimmung und den Mechanismus, vermöge dessen sie dieselbe erfüllen, bemeistert hat, kann man die Ruhe und Sicherheit der Bewegungen würdigen, kann man die Maschine genießen, die ein größerer Triumph des menschlichen Geistes ist, als die Uhren und Automaten, an denen sich einst das Genie der Mechaniker erschöpfte, und die dann doch nicht ein so gleichmäßiges Gespinnst zu liefern vermag, wie der menschliche Finger mit der hölzernen Spindel

des Hindu zu Stande bringt. Einer der Mängel, an dem die Mule noch litt, ist durch eine Erfindung von Parr, Curtis und Madeley in Manchester beseitigt. An der Maschine, die nach ihrem Patent von Walker und Hacking in Bury gearbeitet und ausgestellt ist (Nr. 1538) liefern die Streckwalzen noch 4 Zoll Faden, während der kurzen Zeit, die der Wagen am Ende seiner Bahn, gleichsam sich besinnend, still steht. Die Wirkung wird den Sachverständigen ohne Weiteres einleuchten. Auch die Mules von Platt Brothers und von Dobson und Barlow sind von hoher Vollkommenheit.

Eine andere Art der Feinspinnmaschine ist die Drossel. Sie gleicht im Ganzen dem flyer, hat keinen Wagen, sondern erreicht die Dehnung des Fadens durch die enorme Umlaufsgeschwindigkeit der Spindeln, nach Hall's Patent 6000 Drehungen in der Minute.

Wenn die Baumwolle durch die Mule oder durch die Drossel gegangen ist, heißt sie Twist und befindet sich in dem Zustande, wie das Garn auf der Spule bei der Handspinnerei. Wer die letztere kennt, wird auch für die folgenden Operationen leicht die Analoga erkennen. Für gewisse Zwecke wird das Garn doublirt, d. h. es werden mehrere Fäden zu einem zusammengedreht. In den betreffenden Maschinen, die wir als Nr. 11 zählen müssen, ist nichts Neues geleistet. Nähzwirn geht ferner durch die Gas-Sengemaschine, Nr. 12, welche die abstehenden Fäserchen wegsengt, und die Polier- und Bürstenmaschine, Nr. 13 und 14; diese drei Maschinen sind nicht vertreten. Spul-, Scheer- und Schlichtmaschinen sind da, aber von bekannter Construktion. Dagegen zeigt, fünfzehntens, die Windemaschine für Schußspulen aus der Anderston-Gießerei in Glasgow (Nr. 1486) eine sehr bemerkenswerthe Verbesserung, welche die Aussteller als equalizing motion, ausgleichende Bewegung, bezeichnen. Sie erfüllt ungefähr die Aufgabe des

Robert'schen Quadranten, läßt sich aber ohne Abbildung nicht beschreiben.

Das Weben besteht aus mehren Handgriffen als das Spinnen, läßt sich aber nicht in dieselben auflösen; Alles muß auf einer Maschine geschehen, die daher dem alten Handwebestuhl ähnlich bleibt. Man unterscheidet bekanntlich folgende Hauptarten von Geweben. Das leinwandartige, in dem jeder Faden des Schusses (oder Einschlags) abwechselnd einen Faden der Kette (oder Aufzuges) über sich und einen unter sich liegen läßt. Das gazeartige, mit gekreuzter Kette, in dem der eine Kettenfaden alle Schußfäden über sich, der danebenliegende alle unter sich hat. Es leuchtet ein, daß dadurch allein kein Gewebe, sondern nur eine Art losen Flechtwerks entstehen würde, wie man es wohl aus Rohr oder Zweigen macht, und in einen festen Rahmen einschließt. Um ein Gewebe daraus zu machen, muß man je zwei Kettenfäden in dem Raume zwischen zwei Schußfäden dergestalt kreuzen, daß der linksliegende rechts wird und umgekehrt, mit andern Worten, daß der Kettenfaden nicht gerade, sondern in einer Zickzacklinie läuft. Drittens Köper, dessen Begriff die Damen kennen und die Männer, die ihn nicht schon kennen, aus einer Definition nicht begreifen würden. Viertens Musterweberei. Für alle diese Arten der Weberei waren natürlich Stühle vorhanden vor Einführung der Dampfmaschine; für die letztere u. a. der berühmte Jacquard. Jeder Webstuhl, der durch Dampf (oder Wasserkraft) getrieben wird, heißt im Englischen powerloom. Für baumwollene Zeuge ist der von Dickerson nach Taylor's Patent ausgeführte (Nr. 1794) der beste. Der Jacquard von Smith hat sich gleichmäßig für Baumwolle, Wolle und Seide bewährt. Von neuen Verbesserungen sind zwei zu erwähnen. Das Gewebe wird bekanntlich auf einen Baum aufgewickelt, der durch ein permanent wirkendes Gewicht in Rotation versetzt wird. Die

Kraft, mit welcher das Gewicht auf den Aufzug wirkt, ihn stramm zieht, steigert sich in demselben Maße, in dem der Baum sich dicker bewickelt, weil die Hebellinie von der Achse des Baumes bis zu dem Umfange des aufgewickelten Gewebes immer länger wird. Dadurch wird das Gewebe ungleich; im Anfang liegen die Schußfäden dichter, gegen Ende weitläuftiger. Tuer u. Hall haben ein Patent von Aspell u. Co. ausgeführt (Nr. 1537), welches diesen Uebelstand auf eine neue Weise, durch eine Spiralfeder, überwindet. Die andere Verbesserung bezieht sich auf die Weberschiffchen; an dem Stuhl von Booth und Chambers braucht man nicht je eins von rechts und eins von links einzuwerfen, sondern es folgen mehre hinter einander von der einen und ebensoviele von der andern Seite.

Ich glaube, der general reader und meine Wenigkeit haben genug gethan, wenn wir uns ein Bild von der Baumwollenspinnerei verschafft haben. Die Maschinen zur Bearbeitung der Wolle, des Flachses und der Seide sind nicht so vollständig beisammen, und was davon da ist, wird dem leicht verständlich sein, der die Baumwolle versteht; überdies hat mein freundlicher Lehrer mich bei dem Flachs im Stiche gelassen. Ich begnüge mich daher mit der Notiz, daß Hartmann in Chemnitz (Nr. 2319) die besten Wollenmaschinen geliefert hat und daß die französischen trotz mancher sinnreichen Einrichtung im Allgemeinen liederlich gearbeitet sind. Der elektrische Webestuhl von Bonelli (Nr. 1020, Italien), der seit 1851 auf der Tages-Ordnung steht, ist endlich in Thätigkeit. Seine Eigenthümlichkeit besteht darin, daß die „Karte" des Jacquard nicht durchbohrt ist, sondern mit einer leitenden Folie bedeckt, auf welche mit einer nichtleitenden Farbe das Muster gemalt ist. Je nachdem die „Stifte" auf leitende oder nichtleitende Masse treffen, heben sie die von ihnen abhängigen Kettenfäden oder lassen sie ruhen. Der Vortheil besteht also

darin, daß die Fabrikation der Karten leichter, schneller und billiger von Statten geht.

In diesen Abschnitt gehören auch die Maschinen zur Verfertigung von Tauwerk und zu der erforderlichen Vorbereitung des Hanfes. Es sind davon zwei Systeme auf der Ausstellung, das italienische und amerikanische. Ich halte das Letztere, patentirt von J. C. Todd, für das vorzüglichere, und zwar aus zwei Gründen: erstens ist die Handarbeit dabei auf ein Minimum reduzirt, zweitens wird die Faser nicht zerrissen, sondern in ihrer ganzen Länge eingesponnen. Das System besteht aus einer Schwinge- und Hechelmaschine, einer Doublirmaschine, zwei Streckmaschinen und zehn Spindeln, die ganz wie die Flyer der Vorspinnmaschine für Baumwolle konstruirt sind, nur größer und derber. Alle diese Maschinen können in einem Raum von 1350 Quadratfuß untergebracht, von zehn Pferdekräften getrieben, von 3 Mann und 6 Jungen besorgt werden und liefern 1250 Pfund Garn täglich. Die Maschinerie ist auch darauf eingerichtet, dünne, zweisträhnige Stricke zu machen; stärkeres Tauwerk erfordert eine andere Vorrichtung.

Vor fünf oder sechs Jahren habe ich unter dem Titel „Ein eiserner Schneider" die Beschreibung der ersten Nähmaschine gegeben, die von Amerika nach Europa gekommen war. Wie schnell hat das Instrument sich eingebürgert! Berlin besitzt seit längerer Zeit eine Fabrik, von F. Boecke, Gartenstraße, welche alle ersinnlichen Nähmaschinen von dem niedlichen Spielwerk des Boudoirs bis zur Segelnähmaschine, von 18 Thlr. bis zu 90 Thlr liefert. Aber wie die Erfindung so ist auch die Verbesserung das Verdienst der Amerikaner. Einer von ihnen, Brigelow, zeigt eine Maschine zum Annähen der Sohlen.

15. In Sydenham.

London, 15. Juni. Der Leser daheim will nicht nur die Ausstellung mitmachen, ohne die Arbeit davon zu haben, sondern auch an den Vergnügungen theilnehmen, die sich an die Ausstellung knüpfen. Wie soll man ihm aber den Geschmack derselben beibringen ohne das Gewürz der Unannehmlichkeiten, die wir an Ort und Stelle zu überwinden haben? Es regnet im Allgemeinen immer, und im Besonderen erst recht, sogar auf Kaulbach's Karton. Es regnet einem in den Nacken und in die Kniekehlen. Es ist ein Wetter, bei dem man sich die Redensart Donnerwetter-Paraplnie! erklären lernt. Es regnet in allen Tempos und Tonarten; der Regen ist einmal schläfrig, wie eine Dorfpredigt im August, einmal emsig wie ein Botenläufer, einmal fein, einmal grob, einmal senkrecht, einmal wagerecht, zuweilen in allen Richtungen des Kompasses und des Theodoliten zugleich. Er überfällt einen, während man mit einer weißen Halsbinde in einer offenen Droschke zu einer Abendgesellschaft fährt, er schleicht tückisch heran, während man sein Steak zu Mittag ißt. Er giebt einem am Sonntag Hausarrest und hält einen am Wochentage in der Ausstellung gefangen. Er verschont sogar die Königin nicht, welche diesen Morgen sammt zwei jüngeren Prinzen, einer in hochschottischem Kostüm, einer in Knickerbockers, mit Regenschirmen unter der undichten Markise hinweg in das Ausstellungsgebäude geleitet werden mußte.

Welch ein Glücksfall also, daß es gestern trocken blieb, wo Mr. Thomas Baring, der weltbekannte Banquier, eine Morgengesellschaft im Krystallpalaste gab! Ich war oft dort gewesen: als die ersten Säulen gerichtet wurden und man mit

Lebensgefahr auf den Leitern umherkletterte; am Eröffnungstage, wo ich mich bis in die Nacht verspätete und seltsame Spukerscheinungen hatte; als die Wasser zum Erstenmale sprangen; an einem Weihnachtsabend, wo innen die Buden aufgeschlagen wurden und außen der Mond schien; und an manchem sonnigen Tage in sonniger Gesellschaft. Ich will mir nicht den Kopf darüber zerbrechen, ob es besser oder schlechter geworden, sondern nur sagen, daß es gestern gut war. Ich kam so spät, nach 4 Uhr, daß ich mein Frühstück ganz vergessen hatte und als nicht vorhanden, als non avenu betrachten konnte. Bekannte waren in derselben Lage, und wir ließen es also unsere erste Sorge sein, erstes Frühstück einzunehmen, bestehend aus Erdbeeren, Eis und Champagner, und der Erfolg war satisfactory. Es ist ein sehr gesundes Frühstück, Erdbeeren, Eis und Champagner, ein Gräfenbergerliches, pflanzenfresserisches, pythagoräisches; und der Wein war so gut, daß es ein Jammer gewesen wäre, ihn den Kellnern zum Austrinken zu überlassen. Die ganze Welt erschien uns nun in rosenfarbener Schminke und lächelte uns Vergebung zu für alle Sünden, nämlich für allen Champagner, den wir in dumpfigen Kellern oder an einem mit Ueberresten bestreuten Tischtuch getrunken hatten. Man muß den Schaum schlürfen zum Frühstück, an einem saubern Büffet mit hübschen Mädchen, vor einer Aussicht weit in das Land hinein. Dann läßt man sich alles gefallen, sogar einen Seiltänzer. Ich vermuthe, ich hätte mich sonst über Blondin aufgehalten, der zur Erbauung der Gesellschaft vorwärts und rückwärts über ein hundert Fuß hohes Seil ging; aber bei der Milch der frommen Denkart, die ich in den Erdbeeren eingesogen, war er mir eine angenehme Erinnerung an alle die Kolters, die ich hatte von dem Markte auf das Rathhausdach steigen sehen.

In einer Gesellschaft von 2000 Personen vergeht die

Zeit schnell, und die Nachricht, die sich um 6 Uhr verbreitete, daß man zum zweiten Frühstück schreite, fand willige Ohren. Aber 2000 Personen können nicht zu derselben Zeit speisen, selbst in dem Krystallpalast, und über dem energischen Bemühen, sich zuvörderst einer Centralgewalt x zu unterwerfen, vorbehaltlich einer Untersuchung, woraus dieses x bestehen könne, dürfe, müsse, werde, kam das vereinigte Deutschland zu gar nichts. Aber es ist mit einem Frühstück anders als mit der Politik. Wenn, während in Deutschland standpunktlich standgepunktelt wird, der Sturm hereinbricht, die Mine springt, so kann der Germane die Schuld auf die Regierungen, auf den Weltgeist schieben. Wenn einer nichts zu essen bekommt, so hat sein eigener Magen es zu büßen. So wurde denn endlich vorgeschlagen, nicht länger, weil wir das Größere lieber gehabt hätten, das Geringere zu verschmähen, sondern die Pickelhaubenspitze in die erste Lücke einzuzwängen, die Plätze zu nehmen, die da waren; und da es darauf ankam, das Vorhandene nicht zu einigen, sondern zu trennen, so stimmte ich lebhaft für solche spitzerliche Taktik. Sie bewährte sich denn auch; nach kurzer Zeit saßen wir Alle in dem schönen Eckzimmer, aus dem man bis nach Kent hinübersieht. Hummersalat, frischer Lachs und zwar kein Bärenschinken, aber Poularden mit Zunge und Straßburger Pasteten waren so gut, wie Mr. Baring's Börse sie schaffen konnte — und was wäre der unmöglich! Auch bin ich von meinen Tischgenossen ersucht worden, dem Rothwein ein Wort rührungsvoller Erinnerung zu weihen. Nur Einer, der Sybarit des Zollvereins, grollte mit dem Schicksal, das uns nur Weintrauben und Prünellen von Tours zum Nachtisch bescheerte, während er in einem andern Speisesaale Bananen und andere unbegreifliche Früchte gesehen haben wollte. Indessen ruhte der dringende Verdacht auf ihm, daß ihn ganz andere als tropische Früchte dahin verlockten — und es gab deren, God knows!

Wir genossen auch von ihnen, was zu genießen war, und rauchten vermöge besonderer Indulgenz auf dem Rückwege eine Cigarre. Nun wünschten Sie auch wohl zu wissen, wann, wo und was,

quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando,

wir zu Mittag und zu Abend gegessen? Wer wird nach Allem fragen!

16. Arbeitsmaschinen.

In dem Augenblick, da ich diesen Abschnitt vollende, liegen die Verhältnisse anders als zu der Zeit, da ich das Material dazu sammelte. Die Zeit ist weit vorgerückt; und das Verzeichniß der Preisgewinner giebt dem Besucher einen besseren Leitfaden zu dem Sehenswerthesten, als die Berichte eines Laien, sollte wenigstens und würde einen bessern Leitfaden geben, wenn man nicht, um aus der Preisvertheilung ein Kassenstück zu machen, die Redaktion der Jurybericht dergestalt über das Knie gebrochen hätte, daß eine Menge Unrichtigkeiten hineingekommen sind. Ich gebe daher den Gedanken auf, alle wichtigeren Arbeitsmaschinen zu beschreiben, und mache nur eine Auswahl aus dem Neuen.

In keinem der großen Industriezweige hat die menschliche Hand so lange darauf warten müssen, durch die Maschine abgelöst zu werden, wie in der Buchdruckerei. Jeder dieser Buchstaben ist mit den Fingern aus einem Kasten genommen, eingereiht und nach vollbrachtem Druck wieder in den betreffenden Kasten gelegt. Jede dieser Zeilen hat im Durchschnitt 45 Buchstaben, jede Seite 32 Zeilen. Liegt schon in der ungeheuren Zahl solcher einfachen Handgriffe eine Aufforderung für den Erfindungsgeist der Maschinenbauer, so kommt bei der Tagespresse noch ein dringendes Bedürfniß nach Beschleunigung der Arbeit dazu. Nach mancherlei Versuchen Anderer hatte der Däne Sörenson im Jahre 1851 Modelle einer Setz- und Ablegemaschine zu Stande gebracht, die man wenigstens als entwicklungsfähig betrachten konnte. Auf der gegenwärtigen Ausstellung sind zweierlei Maschinen in Thätigkeit, die im Prinzip der Sörenson'schen gleich sind, sich von ihr nur durch Ver-

besserungen des Mechanismus unterscheiden. James H. Young (England 1750) hat drei Maschinen ausgestellt, zum Setzen, zum Umbrechen und zum Ablegen. Die Setzmaschine gleicht von vorne angesehen, ganz einem Fortepiano, nur daß die Klaves mit Buchstaben bezeichnet sind, und zwar in folgender Weise. Die obere Reihe stellt die schwarzen Klaves vor.

— x : p th s u l b , r c l a o q v 8 . w m ffi ffl D E F G H J R S T X Y Z 4 5 6 0
J z ! () ' y f d t tk nq e h g ? k i ff fl I mq mr A B C K L M N O P Q U V W ff 2 3 7 9

Ueber der Klaviatur ist ein messingenes Gestell mit schmalen senkrechten Fächern, je eins über jeder Klavis, und mit den entsprechenden Lettern gefüllt. Sobald eine Klavis niedergedrückt wird, fällt eine Letter aus dem Fach in einen Kanal; alle diese Kanäle liegen auf einer schiefen Ebene und vereinigen sich nach und nach wie die Quellen und Zuflüsse eines Stromes zu einem einzigen. In diesem Hauptkanal befindet sich ein Bruch, gleichsam ein kleiner Wasserfall, den die auf der platten Seite hingleitende Letter nicht anders passiren kann als so, daß sie aufrecht stehend unten ankommt. Die Fortsetzung des Kanales, unterhalb des Wasserfalles, schiebt sich langsam vorwärts, füllt sich also nach und nach mit dem Satz. Ist er voll, so nimmt man ihn weg und setzt eine andere Schiene ein. Ist der Arbeiter unachtsam, so erinnert ihn eine kleine Klingel, die zugleich den Setzer warnt, mit dem Klavierspiel einzuhalten.

Die zweite Maschine nimmt dem Setzer die Arbeit ab, den in einer langen fortlaufenden Reihe aus der Setzmaschine hervorgehenden Satz in Zeilen zu theilen, justifying machine. Sie besteht im Wesentlichen aus einer glattpolirten, abschüssigen Fläche von Eisen, auf der ein Rahmen liegt, den man enger und weiter stellen kann. Das obere Stück des Rahmens kann abwärts bewegt werden, so daß es unter der Fläche verschwindet, und aufwärts, so daß es wieder vorkommt. Auf dieses bewegliche Stück wird der Satz nach und nach geschoben; man

drückt es herab und die darauf stehenden oder dagegen lehnenden Lettern, gerade soviel, wie zu einer Zeile gehören, gleiten auf der Fläche hinab, die sich nach und nach mit dem Satz einer Kolumne füllt.

Die Ablegemaschine ist schwieriger zu beschreiben. An dem einen Ende, etwa in Mannshöhe, befindet sich eine kleine Tafel mit acht Schienen darauf, in welche der Satz nach und nach eingesetzt wird, je eine Zeile in jede Schiene. Vor diesen acht Schienen befinden sich acht hölzerne Zängelchen, horizontal, die von der Maschine vorwärts und rückwärts bewegt werden. Gehen sie vorwärts, so faßt eine jede die vorderste Letter in der Schiene; während sie zurückgehen, hebt sich eine kleine Klappe unter ihnen und schlägt die Lettern aus der Zange. Während die Zangen zurückgehen, werden die Lettern in den Schienen um die Breite einer Letter vorgeschoben, so daß die Zangen, wenn sie wieder kommen, wieder die erste Letter fassen können. Die durch den Schlag der Klappe aus der Zange befreite Letter fällt, und zwar auf die schmale Kante, in eine oben offene Zelle. Diese Zellen liegen auf einem Bande ohne Ende, welches sich horizontal und zwar unter einem rechten Winkel mit der Bewegung der Zangen fortschiebt; spielen die Zangen zwischen Norden und Süden, so schiebt das Band mit den Zellen sich von Osten nach Westen (oder von Westen nach Osten) fort. Jede Letter hat an der schmalen Kante einen kleinen Einschnitt oder mehrere und zwar jede Letter an einer andern Stelle. Auf ihrem weiteren Wege passiren nun die Zellen und die darin liegenden Lettern unter einer Platte durch, die an verschiedenen Stellen durchbrochen ist, entsprechend den Einschnitten der Lettern. Ueber dieser Platte spielen mit einer schnellenden Bewegung Klaves oder Krallen hin und her, die an der Unterseite ein kleines Häkchen haben. Kommt eine Letter so unter die Platte zu liegen, daß der Einschnitt der

Letter grade unter das Loch der Platte trifft, so wird das Häkchen der Klavis durch das Loch der Platte hindurch in den Einschnitt der Letter eingreifen und die letztere aus der Zelle herausschleudern in einen schrägablaufenden Kanal. Trifft der Einschnitt der Letter nicht gerade unter das Loch der Platte, so wird das Häkchen die Letter nicht fassen, und dieselbe wird ihren Weg fortsetzen, bis sie unter das richtige Loch kommt. Die herabgleitenden Lettern sammeln sich in einer Schiene, aus der sie wieder in den Setzkasten über die Klaviatur gebracht werden. Der Aussteller behauptet, daß ein Arbeiter mit der Setzmaschine in der Stunde 12 bis 15,000 n setzt, mit der Umbrechmaschine 4 bis 6000 n umbricht, und daß zwei Jungen, printer's devils, mit der Ablegemaschine 14 bis 18,000 Typen ablegen und sortiren. Ein und siebenzig Prozent seiner Typen erfordern nur einen Einschnitt, 20 zwei und der Rest drei. Die Setz- und Umbrechmaschinen sind für Lettern jeder Art brauchbar, die Ablegemaschine nur für die mit den erforderlichen Einschnitten versehenen; ob sie für mehrerlei Schrift zu benutzen ist, habe ich nicht mit Zuverlässigkeit erfahren können, sollte es aber glauben. Daß Lettern wie Maschine außerordentlich genau gearbeitet sein und mit der größesten Sorgfalt behandelt werden müssen, leuchtet ein, und ich bin durchaus nicht geneigt, die Aufgabe schon für gelöst zu halten.

Der zweite Aussteller ist Mitchel (Nr. 1662 England). Seine Setzmaschine sieht nicht nur von vorne, sondern auch von oben wie ein Flügelfortepiano aus. Sie hat eine Klaviatur und Fächer darüber, befördert aber die Lettern auf andere Weise in die Schiene. Von den Klaves laufen Bänder ohne Ende aus, gerade wie die Saiten eines Piano; und quer vor ihnen läuft wieder ein solches Band. Die durch den Druck der Klaves aus dem Fache losgemachte Letter fällt flach auf das betreffende Band (die Saite) und wird von ihm dem

Querbande zugeführt, welches sie in die Schiene abliefert. Eine Aufgabe, welche jede Setzmaschine zu lösen hat, ist, dafür zu sorgen, daß alle Lettern auf ihrem Wege von dem Fach zu der Schiene eine gleiche Zeit zubringen, damit sie in der Reihenfolge anlangen, in der sie auf der Klaviatur angeschlagen sind. Bei der Young'schen Maschine befindet sich die Schiene in der Mitte der schiefen Ebene, auf der die Lettern herabgleiten; eine Letter aus dem mittelsten Fache würde also einen kürzeren Weg zu machen haben und weniger Zeit gebrauchen, als eine aus dem äußersten Fache rechts oder links, wenn nicht den kleinen Kanälen, die ich vorhin mit den Quellen eines Flusses verglichen habe, solche Krümmungen gegeben wären, daß die Wege aller Lettern gleich lang werden. Bei der Mitchelschen Maschine wäre die Differenz noch größer, gesetzt daß alle Bänder (Saiten) gleich lang wären, weil die Schiene sich in der linken Ecke der Maschine befindet. Die Letter, welche dem tiefsten Ton entspricht, würde nur die Saite zu durchlaufen haben und von ihr sofort in die Schiene gelangen; die Letter dagegen, die dem höchsten Ton entspricht, hätte die Saite und das Querband zu passiren. Um das zu verhüten, werden die Saiten immer kürzer und bewegen sich immer schneller, je weiter sie nach rechtshin liegen; und dadurch wird die Aehnlichkeit der Maschine mit einem Flügel noch schlagender. Den Mechanismus, durch den diese Verschiedenheit der Geschwindigkeit erzeugt wird, wahrscheinlich eine kegelförmige Welle, habe ich nicht gesehen; er ist in einem Kasten verborgen, und der Aussteller, der übrigens seine Erfindung von einem Amerikaner annektirt haben soll, erlaubt unter dem lächerlichen Vorwande, daß Unglücksfälle entstehen könnten, Niemandem nahe an die Maschinen zu kommen; er hat auch in dem illustrirten Katalog weder eine Abbildung, noch eine Beschreibung gegeben. Ich kann daher seine Ablegemaschine nur in den äußeren Umrissen

beschreiben. Man denke sich zwei horizontale Mühlsteine, aber von Messing und hohl, den unteren festliegend, den oberen um seine Achse rotirend, den Rand leise abgeschrägt und mit kleinen Zellen besetzt. Aus einer Schiene fällt eine Letter nach der andern in die Zellen des oberen rotirenden Mühlsteins. Die Lettern haben Einschnitte, wie bei Young, dergestalt daß jede Letter nur in eine bestimmte Zelle des unteren Mühlsteins paßt. Kommt sie über derselben an, so fällt sie hinein und gleitet in einen der Kanäle, welche radienförmig von dem untern Mühlstein auslaufen. Es wird behauptet, daß mit der Setzmaschine ein Arbeiter im Tage 24 bis 26,000 n setzen und mit der Ablegemaschine ein Junge 8000 sortiren kann.

Was Druckerpressen betrifft, so ist nichts Neues da; ja von dem Bekannten fehlt das Vollkommenste, die amerikanische Presse, in welcher der Satz auf rotirenden Cylindern steht. Für Blätter von einer so großen Auflage, wie die „New York Tribune“ und die Londoner „Times“ wird der Satz einer jeden Nummer in dieser cylindrischen Form stereotypirt.

In den eiligen Streifzügen englischer Blätter durch die Ausstellung war viel von der „amerikanischen Buchbindemaschine“ die Rede. In der That handelt es sich aber nicht um Eine Maschine, sondern um eilf Geräthe, und nicht um eigentliche Maschinen, welche die Arbeit der Hand ersetzen, sondern um Werkzeuge, welche sie erleichtern. Und von diesen eilfen sind nur zwei ausgestellt, eine, um die Verzierungen in die Bücherdeckel einzupressen, die andere, um dem Rücken die Rundung zu geben (durch eine eiserne Rolle, anstatt mit einem Hammer); die übrigen 9 sind nur in Zeichnungen vorhanden. Sie sind alle zweckmäßig, solide und kompakt; der hohe Preis macht sie aber dem kleinen Gewerbebetriebe unzugänglich.

Eine, man möchte sagen geistig vervollkommnete Druckerpresse ist die Maschine, welche Eisenbahnbillets und andere

Sachen druckt und fortlaufend numerirt. Eine derselben, von Waterlow & Söhne, welche übrigens nichts Neues enthält, ist in der Ausstellung in Thätigkeit. Sie bilden den Uebergang zu den Rechenmaschinen.

Die jüngste Schwester der Buchdruckerei, die Telegraphie, hat eine solche Entwicklung genommen, daß ihre Leistungen in der Regel nur dem Techniker verständlich sind. Die bedeutendste unter den populären Erscheinungen der Ausstellung ist der Schnellschreiber mit Lettern von Siemens & Halske. Die Lettern sind aus Erhöhungen und Vertiefungen zusammengesetzt; jene Kontakt gebend, diese unterbrechend. Die Verbindung geschieht durch positive und negative Ströme; und die Lettern sind so berechnet, daß die Depesche in Morse'scher Schrift ankommt, daß also die Telegraphisten keine neue Einübung durchzumachen haben. Die Lettern werden in eine Schiene gesetzt und mit großer Geschwindigkeit unter dem Fühler durchgezogen. Den colossalen Volta-Induktor derselben Firma, die Bewunderung der Physiker, habe ich schon früher erwähnt. Das elektrische Log ist auch von einem Laien zu verstehen, wenn er nur überhaupt weiß, was ein Log ist, und das sollte jeder wissen, der einmal eine Seefahrt gemacht und anstatt über die Sterne zu himmeln, sich angesehen hat, was auf dem Quarterdeck vorgeht. Das älteste Log ist das dreieckige Brettchen, dann kam eine kleine Schiffsschraube, deren Umdrehungen ein Zeigerwerk marquirt. Aber auch dies verbesserte Instrument muß von Zeit zu Zeit ausgeworfen, eingeholt und abgelesen werden. Das Siemens'sche Log schleppt immerwährend hinter dem Schiffe her und marquirt vermittelst einer Drahtleitung die Zahl der Umdrehungen der Schraube auf einem Zeigerwerk in der Kajüte. Die übrigen Apparate derselben Firma seien nur für den Sachverständigen kurz aufgezählt: 4 Schreibeapparate für Arbeitsstrom, verschiedener Konstruktion, verbunden

zu einer Linie; 2 Submarinschreibeapparate, Konstruktion der Aussteller, zu einer Linie verbunden; 4 Schreibeapparate für Ruhestrom, verschiedener Konstruktion, zu einer Linie verbunden; eine Läutelinie, enthaltend: ein Läutwerk bei Stromverstärkung tönend, ein desgleichen bei Stromunterbrechung, einen Läute-Induktor und einen Stromunterbrecher, 2 Schwarzschreiber mit Wecker, verschiedener Konstruktion, mit Magnetschlüssel an Stelle der Batterie; 2 Magnetzeiger als Linie; 1 Klingeltelegraph (Liebling des Publikums in der Ausstellung); Widerstandsbrücke zur Bestimmung von Widerständen und Fehlerorten; 1 Kabel-Längenmesser; 2 Wippen, eine selbstthätige und eine mit Laufwerk zur Bestimmung der Geschwindigkeit des galvanischen Stromes im Submarindraht; 1 Heilapparat; 1 elektrischer Pyrometer; 1 Ozon-Röhre. — Bonelli hat einen Schreibetelegraphen ausgestellt; die Schrift geschieht mit Lettern, über die man mit einem Instrumente, ähnlich einem Rostrale, hinstreicht. Wo das Rostral das Metall berührt, entsteht Kontakt, der sich am anderen Ende der Linie auf Papier ausdrückt; die Depesche erscheint also in Buchstaben in Linienmanier. Der Gedanke ist augenscheinlich entlehnt von dem 1851 in Zeichnung und Beschreibung ausgestellten B a i n s c h e n Apparat. Ein Oesterreicher hat ein Telegraphensystem, in dem die Kette auf der ganzen Linie für gewöhnlich geschlossen ist und die Zeichen durch Unterbrechung gegeben werden, auf den Zwischenstationen also keine Batterien erforderlich sind.

Wenn einem die Aufgabe gestellt wäre, alle Maschinen in zwei große Klassen zu theilen, so würde man sie darnach unterscheiden können, ob sie die Muskelkraft des Armes oder die Nerven der Fingerspitzen ersetzen, in gewaltige oder in pfiffige. In die erste Klasse gehören namentlich alle die, welche das Metall zersägen, zerschneiden, zerbohren, als wenn es Käse wäre; die Maschinen von F a i r b a i r n, S h a r p, S t e w a r t

u. Co., Shephard, Hill u. Co.; Smith, Beacock und Tennet in England, Hartmann und Zimmermann in Chemnitz. Abgesehen von einer einzelnen sinnreichen Verbesserung hie und da, sind die Engländer die Lehrer und Muster auf diesem Gebiet. Von den pfiffigen seien genannt die Biscuitmaschinen von Vicars in Liverpool und Lefobre in Paris, die Maschinen zur Verfertigung geklebter Papierdüten von Youngman in London, die Cigarrenwickelmaschine von de Bary in Offenbach, die Maschine zum Falten von Zeitungen oder andern Druckbogen aus Frauenfeld in der Schweiz. Die beste Prägemaschine der ganzen Ausstellung ist die von Uhlhorn in Grevenbroich.

17. Maschinen, Werkzeuge und Geräthe für das Haus.

Wer lange in fremden Ländern gelebt und ein Auge auf die Dinge gehabt hat, der wird in sich hinein lachen, wenn er Leute, die entweder gar nicht hinter dem Ofen vorgekommen oder nur mit Vergnügungszügen und mit dem Auge auf dem Handbuch gereist sind, ihre Bewunderung äußern hört über die schnelle Verbreitung aller Erfindungen und Verbesserungen, über das blitzschnelle Gemeingut der Civilisation, das mein guter alter Bourgeois zu preisen liebte, der seit 1815 nicht auf dem Monmartre gewesen war. Freilich Vorstellungen und Redensarten, in denen oft nicht einmal eine Vorstellung steckt, wuchern schnell genug; wenn die Kaiserin Eugenie heute beschließt, sich den Nasenknorpel zu durchbohren und irgend etwas hinein zu stecken, so durchbohrt sich morgen die ganze Civilisation den Nasenknorpel; Entdeckungen in den Naturwissenschaften werden in der That sofort Gemeingut, in andern Wissenschaften nicht,

und die große Industrie verliert keine Zeit, sich Verbesserungen in der Produktion zu Nutze zu machen: aber ein Gebiet giebt es, auf dem es mit dem Austausch, mit der Annahme des Besseren, Zweckmäßigeren, abscheulich langsam geht und gerade ein Gebiet, auf dem man das Gegentheil erwarten könnte: die Geräthe und Werkzeuge, die im täglichen Leben gebraucht werden. Jeder Fortschritt auf diesem Gebiete ist eine Befreiung von den kleinen Miseren des Lebens; jede wohlthätige Wirkung auf unsere Gesundheit oder Stimmung, so unmerklich sie an dem einzelnen Tage sein mag, jede noch so kleine Ersparung an Zeit, Arbeit, Kapital summt sich zu einem großen Gewinne auf, weil sie sich unaufhörlich wiederholt. Aber freilich ist damit auch schon gesagt, worin das Hinderniß liegt; die tägliche Uebung erzeugt Gewohnheit, und Gewohnheit ist schwer zu bezwingen. Es ist leichter, einen Plan zu entwerfen zur Verbesserung der Welt, das heißt zur Aenderung der Gewohnheiten aller anderen Menschen, als die Feder, mit der man den Plan niedergeschrieben hat, nicht in den Haaren abzuwischen, wenn man sich einmal an diese schlechte Sitte gewöhnt hat. Darum ist es ein gewagtes Geschäft, solchen Verbesserungen das Wort zu reden; ist die Empfehlung eines Besseren nicht ein Tadel des Vorhandenen, nicht ein Vorwurf schlechter Gewöhnungen, nicht eine Anschuldigung der Trägheit, nicht ein Angriff auf die Person? Die wenigsten Menschen nehmen es übel, wenn gesagt wird, in ihrem Staate, für den sie doch auch mit verantwortlich sind, sei es faul; aber Viele werden, wenn ihnen zugeredet wird, ihre Zimmer zu lüften, einen dieser drei Einwände oder alle drei zugleich erheben: erstens, sie lüfteten ihre Zimmer ja; zweitens, es sei unmöglich, ihre Zimmer zu lüften; drittens, sie lüfteten ihre Zimmer nicht, weil Lüftung nachtheilig sei. Und doch wird es mit der Weltverbesserung im großen Style nicht eher etwas werden, als

bis eine Menge Kleinigkeiten gebessert sind. Die Griechen hätten sich nicht die Welt erobert bis auf diesen Tag, wenn ihr Körper nicht frisch, ihre Seele nicht von den kleinen Arbeiten und Verdrießlichkeiten des täglichen Lebens frei gewesen wäre. Die deutsche Einheit wird nicht eher zu Stande kommen, als bis die Deutschen Rostbeef essen anstatt Bouletten.

In keinem Gebiet der Ausstellung ist von solchen Dingen mehr zu lernen, als in dem englischen. So fest der Engländer an dem Bewährten hält, so bereitwillig nimmt er Gutes von den Muselmännern und Hindus an; seine wager-boats sind den Piroguen der Wilden nachgebildet. Er gleicht darin den Römern. Nur erklärt er das Angenommene sobald es eingebürgert ist, für urenglisch; und darin gleicht er den Chinesen, welche die Logarithmentafeln, mit den Druckfehlern, von den Jesuiten abgeschrieben hatten und alsdann versicherten, sie hätten dieselben seit 4000 Jahren besessen. Der englische Mechaniker hält es nicht unter seiner Würde, eine Vorrichtung seiner großen Maschinen, die vermittelst einer Kurbel zwei gegen einanderlaufende Bewegungen erzeugt, auf einen Chokoladenquirl anzuwenden. Der englische Hausherr macht eine bedeutende Auslage für ein verbessertes Geräth, das sich erst in Jahren bezahlt macht; und der englische Dienstbote scheut nicht die Mühe, sich darauf einzulernen, wenn ihm die sicherere Wirkung oder die geringere Arbeit einleuchtet. Wirkliche Verbesserungen verbreiten sich mit einer auf dem Festlande unerhörten Schnelligkeit bis in die entferntesten Winkel des Landes.

Beginnen wir mit dem Geräth, mit dem man in England den Tag beginnt, dafern man nicht eine Badestube im Hause hat, mit dem sponging bath, dem Schwammbade. Es besteht aus einer blechernen, lackirten Schüssel von 3 bis 4 Fuß Durchmesser und mit einem allmälig aufsteigenden Rande von

6 bis 8 Zoll Höhe. Um eine zweckmäßige und gefällige Form zu erhalten, muß sie aus einem Stück getrieben sein, kann also nur im Großen fabrizirt werden. Wo keine Nachfrage darnach ist, muß man sich aus zwei Stücken, einem Boden und einem Rande, ein schweres unbehülfliches Geräth zusammenlöthen lassen. Das englische Schwammbad ist leicht und findet während des Tages seinen Platz unter dem Bette. Jedes gute Hotel, ja jede meublirte Wohnung der besseren Art ist damit versehen. Man stellt oder setzt sich hinein, taucht einen großen Badeschwamm in einen daneben stehenden Eimer mit Wasser und giebt sich in wenig Minuten eine Reinigung und Erfrischung, die in mancher Beziehung einem Wannenbade vorzuziehen ist; Haut und Nerven erhalten bei jeder Berührung mit dem Schwamme eine neue Erschütterung und man bringt immer nur reines Wasser an den Körper. Ist die Operation beendigt, so wird das Wasser durch eine Tülle, die sich an der Schüssel befindet, in den Eimer zurückgegossen, und nach einiger Erfahrung bringt man es leicht dahin, daß nicht ein Tropfen auf die Diele kommt. Zwei nützliche Zugaben sind ein kleiner hölzerner Napf, vermittelst dessen man sich den Kopf übergießt, und ein Badehandschuh. Der letztere ist auch in England noch sehr unvollkommen. Im Orient, woher er entlehnt ist, besteht er aus einem kleinen Sack, grob aber plan gewebt aus Kameel- oder Ziegenhaar, den man über die Hand streift, um die Haut damit zu frottiren und der eine angenehme Wärme erzeugt. Die Engländer haben ihn zu einer aus Pferdehaar gewebten, gemusterten, zuweilen gar mit Borsten besetzten Raspel verbessert, welche die Haut schrammt und eher zur Behandlung von Schweinen als von Menschen geeignet ist. Wo die Aerzte, denen Verhütung über Heilung von Krankheiten geht und die Damen, denen an einer schönen Haut gelegen ist, es nicht dahin

bringen können, den Handschuh einzuführen, da sollten die Lebensversicherungsgesellschaften sich der Sache annehmen. In England beträgt die Sterblichkeit der Soldaten 18 Prozent, der Militairgefangenen, trotz der schlechten Kost und trotz des nachtheiligen Eindrucks der Gefangenschaft auf die Seele nur zwei Prozent, und Aerzte von Autorität erklären diesen Unterschied daraus, daß der Soldat in der Kaserne nur Gesicht und Hände wäscht, während der Gefangene jeden Morgen in ein Bad getrieben wird. Der englische Waschtisch, der kostbarste von Marmor wie der billigste von Fichtenholz, ist ein Tisch, nicht eine stockige Kommode; durch eine um den Rand des Tisches befestigte Gardine von Muslin oder Dimity, wird auch dem einfachsten Gestell ein sauberes, freundliches Ansehen gegeben. Für die Einführung der towel-horses, Handtuchpferde, habe ich mich schon oft verwendet. Die Handtücher sind dick und fast quadratisch, so daß sie den ganzen Rücken bedecken. Für die Utensilien des Waschtisches hat Hessel's Wittwe in Dortrecht (Holland Nr. 342) etwas Zweckmäßiges geliefert, Schüsseln und Kannen von Blech, so lackirt, daß sie wie Porzellan aussehen. Im Allgemeinen widerspricht es dem guten Geschmack, ein Ding für etwas auszugeben, was es nicht ist; aber in diesem Falle ist eine Ausnahme zu rechtfertigen. Das Metall ist zweckmäßiger als Irdengeschirr, weil es haltbarer ist, erfordert aber irgend einen Ueberzug, um die Oxydation zu verhüten und die Reinigung zu erleichtern.

Auf die Reinigung des Körpers folgt die Reinigung der Zimmer. Die Art, wie sie in England betrieben wird, ist ein merkwürdiges Beispiel von Gedankenlosigkeit und Mangel an Fortschrittlichkeit. So lange der Fußboden der Zimmer aus Estrich, nackten Dielen oder Parquet bestand und so lange die Königin Elisabeth sich „zerschnittene Baumzweige zur Bestreuung

ihres Gemaches" liefern ließ, war natürlich der Besen das geeignete Instrument. Aber man behielt ihn bei, auch als die Teppiche allgemein geworden waren; und es ist doch klar, daß der feine Staub durch einen Besen erst recht in den Teppich hineingetrieben werden muß. Als man zu dem Verständniß gelangt war, half man sich — und das geschieht heute noch sehr häufig — mit Thee. Man sammelt die benutzten Blätter in einer Schüssel, hält sie feucht und streut sie auf den Teppich, ehe man ihn abfegt. Theils durch ihre Feuchtigkeit, theils dadurch, daß sie sich unter dem Besen zusammenrollen, nehmen sie in der That eine Masse Staub weg. Eine viel vollkommnere Vorrichtung aber ist von Kent ausgestellt (Nr. 6129, England). Sie besteht aus einem muldenförmigen Gefäß von Blech, 12 Zoll lang, mit einer Walze an jeder Längsseite und einem Besenstiel, vermittelst dessen man es über den Teppich oder die Dielen hinrollt. Darin befindet sich eine mit Borsten besetzte Walze, eine cylindrische Bürste, die durch eine Schnur mit den Rollen so verbunden ist, daß sie sich auch um ihre Achse dreht. Durch einen Schlitz im Boden des Gefäßes berührt sie die Erde. Gegen den vorderen Rand des Schlitzes spielt sie frei, an dem hintern klemmt sie sich. Indem sie den Teppich berührt, nimmt sie den Staub auf; indem sie sich an dem hintern Rad des Schlitzes vorbei klemmt, giebt sie ihn ab und läßt ihn in die Mulde fallen.

Für den Frühstücks-, den Mittags- und den Theetisch werden wir uns die zweckmäßigsten Geräthe aus verschiedenen Ländern zusammensuchen müssen. Die Kaffeemaschine aus Frankreich; denn die türkische Kaffeebereitung, welche die vollkommenste ist und der Kaffeebohne ein Getränk abgewinnt, mit dem das unsrige eigentlich gar keine Aehnlichkeit hat, je bei uns eingeführt zu sehen, wird wohl ewig ein frommer Wunsch bleiben. Alles Neue dagegen, was in dem Mittelpunkt der

Civilisation, in Paris, an Kaffeemaschinen geleistet wird, kommt so schnell nach Deutschland, daß ich mich einer Beschreibung überheben kann. Ich thue das um so lieber, als ich das reaktionäre Bekenntniß ablegen muß, daß ich unter den europäischen Weisen, den Kaffee zu bereiten, die altväterische für die beste halte, mit einem Trichter und Filtrirpapier. Das Theezeug wäre aus Rußland und England zu beschaffen, von dort der Kessel, in dem das Wasser durch einen glühenden Bolzen heiß erhalten wird, von hier die Theekannen aus Silber, Britannia-Metall oder Pewter; denn der Thee geräth nie in einem Porzellangefäß. Die besten Tassen sind die von japanesischem Eierporzellan; freilich sind sie so theuer und so zerbrechlich, daß Niemand sie in Gebrauch nehmen wird, als wer orientalische Dienerschaft hat. Das Theesieb ist eine deutsche Schrulle; wenn wirklich ein paar Blättchen durchgehen, so fallen sie zu Boden und gehen in den Spuhlnapf, ehe wieder eingeschenkt wird. Die Bratenschüsseln sind in England am vollkommensten. Sie stehen auf vier kleinen Füßen, von denen zwei etwas kürzer sind als die beiden andern. In der niedrigeren Ecke der Schüssel befindet sich eine kleine Vertiefung, in welche der Fleischsaft zusammenläuft; um ihn schneller und vollständiger zu sammeln, ist in den Boden der Schüssel in der Regel ein Flußnetz eingegraben, welches in die Vertiefung mündet. Auch die blauen Fingergläser, in denen man nach dem Essen die Hände abspühlt, wären aus England zu beziehen. Die Messer haben in der Mitte einen hervorstehenden Rand, der Griff ist schwerer als die Klinge, die letztere kann also nie das Tischtuch berühren. Da man in England die Vorstellung hat, daß Messer zum Schneiden da sind, so sorgt man dafür, daß sie scharf bleiben und hat dazu allerlei Vorrichtungen, von denen die zweckmäßigste auf der Ausstellung des landwirthschaftlichen

Vereins in Berlin zu sehen war. Zu dem Salznapf gehört ein kleiner Löffel.

Nach der Küche, in die wir auch einen Blick werfen müssen, führt die Klingel, in England anders eingerichtet, als auf dem Festlande. Der Draht steckt in der Wand und wird dadurch in Bewegung gesetzt, daß man einen kleinen Hebel erst niederdrückt und dann wieder fahren läßt. Die Glocke schlägt nicht an, während der Draht angezogen wird, sondern während er zurückschnellt; der Diener wird also nicht, wie auf dem Festlande, aus der Stärke und Heftigkeit des Ruckes schließen können, in welchem Humor der Herr ist. Den Küchenutensilien ist ein großer Raum in der englischen Abtheilung gewidmet, und sie sind von großer Vollkommenheit, aber freilich alle auf Kohlen und auf eine große Verschwendung von Brennmaterial berechnet. Die einfachste Einrichtung ist der cottage stove, ein kleiner Heerd, mit zwei Behältnissen an der Seite, einem viereckigen Kessel mit Zapfen, in dem den ganzen Tag über warmes Wasser vorräthig ist, und einem Backofen zu Brod und Torten; das Fleisch wird stets vor und über dem offenen Feuer gebraten. Der vollständigste Apparat ist der von Soyer in der Küche des Reformklub eingerichtete, dessen wesentliche Bestandtheile ausgestellt sind. Der Rücken des Heerdes ist von Chamottsteinen, die Gitterstäbe senkrecht und wie eine Thür zu öffnen. Der in den Schornstein aufsteigende Luftstrom treibt eine kleine Windmühle, welche die Spieße und die jacks dreht, das heißt die Haken, an denen kleinere Braten vor dem Feuer aufgehängt werden. In gewöhnlichen Küchen hat man dazu ein Uhrwerk; früher versahen Hunde den Dienst. Ein besonderer, mit Gas geheizter Ofen dient zum Schmoren, Kessel mit doppelten Wänden zum Kochen des Gemüses, ein mit Wasser erwärmtes Eisenspinde zum Erwärmen des Geschirrs und Warmhalten fertiger Speisen; eine Winde befördert

die Speisen in das Eßzimmer. Der schon genannte Kent hat seit Jahren die Patente auf die besten Küchengeräthe an sich gebracht; wir finden also das Zweckmäßigste bei ihm zusammen: Messerputzmaschinen, die in einer Minute ein halbes Dutzend Tischmesser spiegelblank machen, ohne das Metall anzugreifen; Durchschläge, triturating strainers, welche zu gleicher Zeit die Masse zerreiben und durch ein Sieb drücken; sehr sinnreich konstruirte Quirle, die durch eine kleine Kurbel getrieben werden; Wurstmaschinen, nicht größer als ein starker Oktavband; eine hübsche und billige kleine Maschine, welche Aepfel und andere Früchte schält, entkernt und zerschneidet (Preis 8 Schilling); endlich — eine Kaumaschine für Personen mit schlechten Zähnen oder schwacher Verdauung.

Hausherrn und Hausfrau gleichmäßig interessiren die Waschmaschinen und was dazu gehört; als der arme Schiller einmal, des Gottes voll, aus seiner Studierstube auf den Boden hinaustrat, rannte er mit dem Gesichte gegen eine Leine mit nassen Strümpfen an. Und nun gar erst das „Stuken" Morgens um 4 Uhr, der Seifengeruch durch das ganze Haus und die schlechte Laune der Hausfrau! Ueber die in großer Zahl ausgestellten Waschmaschinen kann ich kein Urtheil abgeben, will ich nur eine Bemerkung machen, die alle angeht. Es giebt bis jetzt keine Maschine, welche Flecke auswäscht, wird auch schwerlich je eine geben. Diese Arbeit muß immer mit der Hand gemacht und nur der general dirt, der allgemeine Schmutz, kann der Maschine überlassen werden. Das Wringen dagegen ist durch eine Maschine besser zu bewirken: eine Presse, am Besten aus zwei in entgegengesetzter Richtung rotirenden Holzcylindern, drückt das Wasser vollständiger aus und greift das Zeug weniger an, als die Behandlung mit der Hand. Zum Wäschetrocknen gehört viel Raum und ein wenig Wind. Wie soll man sich helfen, wo es an beidem fehlt? Mit der

amerikanischen Trockenmaschine. Sie gleicht dem Gestell eines großen Regenschirmes und bleibt, so lange man ihrer nicht bedarf, zusammengeklappt, wie ein solcher. Will man sie benutzen, so läßt man die Stäbe an einer Schnur herab, entfaltet sie, hängt die Wäsche auf die Leinen zwischen den Stäben, zieht die Stäbe wieder bis an die Spitze der Stange hinauf und setzt das Ganze durch eine einfache Kurbelvorrichtung in eine rotirende Bewegung. Zur Erleichterung des Plättens hat Kent ein Plätteisen erfunden, das anstatt durch einen Bolzen, durch eine inwendig angebrachte Spirituslampe erwärmt wird. Ein englischer Leuchter hat einen beweglichen Boden mit einem Dorn. Auf den Dorn steckt man die Kerze, den Boden kann man vermittelst eines in dem Fuße auslaufenden Drahtes auf und nieder schieben; das Licht kann also nie „einbrennen,“ wodurch viel Verdruß und Schmutzerei und einiges Talg erspart wird. Zu den häuslichen Werkzeugen können wir endlich eine Holzsäge rechnen, mit der ein Mann beinahe soviel leistet, wie sonst zwei. In einem Gestell, ähnlich einer Malerstaffelei, hängt oben ein Hebel, der an dem einen Ende an einer Schnur die Säge, an dem andern ein Gewicht trägt; einmal in Schwung gesetzt, nimmt der Hebel dem Mann fast die Hälfte der Anstrengung ab. Da aber diese Einrichtung eine Wiener Erfindung ist, so wird man es kaum wagen dürfen, sie dem Berliner Holzhacker zu empfehlen.

Auch auf die Kirche erstreckt sich der mechanische Erfindungsgeist des Engländers. Clark's Patent enamelled pew umbrella stand zur Unterbringung nasser Regenschirme in den Kirchstühlen kündigt sich schon äußerlich als ein religiöses Geräth an dadurch, daß die Köpfe der Schrauben, welche das zur Aufnahme des ablaufenden Wassers bestimmte Becken an der Wand des Kirchstuhls befestigen, nicht rund sind, sondern dreieckig, wie Jehovah auf den Titelblättern älterer Gesang-

bücher. Ein Anderer hat ein patentirtes Kniekissen für Herren ausgestellt, das zugleich als Hutschachtel dient. Der Erfinder versichert, es lasse sich nicht nur an sich sehr komfortabel darauf knieen, sondern der Komfort werde noch erhöht durch das Bewußtsein, daß der Hut gegen alle Beschädigung durch nachbarliche Beter geschützt sei.

18. Werkzeuge, die der Wissenschaft dienen.

Die Länder, welche die reichsten Beiträge geliefert haben, sind England und Frankreich; wir wollen beide nach einander durchgehen, bei den einzelnen Instrumenten einschalten, was etwa von anders woher Gleichartiges gekommen ist, und endlich über die anderen Staaten eine Nachlese halten.

Der große Reichthum der englischen Abtheilung an meteorologischen, mikroskopischen und astronomischen Instrumenten erklärt sich aus der unter den wohlhabenden Klassen weitverbreiteten Liebhaberei für die betreffenden Zweige der Naturwissenschaften. Wer bei uns Lust, Zeit und Geld zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung hat, die nicht in sein Amt oder Gewerbe fällt, dessen erster Gedanke ist in der Regel: Literatur, eine Bibliothek. Er liest; und möge er das, wenn er nur nicht alles lesen will, was „eben heraus ist", und damit seinen Kopf zu einem Moraste macht. Der Engländer, dessen Richtung nicht schon durch Anlage oder Gewöhnung entschieden ist, wird häufig mit Bewußtsein wählen zwischen einer Bibliothek und einer Garnitur physikalischer Instrumente und ich wollte, auch in Deutschland legten sich mehr Dilettanten darauf, die Natur zu lesen; wir würden dann weniger Sophisten haben und würden, unter Anderen, eine viel bessere Politik machen. Wir spotten gern über den Ausdruck philosophical instruments, philosophische Instrumente, mit dem der Engländer die Werk-

zeuge belegt, die den Naturwissenschaften dienen; aber mit Unrecht. Der Ausdruck schreibt sich aus der Zeit her, wo das ganze Gebiet geistiger Thätigkeit eingetheilt war in divinity, Theologie, und philosophy. Die letztere begriff Alles, was der Mensch mit „seinem eignen Lichte“ entdecken und lernen konnte im Gegensatz zu dem „göttlichen Lichte“ der Offenbarung, also das Denken und die Entdeckung der Naturgesetze. Newtons unsterbliche Leistungen stehen in den Philosophical Transactions aufgezeichnet. Das in Deutschland so beliebte Citat:

> There are more things in heaven and earth, Horatio,
> Than are dreamt of in your philosophy,

muß übersetzt werden:

> Es giebt im Himmel und auf Erden Dinge, von denen
> Eure Naturforscher sich nichts träumen lassen.

Und in der That, wie sollte Hamlet dazu kommen, das zu sagen, was die übliche deutsche Uebersetzung ihm in den Mund legt? Die Philosophen haben doch wohl von allem im Himmel und auf Erden geträumt und von einigem mehr; nihil tam absurdum quod philosophi non dixissent, sagt Cicero. Der Sinn der Stelle und das ganze Wesen Hamlets wird durch diese Uebersetzung auf den Kopf gestellt; nicht gegen die Spekulation richtet er sich, sondern gegen die Schule, die für nicht wahr hält, was sie noch nicht zu erklären weiß.

Mit mehr Grund könnte man über die Anwendung spotten, welche der Engländer in der Regel von seinen Entdeckungen im Buche der Natur macht. In einer Ausstellung der mikroskopischen Gesellschaft hörte ich über den Blutumlauf in einer Froschzehe wieder und wieder den triumphirenden Ausruf: wie vollkommen hat Gott die Zehe des Frosches eingerichtet! nie die Klage: wie unvollkommen hat Gott das menschliche Auge eingerichtet!

Die englischen Mikroskope sind durchweg gut; die besten von Powell und Sealand (Nr. 2946) und von Roß (Nr. 2952). Die meisten sind binocular, mit einem Rohr für jedes Auge; die Einrichtung kommt allerdings dem Auge zu Hülfe, verliert aber diesen Vortheil bei starken Vergrößerungen durch die große Schwierigkeit, die beiden Focus gleich zu stellen. Aber die englischen Instrumente sind zu theuer, verglichen mit den unsrigen. Das „Studentenmikroskop" von Smith, Beck und Beek (Nr. 2964) kostet 10 Guineen und selbst ihr „Erziehungsmikroskop" 6 Guineen. Die deutsche Industrie auf diesem Gebiete ist nur durch einen Aussteller, Robert in Barth (Nr. 1410), durch ihn aber gut vertreten. Der genannte Roß hat auch Fernröhre geliefert, ausgezeichnet durch weites Gesichtsfeld und großen Lichtreichthum und sehr bequem zu handthiren wegen der leichten Gehäuse aus Aluminium. Sehr gute kleine Aequatorialfernröhre für Liebhaber sind die von Yeates (Nr. 2996). Die englischen Reißzeuge stehen weit gegen die viel billigeren von den Gebrüdern Haff und von Riefler in Baiern (Nr. 184 und 186) und gegen die schweizer von Kern (Nr. 158) zurück. Meteorologische Instrumente hat die Firma Negretti & Zambra (Nr. 2939) in ausgezeichneter Vollkommenheit gestellt. Ich glaube, diese Wissenschaft hat in Deutschland zu wenig Liebhaber, als daß eine Aufzählung und Beschreibung ihrer Vorzüge angebracht wäre. Nur in Glasröhren für ganz empfindliche Thermometer ist die Fabrik von Geißler in Thüringen voraus, deren Ruf so feststeht, daß sie es nicht nöthig gefunden hat, auszustellen. Kommerziell mag das richtig sein; aber Engländer und Franzosen in gleicher Lage haben patriotischer gedacht. Die genannten englischen Fabrikanten und Casetta in London (Nr. 2874), der auf demselben Gebiete konkurrirt, haben namentlich die Instrumente des Observatoriums in Kew gearbeitet, von denen Duplikate in dem

Schiffe aufgestellt sind; ein Instrument, welches die Richtung und Stärke des Windes anzeigt, Barometer, Thermometer, Instrumente, um die Höhe des Regenfalles und die Quantität der Feuchtigkeit in der Luft zu messen, endlich eins, welches die Deklination, die Inklination und die Stärke des Erdmagnetismus mißt. Alle diese Instrumente sind self registering, das heißt verzeichnen selbst das Resultat, einige vermittelst eines photographischen Apparates, der den Stand der Zeiger, der Quecksilbersäulen u. s. w. zu Papier bringt. Unter den Thermometern ist eins von so kolossaler Größe, daß 30 Pfund Quecksilber dazu verwandt sind; was damit erreicht werden soll, ist, die Konvexität der Oberfläche auf ein Minimum zu beschränken. Kleinere Thermometer von Negretti sind in verschiedenen Gegenden des Gebäudes aufgehängt und werden stündlich gelesen, um die Ventilation zu überwachen. Moore (Nr. 2935) hat ein Instrument ausgestellt, das er nennt indicator ascertaining problems; man kann es kurz charakterisiren als eine Eselsbrücke für sphärische Trigonometrie. Die Glasschliffe zu Versuchen über Polarisation des Lichtes von Horne und Thornthwaite (Nr. 2916) sind ausgezeichnet, und wegen ihrer Billigkeit von großer Wichtigkeit, namentlich ihr „Herapathit“. ein Surrogat für den kostbaren und nur in kleinen Stücken vorkommenden Turmalin. Ihre Spiralröhren von Uranglas, zu Experimenten über Florescenz, sind die besten in England, erreichen freilich bei Weitem die Geißler'schen nicht. In dasselbe Fach schlagen die polarisirenden Gypsblättchen von Darker (Nr. 2890), die je nach ihrer Dicke verschiedene Farben geben und in der Ausstellung auch zu artigen Spielereien benutzt sind. Die größesten Linsen sind von Buckingham (Nr. 2867), die größesten Plangläser für Sextanten von Butlers (Nr. 2871). In der Telegraphie hat unter den Engländern nur Varley (Nr. 2981) etwas Neues geliefert, einen

Apparat, um den Ort zu bestimmen, wo sich der Fehler in Leitungen befindet. Die Verbesserungen bekannter Apparate und Prozeduren sind sehr zahlreich; aber die Telegraphie ist längst zu komplizirt für das Verhältniß des großen Publikums geworden. Es sei daher nur erwähnt, daß Allan (Nr. 2850), wie Siemens, mit positiven und negativen Strömen arbeitet, aber seinem Apparate nicht den großen Vorzug des Siemens'schen gegeben hat, die Depeschen in Morse'scher Schrift auszudrücken, also von den vorhandenen Telegraphisten ohne neues Einüben bedient werden zu können. Die Photographie, die sich in so vielen Gebieten der Technik zu Hause gemacht hat, daß man ihr eine eigene Klasse hat widmen müssen, ist von mehreren englischen Ausstellern mit gutem Erfolge für die Astronomie benutzt worden. De la Rue, derselbe Papierfabrikant, von dessen Convertmaschine mancher Besucher der vorigen Londoner Ausstellung ein Andenken bewahrt, hat eine Reihe von Photographien von der totalen Sonnenfinsterniß am 18. Juni 1860 in Spanien aufgenommen und photographisch vergrößert (Nr. 2893, auf der Gallerie, vor dem Mitteleingange zu den Speisezimmern). Der Laie erhält dadurch wenigstens ein Bild von den vielbesprochenen Flammen, die in dem Moment der totalen Verfinsterung aus dem Rande der Sonne hervorbrechen. In der Nachbarschaft befindet sich ein vortreffliches Bild des Mondes, durch des Mondes eigenes Licht photographirt, alsdann vergrößert und in ein eigenthümlich konstruirtes Stereoskop gestellt. Man kann auf diesen Visitenkarten alle Pockennarben und Hitzblattern auf dem schiefen Gesicht unseres Begleiters mit Bequemlichkeit studiren. Sugg (Nr. 2973) hat ein gutes empirisches Photometer für Gas konstruirt. Ein Dilettant, Shaw, hat sich noch einmal mit dem Perpetuum Mobile versucht. Das Letzte, was wir auf der Wanderung durch die englische Abtheilung antreffen, sind zwei merkwürdige

Brillensammlungen von Johnson und von Braham (Nr. 2921 und 2862).

In Frankreich sehen uns viel bekannte Namen an, die durch die ganze Welt einen guten Klang haben. Wer ein gutes Metallbarometer haben will, verschafft sich eins von Naudet (Nr. 1391). Das Metallbarometer besteht aus einer luftleeren flachen Büchse, auf deren elastischen, äußerst empfindlichen Deckel die Atmosphäre drückt. Fastré (Nr. 1391) liefert die besten Thermometer, bei denen auch die Ausdehnung des Glases berücksichtigt ist; Duboscq (Nr. 1420) die vortrefflichen Apparate für den Unterricht in der Optik, die ich 1855 beschrieben habe, jetzt natürlich bereichert durch ein Spektroskop, ein Instrument zur Beobachtung der Linien in dem Sonnenspektrum, die Frauenhofer gefunden und Bunsen erklärt hat; Nachet (Nr. 1416) und Hartnuck (1417) die besten Mikroskope nächst den englischen; Brunner (Nr. 1415) ganz ausgezeichnete Theodolite; Breguet (Nr. 1413) einen Pulsfühler, der die Zahl und Stärke der Schläge aufschreibt; Hofmann (Nr. 1440) ist der beste Schleifer von Krystallen. Wie in dieser Klasse unter den 153 englischen Ausstellern sechs italienische, finden sich unter den 57 französischen fünf deutsche Namen von Auszeichnung. Die besten französischen Fernröhre sind von Bardou (Nr. 1408) die billigsten, dabei doch recht brauchbar, von Lebrun (Nr. 1409). In Waagen behaupten die Franzosen neben den Amerikanern den ersten Rang, und unter ihnen Collot (Nr. 1427) für große, Deleuil (Nr. 1421) für kleine, im luftleeren Raume arbeitende. Unter den amerikanischen Ausstellern nehmen Darling & Schwartz (Nr. 58c) die erste Stelle ein. Auf die Franzosen und Amerikaner folgen die Deutschen, Sauter in Würtemberg (Nr. 2736), Bornhardt in Braunschweig (Nr. 258), Knewitz in Frankfurt a. M. (Nr. 311) mit chemischen, Pintus in Berlin

(Nr. 1411a) mit Lastwaagen. Die Engländer leisten merkwürdiger Weise in dem Fache wenig. Ebenso ausgezeichnet wie in Waagen sind die Franzosen in feinen Theilmaschinen, von denen sich vielleicht in wenig Worten eine Vorstellung geben läßt. Wenn eine Schraube, die einen Zoll lang ist und zehn Umgänge hat, einmal um ihre Achse gedreht ist, so muß die Spitze um $\frac{1}{10}$ Zoll vorgerückt sein. Wird sie nur halb um ihre Achse gedreht, so rückt die Spitze nur $\frac{1}{20}$ Zoll vor. Denkt man sich nun die Schraube sehr dick, also die Schraubengänge sehr lang und einer vielfachen Eintheilung fähig, so wird man begreifen, daß vermittelst eines solchen Instrumentes mit Sicherheit Eintheilungen gemacht werden können, die nur unter dem Mikroskop sichtbar sind. Die feinsten Maschinen der Art hat Perranx (Nr. 1428) geliefert. Ein ganz neues Instrument, das sofort zu neuen Entdeckungen verholfen hat, ist das von König in Paris (Nr. 1394), welches die Schwingungen tönender Körper aufzeichnet. Es besteht in der Hauptsache aus einer Glasröhre, welche an einem Ende mit einem feinen, straff gespannten Häutchen geschlossen ist. Vor dem andern Ende läßt man eine Saite oder Stimmgabel tönen. Vermittelst eines sinnreichen Mechanismus werden die Schwingungen des Häutchens mit einer bisher unerreichten Genauigkeit in Form einer Linie zu Papier gebracht. Diese Linie drückt nicht nur, in großer Wellenform, die stärkste Schwingung aus, sondern auch in Wellchen auf der Welle, die abweichenden Vibrirungen. Die Maschine verzeichnet überdies, in besonderen Linien, die sekundären, begleitenden Töne, die ein bestimmter Ton hervorruft. Man erfährt, wie a aussieht, und erkennt aus dem Aussehen auch erst, wie a klingt. Musiker, Komponisten, Instrumentenmacher sollten es nicht versäumen, sich den betreffenden Schrank von Madame Gavard aufschließen und den Atlas von Klangfiguren vorlegen zu lassen, den König mit seinem Apparat zu

Stande gebracht hat. Sie finden Madame Gavard mit Schlüsselbund und Strickzeug bei dem von ihrem Manne ausgestellten Pantographen (Nr. 1398). Man versteht im Allgemeinen unter dem Ausdruck ein Instrument, welches eine Figur in kleinerem oder größerem Maßstabe reproduzirt, wie der Storchschnabel. Der Name wird aber auch für andere verwandte Instrumente gebraucht. Unter den Gavard'schen ist z. B. eins, welches eine Arbeit versieht, die man für eine Arbeit der Phantasie halten könnte, aber, wie dies Instrument beweist, mit Unrecht, nämlich Rechts in Links zu verwandeln, z. B. zu einer rechten Schuhsohle die entsprechende linke zu zeichnen: das Instrument ist sehr einfach Angenommen, ich sitze mit dem Gesicht nach Norden, so habe ich vor mir auf dem Tische eine metallene Schiene, die von Westen nach Osten liegt. Auf der Schiene sitzen zwei verschiebliche Hülsen, die ich West und Ost nennen will. An der Nordseite der Hülse West ist eine andere Schiene mit einem Charnier befestigt, an der Nordseite der Hülse Ost eine ebenso lange; diese beiden Schienen sind in einen Charnier, Nord, zu einem Winkel verbunden. An der Südseite der großen Schiene liegt ein eben solcher Winkel, dessen Scheitelpunkt also Süd heißen soll. In dem Punkte Süd steckt senkrecht ein kleiner Drahtstift, in dem Punkte Nord eine kleine Bleifeder. Ich lege die Zeichnung der rechten Schuhsohle zwischen mich und die große Schiene und fahre mit dem Stift Süd über jede Linie der Zeichnung; dann wird die Bleifeder Nord auf einem untergelegten Papiere eine gleich große linke Sohle zeichnen. Denn wenn ich den Stift von Westen nach Osten oder von Ost nach West bewege, so muß die Bleifeder dieselbe Bewegung machen — die beiden Hülsen gleiten in unverändertem Abstande auf der Schiene hin und her; bewege ich aber den Stift von Süden nach Norden, so muß die Bleifeder sich von Norden nach Süden bewegen — die Hülsen gleiten auseinander, ziehen also

den Scheitelpunkt Nord an die Schiene heran. Alle diese Pantographen sind von Aluminium und nur zu Zeichnungen auf der Ebene bestimmt.

Zwei ganz vorzügliche Pantographen anderer Art, und ohne ihres Gleichen in der Ausstellung sind von Bialon in Berlin (Nr. 2286) und von Wagner jun. ebendaselbst (Nr. 1324). Der erstere radirt die Muster auf Cylinder zum Kattundruck, der zweite Reliefnachbildungen in Linienmanier beide ohne Zeichnung nicht anschaulich zu machen. In der englischen Abtheilung findet sich ein Instrument, das ich übergangen habe, an das ich aber durch den beschriebenen Gavardschen Pantographen erinnert werde; seine ausdrückliche Bestimmung ist, die Phantasie des Musterzeichners zu ersetzen. Es ist eine Art von Kaleidoskop, mit Stückchen Vogelfedern, Endchen Band u. dergl. gefüllt, die in der einen Abtheilung des Instrumentes durcheinander geschüttelt werden und durch ihre Vervielfältigung in Spiegeln regelmäßige Figuren bilden. Ich nenne weder Aussteller noch Nummer, denn eine Einbildungskraft von Messing und Glas verdient keine Begünstigung.

Aus Deutschland ist sonst noch Folgendes nachzutragen. Die hölzernen Krystall-Modelle von Prüfer in Wien (Nr. 1182) viel vollkommener, als die von der Turiner Ingenieurschule (Nr. 1788). Es mag wider den Begriff verstoßen, eine Wiener Leistung über eine Turiner zu stellen; aber es ist einmal so. Die Glasgefäße zu chemischen Arbeiten von Kavalier in Böhmen (Nr. 653), die unerreicht sind. Die optischen Instrumente von Voigtländer und Sohn in Wien (Nr. 868). Das elektrische Chronoskop von Ausfeldt in Gotha (Nr. 2625). Der neue Apparat von S. Elster in Berlin (Nr. 1395), um die Lichtstärke des Gases zu bestimmen.

Aus Italien sind außer einer Rechenmaschine nur die rohen

Apparate zu erwähnen, mit denen Volta seine feinen Beobachtungen und seine unvergängliche Entdeckung machte. Man hätte ihnen einen würdigeren Platz anweisen sollen. Ein Italiener hat eine ganz neue Entdeckung gemacht das Verhältniß der Parallelen zwischen den Schenkeln eines Winkels; schade, daß Euklid ihm damit zuvorgekommen! Die Zukunftsnationalitäten haben auf diesem, wie auf andern Gebieten ihre Leistungen grausamer Weise gänzlich vorenthalten.

Eine Gattung von Maschinen habe ich bis zuletzt verspart, weil sie eine Arbeit verrichten, die man gewöhnlich für eine geistige hält, die Rechenmaschinen. Wird man das Rechnen noch länger für eine geistige Arbeit halten dürfen, wenn es durch Maschinen besorgt wird? Das chinesische Additions- und Subtraktionsbrett mit Kugeln, die auf Dräthen laufen, kann man eigentlich nicht in diese Klasse rechnen; es ist keine Maschine, erspart auch nicht die Arbeit des Zählens, sondern macht sie nur leichter und sicherer. Ganz anderer Art ist der Apparat von Gonella (Nr. 1231, Italien). Er zeigt vorn zwei Reihen von Tasten, gestellt und numerirt wie folgt:

6 7 8 9
1 2 3 4 5

Man berührt die Ziffern, die man addiren will, und auf mehreren Reihen von Ringen, die sich über der Klaviatur befinden, kommt die Summe zum Vorschein bis 99. Die Hunderte werden durch eine noch höher liegende Reihe markirt. Wenn man z. B. folgende Tasten nach einander anschlägt, 6, 7, 8, 9, 1, 2, 3, 4, 5, so werden nach einander folgende Ringe zum Vorschein kommen: 13, 21, 30, 31, 33, 36, 40, 45. Es leuchtet ein, daß die Leistung größer ist und der Mechanismus künstlicher sein muß, als an den Numerirmaschinen, von denen in einem früheren Artikel gesprochen worden ist. Noch viel größer ist die Leistung der Rechenmaschine von

Scheutz in Stockholm, die nur in einer Abbildung da ist, aber nach beigebrachten Zeugnissen Logarithmen berechnet und gleich in eine weiche Bleiplatte eindrückt, die als Matrize zur Stereotypirung dienen kann. Die Zeichnungen und Atteste sind auf eine unentwirrbare Weise vermengt mit einer Maschine von Babbage, die auch Logarithmen berechnen soll. Mr. Babbage war in seiner Jugend ein Wunderkind im Kopfrechnen, erhält sich aber seit Jahren nur dadurch in Erinnerung, daß er etwa alle Woche einmal eine Bande deutscher oder italienischer Straßenmusikanten des Verbrechens anklagt, ihn in seinen Rechnungen gestört zu haben. Soweit ich den Zusammenhang habe ermitteln können, hat er die Vollendung seiner Maschine aufgegeben, weil Scheutz ihm zuvorgekommen. Des Letzteren Maschine wird von Lebensversicherungsgesellschaften häufig zur Berechnung ihrer Tabellen benutzt.

Also Rechnen by machinery: what next? Mit der Redemaschine in der österreichischen Abtheilung hatte sich ein hiesiges Blatt in den April schicken lassen. Aber Betmaschinen giebt es seit lange in den Buddhistischen Ländern. Sie bestehen aus einer Trommel, die mit Gebeten beschrieben ist und durch eine Kurbel in Bewegung gesetzt wird; wer sie dreht, von dem wird angenommen, daß er alle Gebete gesprochen habe, die umgelaufen sind. Aber anderswo giebt es sogar Denkmaschinen. Man wirft Vordersätze hinein und erhält am andern Ende die Konklusionen; und es wird angenommen, man habe die Schlüsse selbst gemacht. In neuester Zeit ist diese Maschine sogar self-acting geworden, das heißt, man braucht nicht einmal mehr die Vordersätze hineinzuwerfen. In England heißt sie „Times."

In dieses Kapitel paßt nicht recht, aber doch besser als in jedes andere eine Erwähnung des elektrischen Lichtes, über das ich bei Gelegenheit der pariser Ausstellung Folgendes aufzuzeichnen hatte.

Von verschiedenen Ausstellern sind Vorschläge zur Benutzung des elektrischen Lichtes gemacht; zunächst handelt es sich aber um Ueberwindung der Schwierigkeiten, mit denen die Herstellung des Lichtes immer noch zu kämpfen hat. Einen großen Schritt dazu hat der Optiker Herr du Bosq (Firma Soleil) gethan, und ich habe das gute Glück gehabt, in seinem Atelier einer Reihe von Experimenten beizuwohnen, die nach dem Geständniß der anwesenden Sachverständigen verschiedener Nationalitäten nirgends weiter so ausgeführt werden. Nach dem, was schon erreicht ist, darf man darauf rechnen, daß das elektrische Licht bald mehr sein wird als ein Experiment, und wenn auch die meisten Leser im Allgemeinen mit der Sache bekannt sein werden, so dürften doch manche Leistungen des du Bosq'schen Apparats Vielen neu sein. Das elektrische Licht ist seiner Natur nach eins mit dem matten bläulichen Stern, den man schon mit einer kleinen Elektrisirmaschine hervorbringen kann. Es wird dadurch erzeugt, daß man den voltaischen Strom nicht unmittelbar von einem Drathende auf das andere überspringen läßt, sondern an jedem Ende ein Stück Coke befestigt. Zwischen diesen beiden Stücken Kohle, sie erst zum Weißglühen erhitzend, dann nach und nach verzehrend, schwebt der Funke, wenn man Funken ein Licht nennen darf, das in der Nähe kräftiger wirkt als die Sonne. Es ergeben sich aber, wenn weiter keine Vorrichtungen getroffen sind, folgende Uebelstände. Weil die Kohle allmählig verzehrt wird und weil der Strom unaufhörlich Partikelchen des einen Stücks nach dem anderen hinüberführt, verändert sich der Zwischenraum, wird im Ganzen größer, hin und wieder aber auch kleiner; jede Veränderung des Zwischenraumes wirkt auf die Stärke des Lichts; dasselbe brennt also ungleichförmig. Wenn man diesen Fehler durch Hin- und Herschieben mit der Hand verbessert, sobald er sich gezeigt hat, so entsteht ein neuer: der Funke kommt

bald höher bald niedriger zu stehen, was für Zwecke der Beleuchtung gleichgültig sein mag, aber sehr störend ist, wenn das Licht mit optischen Apparaten in Verbindung gesetzt ist, also namentlich für Leuchtthürme und für Experimente. Alle diese Uebelstände hat du Bosq so vollkommen beseitigt, daß während dreistündiger Versuche das Licht nie flackerte, nie aus der Achse der davor aufgestellten Instrumente kam. Seine Vorrichtung ist folgende: Eine Feder, deren geeignete Spannung empirisch ermittelt werden muß, strebt unaufhörlich, das eine Stück Kohle dem anderen zu nähern, wird aber zurückgehalten durch einen Elekromagneten, der durch den Strom armirt ist. Wird der Zwischenraum zwischen den beiden Stücken Kohle kleiner, also der Strom stärker, so wird der Magnet kräftiger, überwindet die Feder und entfernt die eine Kohle ein wenig; und so umgekehrt. Um den Mittelpunkt zwischen den beiden Kohlenstücken, mit andern Worten, um das Licht immer genau in derselben Höhe zu halten, dazu dienen ein Paar Ketten, die den Magneten mit den beiden Stücken Kohle verbinden und über eine Rolle laufen, die sich während der Drehung vergrößert, beziehungsweise verkleinert. Die ungleichmäßige Stärke der Batterie endlich wird durch stärkere oder schwächere Spannung der erwähnten Feder ausgeglichen. Freilich bleibt immer noch ein Uebelstand, die Erneuerung der Kohle, die bei den in Rede stehenden Versuchen etwa alle Stunde einmal erfolgen mußte.

Die französische Regierung geht damit um, das elektrische Licht zunächst zu Schiffssignalen zu benutzen, und wird für den Zweck die Batterie durch Reibungselektricität ersetzen, die auf Dampfschiffen aus der immer vorhandenen überflüssigen Maschinenkraft umsonst und ohne Zeitverlust zu gewinnen ist.

Von den vielen interessanten und mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit ausgeführten Versuchen dürften folgende

am wenigsten bekannt sein. Das elektrische Licht giebt bekanntlich, wenn es durch ein Prisma gespalten wird, ein Spectrum (einen Regenbogen) von viel intensiveren Farben, als man es in der Natur zu sehen bekommt. Ersetzt man die eine Kohle durch ein Stück Kupfer, das bekanntlich mit grüner Flamme brennt, so fällt ein fremder grüner Streif in das Spectrum; und so mit anderen Metallen, je nach der Farbe ihrer Flamme. Es läßt sich erwarten, daß diese Versuche für die Kolorirung nutzbar werden. Unter den zahlreichen Anwendungen des elektrischen Lichtes auf das Mikroskop war besonders eine interessant, die auf einer Verbindung mit der Photographie beruht. Man läßt das vergrößerte Bild eines mikroskopischen Gegenstandes auf die weiße Wand fallen, fixirt ein Bild dieses Bildes in einem photographischen Apparate auf eine Glasplatte und setzt diese Platte in das Mikroskop. Der überraschendste und folgenreichste Versuch aber ist dieser. In einer hohlen Säule, in die ein Wasserstrom hinaufgetrieben wird, bringt man ein rundes Ausgußloch an, aus dem das Wasser in einem Bogen ausströmt. Diesem Loche gegenüber befindet sich ein eben so großes, durch ein Glas verschlossenes. Hinter dieses kleine Fenster stellt man das elektrische Licht, entweder wie es ist oder mit einem farbigen Glase davor. Natürlich wird das Wasser, das sich zwischen den beiden Löchern der Säule befindet, mit der ganzen Kraft des Lichtes erleuchtet und geht der Lichtschein, etwas gedämpft, in das Dunkel hinaus. Aber damit endet die Erscheinung nicht, sondern der bogenförmig herabfallende Wasserstrahl bewahrt das Licht, das ihn am Punkte des Ausströmens erfüllt; er erscheint in seiner ganzen Länge wie ein Strahl weißglühenden Metalls und, unten in einem Becken aufgefangen, leuchtet das Wasser wie die See in stillen Sommernächten. Das Wasser hat das Licht aufgenommen oder reißt es mit sich fort. Durch

bunte Gläser kann man das Wasser beliebig färben. Dieser wundervolle Anblick, bei dem man seinen Sinnen nicht traut, weil sie einem das Gegentheil des Dogmas zeigen, daß der Lichtstrahl in gerader Linie fortzugehen suche, bringt die Schöppenstädter zu Ehren, die das Tageslicht in einem Gefäße in das Rathhaus tragen wollten.

Dazu ist heute wenig nachzutragen. Der **Régulateur automatique** von Serrin ist nur eine Veränderung, vielleicht Verbesserung der Vorrichtung, welche die beiden Stücke Kohle immer in der richtigen Entfernung hält; ob besser als der Siemens'sche Wagen weiß ich nicht. Ein anderer Franzose, Berlioz, hat eine Maschine ausgestellt, welche die Magnetoelektrizität benutzt. Seine Behauptung, daß diese Beleuchtung nichts koste, ist handgreiflich unrichtig; sie kostet die Bewegung, die erforderlich ist, um die Anker an den Magneten vorüberzuführen. Eine Vorrichtung des Engländers Holmes ist nur für die gute Arbeit belobt worden. Das merkwürdigste Instrument aber nicht nur in dieser Abtheilung, sondern in der ganzen Ausstellung ist das Myographion von Fessel in Köln, welches die Muskelzuckungen und die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Reizung in den Nerven mißt und aufzeichnet, die Geschwindigkeit der telegraphischen Depeschen, welche das Gehirn den Gliedern und die Glieder dem Gehirn zuschicken, die Geschwindigkeit des Gedankens. Was wird die Philosophie mit diesem **philosophical instrument** anfangen? Wird sie sich gedulden, bis man erst ein wenig Empirie damit getrieben hat?

---

19. In Hatfield.

London, 26. Juni. Chiswick, das ich neulich beschrieben, ist eine italienische Villa, die man noch zu den Vorstädten von London rechnen kann, ein Gartenhaus für einen reichen Mann. Hatfield, wohin Lord und Lady Salisbury heute eine ähnliche Gesellschaft geladen hatten, ist der Sitz eines großen Grundherrn, keiner von den großartigsten, noch ältesten in England, aber einer von den sehenswürdigsten in der Nähe der Hauptstadt. Er liegt in der Grafschaft Hertfordshire, 18 Meilen von London, an der Great Northern Eisenbahn. Zwei schnell hinter einander beförderte Extrazüge landeten die Gesellschaft um 3 Uhr an der kleinen Station. Die Schaffner hatten alle Rosen in den Knopflöchern, der Inspektor war bewildert von dem Schwarm von wirklichen Lords und Ladies, und die weiblichen Honoratioren des Fleckens hatten die Zugänge besetzt, um sich an den Toiletten zu laben. Fünfzig Fuhrwerke beförderten die Gäste, die es nicht etwa vorzogen, die kurze Strecke durch den Ort zu schlendern und einen Blick auf die trutzige Kirche der heiligen Ethelreda zu werfen. Hatfield hat zwei bis drei Tausend Einwohner und ist natürlich „mittelbar", so mittelbar, wie je eine deutsche Stadt im Mittelalter gewesen ist. Die Hauptstraße zieht sich eine Anhöhe hinauf bis an eine Thorfahrt des Schlosses, welche in den Wirthschaftshof führt. Durch eine zweite Thorfahrt und um eine Ecke gelangt man auf die Gartenterrassen, welche das Schloß auf allen Seiten umgeben und durch die Wirthschaftsgebäude nicht nur gegen den Besuch, sondern auch gegen den Blick der Städtler abgesperrt sind. An den Seiten laufen die Terrassen in Rasenplätze aus, die ein alter, meilenweiter Park einschließt. Dieser Zu-

gang von der Stadt ist nur die Hinterthür des Schlosses. Ehe es Eisenbahnen gab, fuhren die Besucher durch eine prächtige Allee oder Wildbahn heran, so breit, daß der Fahrweg wie ein Fußsteig in dem Rasen erscheint. Das Gebäude, aus der Regierung der Königin Elisabeth, verräth den Uebergang von den festen Plätzen streitbarer Vasallen zu den bequemen Wohnungen reicher Gutsbesitzer. Es ist von Backsteinen ohne Abputz, nur die Verblendungen und Fenstersturze von Sandstein, und bildet ein Quadrat, aus dem an der Hauptfronte zwei Flügel auslaufen; jede Seite ist durch einen viereckigen Eckthurm flankirt. Die Fenster sind rechtwinklich, sehr breit und haben kleine Rauten, wie das Potsdamer Schloß, die offenbar noch in den ursprünglichen Rahmen von Lärchenholz stecken. Die Bedachung besteht aus einer Reihe kleiner Dächer, welche den Giebel nach außen kehren. Das Haus ist, wie man heute sagt, cottage-built, d. h. das Kellergeschoß ragt wenig über den Erdboden empor und das Erdgeschoß ist niedrig. Fußboden und Wände sind getäfelt, Kamine und Decken aus Eichen- oder Nußbaumholz geschnitzt. In jedem größeren Zimmer ist ein Erker mit der überaus behaglichen Fensterbank, die wir aus unserem langweiligen Kasernenstyl mit so mancher andern weisen Einrichtung unserer Vorfahren verbannt haben. Wenn ein Mann nach des Tages Last und Verdruß sich auf eine solche Bank in das Abendroth setzt und nach drei Seiten ins Grüne oder auf das Treiben in den Gassen sieht, so wird er wahrscheinlich guten Humors; und ob ein Mann in gutem Humor zu Bette geht, das hat gewiß auf sein und der Seinigen Schicksal einen großen Einfluß.

Wie es in England bei solchen Veranlassungen üblich, waren nicht nur die Prunkgemächer, sondern auch die Wohnzimmer und die Logierstuben geöffnet. Auch an dem Hausrath ist noch vieles in Uebereinstimmung mit der Physiognomie des

Gebäudes; die Schränke der Bibliothek scheinen so alt, wie das Getäfel, und Näpfe von Delfter Geschirr, mit Rosenblättern und Lawendel gefüllt, verstärken den Eindruck, daß man sich in einer konservativen Atmosphäre befindet. Und so ist es; der Marquis von Salisbury war, wenn ich mich recht entsinne, Präsident des Geheimraths unter Derby; daher kam es wohl, daß man sich vergebens nach Palmerston dem Großen und seinen Trabanten und seiner Trabanten Trabäntchen umsah. Von den zahlreichen Portraits, welche alle Wände bedecken und von dem einen Bücherschrank, aus dem durch ein verschlossenes Gitter die stattlichen Quartanten der Cecil Papers herausschauen, kann man so ziemlich die Geschichte des Schlosses und seiner Besitzer ablesen. Ein jüngerer Sohn der Cecils, sagt ein alter Biograph, ging nach London, wurde reich auf London Bridge (wo damals die Wechslerbuden standen) und kaufte Land in Lincolnshire. Sein Sohn William, den er hätte studiren lassen, wurde Sekretair des Lord Protectors Somerset und bei der Thronbesteigung Elisabeths deren Minister. Außer ihm sind alle Hauptpersonen aus Schillers Tragödie im Portrait vorhanden. Die Königin war als Prinzessin in Hatfield, das damals dem Bisthum Ely gehörte, „internirt“, aber nicht in dem gegenwärtigen Schlosse, sondern in einem kleinen Gebäude, in dem jetzt die Pferde des Marquis, wahrscheinlich besser als Queen Bess, logirt sind. Man zeigt in dem Park einen Baum, unter dem sie gesessen habe, als sie die Nachricht erhielt, daß ihre Schwester gestorben sei. Ihr Portrait ist ein merkwürdiges Bild. Ueber das enganschließende Kleid hängt ein langer, abstehender Gazeschleier herab. Sie trägt eine kleine Krone; die lichtblonden Haare sind in zwei Flechten gelegt, das Gesicht ist leidlich hübsch und erinnert an die Prinzessin Alice, oder umgekehrt. Auf den linken Aermel ist eine Schlange gestickt, auf den rechten ein Regenbogen mit einem Motto: Non

sine sole Iris. William Cecil, mit dem Zunamen Burleigh, behauptete sich in ihrer Gunst, wenn sie ihn auch zuweilen auszankte und einmal, als er darauf bestand, einige Tage Urlaub zu haben, „um Medizin zu nehmen", **a froward old fool** nannte. Auch Robert Dudley, Earl von Leicester, für den sie freundlichere Worte hatte, fehlt nicht. Maria ist in Schwarz mit Rosenkranz und Kruzifix, den Heiland in der Hand, die Weltlust in dem Herzen. Das Bild trägt die Unterschrift: **Maria piissima Scot. Regina, anno aetatis 36, anglicae captivitatis 10.** Elisabeth hatte den Ort liebgewonnen und brachte ihn an sich. Jakob I. konnte ihn nicht leiden und vertauschte ihn an Robert Cecil, den Sohn Williams, der während sein Vater noch Minister der Königin war, schon im Geheimen ihrem künftigen Nachfolger gedient hatte und bei dessen Thronbesteigung Minister wurde. Robert erhielt den Titel Earl von Salisbury, baute das Schloß und liegt in der Kirche begraben. Auch nachdem es ihnen nicht mehr gehörte, haben die Stuarts mit Hatfield zu thun gehabt. Karl I. saß daselbst gefangen und ein Urenkel Robert Cecils arbeitete eine Zeit lang an der Restauration Jacobs II., gab aber das Ding auf, als er sah, daß nur Schaden dabei zu machen sei; sein gegenwärtiger Vertreter, der freundliche alte Herr, Vorsitzender der Jury für Civilbaukunst, läßt sich nicht einmal auf die gefahrloseren Intriguen Disraeli's ein, den er mit den übrigen Gästen am Eingange der Terrasse empfing. Vor dem Eingange in das Haus hatte seine Gattin, eine schöne, stattliche Dame, bekannt dafür, daß sie sich vortrefflich zu kleiden versteht, die Ankommenden begrüßt. Neben den Vorfahren der Familie sei noch ein Portrait von Laura erwähnt mit der Unterschrift: **Lauri fui; viridem fecit Raphaeli atque Petrarcha.** In dem Bankettsaal, der durch beide Stockwerke geht, hängen französische Landsturmfahnen, die der Vater des Besitzers im Kriege

gegen Napoleon erbeutet hat. Gestern klirrte es unter ihnen nur von den silbernen Waffen, mit denen die Gesellschaft ein altenglisches Luncheon sehr brav und ausdauernd angriff. Auf einen leichten Schauer, schnell abgeführt durch die Drains, die unter allen Rasenstücken liegen, folgte ein prächtiger Sommerabend, den ich mir in dem Park bestens zu Nutze machte, und alle Welt desgleichen. Manche Dame war painful to look at, wie sie selbst von den Kaschmirshawls zu sagen pflegen; und mir gefiel es noch um deshalb besonders, weil ich den Irrgarten wieder erkannte, dessen Abbildung und Beschreibung ich in einem alten Reisewerke, ich glaube Archenholz, gelesen hatte, als ich die Masern hatte. Es ist schon lange her und in allen Fieberphantasien der Krankheit habe ich mir nicht träumen lassen, daß ich einmal auf einer Fensterbank dieses Schlosses sitzen würde. Der Sybarit aber beneidete einen Nachbarn des Marquis, der jenseits der Hecke in seinem Gärtchen saß und uns den Dampf seiner Thonpfeife zublies.

---

20. Kalender und Uhren.

Kein englisches Sprüchwort wird anderswo so häufig angeführt als Time is money, Zeit ist Geld. Dieser Satz, würdig der sieben Weisen Griechenlands, ist bei dem Engländer die Frucht einer langen Praxis; hoffen wir, daß er für Andere, z. B. für den Schreiber dieses, das Saatkorn einer bessern Praxis werden möge. Wir haben viel schöne Sprüche über die Zeit; wir alle wissen, daß Chronos seine Kinder frißt, und wünschen sehnlich, daß er diese Operation mit einigen seiner Kleinen je eher je lieber vornehmen möge; viele von uns haben die Füße des Verses

— fugit irrevocabile tempus

so genau gezählt, als wäre er ein Skolopender; wir haben uns von Schiller und von Confucius lehren lassen:

Blitzschnell ist der Augenblick dahin —

und hatten vorher schon aus dem Kinderfreund gelernt:

Den verlornen Augenblick
Bringt keine Reue je zurück.

Aber das Alles ist nicht: Time is money. Der deutsche Vater wird seinem lungernden Sohn sagen: Beschäftige Dich nützlich! aber wird das Gebot wahrscheinlich für erfüllt erachten, wenn der Sohn Sanskrit oder Generalbaß treibt oder etwas darüber nachliest, ob die Zeit existire oder nur ein Verhältniß sei, in dem uns die Dinge erscheinen. Time is money muß neueren Ursprungs sein. Der Ritter, dem jeder Herbst die Scheuern füllte, der Villain, der ihm Scharwerk that, der Klosterbruder, der Handschuhmacher von Perth haben den Satz nicht erfunden; er muß in den Sitzen der modernen Industrie entstanden sein, zwischen Spindeln, die 6000mal in der Minute

umlaufen, in dem Kopfe eines Mannes, der täglich auf dem Wege zu seinem Geschäftslokal eine Stunde verliert. Wo immer entstanden, heute gilt er überall, steht geschrieben über dem Studirtisch des Gelehrten, tröstet die Thätigen über die Versäumniß und die Kosten der Erholungsreise, die ihnen Kraft zu doppelter Arbeit geben wird, und flüstert den reichen Müßiggängern zu, daß sie für die Zeit, die sie in die Welt geworfen haben, einen Anspruch an die Welt haben, den sie bei vorkommender Gelegenheit, z. B. bei einer entscheidenden Parlamentsabstimmung, in Pfunden, Schillingen und Pencen beitreiben werden.

In keinem andern Lande ist für die Zeitrechnung so gut gesorgt, ist sie in so unauflösliche Verbindung gebracht mit der Bilanz. Ist es Zufall, Absicht oder Instinkt gewesen, was in der englischen Abtheilung die Chronometer neben die Kalender gestellt hat? Ich hätte sagen sollen: neben die Tagebücher; denn der eigentliche Kalender, englisch Almanac, ist aufgegangen in dem Diary. Diary aber ist nicht ein deutsches Tagebuch, in dem man sich selbst mit Reflexionen betrügt, sondern ein Ding wie ein Terminskalender mit drei Geldkolonnen und dem Formular zu einem Jahresabschluß. In England ist jedem Menschen jedes Geschäft ein Termin, der entweder Geld einbringt oder Geld kostet. In Deutschland führen solche Bücher regelmäßig nur die Juristen, die Aerzte, die Beamten der Generalkommission —

Sie wissen in dreißigstel Tagen
Das Korn aus der Aehre zu nagen.

Es giebt auch dort diaries für Jedermann, aber man muß sehr darnach suchen, und das beste, das ich kenne, ist nicht in Berlin erschienen, sondern in Wesel; während man bei jedem Buchbinder einen Trowitzsch findet mit den astronomischen Hieroglyphen, die in England nur noch in den Schaufenstern der

Apotheker fortleben, und bei jedem Buchhändler einen Volkskalender mit Erzählungen. Der deutsche Kalender verweist uns an den Himmel oder unternimmt es, uns zu kurzweilen; der englische hat es nur mit der Erde zu thun und ihren Geschäften. Er sagt uns höchstens, wann der Mond auf- und untergeht, denn das muß man wissen, um seiner Reisen willen; aber er erinnert uns unfehlbar, daß am 5. Januar die Dividenden der Bank gezahlt werden, am 8. das britische Museum wieder geöffnet wird, am 9. die Feuerversicherung zu erneuern ist, daß am 1. Februar die Fasanen- und Rebhühnerjagd ein Ende hat, und am 27. das Hasenschießen. Der Großmeister dieser diaries ist Letts (5151), der vor 50 Jahren mit 2 oder 3 Ausgaben begann und jetzt seine 120 Sorten von Folio bis zu Westentaschenformat, von 5 Pence bis zu 14 Schilling „den Völkern der ganzen Erde vorlegt auf drei Gründe hin: 1) als Proben vorzüglichen Materials und tüchtiger Arbeit, 2) als eine Auswahl, in der buchstäblich alle Stände und Klassen der Gesellschaft ihre Bedürfnisse befriedigt finden, 3) als ein werthvolles Mittel, um Zeit und Geld zu ersparen.“ Von jeder Gattung ist ein Blatt ausgestellt.

In England findet man in jedem Geschäftslokal, in jedem Laden, in jedem Bierhause, in jeder Küche und in keinem Gesellschaftszimmer, ja selten in einem Wohnzimmer eine Uhr. Es würde wie eine Impertinenz erscheinen, wenn der Wirth seine Gäste daran erinnern wollte, wie spät es ist. In Frankreich gehört eine Uhr in jeden ordentlichen Salon, als Kaminverzierung, und braucht deshalb auch nicht richtig zu gehen, von welcher Freiheit sie in der Regel Gebrauch macht. Wer diesen Unterschied der beiden Länder noch nicht kennt, der kann ihn der Ausstellung absehen; in Pendulen haben die Engländer sich selten versucht und wenig geleistet. Für das Geschäftslokal dient die runde Uhr in Holzrahmen, deren ganzes Werk sammt

Pendel hinter dem Zifferblatt verborgen ist, eine Taschenuhr in großem Maßstabe. Für das Haus ist die beliebteste Form die „Skelettuhr,“ eingeschlossen in einen viereckigen Glaskasten, durch den man das ganze Räderwerk sehen kann, anspruchslos und reinlich. Unter den ornamentirten Gehäusen auf der Ausstellung ist nichts hervorstechend Schönes, aber einiges hervorstechend Häßliches, z. B. ein roastbeeffarbener Säulenbau von Marmor, in dem sich ein Tod, wie die Alten ihn nicht gebildet, und ein wasserköpfiger Junge von Bronze aufhalten, getrennt durch das Pendel, das die Gestalt einer Schnapsflasche hat. Es scheint, daß die Kunst- und Zeichenschule noch nicht auf Gehäuse von Stutzuhren gekommen ist. Von den englischen Taschenuhren ist es bekannt, daß sie sehr solide und sehr theuer sind und häufig aus Genf kommen. Die beiden großen Firmen Dent und Bennet behaupten ihren Ruf, die erste, daß sie die theuersten, die letzte, daß sie die billigsten Taschenuhren liefern. Hunter oder Jägeruhr heißt eine Uhr, die über dem Zifferblatt ein massives Gehäuse hat und auch sonst so stark gearbeitet ist, daß sie nicht beschädigt wird, wenn der Eigenthümer auf einem Jagdrennen die Rippen bricht. Die Ornamentirung der englischen Taschenuhren ist durchweg zu loben; sie wird durch die unvermeidliche Rücksicht auf den Gebrauch in gewisse Grenzen eingeschlossen, und der konservative Zug des Volkes sichert dem einmal Erprobten für immer die Gunst. Die englischen Uhren haben etwas von den englischen Yachten.

Eine schöne Ergänzung der Ausstellung auf diesem und auf andern Gebieten bildet die Sammlung von Kunstwerken und Raritäten, welche die Aristokratie für diesen Sommer in dem Museum von Kensington veranstaltet hat, das sogenannte Loan-Museum. Unter dieser Masse von Gegenständen, deren Gleichen vielleicht nie wieder beisammen zu sehen ist, findet

sich eine ganze Geschichte der Taschenuhr von den Butterbüchsen verschollener Aebte und der Uhr, die Elisabeth in ihrem Siegelringe trug, bis zu den Arbeiten der berühmtesten französischen und italienischen Meister des vorigen Jahrhunderts. Die meisten Stücke sind im Besitz berühmter Personen gewesen und manches würde einen sentimental stimmen, wenn man in London dazu Zeit hätte.

Sehen wir uns noch das Eine und Andere näher an. Weil die englischen Uhren auf der Gallerie aufgestellt sind, die unter tausend Tritten erzittert, so gehen die meisten Pendelwerke nicht. Gleich die erste, auf die wir stoßen, von Dettmann in London, hat vielleicht am Meisten von allen von der Erschütterung zu leiden, denn an ihr ist das Echappement durch eine Vorrichtung ersetzt, die bei der leisesten Bewegung den Dienst versagt und wohl eben deswegen nie üblich werden wird. An das Pendel ist oben ein zweiarmiger Hebel rechtwinklig angesetzt, der an jedem Ende eine kleine Metallschale trägt, nicht größer als ein Eichelkelch; über jedem Kelch hängt an einer Stange eine goldene Kugel, die in den Kelch paßt; die Stange hängt, vermöge eines Knopfes am oberen Ende, in dem Loche eines Querbalkens. Schlägt der Pendel nach rechts, so steigt der rechte Kelch, umfaßt die Kugel und hebt sie ein wenig; ebenso auf der linken Seite. Daneben steht eine maurerische Uhr von Potts, gefährlich, todtenkopflich anzusehen. Shepherd hat ein Exemplar seiner elektromagnetischen Uhren ausgestellt, an denen ich keinen Fortschritt gegen 1855 bemerke. An der Hauptachse sitzen zwei eiserne Flügel, denen zwei Hufeisen von weichem Eisen mit Kupferdraht bewickelt, entsprechen. Der Strom, abwechselnd in den einen und den andern Draht geleitet, macht die Eisen abwechselnd magnetisch. Den Wechsel in der Stromleitung besorgt das Uhrwerk, ähnlich wie die Dampfmaschine das Spiel der Ventile. So wird die be-

wegende Kraft nicht nur erzeugt, sondern auch regulirt; der Magnetismus vertritt nicht nur Gewicht oder Feder, sondern auch Echappement. Wieweit es gelungen ist, durch die Remontoir-Hemmung den Impuls unabhängig zu machen von den unvermeidlichen Schwankungen in der Kraft der Batterie, weiß ich nicht. Eine andere Anwendung der Elektrizität besteht darin, daß man von einer Uhr Dräthe nach andern legt, die nur aus einem Zifferblatt mit einem ganz einfachen Räderwerk zu bestehen brauchen, und ihre Zeiger gleichmäßig mit der Normaluhr fortschreiten macht. In dem Ausstellungsgebäude von 1851 war und in den Parlamentshäusern ist, wenn ich nicht irre, die Uebereinstimmung aller Uhren auf diese Weise erreicht. Der 1851 gemachte Versuch, dieselbe Wirkung durch den Stoß auf die in eine Röhre eingeschlossene Luft hervorzubringen, scheint nicht weiter verfolgt worden zu sein. Leonard (Nr. 3278) hat ein kleines Kästchen mit einigen unscheinbaren Gegenständen ausgestellt, an denen man, wenn nicht in Begleitung eines Sachverständigen, vorübergehen würde, denen aber ein Preis nicht fehlen wird. Es sind Unruhen für Taschenuhren und Chronometer in verschiedenen Stadien der Fabrikation. Eine gute Unruhe muß aus zweierlei Metall bestehen, einem äußern Ringe von Messing und einem innern von Stahl; der äußere darf aber nicht etwa auf den innern aufgetrieben werden, wie die Stahlbandage auf das Triebrad einer Lokomotive, sondern man gießt das Messing um einen soliden Kern von Stahl und arbeitet den letztern zu einem Ringe aus. An mehreren englischen Uhren macht der Pendel eine kreisförmige Bewegung, so daß seine Stange den Mantel eines Kegels beschreibt; welcher besondere Vortheil dadurch erreicht wird, ist mir nicht einleuchtend. Mehrere Aussteller haben die einzelnen Theile der Uhren geliefert, die meistens in dem Londoner Quartier Clerkenwell von einer Bevölkerung

gearbeitet werden, in der das Geschäft so erblich ist, wie es nur in einer indischen Kaste sein kann. An gewissen Sonntagen fährt ganz Clerkenwell, Uhrmacher und Juweliere, nach Epping Forest und trinkt Thee im Grünen; der junge Uhrmacher macht der jungen Juwelierin „Liebe mit dem Esel," wie man in Montmorency sagt. das heißt, miethet ihr ein Langohr und karbatscht dasselbe galanter Weise in Galop; und die Alten essen Shrimps dazu. In Clerkenwell werden viel Uhren für den Orient gemacht, mit türkischen Zifferblättern, die ebensogut und billiger in Deutschland und in der Schweiz gemacht werden könnten. Auch aus unserem deutschen Clerkenwell, vom Schwarzwalde, ist ein Lager da, unter dem Namen Dutch clocks, holländische Uhren, weil sie in alten Zeiten über Holland eingeführt wurden. Sie kosten hier dreimal soviel wie in Deutschland, aber immer nur den dritten Theil von Bennetts billigsten Wanduhren. Noch billiger freilich ist die „lautlose" Uhr, eine Glasröhre, in der eine kleine Quecksilbersäule jede Stunde um eine bestimmte Strecke herabgleitet — offenbar viel zu sehr den Einflüssen der Temperatur ausgesetzt, um zuverlässig zu sein. Am Allerbilligsten aber ist der Egg boiler, eine kleine Sanduhr, die gerade so lange läuft, wie ein Ei kochen muß. Sie kostet zwei Pence. — In England haben 111 Uhrmacher ausgestellt.

Aus der Schweiz 70. Hier begegnen wir zuerst einem der großen Uhrwerke, die in früheren Zeiten der Stolz wohlhabender Städte waren, und deren verrostetes Getriebe nur noch der Fremde zu sehen bekommt, der gewissenhaft die Kirchthürme beklettert. Obgleich vor 23 Jahren angefangen, ist es nicht zur rechten Zeit fertig geworden, nicht in den Katalog aufgenommen und nur aus besonderer Vergünstigung nachträglich zugelassen. Uhrmacher mögen die sinnreiche und kompakte Konstruktion und die gewissenhafte Arbeit bewundern; wir können

nur bedauern, daß so viel Zeit, Fleiß und Erfindung nicht auf etwas Nützlicheres verwandt worden sind. Das größeste, was die Uhr leistet, den Lauf der Sonne und des Mondes durch das ganze Jahr anzuzeigen, leistet der Kalender auch, und am Ende doch sicherer. Unsern Mechanikern sind heute andere Felder geöffnet, und uns fehlt das Gefühl, aus dem ich die Liebhaberei für astronomische Uhren erklären möchte. Bei den Alten war die Zeitrechnung ein Stück der Religion; nach Einführung des Christenthums wurden die Tage noch lange nach dem nächsten Sonntage bezeichnet, und über die Zeit hinaus, bis in die Herrschaft des Kalenders hinein scheint eine ängstliche Sorge gedauert zu haben, die bürgerliche Zeit stets in Uebereinstimmung mit dem großen Uhrwerk des Himmels zu erhalten. Nachklänge davon sind bis in sehr späte Zeit zu verfolgen; im Louvre stand sonst eine Kanone, die in dem Augenblick, wo die Sonne kulminirte, durch ein Brennglas abgefeuert wurde. Die ganze Menschheit hatte in Betreff des Jahres ungefähr das Gefühl, was den Einzelnen heute treibt, alle paar Tage einmal an der Akademie in Berlin vorüberzugehen oder um 12 Uhr abzuwarten, daß die Kugel in Charingcross niederfällt und damit Greenwich time anzeigt. Man verließ sich mehr auf die Räder und Gewichte des Uhrmachers, als auf die Rechnung des Astronomen, nach der doch der Uhrmacher arbeiten mußte. Das große Schweizer Werk, von dem wir sprechen und dessen Erbauer Coffraune heißt, zeigt ferner die Zeit von 22 der wichtigsten Städte der Erde, was sehr künstlich aussieht und sehr einfach zu machen ist; der Tag dauert überall 24 Stunden, man braucht also nur einmal die Zeiger so zu stellen, wie es dem Längenunterschiede der Städte entspricht, und sie werden immer richtig weisen. Diese Vorrichtung mag für die telegraphische Korrespondenz hin und wieder von

Werth sein, etwas Nachschlagen und Rechnen ersparen, ist aber von einem Franzosen viel einfacher hergestellt worden.

Eine ähnliche Erinnerung an vergangene Liebhabereien ist der schweizer Buchfinke, eine Spieluhr, die den Gesang des Vogels sehr gut nachahmt, mit einem Automaten dazu. Auch über den Spieluhren herrschen Glückssterne, wie über den Menschen. Oudin-Charpentier aus Paris zeigt einen singenden Kolibri, der aus einer Schnupftabacksdose vorkommt, flattert, hüpft und, wenn er sein Lied gesungen hat, zurückgeht, sich niederlegt und die Thür hinter sich schließt; von ihm habe ich nie reden hören. Das Publikum, das den Buchfinken genießen wollte. war stets sehr zahlreich, das Publikum, das ihn kaufen möchte, ist wahrscheinlich sehr klein. In den letzten Wochen ließ man ihn für die hungernden Spinner und Weber in Lancashire singen; das Mitleid über so ungeheures Elend zur Wohlthätigkeit angefacht durch einen kleinen Blasebalg! jetzt gesellte sich zu dem Gefallen an der Kuriosität ein komisches Gefühl von Dankbarkeit; die Zeitungen sprachen von dem Dinge, wie von einem lebendigen Wesen, nannten es the sweet little warbler, registrirten Tag für Tag, wie viel der Teller eingebracht; ich erwarte jeden Morgen eine Ode von Tennyson zu lesen, und werde es noch erleben, daß Manchester, wenn es wieder Geld im Ueberfluß hat, dem Buchfinken ein Denkmal setzt.

In der schweizer Abtheilung sind vollständiger als irgendwo die einzelnen Bestandtheile der Uhren in verschiedenen Stadien der Bearbeitung ausgestellt. Ein Arbeiter, eine Familie, eine Ortschaft macht nur Räder, eine andere Echappements, eine dritte Zeiger, eine vierte Zifferblätter, eine fünfte Zapfen und Widerlager von Rubin, den ich nur für Amethyst ansehe, berechnet auf Uhren von allen möglichen Verhältnissen, von dem handfesten Schiffschronometer bis zu dem Uhrchen, vier Linien im Durchmesser, von Sordet in Genf und dem Chronographen

von Müller in Locle, der Hundertstel Sekunden nicht nur unterscheidet, sondern auch druckt. Mr. Cobden, der sehr übler Laune ist, sollte sich einmal unter diesen Gegenständen umsehen und an ihnen Politik studiren. Der einzelne Arbeiter leistet das Aeußerste und hat sein gutes Brod dabei, aber doch nur, weil es andere Arbeiter gegeben hat und giebt, die sich mit dem ganzen Mechanismus beschäftigen und angeben, welche Zwecke die einzelnen Theile zu erfüllen haben, die dafür sorgen, daß alles sich zum Ganzen fügt. Vielleicht würde er zweifelhaft an seinem Satze, daß der Fabrikant sich um nichts weiter zu bekümmern habe, als wo die billigste Baumwolle zu haben sei. Das hat er am Schlusse der Sitzung schon entdeckt, daß Lord Palmerston die „Unruhe" sei und nicht korrekt spiele; es fragt sich also weiter, wie die „Kompensation" zu beschaffen. An den Taschenuhren haben die Schweizer angefangen, sich mit dem Nickel zu helfen, der den Einflüssen der Temperatur weniger unterliegt als brass oder Messing. Vielleicht liegt auch in England der Fehler der parlamentarischen Maschine an dem Ueberfluß von brass.

Die Franzosen leisten ebensoviel in dem Werk wie in der Verzierung. Ihren Bregnet braucht man nicht erst zu nennen, und Bronzefabrikanten, welche Pendulen geliefert haben, waren schwer zu zählen. Das bedeutendste Werk ist eine große astronomische Uhr von Delonche, welche nicht nur dasselbe leistet wie die schweizer, von Coffranne, sondern auch die wahre Zeit giebt und als instrument de précision zum Gebrauch für Sternwarten gearbeitet ist; Preis 30,000 Franken. Anquetin hat ein Patent auf Taschenuhren, welche die Zeit der wichtigsten Städte der Erde anzeigen und leicht auf jeden beliebigen Ort eingerichtet werden können. Das Mittel ist sehr einfach. Unter der Zahl XII steht Paris (oder Greenwich) und rund um das Zifferblatt, in entsprechenden Entfernungen, stehen die

Namen der andern Städte; auf dem Zifferblatt, doch unter den Zeigern, liegt ein kleineres, bewegliches; will man die Zeit eines anderes Ortes wissen, so dreht man dasselbe so, daß seine Ziffer XII neben den Namen des Ortes zu stehen kommt; der Zeiger wird alsdann auf der beweglichen Scheibe die Zeit anzeigen. Um genau zu sein, muß ich hinzusetzen, daß das bewegliche Zifferblatt aus zwei konzentrischen Ringen besteht, deren einer die Stunden-, der andere die Minutenzahlen trägt. Da das Vor- und Zurückstellen dem Werk nicht zuträglich und das Ab- und Zurechnen beschwerlich ist, so mag bei Personen, die viel reisen, ein Bedürfniß für dergleichen Uhren vorhanden sein. Das zweite Zifferblatt mit dem dazu gehörigen Räderwerk kann auch nachträglich bei anderen Uhren angebracht werden. Eine Neuigkeit in der französischen Uhrmacherei ist die Verwendung von Weißtannenholz zu der Stange (tige) des Pendels; man will gefunden haben, daß es von den Temperaturveränderungen gar nicht berührt wird, und die künstlichen Metallkompensationen überflüssig macht. Von kostbaren Taschenuhren hat Oudin-Charpentier das größeste Lager ausgestellt; es nimmt sich aus wie ein Bilderbuch zu dem Gothaer Kalender. Da ist eine Taschenuhr, welche Stunden und Viertel schlägt und Minuten repetirt, das Zifferblatt von Krystall, der Rücken mit den 48 Wappen der Provinzen Spaniens, Eigenthum des Königs von Spanien; eine ähnliche für den Grafen von Villafranca, deren Lilien ganz friedlich neben den Bienen einer andern, dem Kaiser der Franzosen gehörigen, blühen; eine Uhr für Musiker, mit einer Stimmgabel; zwei Reiseuhren für den Kaiser und den Infanten Don Franzisco de Paula, mit Wecker; drei Uhren in Gestalt eines Kreuzes, für Se. Heiligkeit den Papst und seine beiden vielgeliebten Töchter, Eugenie und Isabella. „Ich nahm die Idee," sagt der Aussteller in seinem Katalog, „aus den Berichten der Missionäre. Es ist wohl bekannt, daß ihre

Uhren eine Anziehungskraft für die Wilden hatten und deren Begehrlichkeit viel mehr reizten als das Kreuz in seiner anspruchslosen Erscheinung." Die besten Kunden für Monsieur Oudin-Charpentier scheinen die Potentaten zu sein, denen es am Aengstlichsten darum zu thun ist, zu wissen, was die Uhr geschlagen hat; vielleicht finden sich ihre Kostbarkeiten einmal wieder zusammen in einer Sammlung wie die vorhin erwähnte im Kensington Museum. Alle diese Uhren haben keinen Schlüssel, sondern werden vermittelst des Griffes aufgezogen. Natürlich ist auch eine astronomische Uhr da, „gebaut nach der Idee des Kaisers," nach einer napoleonischen Idee. Der Kaiser ist auch der beste Uhrmacher seines getreuen Volkes; irgend etwas besser zu verstehen als er, ist eine Art von Hochverrath im heutigen Frankreich. Einem solchen Zustande ist freilich der Keinstaat, der Nichtsalsfreihändler vorzuziehen. Zum Glück ist die Natur der Dinge stärker als alle Prätensionen und jede Theorie; wie der Manchesterstaat an der Baumwolle, so wird der bonapartische an irgend etwas Anderem scheitern. Faktisch wird der Staat immer auf einem Kompromiß beruhen; im Großen wird die Entwickelung immer in der Diagonale der Kräfte gehen, und Alles was der Politiker thun kann, ist, nach der richtigen Seite hinzudrängen, wenn die Strömung nach der falschen geht. Auch die Bienen und die N's werden einmal in einem Raritätenkabinette unterkommen, vielleicht bei Madame Tussaud, bei der eine Wachspuppe Napoleons I. in seinem „identical" Feldbett zu sehen ist; Entrée Sixpence. — Welche von den Bronzen ich mir auswählen würde, das will ich mir noch überlegen; eine würde ich jedenfalls nicht wählen, die für den Schah von Persien bestimmte. Das Zifferblatt ist ein Lotus, die Zahlen sind durch Fischchen ausgedrückt, die man jedesmal erst zählen muß, und der Zeiger ist eine demoiselle, „das Sinnbild der Gebrechlichkeit," sagt der Aussteller. Damit ich

es nicht mit den jungen Damen zu thun bekomme, will ich bemerken, daß demoiselle im Französischen auch Libelle bedeutet.

Tiede in Berlin, der 1851 auffallender Weise von der Jury übersehen wurde, hat einige seiner Marine-Chronometer ausgestellt, die den Werken der berühmtesten ausländischen Meister gleich stehen. C. Felsing ebendaselbst einen Regulator, der auf einem in sechs gleiche Felder eingetheilten Zifferblatte die Stunden, Minuten, Sekunden, den Monat, den Wochentag, den Mondwechsel, den Barometer- und Thermometerstand zeigt; das Datum giebt ein Ring an, der auf einer Glasskala alle 24 Stunden um eine Zahl herabsinkt, Alles durch ein einziges Gewicht getrieben. Becker in Freyburg in Schlesien eine Anzahl von Stutzuhren; Eppner, der so große Verdienste um die Einbürgerung der Uhrmacherei in Schlesien hat, einen goldenen Chronometer Nr. 16,236 — der geehrte Leser weiß von den Schäffer'schen Manometern, was die Zahl bedeutet; eine goldene Ankeruhr, am Knopf aufzuziehen, Nr. 15,247; eine goldene Anker-Repetiruhr Nr. 73,973, und ein ganzes Sortiment billigerer Taschenuhren bis zu 5 Thlr. 20 Sgr. herab; Weiß in Glogau eine Taschenuhr; Wiese in Landsberg eine sogenannte Universaluhr. Fast alle die preußischen Stutzuhren haben Gehäuse von Holz, Polysander oder Nußbaum, entweder ganz schlicht oder in gutem Geschmack geschnitzt. Ganz vortreffliche Arbeiten der Art aus Birnbaum hat Krespach in Wien geliefert. Baden hat 26 Aussteller aufzuweisen, von denen nur einer oder zwei Taschenuhren geliefert haben. Das große Orchestrion von Welte habe ich schon in meinem ersten Bericht erwähnt; die Industrie des Schwarzwaldes ist zu bekannt, als daß ich sie zu beschreiben brauchte: sieben Aussteller haben Medaillen erhalten. Aus Würtemberg haben 4, aus Sachsen ebensoviel, aus Hamburg 3, darunter Bröckling,

ausgestellt. Die Uhrmacherei in Oesterreich beschränkt sich fast ganz auf die Ajustirung der aus der Schweiz eingeführten Werke. Aus andern Ländern habe ich nur die amerikanische Wanduhr zu erwähnen wegen ihres außerordentlich einfachen Mechanismus und entsprechend niedrigen Preises; alle Theile werden mit einer Maschine geschlagen und so vollkommen, daß sie gar keiner Nachhülfe bedürfen.

21. Hausrath.

Indem wir an den Hausrath, die Schränke, Tische und Gefäße gehen, betreten wir das Gebiet, auf dem Handwerk und Kunst einander wechselseitig durchdringen, auf dem die Dinge noch an einem anderen Maßstabe zu messen sind, als an der Zweckmäßigkeit und Billigkeit. Auf jeder Kulturstufe will der Mensch an den Gegenständen, die seine Wohnräume füllen, noch eine andere Befriedigung haben, als daß sie ihm gewisse Dienste leisten. Moshesh, der Kaffernhäuptling, ist nicht zufrieden, auf einem Brett mit vier Füßen zu sitzen, auf einem Schemel, der in einem halben Tage herzustellen; er läßt sich aus einem Block einen Sessel schnitzen. Es ist das eine der Thatsachen, die wir auf dem Grunde, in der Tiefe einer jeden Wissenschaft finden, eines der Prinzipien, d. h. Anfänge, mit deren Warum? man sich nicht eher beschäftigen sollte, als bis man Alles kennt, was darüber liegt, und sich um so weniger beschäftigen wird, je mehr man sich dieser Kenntniß nähert. Die Entwickelung dieses Schönheitssinnes, wie wir das Bedürfniß nennen mögen, seine Wirkung auf Handwerk, Industrie, Produktion, wirthschaftliche Zustände und hinwiederum seine Abhängigkeit von dem Material, welches das Land liefert, von den Handelsverbindungen, welche das Volk unterhält, von dem Maße des Wohlstandes, von der Religion, von der Literatur,

von der Mode — alles das ist an einer jeden großen Ausstellung zu beobachten; und es waren diese Gesichtspunkte, mit denen ich mich in den Berichten über die Pariser Ausstellung beschäftigt habe. Die seitdem verflossene Zeit ist wohl lang genug, um neue Moden aufzubringen, aber viel zu kurz für die tiefer liegenden und langsam wirkenden Kräfte. Nun ist es zwar richtig, daß immerfort Leser nachwachsen; aber es wäre doch weder zu rechtfertigen, wenn ich jene meine Aufsätze abschriebe, noch zu verlangen, daß ich sie paraphrasiren sollte. Ich muß mich daher, was solche allgemeine Betrachtungen angeht, mit einer Nachlese begnügen.

Immer noch stehen in Hausrath, Gefäßen, Geweben der Orient und das Abendland wie zwei verschiedene Welten neben einander; immer noch kann man es in der Regel einem Stücke ansehen, ob es in den Bereich Allah's, Brahma's, Buddha's oder des Christengottes fällt, in den Bereich des Turbans oder des geplätteten Hemdes, der Sandale oder des blanken Stiefels — ein civilisirtes Individuum ist nicht herzustellen ohne den Stärkequast und die Wichsbürste; wir sind alle steifleinene Kerle. Der Orient ist unbeweglich, wirft man ihm vor: aber er ist doch zu dem gelangt, was er jetzt hat, und weshalb sollte der Orientale die Ruhe der Sinne und des Gemüthes zerstören, die aus der Gleichartigkeit, der Harmonie seiner Umgebung quillt, und von der die meisten Abendländer nicht einmal eine Vorstellung, geschweige denn eine Erfahrung haben. Der Divan hat gerade die Formen und Verhältnisse, die ihn am Vollkommensten geschickt machen zum Sitz und zur Lagerstätte, das Tischchen davor gerade die Höhe und Größe, um eine Tasse, einen Teller, ein Buch handrecht zu machen; die Tracht ist der Art, daß sie mit Leichtigkeit jedem Wechsel der Wirkung angepaßt werden kann, daß man darin die anstrengendste Arbeit verrichten kann, ohne einen Knopf loszusprengen,

darin ruhen, ohne die Vatermörder zu verknüllen, darin immer und in jedem Augenblick ein Gentlemen sein. Es ist Einklang zwischen den Farben und Stoffen der Vorhänge, Teppiche, Wandbekleidungen und Ueberzüge, zwischen den runden Formen der Sitze und Kissen und der Kannen und Näpfe, zwischen dem Griff des Dolches und dem Rohr der Narghile, zwischen den Kuppeln der Moscheen und dem Gewölbe des Bades, wie zwischen dem Inhalt der Dichtung und den Gestalten der Wirklichkeit, zwischen den Geboten der Glaubenslehre und dem Vollbringen des Lebens. Eine solche stille Harmonie der Umgebungen, der Architektur und des Hausrathes, setzt, um das gleich zu sagen, keineswegs „orientalische Schätze" voraus; sie kommt in Europa an zwei entgegengesetzten Polen der Gesellschaft hin und wieder vor, als das Produkt eines höchst entwickelten Bewußtseins, der feinsten Bildung, und als die Form ganz naiver Zustände; in manchen Palästen und in manchen Hütten.

An den deutschen Küsten findet man Häuser, deren Architektur dem Schiffe abgesehen ist, in dem der Hausherr den größeren Theil seines Lebens zubringt. Der Flur entspricht dem „Raum"; ohne Scheidewände noch Bodenlagen reicht er bis an die Sparren hinan, die oben, wie die Krummhölzer gegen einander laufen; Gehänge von Netzen schmücken seine Wände. Die Wohnstube ist wie die Kajüte, klein, mit durchgehenden Balken; das Holzwerk außen getheert, innen mit lustigen Farben, blau und roth, gestrichen, wie eine Jolle; das Bett ist wie eine Koje; die Vorhänge blau und weiß oder roth und weiß karirt, von demselben Webstuhl wie der Warprock, in den die Frau an Werktagen einen Strohwulst legt, um die Fischkiepe bequemer tragen zu können, und mit dessen weiten Falten sie am Sonntag Staat macht. Ein paar Singmuscheln, ein Korallenzweig, ein Bonit, heimgebracht aus fernen Meeren, zieren das Simsbrett. Die Lehnen der Schemel, die

Lichtlöcher der Fensterladen sind in denselben Curven geschnitten, wie die Gedenktafel auf dem Grabe der Vorfahren. In englischen Palästen sieht man zuweilen Einrichtungen, in denen der durchgebildetste Geschmack eine ähnliche Einheit und Ruhe erreicht hat. Und es braucht Jemand nicht Peer, nicht Millionär zu sein, um sich dasselbe zu verschaffen, wenn er nur, das Uebrige vorausgesetzt, den Muth und die Ausdauer hat, sich von der Tyrannei der Tischler und Tapeziere zu befreien, sich nicht sagen zu lassen, wie es sein muß, sondern zu sagen, wie es sein soll, und sich nichts daraus zu machen, daß er nicht „in der Mode“ ist.

Die Mannigfaltigkeit der Style an den Möbeln der Ausstellung hat etwas Aengstigendes, und die zufällige Berührung der Möbel mit Geschirren, Bronzen, Geweben, steigert dies Gefühl nicht selten zum Unerträglichen. Ein Schrank in Renaissance, eine persische Ottomane, ein amerikanischer Schaukelstuhl, ein Sessel im Kirchenstyl des 13. Jahrhunderts, eine pompejanische Vase, ein Kamin im Barokstyl, ein paar Kopien von Antiken, das mit einem Blick überschauen, ist wie das Stimmen eines Orchesters anhören; und am liebsten liefe man davon. Weil's aber nicht kann sein, sucht man nach etwas Festem, nach einer Regel oder doch einem Zusammenhang von Ursache und Wirkung, wenn nicht in dem Wirrwarr selbst, doch in seiner Entstehung, und findet wenigstens Eins. Im Mittelalter arbeiteten die Tischler in einheimischen Hölzern, besonders in Eichen und Nußbaum, die sich vortrefflich zur Schnitzerei eignen. Die Entdeckung von Amerika änderte darin zunächst noch nichts, weil Spanien den Handel mit seinen Kolonien sich selbst vorbehielt. Seit den Eroberungen der Engländer in West-Indien aber kam das Mahagoni in großen Massen nach England, und damit beginnt ein neuer Styl der Möbel erst in England und dann in Deutschland. Das

Mahagoni schickt sich weniger zur Schnitzerei, weil es auf der Hirnseite Poren hat und leichter spaltet. Man verarbeitet es in England in der Weise, die heute noch vorherrscht, zu jenen massiven Stücken mit glatten Flächen und runden Füßen, jenen Stücken, die man Anfangs plump findet und am Ende schätzen lernt. Der Germane wollte das stammverwandtschaftliche nachnachmachen, fand aber das massive Mahagoni zu theuer, außer in Hamburg, und fing daher an zu fourniren. Das Bekleiden mit einem andern Stoffe ist nicht unbedingt zu verwerfen, ist zuweilen durch die Natur dieses Stoffes geboten, z. B. beim Schildpat. Aber dann muß es nicht nur erkennbar bleiben, sondern durch die Ornamentirung ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die Bekleidung eben nichts als Bekleidung ist: und so hielt Boule es mit allen nach ihm benannten Arbeiten ohne Ausnahme: kräftig gezeichnete Messingbänder schließen die Felder ein. Ein fournirtes Geräth dagegen will Mahagoni sein. Das widerstreitet an sich der Schönheit, die nur allein in Wahrheit beruht, wenn auch das schöne Werk nur ein „Schein" ist; und das entzieht überdies dem Künstler alle Gelegenheit zur Ausübung seiner größesten Kunst: die Konstruktion und die Verbindungen, den Knochenbau und die Gelenke des Stückes in dem rechten Maße hervortreten zu lassen und zur Ornamentirung zu benutzen; das hat endlich die schöne, alte Schlosserei in Eisen und Messing, die Haspen, Schlüsselschilder und Griffe, ganz verschwinden lassen. Man schlägt oder leimt einen Kasten aus Fichtenholz zusammen, schminkt ihn mit Mahagoni, klebt einige Zierrathen daran und bohrt in irgend eine Ecke ein Schlüsselloch, das im Dunkeln nicht zu finden und am Tage häufig erst zu suchen ist. Wieviel achtbarer ist ein Schrank von Birkenholz, so tüchtig und sauber verbunden, daß die Verbindung sich zeigen darf!

Seit einiger Zeit hat man in Deutschland angefangen

zu den soliden Eichen- und Nußbaum-Möbeln zurückzukehren und zwar wieder in Folge eines Anstoßes, den die Liebhaberei der Engländer für alte Schnitzereien gegeben hat. Nachdem die Engländer das Beste aufgekauft hatten, nachdem, um ihre Lüsternheit zu befriedigen, an einem Orte, den ich nicht nennen will, Fabriken von alten Möbeln mit Wurmstichen angelegt worden, kam man auf den Gedanken, daß diese Sachen doch wohl hübsch sein müßten, suchte festzuhalten, was noch da war, und Neues zu schaffen. Aber das geht nicht so schnell, eine Kunst ist leicht verloren, aber schwer wieder gefunden. Nach der Ausstellung zu urtheilen, steht Deutschland in dieser Holzschnitzerei noch weit zurück gegen Italien und Frankreich, wo man es nie so sehr mit dem Fourniren gehalten hatte. Die bedeutendsten deutschen Fabrikstätten, welche geschnitzte Meubel geliefert haben, sind die Strafanstalt zu Sonnenburg und die Fabrik von L. und S. Lövinson in Berlin, welche einen großen Theil der Moabiter Gefangenen beschäftigt. Die Sonnenburger Direktion hat einen Fürstensessel eingeschickt, gezeichnet von Gropius und vortrefflich ausgeführt. Die Firma Lövinson hat eine bedeutende Zahl von Gegenständen, alle aus Eichenholz geliefert, die in einem kleinen Verschlage vereinigt sind. Auch diese Sachen, wie so viele andere, leiden von der Zusammenstellung, die freilich bei dem beschränkten Raume des Zollvereins unvermeidlich war; denn sie sind in verschiedenen Maßstäben gearbeitet, auf verschiedene Räumlichkeiten berechnet. Das große, solide gearbeitete und in entsprechend schwerem Styl verzierte Büffet schlägt die kleineren Sachen todt, die zum Theil nur ausgestellt sind, um den Fortschritt der Arbeiter vom Einfachen und Leichten zum Schwierigeren und Feineren zu zeigen; und die Medaillons, die nicht in den Bereich der Möbeltischlerei fallen, sondern als Kunstwerk angesehen sein wollen, wären besser weggeblieben. Die Jury hat offenbar

den Zweck, den die Aussteller bei der Auswahl der Stücke verfolgt hatten, nicht berücksichtigt; sie würde sonst, auch wenn sie an das Geleistete den höchsten Maßstab anlegte, den die Ausstellung darbot, ebensoviel Veranlassung gehabt haben, wie in ähnlichen Fällen, das Verdienst der Schöpfung eines Industriezweiges durch eine Medaille anzuerkennen. Das Atelier ist vor sieben Jahren gegründet worden, beschäftigt jetzt 300 Arbeiter und zahlt an die Strafanstalt in Moabit 10,000 Thlr. jährlich. Ein Anderer hat nichtgeschnitzte Eichenmöbel ausgestellt; die Flächen sind glatt und die Durchschnitte z. B. die Tischkanten vergoldet, und zwar so, daß das Gold unmittelbar auf das Holz aufgetragen ist. Ich kann die Manier nicht schön finden; sie soll reich aussehen, denn das ist die Bedeutung des Goldes, und sieht arm aus, denn das Gold erscheint nur als eine aufgestrichene Farbe. Man fürchtet, vielleicht unnöthiger Weise, das Bischen Flitter abzureiben, indem man den Arm zum Schreiben auflegt, und empfindet einen unbehaglichen Widerspruch zwischen einer so vergänglichen Verzierung und einem so unverwüstlichen Material. Reitmeyer in Mainz hat u. A. eine Bettstelle ausgestellt von Nußbaum mit Reliefs in Ebenholz, von vortrefflicher Zeichnung und Arbeit und schöner Harmonie in den Farben; ob aber Verzierungen, die der Natur der Sache nach nur aufgesetzt sein können, ästhetisch richtig sind, ist die Frage. Aus Preußen sind ferner geschnitzte Möbel gestellt von Korkstein in Berlin (ein Spiegelrahmen aus amerikanischem Nußholz), von Gericke und Peitzner ebendaselbst (ein Sekretär aus viererlei Holzarten), von Kelterborn ebendaselbst, der seinen guten Sachen durch einige mittelmäßige geschadet hat. Die Marqueterie aus vielerlei Holz sollte meines Erachtens auf Tischplatten und Fußböden beschränkt bleiben. Von letzteren hat Bembé in Köln vortreffliche Muster geliefert; an den Parquets einiger

Anderen ist noch immer der Fehler zu bemerken, daß sie Licht und Schatten haben wie eine Zeichnung und einem die Vorstellung geben, als wandele man auf scharfkantigen Würfeln oder runden Wulsten. Wieviel ist in dieser Beziehung noch von den Mosaiken der Alten zu lernen! Der Zollverein hat auch einige Sachen ganz in Ebenholz, ob ächtem oder künstlichem, weiß ich nicht, geliefert, einen Schmuckschrank von Haßlinger in Carlsruhe und ein Büffet von Kienle in Stuttgart, beide von untadliger Arbeit. Das letztere ist ohne Schmuck und Zuthat, ganz schwarz, und sieht, selbst wenn man es sich mit funkelnden Gläsern besetzt denkt, zu sehr nach Leichenpomp aus oder, wie eine Dame energischer und schwer übersetzbar sich ausdrückte, it looks like death. Haßlinger hat das Schwarz unterbrochen, aber nicht belebt, sondern nur noch ernster gemacht durch zwei Cariatiden in Elfenbein, welche das Dach des Schrankes tragen. Es will mir dabei nicht einleuchten, weshalb er, wenn doch einmal Bildwerk angewandt werden sollte, die Nischen der Flügelthüren, die wie für Statuetten gemacht sind, leer gelassen hat. Das Ebenholz erfordert eine andere Zuthat als Elfenbein, eine farbige, wenigstens an Geräthen, die für Wohnräume bestimmt sind; und es fehlt ja auch nicht an älteren und neueren Mustern, wie die Anwendung von Silberbeschlägen, die Füllung der Felder mit Miniaturmalereien auf Porzellan, mit Schliffen von Marmor, Agat und, an einem Schrank der französischen Ausstellung, von Malachit. Ich muß übrigens gestehen, daß keine einzige dieser Verzierungen an großen Möbeln mich befriedigt hat; das Schwarz ist zu feierlich, zu kalt, und ich würde Ebenholz auf Kästchen und ähnliche Gegenstände beschränken, die so klein sind, daß ihre Farbe den Ton des ganzen Zimmers nicht bestimmen hilft, viel weniger beherrschen kann, Gegenstände, die wie schwarze Punkte in einer lichten Landschaft erscheinen. Von

glatten Möbeln haben der Zollverein wenig, Mecklenburg und die Hansestädte einige gute Proben gestellt. Ich muß übrigens noch des Preises der geschnitzten erwähnen, wäre es auch nur, um zu konstatiren, daß ich diese Seite nicht übersehen habe. Das Büffet von Löwinson soll 1400 Thaler kosten, das Bureau 250, der Drehstuhl dazu 24, der Papierkorb 38, der Cigarrenkasten 45 und das Uebrige im Verhältniß; der Haßlinger'sche Schmuckschrank 3000 Gulden. Es wird also im Ganzen bei den fournirten Möbeln bleiben. Wer aber die Neigung, wenn man will, die Schrulle hat, sich mit Dingen zu umgeben, die nicht scheinen wollen, was sie nicht sind, der sei auf etwas aufmerksam gemacht, was ich hier in dem Hause eines mit dieser Schrulle Behafteten gesehen habe: Bücherspinden, Zeugschränke, Büffet, Stubenthüren von bestem Fichtenholz, mit Kopalfirniß gestrichen.

Die deutschen Möbel aus Reh- und Hirschgeweihen, mit vielem Geschick zusammengesetzt, sind eine Kuriosität für ein Jagdschloß, und wären selbst da nur mit Vorsicht zu benutzen oder der Benutzung Preis zu geben; denn auf seinem Schlosse pflegt der Waidmann tief in den Humpen zu sehen, und es gehört eine sehr feste Haltung dazu, sich an den Zacken, bitte um Vergebung, an den „Enden" dieser Sophagestelle, Spiegelrahmen und Gardinenhalter nicht die Augen auszustoßen. Eine nahrhaftere Industrie, wie der alte Büsching sagen würde, sind die Berliner Korbmöbel, die durch Wiedemann, Fuhrberg, Herbst, Reichart in Erfurt und Winckler vertreten sind. Neben ihrer großen Leichtigkeit haben sie den Vorzug, die Konstruktion, den Knochenbau zu zeigen, nichts Aufgesetztes, Angeklebtes, Unwahres zu vertragen, während sie doch jede gewünschte Form annehmen können, ohne an Haltbarkeit zu verlieren. Diese, wie es scheint, in Berlin ganz naturwüchsig aus der gewöhnlichen Korbmacherei entstandene Industrie ist übrigens

in China längst zu einer Vollkommenheit entwickelt, an der noch Manches zu lernen bleibt, und die Fabrikanten, die etwa London besuchen, sollten nicht versäumen, sich in den chinesischen Basars nach Mustern umzusehen. Auch in dem Museum in Kew befindet sich ein beneidenswerther Liegestuhl von rattan (Calamus), der in Canton für 10 Schillinge zu haben ist. Dabei ist auch auf die sehr zweckmäßigen chinesischen Kissen aus einem elastischen Rohrgeflecht aufmerksam zu machen, die kühlste Unterlage für den Kopf, die sich denken läßt.

Eine gewisse Verwandtschaft mit den Korbsachen haben die Möbel der Gebrüder Thonet aus Wien, die 1855 Aufmerksamkeit erregten und seitdem sehr vervollkommnet sind. Bei den Möbeln, die aus schierem Holz geschnitten werden, ist es, wenn sie einigermaßen gefällige Formen erhalten sollen, gar nicht zu vermeiden, hin und wieder quer durch die Faser zu schneiden, namentlich um gekrümmte Formen zu erhalten, so bei gebogenen Stuhllehnen und geschweiften Füßen. Die Festigkeit des Holzes ist aber in dieser Richtung sehr gering; man muß also die Stücke sehr stark machen und darf ihnen doch nicht zu viel zumuthen. Die genannten Fabrikanten sind deshalb darauf gekommen, das Holz, wahrscheinlich durch die abwechselnde Einwirkung von Feuchtigkeit und Hitze, zu biegen, wie man es mit Schiffshölzern macht, und sie haben es so weit gebracht eine Stange von 1 bis 2 Zoll Durchmesser so zu krümmen, daß sie die beiden Hinterfüße eines Stuhles und die Lehne, alles in einem Stücke abgiebt. Den Betstuhl der Erzherzogin Sophie, mit Gemälden von Kupelwieser, mit dem erforderlichen Aufwande von religiöser und loyaler Andacht zu beschreiben, muß ich Andern überlassen.

Für den besten Schrank auf der ganzen Ausstellung haben Sachverständige das italienische Bücherspind aus Nußbaum erklärt; und während dieses Urtheil sich hauptsächlich auf die

Arbeit bezieht, ist auch an künstlerischem Verdienst, an Einheit in der Mannichfaltigkeit, an Reichthum im Einzelnen und Maaß im Ganzen, kein anderes Stück höher zu stellen. Es würde schwerlich gelingen, durch Beschreibung ein Bild zu geben, und auch des Versuches dazu kann man sich überheben, da dieser Schrank in dem illustrirten Kataloge jedenfalls seine Stelle finden wird. Auch einige kleine Holzskulpturen sind der besten Zeiten Italiens würdig. Ein italienischer Tischler ist auf denselben Gedanken gekommen, wie sein Kollege Paschen in Stendal, ein Reiseameublement zu machen, das in einer Bettstelle untergebracht werden kann, und hat denselben noch künstlicher ausgeführt; aus seiner Bettlade entwickeln sich, wie aus der Tasche des Fremden im Peter Schlemihl, ein Schreibtisch, ein Nachtstuhl, ein Waschtisch mit vollständigem Einsatz, ein Armstuhl, zwei Stühle, eine Kommode mit vier Schubladen, ein Spiegel, zwei Handtuchpferde, ein Tisch. Die meisten dieser Stücke haben im Innern einen sehr künstlichen Mechanismus von Eisenstäben, vermittelst dessen sie zusammengeklappt und wieder aufgerichtet werden können. Ich wünsche dem Aussteller einen der viel reisenden englischen Lords, auf die er gerechnet hat, sehe übrigens in seiner Arbeit eine von den Proben einer, ich möchte sagen, ungesunden Künstlichkeit, die mehrfältig in der italienischen Abtheilung vorkommt, z. B. an den vier Flußschiffen, die zu einem Seeschiff zusamengesetzt werden können, ausgeführt im Modell. Natürlich ist Italien groß in Mosaiktischen; ich habe aber gegen dieselben eine gewisse Gleichgültigkeit, die übrigens mit meinem Mangel an Inbrunst für die Herren Rattazzi und Durando und ihre und ihrer abgetretenen Vorgänger und möglichen Nachfolger auswärtige Politik ganz und gar nicht zusammenhängt. Als Kunstwerk betrachtet halte ich die vollkommenste Mosaik für etwas sehr Unvollkommenes, und zur Benutzung als Möbel sind sie nicht bloß zu schade,

sondern als Bildwerke geradezu ungeeignet, es hat keinen Sinn, geht einem gegen den Strich, eine Tasse auf ein Gemälde zu setzen, etwa auf den Busen einer Psyche oder das Dach eines Tempels. Wenn Jemand durchaus Mosaiktische in seinem Zimmer haben wollte, so würde ich ihm die englischen, aus Serpentin mit großen Blumenmustern von weißem und schwarzem Marmor empfehlen, nicht nur, weil sie viel billiger, sondern auch weil sie ästhetisch richtiger sind. Es kommt nicht auf den Gebrauch an, der im einzelnen Falle, in den Händen des einzelnen Besitzers von dem Stücke gemacht werden soll, sondern auf den Gebrauch, zu dem das Stück seiner Natur nach bestimmt ist. Die Thüren eines Schrankes vertragen ein Gemälde, denn sie haben keine andere Bestimmung; als den innern Raum abzuschließen; ein Tisch ist absolut dazu da, daß etwas darauf gesetzt werde. Nun giebt es freilich Hausfrauen, die auch auf einen neuen Mahagonitisch nichts gesetzt haben wollen; aber ihr sehr achtungswerthes Bedenken ist eigentlich nicht gegen den Gebrauch, sondern gegen den Mißbrauch gerichtet: sie meinen, ist der Tisch einmal in Gebrauch gegeben, so kommt auch einmal einer und setzt ein triefendes Punschglas darauf.

In der englischen Abtheilung hat eine „Ecclesiological Society“ — übersetze man sich das Wort, wie man will — eine Masse von Gegenständen, 18 Nummern in dem Katalog, zusammengebracht, die man als kirchliche Tischlerei bezeichnen kann, und mit denen es seine ganz besondere Bewandtniß hat. Our holy Catholic Church — stammverwandtliche Protestanten mögen Kenntniß davon nehmen, daß die englische Staatskirche sich mit Nachdruck „katholisch“ nennt — also unsere heilige katholische Kirche wurde vor einigen Jahren in den Grundfesten erschüttert, als ein „sehr hochwürdiger Gentleman“ in London „nicht nur zwei Kerzen auf die Altarleuchter

gesteckt, sondern sie sogar angezündet hatte." So und auf ähnliche schauderhafte Dinge lautete die Anklage; und die Kirche wäre untergegangen, der Fels Petri wäre zertrümmert worden, wenn nicht ein mannhafter Buchbinder in Knightsbridge, an dessen Thür jeder Besucher der Ausstellung zweimal täglich vorübergegangen ist, Mr. Westerton, aufgestanden wäre, und die Schlange der Popery erwürgt hätte vermittelst eines Prozesses, der 50,000 £ Gerichtssporteln gekostet haben soll. In drei Instanzen wurde untersucht, was die von Heinrich VIII., Fidei Defensor, verfertigte Religion gestatte, und was nicht, ob ein Altargitter und event. ob geschnitzt und ob mit Verschluß, ob Kerzen und event. ob brennende, ob Priestergewänder von Seide oder nur von Wolle und Leinen und event. von welchen Farben und ob mit Stickerei, ob der Priester der Gemeinde den Rücken zuwenden dürfe, ob die Liturgie, die mit Weglassung der Jungfrau Maria und einiger anderen Punkte aus der römisch-katholischen übersetzt ist, von der Gemeinde im Respensorium gesprochen werden müsse oder auch gesungen und gebrummt werden dürfe. Haarscharf, wie die Schneide eines Rasirmessers, ward die Grenze gezogen, bis wohin der Gläubige sicher gehen könne, und jenseits deren er in ewige Verdammniß stürzen müsse, wie verordnet von Heinrich VIII. F. D. Innerhalb dieser Grenze haben die Puseyiten sich seitdem viel Mühe gegeben, die Kirchen zu schmücken. Vorsichtig begannen sie damit, alte Bildwerke, die man ihres Kunstwerthes wegen in einzelnen Kirchen bewahrt hatte, zu kopiren; dann machten sie sich an Gegenstände, die aus den Kirchen entfernt und in Museen oder in Privatbesitz übergegangen waren; endlich versuchten sie sich mit Neuem; jetzt haben sie sich mit Proben ihrer Thätigkeit an die Oeffentlichkeit gewagt, aber bei Darstellungen aus der Heiligengeschichte vorsichtig die Bezeichnung vermieden. Es sind gute Sachen dar-

unter, aber wer nicht Puseyit ist, hat keine Freude an solcher pfiffigen Religiosität, solcher rechtskräftigen Aesthetik, an diesem Wesen, das nicht todt sein soll und nicht leben kann. Ich kann diese Sachen nie ansehen, ohne an das Schaufenster eines berühmten Londoner Pfandleihers zu denken, in dem eine versetzte und verfallene Monstranz zum Verkauf ausgestellt ist.

In der nichtreligiösen Tischlerei herrschen die derben Formen und die gute Arbeit vor, die man in England gewohnt ist; daneben allerlei mehr oder weniger geschickte Nachahmungen von älteren französischen oder italienischen Mustern, namentlich in Boule, oder wie die Engländer schreiben, buhl, das heißt in Messing und Schildkrötenschale. Liebhaber seien dabei aufmerksam gemacht, daß in den Londoner Kuriositätenläden häufig ein unechtes Boule vorkommt, das statt des Schildpat aus einer Harzmasse besteht, und wenn der Käufer den Betrug bemerkt, für ein improved buhl ausgegeben zu werden pflegt. Eigenthümlich englisch sind die Meubel, an denen die Flächen aus Ulmenmaser und die Verzierungen aus Eichen bestehen; das feuchte Grasland ist reich an Ulmen, die Auswüchse oder Warzen, welche die Maser liefern, entwickeln sich zu außerordentlicher Größe, und Jackson u. Graham haben dem Durchschnitt einen Glanz und fast eine Durchsichtigkeit zu geben verstanden, daß man Schildpat zu sehen glaubt. Von einzelnen Stücken will ich den Tisch von Holland u. Söhne hervorheben, dessen Muster, dem Gewebe der Kreuzspinne entlehnt, von einem poetischen Kopfe entworfen sein muß; ich wüßte keine glücklichere Anwendung der Arabeske auf der Ausstellung zu finden. Unter den englischen Möbeln haben viele einen sehr hohen Preis, besonders nach unseren Begriffen; berücksichtigt man aber die große Wohlhabenheit des Landes, so findet man in der Ausstellung weniger eine Probe davon, was die englischen Tischler zu leisten vermögen, als einen Beweis,

was das englische Volk zu bezahlen vermag, ein Bild, wie die englischen Mittelklassen sich einrichten.

In Frankreich hat man, wie gesagt, es weniger mit Mahagoni, massivem und aufgelegtem, gehalten; es muß dem Reisenden in Schlössern und Privatwohnungen, namentlich in den Provinzen, auffallen, daß viel mehr einheimische Hölzer verarbeitet sind als in Deutschland, Eiche, Birne, Nuß, Ahorn, Esche, und daß die Möbel sich so lange in den Familien erhalten. Die Schnitzerei ist daher nie so in Vergessenheit gerathen wie bei uns, hat in manchen Gegenden in ununterbrochener Tradition, wenn nicht die alte Kunst, doch die Kunstgriffe bewahrt. Von diesem bürgerlichen Handwerk ist aber auf der Ausstellung wenig zu sehen; unter den 78 Ausstellern sind nur 7 aus der Provinz, und von diesen hat auch nur Einer, aus Nantes, meubles ordinaires ausgestellt; alles andere ist „meubles de luxe“ und erinnert einen schreiend an das berühmte Kapitel: Si le luxe est utile à une nation. Am schreiendsten sind die Sachen von Rosenholz mit Goldbronze, die mir unausstehlich sind, ein rechter Typus der demi-monde. Durch die früheren Ausstellungen belehrt, wie viel gerade Möbel durch die umgebenden Gegenstände gewinnen oder verlieren, haben zwanzig Fabrikanten sich zusammengethan, um das dem Ausstellungsgebäude gegenüber gelegene Hotel der französischen Kommission zu meubliren; und wer ein vollständiges und lebendiges Bild des Pariser Luxus in Tapeten, Uhren, Leuchtern, Teppichen, Betten, Vorhängen und Möbeln haben will, der hat es dort zu suchen; der Eintritt ist ohne Schwierigkeit zu erlangen. Es ist so viel in den drei Stockwerken des geräumigen Gebäudes untergebracht, daß ich eine Beschreibung des Einzelnen nicht unternehmen kann. Es sind viele sehr schöne Sachen darin; die Farbenzusammenstellung ist, unter sichtlicher Benutzung von Chevreuil, nie falsch und

oft sehr glücklich, z. B. in einem Zimmer mit Möbeln von Ahorn und blaßblauen Tapeten; aber das Ganze hinterläßt, besonders wenn man eben die ruhige, auf den Gebrauch des Besitzers, nicht auf die Verwunderung der Besucher berechnete Pracht englischer Schlösser gesehen hat, den Eindruck des Bunten, Unruhigen, Eintäglichen, Komödiantenhaften; es heimelt einen nicht an, macht einen nicht neidisch; es ist nichts in dem ganzen Gebäude, was ein glücklicher Börsenspekulant, qui veut manger sa fortune, nicht „für sein Geld" bestellen und kaufen könnte; es ist weder Aristokratie darin, noch Charakter; es ist das Bas-Empire. Das Treppenhaus schmücken zwei lebensgroße Bilder des St. Georg, der den wilden Socialismus besiegt hat, und seiner Gattin, die in sanftem Socialismus macht.

Kommen wir zu einer ansprechenderen Partie der französischen Ausstellung, zu dem Onyxmarmor. Ein italienischer Marmorhändler Delmonte aus Carrara hatte es sich zur Aufgabe gestellt, die Steinbrüche wieder zu finden, aus denen die Alten den wunderschönen durchsichtigen Marmor genommen, von dem sich in den Resten ihrer Wohnungen hin und wieder Proben erhalten haben. Nachdem er Süd-Europa, Kleinasien und Aegypten vergeblich durchforscht, folgte er den Winken alter Schriftsteller nach Nordafrika, und sein gutes Glück führte ihn im Jahre 1849 in die Provinz Oran, gerade als eine Straße von Oran nach Tlemcen, der alten Berberhauptstadt, durch Blad Rekam, das Marmorthal gebaut wurde. Er bemerkte unter den aufgeschichteten Chausseesteinen einige Stücke von dem, was er suchte, ermittelte den Ort, wo sie gebrochen waren, und fand in dem Thal Oued-Abdallah nicht nur ganze Felsen desselben Gesteins, sondern auch die Spuren eines bergmännischen Betriebes. Er erwarb das Eigenthum des Grund und Bodens, trat dasselbe aber, da es ihm an hinreichenden Mitteln fehlte, an eine Gesellschaft ab, die sich in Paris ge-

bildet hatte. Dieselbe ist seit vier Jahren in Thätigkeit und hat eine überaus reiche Ausstellung ihrer Arbeiten veranstaltet. Das Material, das aus einem sehr reinen Kalkstein mit Spuren von Magnesia und von Eisenoxyden besteht, ist von einer wunderbaren Schönheit, durchsichtig wie Alabaster, von dem Farbenreichthum der edelsten Agate und obgleich leicht zu bearbeiten, zu meißeln und zu schleifen, von einer Festigkeit, die gestattet, es zu den leichtesten Schalen, den dünnsten Tassen zu verwenden. Dabei bricht es in Stücken groß genug zu Tischen, Säulen, Geländern für Treppen und Erker. Es hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Onyx, unterscheidet sich aber von ihm durch eine gewisse Weiche des Glanzes, etwa wie das Mondlicht des Südens sich von dem Sonnenlichte des Nordens unterscheidet.

Ueber die andern Länder ist nicht viel zu sagen. Bei den Holländern, auch bei den Belgiern ist eine ganz schlechte Mode eingerissen, „Holz gemalt wie Mosaik“. Ich lobe mir dagegen die ehrlichen Möbel von Birkenmaser aus Norwegen. Rußland hat, wie sich von selbst versteht, Tische aus Malachit, die zu Geschenken an hohe Personen und wohl zu sonst nichts gut sind. Die Kolonien haben in der Regel ihren Reichthum an Hölzern in eingelegten Tischplatten gezeigt. Aus den Vereinigten Staaten ist nur ein Fortepiano da, dessen Kasten in dem einfachen, verständigen, schweren Stile gearbeitet ist, den ein solches Möbel erfordert, und dessen Mechanismus und Ton von Sachverständigen über alle anderen gestellt wird. Der Fabrikant wurde 1850 von Ehren Hassenpflug aus Kassel vertrieben und ist jetzt einer der reichsten Leute in Newyork.

Die Society of arts hat Vorschläge erfordert zu einem bessern System der Preisvertheilung, da das gegenwärtige sich, besonders an dieser Ausstellung, als sehr ungenügend erwiesen hat. Ich würde unter Anderem bestimmte Preisaufgaben vor-

schlagen und den Anfang machen mit der Aufgabe, ein richtiges Gesäß zu konstruiren. Die Civilisation hat keines im allgemeinen Gebrauch. Die Alten und unsere Vorfahren lagen, wenn sie aßen und tranken, sich unterhielten, studirten, sich ruhten. Eines so unbequemen Möbels wie ein Stuhl ist, bedienten sie sich nur bei feierlichen, amtlichen, vorübergehenden Gelegenheiten; sie wußten, daß die sella curulis, der Bischofsstuhl, die Richterbank, weil unbequem für den Körper, auch anstrengend, anregend für den Geist sei, denn sie hatten die hohe Kunst noch nicht gefunden, den Organismus des Menschen und des Staates zu zerreißen. Es ist eine feine Beobachtung in dem Weißthum von Lüneburg, wenn ich mich recht erinnere, daß der Richter, ehe er einen schwierigen Fall entscheide, 3 × 7 mal die Beine abwechselnd über einander legen solle; in einem Stuhle sitzen, macht das Blut in den Füßen stocken, also den Geist benommen. Es ist sehr verständig, daß die Unterhausmitglieder die Beine auf die Lehne der Vorderbank legen. Wir sind zu „gebildet", auf unsere Art, das heißt, denken vor Allem daran, wie es aussieht, wie es läßt. Wenn wir einmal ein Sopha haben, das zum Liegen tauglich ist, so kommen die Mode und die Tischler und verderben es; allen unsern Stühlen fehlt es in der Hauptsache, sie unterstützen den Körper gerade da nicht, wo sich seine vollendetste Ausbildung verräth und wo Unterstützung dem ganzen Körper zu Statten kommt, in den Hüftwirbeln. Wenn unsere Physiologen zu vornehm sind, dem Tischler zu Hülfe zu kommen, so sollte er an den Mustern lernen, die ja vorhanden sind, an dem ägyptischen Stuhle im Louvre, an dem duretum des römischen Bades und an dem Rohrsessel der Chinesen.

---

22. In dem Kensington-Museum.

London, im Juli. Vor einer Reihe von Jahren schilderte eine Dame, die sich Verbena unterzeichnete, in einer Zuschrift an die „Times“ ihre erste Vorstellung bei Hofe. Um den Hergang, der eben dank jener vortrefflichen Beschreibung jetzt dem profanum vulgus sehr bekannt ist und von denen, die keine Aussicht auf Vorstellung haben, sehr verspottet wird, um das stundenlange Warten auf Fluren und Treppen, um das Drängen und Stoßen der Gäste unter einander und das Treiben der zunächst dem Throne stehenden Kammerherren — pass on, Madam, pass on!“ — um den Kampf und die Erschöpfung lebendiger vor das Auge des Lesers zu bringen, hatte die Verfasserin kunstvoll damit begonnen, wie sie sich ein Königsfest gedacht habe. Ich erinnere mich ihrer Worte nicht mehr, aber wohl des Anklanges, den sie in mir hervorriefen:

Säulengetragenes, herrliches Dach!

Sie hatte geträumt von weiten Hallen und behaglichen Erkern, von Marmorgestalten, die sich im Lichte baden, von wundersamem Geschirr in Erz und Thon, von dem Faltenwurf gewürkter Gemälde, von aller Blüthe der Kunst und aller Frucht der Wissenschaft, von fröhlichem Gedränge und traulichem Geplauder, von einem Abend ohne Tanz und Spiel, von einer Unterhaltung voll Wissen und ohne Schulweisheit, voll Witz aber ohne Klatsch, von befriedigter Erwartung und dauernder Erinnerung.

Die Levées der Königin sind geblieben, was sie waren; ich kann nicht behaupten, daß die Gesellschaften, die etwa seit jener Zeit in England Sitte geworden und deren eine ich zu beschreiben habe, nach Verbena's Traume angelegt sind; aber

eine Verwandtschaft haben sie damit, sie erfüllen so ziemlich Alles, ohne den Mittelpunkt, der auch sehr füglich zu entbehren ist. Ich meine die Zusammenkünfte, die man mit ihrem heimischen Namen conversazione aus Rom und Neapel entlehnt hat. Anfänge dazu lagen in den Versammlungen der zahlreichen gelehrten Vereine. Wenn die Vorträge und Verhandlungen vorüber sind, bleibt man bei einer Tasse Thee beisammen; in dem Saale sind die Bibliothek und die Sammlungen des Vereines aufgestellt, und Mitglieder benutzen die Gelegenheit und Fremde bitten um die Erlaubniß, ein werthvolles Stück, eine neue Entdeckung oder Erfindung, wenn sie auch nicht gerade in den Bereich des Vereines fallen, einem Kreise ernster, einflußreicher Männer vorzuführen. An manchen Orten war es alte Sitte, entweder regelmäßig oder an bestimmten Tagen auch Damen zuzulassen; das weibliche Geschlecht ist in England überhaupt längst emanzipirt in dem verständigen Sinne des Wortes; die Bloomerei nahm ein Ende hinter den Schenktischen der Bierhäuser, aber Niemand verlangt in England, daß eine Frau entweder ein Püppchen oder eine Haushälterin oder ein Blaustrumpf sei oder zu sein scheine.

Recht in Schwung aber kamen diese Gesellschaften erst, als in dem Museum zu Kensington ein Lokal entstanden war, das wie für sie gemacht ist. An seine Entstehung habe ich mehrmals zu erinnern gehabt. Als die Engländer sich 1851 überzeugt hatten, woran es ihrer Industrie gebrach, wurde aus den Ueberschüssen der Ausstellung eine Kunstschule gegründet, für die man sofort eine Menge guter Muster erwarb. Ein Unterkommen fand sie einstweilen in Marlborough-House, das für den Prinzen von Wales bestimmt, aber noch nicht von ihm bewohnt war. Der Prinz Albert wünschte, diese Schule, deren Wachsthum er vorher sah, und die öffentlichen Kunstsammlungen Londons in einer Gruppe von Gebäuden zu vereinigen

und betrieb den Ankauf einer großen Gartenfläche, die zu der Feldmark von Kensington gehört, aber hart an Brompton liegt. Das Ministerium aber widersetzte sich dem Plan und ließ durch die „Times" eine entsprechende öffentliche Meinung anfertigen; es vergingen Jahre auf Jahre, die Schule wuchs heran und der künftige Bewohner ihres Lokales auch; es mußte für ein anderes Unterkommen gesorgt werden. So entstand auf jener Baustelle ein einstweiliges Gebäude, von Fachwerk aufgeführt, mit drei runden Dächern von Pappe gedeckt, sehr zweckmäßig und sehr unschön, und von dem Volkswitz wegen der Gestalt der Dächer the Brompton boilers getauft. Es enthält in dem Erdgeschoß reiche und sehr belehrend geordnete Sammlungen von Erzeugnissen und Rohstoffen der Gewerbe, die den Künsten am nächsten verwandt sind, wie Töpferei, Erzguß, Weberei, und eine Anzahl von Schulzimmern und Hörsälen und im ersten Stock des einen Flügels die kostbaren Gemälde neuerer englischer Meister, die ein Privatmann dem Museum vermacht hat. Außerdem geizen Künstler, Fabrikanten und Erfinder darnach, dort ihre Werke ausstellen zu dürfen. Die Society of Arts war, wenn ich mich wohl erinnere, die erste, welche sich die Benutzung des Gebäudes zu einer Abendgesellschaft erbat; und der Erfolg war so befriedigend, daß andere Vereine und reiche Privatleute schnell dem Beispiel folgten.

So auch Ihrer Majestät Kommissarien für die Ausstellung zu wiederholten Malen. Ihre Einladungskarten trugen in der Regel eine Ueberschrift wie die: To meet Their Royal Highnesses the Duchess of Cambridge and the Princess Mary. Wie unsere Sitten gegen eine Nachahmung, so sträubt unsere Sprache sich gegen eine Uebersetzung; to meet heißt treffen, begegnen, zusammenkommen; möge sich darnach der Leser selbst eine Uebersetzung suchen, und wenn ihm in der Sache etwas unklar bleibt, Thackeray's Book of Snobs zu

Hülfe nehmen. Der Engländer reibt sich gern die Ellenbogen an berühmten, noch lieber an vornehmen Personen. Wer die Prinzessin Mary nicht haben kann, behilft sich mit entthronten Herzogen, mit den Neffen historischer Personen, mit Exgouverneuren, mit Mrs. Beecher Stowe oder, wenn sie schon versagt ist, mit Mr. Beecher Stowe, muß aber die Ehre, auf seine Einladungskarten zu setzen „To meet the Duke of Kuhschnappel", in der Regel mit einem guten Diner erkaufen, denn seine Freunde wollen für den Rest ihres Lebens sagen können: Als ich einmal mit dem Herzog beim Weine saß....

An der innern Einrichtung war nichts geändert, als daß man die Treppen mit Orangerie und die Tische hier und da mit Blumen besetzt, die Schulbänke durch rothe Divans verdrängt, einige bessere Teppiche auf die Kokosmatten gelegt und in dem einen Saale ein Musikcorps, in dem andern ein Buffet aufgestellt hatte; und es hätte auch dessen nicht bedurft. Waren doch neben dem reichen Eigenthum des Museums die zahllosen Kunstsachen vereinigt, welche die Königin, die Universitäten, die Zünfte, die Städte und vier bis fünf hundert Privatpersonen für diesen Sommer hergeliehen haben. Das war keine Frohnde; jeder konnte sich unter Personen und Dingen alte und neue Bekanntschaften suchen; Niemand brauchte die schwere Kunst zu üben, von Nichts zu sprechen. Von Verbena gelehrt, erhöhte ich mir den Genuß durch die lebhafte Vorstellung von einer niedrigen, stickigen, tabackerfüllten Kneipe, in der die Gäste Jahr ein Jahr aus von ihrer eigenen Atmosphäre, körperlichen und geistigen, leben.

---

23. Bauwesen.

Das Bauwesen, die bürgerliche Baukunst und gar erst den Pracht-, Kriegs-, Straßen- und Wasserbau in einer Industrie-Ausstellung unterzubringen, hat seine Schwierigkeit in den Dingen und, so scheint es, in den Begriffen; jenes, weil die Erzeugnisse, die „Artikel," nicht zur Stelle gebracht werden können; dieses, weil die geistige Thätigkeit zu sehr Kunst und Wissenschaft ist, und die körperliche größten Theils zur Tagelöhnerei herabsinkt. In der einen Beziehung steht das Bauwesen über, in der andern unter der Art von Fleiß (industria, industrie, industry), die man unter dem modernen Ausdruck „Industrie" begreift. Wenn die Ausstellung von 1851 uns einige Modelle von Bauwerken, neuen und alten, vorführte, so betrachteten die Besucher und, entsinne ich mich recht, auch die Geschworenen das Modell als Gegenstand der Ausstellung und der Preisbewerbung. Nur der Prinz Albert hatte eines seiner Musterhäuser für die arbeitenden Klassen in Hydepark aufsetzen lassen und erhielt eine Medaille dafür. In Paris hatte die französische Regierung eine Anzahl von Modellen aufgestellt und durch Karten, Pläne und Aufrisse erläutert in der ausgesprochenen Absicht, für die Bauwerke selbst Preise davon zu tragen. Wo dann freilich gleich die Frage entstand, wer zu krönen sei, die Regierung, der leitende Ingenieur oder die Gesammtheit der beschäftigten Arbeiter. Aber wenig Betrachtung lehrt, daß die zweite Schwierigkeit nicht in den Begriffen, am Wenigsten in dem Begriff der Baukunst, sondern in der willkürlichen und darum vagen Bedeutung des Wortes Industrie liegt, welches freilich wieder der Ausdruck oder Abdruck einer Willkürlichkeit und Zerfahrenheit in den herrschenden Vorstellungen ist. Industrie soll eine Thätigkeit sein, die „prak-

tischer" als Kunst und Wissenschaft und doch vornehmer als Handwerk; wir treten wohl dem Geiste unserer Zeit nicht zu nahe, wenn wir den Unterschied nach beiden Seiten hin so bezeichnen: Industrie ist eine Thätigkeit, mit der mehr Geld verdient wird. Nun soll aber alles Hervorbringen von Wissenschaft und Kunst beherrscht und durchdrungen sein, und ist es im Grunde auch, so oft auch die „Industrie" ihre Verbindlichkeit gegen die Wissenschaft verleugnen, so oft sie gerade durch einen gesuchten Anspruch auf Schönheit ihre Verwandtschaft mit der Kunst verscherzen mag. Allen ihren Leistungen liegt eine gewisse Wissenschaft zum Grunde, mag dieselbe auch nur unbewußt, in der Form der Erfahrung, existiren; und schwerlich ließe sich unter den vielen tausend Gegenständen der Ausstellung, von dem Gebäude selbst bis zu dem einfachsten Geräth hinab, ein einziger finden, der nicht verziert wäre, verziert entweder in der angenommenen Bedeutung des Wortes, das heißt geschmückt, oder in dem Sinne, auf den die Bildung des Wortes führen könnte, das heißt durch Zierrath verdorben. Daß das Bauwesen sich nicht recht in die Rubrik Industrie schicken will, erklärt sich gerade daraus, daß in ihm Kunst, Wissenschaft und Arbeit enger zusammenhängen, schwerer zu trennen sind, und daß zu ihren Schöpfungen eine Menge von Thätigkeiten zusammenwirken müssen, die, eine jede, Gegenstand eines besonderen Industriezweiges geworden sind. Bei dem Prachtbau kommt noch der andere Grund hinzu, daß das Gebäude ein Individuum ist, nicht eine fungible Sache, daß alle einzelne Bestandtheile desselben diesen individuellen Charakter tragen, in ihn passen müssen und deshalb nicht aus dem ersten besten Vorrath genommen, nicht im Großen, industriemäßig verfertigt, sondern im Einzelnen, handwerksmäßig, gearbeitet werden müssen. Wir haben heute Niemanden mehr, der wie mancher von den alten deutschen und italienischen Meistern

eine Kirche bauen, ein Altarbild malen, einen Becher ciseliren, ein Schlüsselschild schmieden könnte, aber auch der heutige Baumeister muß von einem jeden Stück zu sagen wissen, ob es richtig ist. Abgesehen von dieser innigen Verbindung mit zahlreichen Handwerken, die in dem Wesen der Baukunst liegt, besteht zwischen ihr und der Industrie unseres Zeitalters eine mannigfache Wechselwirkung. Die Industrie erfordert gewisse Gebäude, welche die Baukunst ihr zu liefern hat, beschafft gewisse Stoffe, entdeckt gewisse Prozesse, ermöglicht gewisse Konstruktionen, welche die Baukunst sich zu Nutze zu machen hat; und die Veränderungen, welche der Betrieb der Industrie in der Lebensweise und welche das Resultat der Industrie in den Besitzverhältnissen zahlreicher Klassen hervorbringt, stellen bestimmte Ansprüche an die Baukunst, eröffnen ihr bestimmte Gelegenheiten. Die Zeit verlangt Fabrikgebäude und Eisenbahnhöfe, Wohnungen für Fabrikarbeiter und Paläste für die Industriellen.

Gerade für das Bauwesen also ist die diesmal beliebte Verbindung der Industrieausstellung mit einer Kunstausstellung sehr glücklich und fruchtbar. Liegen in dem Erdgeschoß alle erdenklichen Baumaterialien und Baustücke aufgestapelt, so enthält die Bildergallerie einen kaum geringeren Reichthum an Gemälden, Photographien, Rissen und Modellen von Gebäuden aller Länder und aller Zeiten. Zu diesem Theil der Kunstausstellung hat ein bekannter Verehrer der gothischen Kunst, übrigens guter Protestant, eine kleine Einleitung geschrieben, in deren Grundgedanken ich ganz meine eigene Ansicht wiederfinde. Nach einem schnellen Rückblicke auf die alte Geschichte Europas, in der er nur Einen wirklichen Styl, den griechischen, sieht, und auf den gothischen Rundbogenstyl, der sich in dem Thal des Po entwickelt, fährt der Verfasser fort:

„Alsdann folgte die letzte große Veränderung in der le-

benden Architektur, vorbereitet allerdings in allen wesentlichen Stücken durch die Arbeit der vorangegangenen Jahrhunderte und in manchen Einzelnheiten schon längst bekannt, aber vermöge ihrer tief innerlichen Schönheit wie eine neue Schöpfung erscheinend. Es ist gewiß, daß kein Styl je das Spitzbogengothisch übertroffen hat in malerischer und verschwenderischer Schönheit des Planes und der Verzierung, in Poesie der Umrisse, in Reichthum romantischer Erinnerungen. Und doch hatten jene Baumeister selbst kein Bewußtsein von dem Strahlenglanz, den die Zeit um ihre Werke gewoben hat. Jeder wesentliche Zug des Spitzbogenstyls, ausgenommen die Zeichnung des Fenstersturzes, das bunte Glas und die freistehenden, gewölbten Strebepfeiler, war schon früher in Uebung gewesen; dieselbe Architektur, die in den Kirchen so mächtig zu uns spricht, war ihnen auf den Straßen längst geläufig, und hätten jene erfindungsreichen Jahrhunderte einen Blick in die Zukunft thun können, so würden sie in derselben nur Eins wunderbar gefunden haben: daß ihre Nachkommen sich das garstige Einerlei der Londoner Straßen so lange gefallen lassen und die marzipanhafte Niedlichkeit der Rue Rivoli schön finden können. Man muß übrigens nicht glauben, daß das Gothische, das wir mit aller billigen Anerkennung für die Erhabenheit Egyptens, die Mannigfaltigkeit Indiens, die Anmuth Athens und die Lebenskraft seiner unmittelbaren Vorgänger die vollkommenste Baukunst nennen dürfen, welche die Welt gesehen, auf Einen Schlag aus dem Boden gewachsen. In Konstruktion und Verzierung gehorchte es dem Geiste der Zeit. An den Ornamenten läßt sich verfolgen, wie der harte, nordische Sinn allmählig sich erweichte und reinigte, von Kriegsscenen und Ungethümen und Gebilden spukhaften Aberglaubens sich mit Wohlgefallen zu der Bildung schöner Menschengestalten wandte, Bogen und Kapital mit dem Kraut des Feldes und dem Laub

des Waldes bedeckte, die Fläche der Gesimse mit Gewinden von Hagedorn und Lilie, die Thurmspitzen mit knospenden Kronen. Die Konstruktion war eingegeben von der Neigung für höhere, schlankere Formen, als der Rundbogen erlaubte. Und wenn man nach der Weise der Bedachung die früheren Style bezeichnen konnte als Bogen und Balken, so darf man dieses Gothisch die Architektur des Giebels nennen, des eckigen oder geschweiften. Die letztere Form, die einleuchtend eine größere Höhe gestattet, als der Halbkreis, längst in Frankreich und anderen Ländern bekannt und gelegentlich als Aushülfe benutzt, wurde jetzt schnell die Regel für alle größeren Oeffnungen. Zwei äußere Ursachen halfen zu der schnellen Entwickelung dieses Styles, erstens, daß das 11. und 12. Jahrhundert das große Zeitalter der Bauten überhaupt und namentlich der Klöster war, zweitens die Erfindung der Glasmalerei, welche nun die Kirchen mit einer Glorie bekleidete, die von keiner bis dahin bekannten Weise der Dekorirung erreicht ward. Um solches Glas aufzunehmen, mußten die Fenster vergrößert werden; es einzurahmen, wurden die Sturze aus Mauerwerk erfunden. Der Wetteifer der Baumeister, berauscht in dem Strahlenduft von Heiligenbildern und juwelengleichen Arabesken, führte das gerippte Dach zu schwindelnder Höhe und setzte es auf Pfeiler, die mit farbigen Krystallflächen abwechselten; die eigentliche Mauer ward außerhalb des Gebäudes verlegt in einen Wald von freistehenden Streben. Und da stand die mittelalterliche Kathedrale, die in Glas, Stein und Holz alle des Menschen sanfteste und verwegenste Gedanken verkörperte, alles zusammenfaßte, was auf Erden seine Freude und was seine Hoffnung von dem Himmel war.

In Venedig verschmolz das Gothische mit Formen des morgenländischen Kaiserthums und erzeugte einen Styl von so außerordentlicher Anmuth und Eigenheit und so ganz den

Bedürfnissen moderner Städte angepaßt, daß nur die bald nachher einreißende Gleichgültigkeit gegen die Architektur seine allgemeine Einführung verhindern konnte. Jene gewaltige Veränderung in den Geistern, welche die Reformation und die klassischen Studien hervorrief, fiel gerade in eine Zeit, da die Blüthe der italienischen Malerei und Bildhauerei in Verbindung mit anderen Umständen Italien zur Herrin des Geschmackes in Europa gemacht hatte. Und da geschah es, daß eine Pedanterie, die uns in ihrem kindischen Unverstande heute unglaublich erscheint, die Menschen zu der Ansicht brachte, daß die Kultur der Römer, einer Race, die nie irgend einer urwüchsigen oder wahren Kunst fähig gewesen, die alleinige Regel, das einzige Gesetz für die Christenheit 1500 Jahre später sei. Unglaublich für uns — auf allen Gebieten außer der Baukunst. In der Baukunst müssen wir schon daran glauben; denn jene Nachahmung der Römer, die sich besonders an dem Namen Palladio knüpft, herrscht heute in jeder Hauptstadt, herrscht allerorten in Europa. Niemand wird leugnen, daß mit viel Genie und übermäßigen Kosten einige Gebäude zu Stande gebracht worden sind, in denen der italienische Styl Anmuthiges und Edles geleistet, so unter der Hand eines San Micheli oder Scamozzi, eines Christophor Wren oder Chambers oder der Baumeister des ursprünglichen Louvre, des ursprünglichen Whitehall. Aber Niemand kann behaupten, daß der Styl, der London mit dem todten Einerlei von Gower Street und Harley Street, mit der blassen Alltäglichkeit von Tyburnia, Belgravia und Kensington erfüllt der die schwächlichen Frivolitäten der Rue Rivoli und der Strada de Toledo mitten in Paris und Madrid hineingepflanzt, der in zehntausend Städten Kahles, Oedes, Schwarzes an die Stelle von Farbe, Reiz und Leben gesetzt hat, das viereckige Loch an die Stelle des zierlich gezeichneten Fensters und der schattigen Pforte, den viereckigen

Umriß des Hauses an Stelle der Linien, die einem Heiligenschrein abgesehen, daß ein Styl, der das gewöhnlichste Baumaterial nicht benutzen kann und, wenn er das feinere verwendet, unerschwinglich kostbar wird, daß ein solcher Styl — doch wozu Worte verschwenden mit der Ausmalung eines Gegensatzes in einem Lande, das sich praktisch nennt, in einer Zeit, welche den Kunstsinn in den Massen wieder erwecken will? Es genügt, die einfachen Thatsachen aufzuführen: der römische Styl ist eine ungleichartige, mechanische Bildung, aus den unverstandenen Stylen Anderer zusammengesetzt von einem geschmacklosen Geschlecht und durch politische Umstände in seiner Entwickelung aufgehalten, ehe er die Einheit erreicht hatte, die allein der Kunst eine Seele giebt. Dieser Styl, theils aus Trümmern, theils aus den Schriften Römischer Theoretisirer hergestellt, wurde später in einer anders gestalteten Gesellschaft, in einem Jahrhundert der tiefsten Erniedrigung auf die Paläste und Kirchen Italiens und Frankreichs angewandt, um der Ueppigkeit eines Borgia zu fröhnen und dem ungläubigen Aberglauben eines Leo und Julius Tempel zu schaffen. Er wurde niemals für das gewöhnliche Leben benutzt, er kann nie für dasselbe benutzt werden. Unfähig zu der Hütte hinabzusteigen, bläht er sich als Theaterdekoration. Palladisch, Renaissance, Italienisch, Louis Quatorze, Louis Quinze, wie er sich immer nennen mag, er ist und bleibt die Kopie einer kopirten Architektur, eine galvanisirte Pedanterie.

Eine solche Architektur kann keinen Halt haben in den Gemüthern, findet Gunst nur vor vulgärem Stolz und gelehrter Kennerschaft. Und ihre verderbliche Herrschaft hat noch ein anderes Uebel erzeugt, schlimmer als der verfrorene Formalismus, den sie nährt; wohin sie dringt, da verbreitet sich die todte Gleichgültigkeit gegen die Kunst, der Krebs, der nimmer geheilt werden kann, so lange die Menschen in Häusern leben und in

Gebänden zusammenkommen, in denen sie sich nicht herzlich wohl fühlen. Aber wenn einmal ein allgemein anwendbarer, verständlicher und schöner Styl sich bilden wird, so wird mit ihm das natürliche Wohlgefallen an der Architektur aufwachsen, werden die kalt-anmaßlichen Gespenster des Bastardrömischen soweit zurückweichen, daß selbst die Verachtung sie nicht mehr erreichen kann. Und möge man nicht glauben, daß die Rückkehr zu früherer Vortrefflichkeit gleichbedeutend sei mit der kopirten Kunst, die stets ein Todtes sein wird. Die Gothik, so zauberisch sie war, hat nie ihre volle Entwickelung erreicht; wir haben nur den Faden aufzunehmen, wo der Dilettant ihn fallen ließ, und mit den viel größeren Mitteln, die uns zu Gebote stehen, fortzuspinnen.

Die Beispiele, die uns am Nächsten liegen, sind Kirchen, Gebäude, welche der höchsten Kunst das reichste Feld bieten und sich am Häufigsten bis auf unsere Tage erhalten haben. Aber die eigenthümliche Glorie des Gothischen in allen seinen Phasen ist es, daß es sich zu jederlei Gebäude gleich gut schickt. Kein anderer Styl ist so erhaben und so demüthig zugleich, so gehorsam dem Zwecke und so frei in der Ausführung und dem Einzelnen. Wie einst an dem Münster, so verfuhr man damals auch an dem Wohnhause; man baute auf dem Lande wie in der Stadt. Die Gothik war nicht eine Architektur, wie die Aegyptische und Griechische, die für die Religion rein bewahrt ward, nicht wie die Römische, die sich nicht zu der Privatwohnung herablassen konnte, ohne von ihrem Wesen einzubüßen; sondern wie Sonne, Luft und Himmel schickte sie sich zu Kirche und Palast, Werkstatt und Rathhaus, Hütte und Burg; nahm sie ein jedes Material und gewann ihm ab, was es leisten konnte, von dem Marmor in schneeiger Quader und purpurgeäderter Tafel bis zu dem Lehm des Feldes und dem Geröll des Steinbruchs; war sie zu Hause in

Waarengewölben und städtischen Gassen nicht weniger, als wo der Herrensitz das Landschaftsbild belebt mit seinen grauen oder röthlichen Giebeln, oder die Waldkapelle in die Felswand oder die Berglehne eingenischt steht, wie ein Tabernakel köstlich aus Metall getrieben. Und besonders sollte beachtet werden, daß die Gothik allein es vermag, die Wohnung des Armen zu verschönern. Das ist keine leere Redensart; das Alles läßt sich auf das Strengste nachweisen durch alle Jahrhunderte des Rundbogen- und des Spitzbogenstyls. Es bedarf keiner weithergeholten, künstlichen, alterthumskundigen Beweise für die Vorzüglichkeit der Gothik; sie ist, kurz gesagt, der Eine Styl, der unter den besondern Umständen, die seine Entwicklung begleiteten, alles das Beste, was die Welt in Konstruktion und Ornament erfunden hat, in sich vereinigt. Von dem anspruchslosesten Dienst des Nützlichen bis zu dem erhabensten Kultus des Schönen hat diese edle Kunstform jedem Anspruch zu genügen gewußt; unbehindert durch die Verschiedenheit des Klimas, in ihr nur Gelegenheiten zur Entfaltung von Schönheit und Zweckmäßigkeit findend; die genügsamste in den Mitteln, die reichste in der Verwendung, die verständlichste, ansprechendste und vollendetste in den Resultaten. Die Anforderungen des Menschen an die Baukunst verändern sich nicht wesentlich; sie gehören zu den Dingen, von denen gesagt ist, daß sie gewesen sind und wieder sein werden. Auf welcher Seite also steht der gesunde Menschenverstand? Wozu nach unmöglichen neuen Formen suchen oder Style wieder auftischen, die Bastarde, die leblos, die unpraktisch sind, während Menschen mit unsern Neigungen und Empfindungen, mit unserm Blute die Aufgabe schon einmal, vollkommen und für immer gelöst haben?"

Zu dem Theil der Kunstausstellung, der sich auf Architektur bezieht, hat Preußen sehr reiche Beiträge geliefert, die man im Großen in drei Klassen theilen kann, je nachdem sie darstellen

entweder ältere, hauptsächlich gothische Bauwerke, oder Gebäude, die aus der Schinkelschen, gräcisirenden Schule hervorgegangen sind, oder Versuche in anderen Stylen. Adler in Berlin hat den ersten Band seiner Ziegelbauten ausgelegt, der sich mit der Mark beschäftigt und ungeahnte Schätze aufschließt; Bötticher das tektonische System Altgriechenlands; v. Diebitsch Reisestudien und architektonische Skizzen; Hitzig die Viktoriastraße, die Berliner Börse, modellirt von Dankberg, und zwei Hefte mit Rissen; Knoblauch die Zeichnungen zu der neuen Synagoge in Berlin, mit ihren verwegenen Gewölben im maurischen Styl; das Palais des Grafen Arnim-Boytzenburg am Pariser Platz und das Behr'sche Haus in der Wilhelmsstraße; Quast seine Baudenkmale; Runge die Ziegelbauten Italiens; Salzenberg die Denkmale der ältesten christlichen Baukunst in Konstantinopel; v. Stillfried seine Alterthümer und Kunstdenkmale des Hohenzollernschen Hauses; Stüler die Zeichnungen zu dem Neuen Museum — die publizirten Werke alle in dem Verlage von Ernst und Korn in Berlin erschienen, die außerdem fünf Bände Schinkel'scher Entwürfe, die Strack'schen Zeichnungen von Babelsberg und den elften Jahrgang ihres Magazins ausgestellt haben. Der englische Katalog der betreffenden Abtheilung enthält nicht weniger als 646 Nummern und liefert den überzeugenden Beweis, daß die Gothik allen Ansprüchen der Gegenwart zu genügen weiß. Der Berliner namentlich sollte es nicht versäumen, die zahlreichen Landhäuser, große und kleine, mit den italienischen Gebäuden in der Umgegend von Potsdam zu vergleichen. Für die neuen Ministerien hat freilich die Regierung, das heißt Lord Palmerston, dem Entwurf im Renaissancestyl den Vorzug gegeben; aber wenn er wollte, könnte der edle Lord auf dieser Ausstellung lernen, daß sein Hauptgrund, ein gothisches Gebäude müsse dunkle Räume haben, unrichtig ist.

In der französischen Abtheilung herrscht weniger die Kunst als die Religion und die Politik. Von den 37 Gebäuden, deren Zeichnungen von Architekten ausgestellt sind, sind nicht weniger als 27 Kirchen, Kapellen und andere Bauwerke zu Religionszwecken. Daneben hat sich aber auch diesmal wieder das Ministerium für Ackerbau, Handel und öffentliche Arbeiten betheiligt und augenscheinlich aus Gründen, in denen die Industrie und die Baukunst nicht die erste Stelle einnehmen. Man hat es darauf angelegt, der Welt ein Bild davon zu geben, was die „napoleonische Idee" für Frankreich geleistet habe, und dies Bild erscheint dem flüchtigen Beschauer um so größer, als man in der Regel unterlassen hat, das Datum des Baues anzugeben. Dasselbe findet sich regelmäßig nur bei den Arbeiten der letzten zehn Jahre und bei einzelnen großen Unternehmungen, die längst im Auslande bekannt sind, wie bei den 1858 mit so viel Gepränge eingeweihten Hafenbauten von Cherbourg. Wäre es zu verwundern, wenn das Publikum alles Uebrige Napoleon III. zuschriebe, auch das, was unter seiner Regierung nur vollendet ist?

Diese französische Ausstellung umfaßt überhaupt 52 Bauten, von denen 31 in Modellen, einige nur in Photographien, die übrigen in Zeichnungen dargestellt sind. Die bei Weitem größeste Zahl kann nur den Sachverständigen beschäftigen. Nr. 1251 bezieht sich auf einen Steinbruch bei Marcoussis im Departement der Seine und Oise, den die Stadt Paris erworben und in Betrieb gesetzt hat, um das Material zur Straßenpflasterung zu gewinnen. Früher wurden die Felsen mit Pulver gesprengt, die Blöcke mit dem Handhammer zerschlagen und die Steine auf dem Rücken herausgetragen. Die Kosten kamen hoch, und der feine Staub übte eine so mörderische Wirkung auf die Gesundheit der Arbeiter, daß dieselben im Durchschnitt nicht über 42 Jahr alt wurden. Eine Ma-

schine, angegeben von dem Ingenieur Laudet, dargestellt in einem Modell von $\frac{1}{20}$ der natürlichen Größe, zerschlägt vermittelst eines Hammers von 1200 Pfund die Blöcke und hebt die Steine auf eine Eisenbahn. Funfzigtausend Pflastersteine kosteten sonst 11,200 Franken und so und so viel Jahre von Menschenleben, und kosten jetzt nur 9200 Franken. Ich kann hier nachholen, daß der Amerikaner Blake das Modell einer Maschine ausgestellt hat, welche die Steine so weit zertrümmert, als es für den Chausseebau erforderlich ist; sie gleicht dem Rachen eines Raubthiers und beißt so lange, bis die Steine durch einen Rost in der untern Kinnlade hindurch fallen können. Nr. 1251 ist das Modell eines Leuchtthurms von Schmiedeeisen für Port de France in Neu-Caledonien; er kommt an eine der Einfahrten durch das Korallenriff zu stehen, dessen ich in dem Artikel über die Kolonien erwähnt habe. Daneben findet sich das Modell eines Leuchtfeuers, welches je 20 Sekunden weiß, roth und grün erscheint; die Vermehrung der Leuchtthürme hat ein dringendes Bedürfniß nach Vorrichtungen erzeugt, welche eine Verwechselung verhüten. Hier war die zu überwindende Schwierigkeit, alle Lichtstrahlen in eine schmale Zone zu werfen und abwechselnd anders zu färben, ohne eine zu kostspielige Vermehrung der Linsenringe. In derselben Abtheilung figurirt die Kehler Rheinbrücke, erbaut „pour étendre les relations entre la France et l'Allemagne." Drei Nummern beziehen sich auf die Abfangung und Einfassung von Mineralwässern, in Plombières, dem Kessel der Medea, in dem das alte Europa jung gekocht worden, in Baguère-de-Luchon und in Ussat. Wichtiger für den Staatsmann und Volkswirth als für den Baumeister ist ein Atlas mit Karten und Rissen über die Bewässerungsanlagen von Carpentras, Departement Vaucluse, wichtig als ein erster Schritt, um die Nachtheile der Bodenzersplitterung auszugleichen. Der Boden ist der Art,

daß ihm nur durch Ueberrieselung Erträge abzugewinnen sind; Stücke Land von der Größe eines guten Teppichs lassen sich aber nicht für sich überrieseln. Unter Anleitung eines Gesetzes, welches deutschen Verordnungen nachgebildet ist, haben sich die sturren, eifersüchtigen Atome zu großen Vereinen zusammengethan, je nach dem Gefälle des Terrains, und gemeinschaftliche Werke angelegt. Ein Hauptkanal nimmt das Wasser aus der Durance und entleert sich in den Fluß Aigues, nachdem er ein ausgedehntes Adergeflecht gespeist hat. Der Kanal selbst ist 83,357 Meter lang, seine fünf großen Abzweigungen 32,719; die kleinen Rieselgräben, filioles, 362,588, zusammen 478,665. Die ganze Anlage ist auf 27,000 Hektaren berechnet und für 9000, die 18 Landgemeinden angehören, in Thätigkeit. Ein Syndikat aus jedem Verein besorgt die Anlagen auf dem Gebiete desselben, ein Ausschuß aus allen Syndikaten den Hauptkanal. Ein Gegenstück dazu sind die Entwässerungsanlagen in dem ehemaligen Fürstenthum Dombes, Departement Ain. Eine Fläche von 100,000 Hektaren wird seit alten Zeiten in der Art benutzt, daß man das Land zwei Jahre lang in Teiche verwandelt, und nachdem dieselben ausgefischt und abgelassen sind, ein Jahr lang mit Früchten bestellt. Die natürliche Folge sind Fieber und eine decimirte Bevölkerung. Der ausgelegte Atlas enthält nur die Vermessung und Nivellirung dieses sonderbar gestalteten Terrains, noch keinen Plan der auszuführenden Arbeiten.

Nicht weniger als 11 Nummern, theils Modelle, theils Karten, theils Photographien beziehen sich auf die öffentlichen Arbeiten in Paris und hauptsächlich auf die Entwässerung und Bewässerung. No. 45 eine geologische Karte des Untergrundes von Paris, soweit er erforscht ist, 15 Milimeter auf 100 Meter, chromolithographirt von Ch. Lemercier. No. 46, in demselben Maßstabe und bei demselben Verleger erschienen, eine Karte

der unterirdischen Wasseradern. No. 44 ein Atlas in 17 Blättern über die Katakomben, Maaßstab 1 auf 1000. No. 38 Atlas der Kloaken und Modell der Cloca maxima von Asnières, an denen man studiren kann, wie Kloaken nicht angelegt werden sollen. No. 39 Karte der Wasserleitungen von Paris, Modell des Behälters von Passy, Modell des ebendaselbst von dem deutschen Ingenieur Kind ausgeführten artesischen Brunnens. No. 43 ein Album über die Squares, öffentlichen Gärten und Promenaden von Paris. Endlich No. 49 ein Nivellement Frankreichs, ausgeführt von Bardaloue. Die Pariser Werke haben alle einen gewissen Werth für Städte, in denen man mit ähnlichen Anlagen beschäftigt ist; von den übrigen, namentlich den Brücken- und Straßenbauten, halte ich viele durchaus nicht für bemerkenswerth.

Ohne Zweifel hätte man aus Preußen eine mindestens ebenso interessante Ausstellung beschaffen können, wenn man die „Bauausführungen des Preußischen Staates“, die wenigstens 1848 noch erschienen, mit den dazu gehörigen Rissen eingeschickt hätte. Ich will übrigens gar nicht sagen, daß das wünschenswerth gewesen wäre; die Regierung bei uns hat nicht das Bedürfniß einer mise en scène, wie in Frankreich; und als Proben dessen, was bei uns in öffentlichen Arbeiten geleistet wird, genügen die zwei Modelle: von der Dirschauer Brücke und von dem Elbing-Oberländischen Kanale, No. 1338. Jedes dieser Bauwerke ist sehenswerther, als gar manches, um dessen willen der deutsche Reisende im Auslande einen Umweg nimmt; wie viel reisende Deutsche überschlagen einen Zug, um die Weichselbrücken auch von der Seite anzusehen? Die Größe der Bauten und ihre geschmackvolle Form springt in die Augen; die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, und der wissenschaftliche Sinn, mit dem die Aufgabe gelöst ist, werden durch das Modell und die beigegebene Beschreibung deutlich. Die

Brücke bei Dirschau ist 2668 Fuß lang, mit sechs Oeffnungen, die bei Marienburg 890½ Fuß, mit nur einem Pfeiler. Weil die Weichsel von Süden nach Norden fließt, in ihrem oberen Laufe eher aufthaut, als in ihrem untern, also einen gewaltigen Eisgang mit gefährlichen Stopfungen hat, waren sehr weite Oeffnungen nothwendig; und je länger die Joche, desto mehr hatten natürlich die Pfeiler zu tragen. Beide Brücken sind Gitterbrücken, deren Wesen man sich klar machen kann, indem man sich ein Brett erst auf die flache Seite, dann auf die schmale Kante gelegt und beidemal belastet denkt. Wenn flach gelegt, so wird eine geringe Last, so wird die eigene Schwere des Brettes hinreichen, dasselbe zu biegen; wenn auf die Kante gestellt, wird eine ungeheuere Belastung erforderlich sein, es zu zerbrechen, vorausgesetzt, daß es nicht ausweichen kann. Und zwar erklärt sich der große Widerstand daraus, daß die Fasern in der untern Hälfte des Brettes zerrissen, in der obern gestaucht werden müssen, wenn das Brett brechen soll. Ein solches Brett stellen die Wände einer Gitterbrücke dar, und die Querverbindungen oben und unten, welche das Ausweichen verhüten, machen das Ganze gleichsam zu einem hohlen Balken. Es leuchtet ferner ein, daß Spannung und Druck auf jedem Punkte zwischen einem Pfeiler und der Mitte des Joches anders sind. Demgemäß ist für einen jeden Stab der 37 Fuß hohen Gitterwände die erforderliche Stärke berechnet worden, während englische Ingenieure in solchen Fällen im Pausch und Bogen verfahren. Damit ist freilich nur eine geringe Ersparung an Eisen, aber ein dauernder Gewinn für die Wissenschaft erreicht. Das zweite Modell stellt unsern Trollhätta-Kanal dar. Die berühmten Schleusen in der Gotha-Elf haben, wenn ich mich recht entsinne — ich reise ohne Bibliothek — eine Höhe von 110 Fuß; die Kanalstrecken des preußischen Oberlandes liegen 225 Fuß über dem Wasserspiegel der untern Strecke,

welche in den Elbingfluß und durch diesen in das frische Haff führt. Die Verbindung wird nicht durch Schleusen, sondern, billiger und schneller, durch schiefe Ebenen unterhalten. Ist ein Schiff an dem Ende der oberen Kanalstrecke angelangt, so wird unter dasselbe, während es noch schwimmt, ein großer Wagen gefahren; vermittelst desselben wird es alsdann herausgezogen und über eine geneigte Ebene von 65 Fuß auf einem Schienenwege herabgelassen; und so fort an drei anderen Stellen. Das Aufsteigen geschieht in derselben Weise; und wenn es sich so trifft, daß gleichzeitig ein Schiff hinauf, eins hinab geht, so dient das hinabgehende als Gewicht zum Hinaufziehen des andern. Der erforderliche Ueberschuß von Kraft und, wenn kein thalgehendes Schiff da ist, die ganze Kraft wird durch ein rückschlächtiges Wasserrad von 27 Fuß Durchmesser gewonnen. Die Dauer der Fahrt über die vier Ebenen beträgt mit Einschluß des Einfahrens der Schiffe auf den Wagen und des Abfahrens von demselben durchschnittlich 15 Minuten, also nicht mehr als zur Füllung oder Entleerung einer einzigen Schleuse gehören würde. Klett & Co. in Nürnberg haben ein Modell von einem Stück der Mainzer Rheinbrücke ausgestellt. Dieselbe ist im Ganzen 3375 Fuß lang mit vier Hauptöffnungen von je 332 Fuß. Sie ist auch eine Gitterbrücke, aber nach dem Pauly'schen Systeme, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die Gurtungen nach ihrer ganzen Länge gleichen Kräften zu widerstehen haben.

Die an Engländer und Franzosen zahlreich vertheilten Preise sind häufig gerechtfertigt durch „boldness of design“ Kühnheit der Konzeption; und in der That sind Preise ertheilt für Bauten, mit deren Entwürfen ein deutscher Baubeflissener durch das Examen gefallen wäre. Ich habe viel über dies Kapitel gehört, muß es aber andern überlassen, dasselbe öffentlich zu behandeln.

In dem englischen Katalog ist in dieser Klasse, der zehn-

ten, eine Unterabtheilung gemacht: **Sanitary Improvements and Constructions**, Anlagen und Verbesserungen für die Gesundheitspflege; und es sind in dieser Unterabtheilung, die sich namentlich mit der Ventilation und dem Kloakenwesen beschäftigt, in England prämiirt 17 Aussteller, in Frankreich 7, in Belgien 4, in Schweden 3, in Oesterreich 3, in Rußland 1, in Deutschland 1 und zwar ein Hamburger wegen eines Nachtstuhls, in Preußen also keiner. Die große Zahl und die Mannigfaltigkeit von Ventilationsapparaten beweist, daß man anderswo das Bedürfniß anerkennt und an der Lösung der Aufgabe nicht verzweifelt; und die gänzliche Vernachlässigung des Gegenstandes in Preußen, das nicht einmal einen Versuch aufzuweisen hat, wird es rechtfertigen, immer wieder darauf zurückzukommen. Das Bedürfniß ist am leichtesten nachzuweisen an den Hospitälern, wo es sich jeder nicht verschnupften Nase fühlbar macht. Nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens haben wir davon auszugehen, daß der Mensch in einer Stunde 300 Liter (französische Quart, gleich ⅞ deutschen) Luft mit 12 Liter Kohlensäure ausathmet, daß wenn die Luft gut bleiben soll, fortwährend das Zweihundertfache der ausgeathmeten an frischer Luft zugeführt werden muß, und daß unter Berücksichtigung der s. g. freiwilligen Ventilation, durch die Fenster und Wände, in Krankenhäusern stündlich 60 Kubikmeter oder 540 Kubikfuß frischer Luft zuzuführen sind; ferner, daß eine so reichliche Lufterneuerung nicht durch den Druck der äußeren Atmosphäre und den Gewichtsunterschied der kälteren und der wärmeren Luft, also durch eine Oeffnung oben und eine unten, sondern nur durch eine mechanische Ventilation erreicht werden kann; endlich, daß zwei Methoden mechanischer Ventilation noch um den Vorzug mit einander kämpfen, das Eintreiben frischer Luft und das Auspumpen oder Aussaugen der verdorbenen. Das Hospital, welches für das bestventilirte in London gilt und **jedenfalls** die größeste Sorgfalt

erforderte, das in Brompton, für Brustkranke, hat die zweite Methode angenommen und in folgender Weise ausgeführt. Von jedem Zimmer und jedem Korridor läuft dicht unter der Decke ein Kanal aus, dessen Durchschnitt nach der Zahl der Betten und nach der ermittelten Geschwindigkeit der Luftströmung berechnet ist. Alle diese Kanäle treffen in einem großen Ventilationsschaft zusammen, für den eigens ein Thurm an dem Gebäude angebracht ist. Auf der Höhe des Thurmes ist nun diesen Schaft ein großer ringförmiger Kessel gelegt, angefüllt mit Wasser, das stets auf 40 bis 50° Reaumur erhalten wird und die Waschküchen und Badewannen speist. Das obere Stück des Schaftes ist also immer warm, erwärmt und verdünnt die darin befindliche Luft und macht sie mit Lebendigkeit aufsteigen, wirkt also auf die Luft in den Zimmern wie eine Saugpumpe. In jedes Zimmer und jeden Korridor mündet dicht über dem Fußboden ein anderer Kanal. Alle diese Kanäle laufen aus von einem größeren, der unter dem Flur der ersten Etage liegt, mit der äußern Luft in Verbindung steht und durch eine mitten darin liegende Röhre mit heißem Wasser erwärmt werden kann. Als ich das Hospital besuchte, um mir die Ventilation anzusehen, im Juli, war diese Wasserheizung nicht in Thätigkeit; in der kälteren Jahreszeit erwärmt man das Wasser so weit, als nothwendig ist, um die verlangte Temperatur in den Zimmern zu erhalten. Der Hergang ist alsdann, um ihn der vollkommenen Deutlichkeit wegen noch einmal zusammenzufassen, so: die äußere Luft tritt in den unterirdischen Kanal, streicht über die erwärmte Röhre, tritt in das Zimmer, entweicht durch den Thurm. Oefen, Kamine oder andere Heizeinrichtungen sind in den Zimmern nicht vorhanden. Ich will hinzufügen, daß in dem stark besetzten Krankenhause auch nicht die leiseste Spur von Spitalgeruch zu bemerken war; die Luft war, wie die Engländer sagen, sweet. Wo man das andere System, das Eintreiben

frischer Luft, angenommen hat, bedarf man eines kräftig wirkenden Fächerrades; das Modell eines solchen, das in dem Militärlazareth in Wien in Thätigkeit ist, findet sich in der österreichischen Abtheilung, Nr. 630. Beigegeben sind Zeichnungen und Pläne der ganzen Anlagen zur Erwärmung und Lüftung dieses Lazarethes, es wäre aber wohl nutzlos, sich mit einer Beschreibung derselben zu bemühen.

Für Räume, in denen nur Gesunde und nur auf kürzere Zeit sich aufhalten, wären solche Vorrichtungen zu kostspielig. Die Engländer sind daher unermüdlich in Erfindung einfacherer, freilich derber wirkender Einrichtungen für Theater, Konzertsäle, Kirchen, Schulen, Gerichtslokale. Die Ausstellung hat eine Menge von Modellen aufzuweisen, von denen ich zwei erwähnen will, das eine, weil ich mich oft von seiner Zweckmäßigkeit überzeugt habe, das andere, weil ich es versucht zu sehen wünschte. Das erste beruht auf der Beobachtung, daß, wenn eine in die Decke eines Zimmers eingesetzte senkrechte Röhre, durch eine dünne Scheidewand getheilt ist, sich von selbst zwei Luftströmungen entwickeln, eine aufsteigende, welche die Zimmerluft abführt, und eine absteigende, welche frische Luft zuführt. Das zweite ist von Howorth angegeben. Aus der Decke des zu lüftenden Raumes steigt ein Blechrohr bis über das Dach hinaus und trägt eine Kappe, die vermittelst kleiner und sehr empfindlicher Flügel von der leisesten Luftströmung in Rotation gesetzt wird. Mit der Kappe dreht sich eine in dem Rohr steckende schraubenförmige Röhre, die etwa der Schlange eines Kühlfasses gleicht. Der Erfinder behauptet nun, daß in dieser Schraube, und dank ihrer Drehung ein viel stärkerer Luftstrom nach oben entstehe als in einer geraden und stillstehenden Röhre von gleichem Durchmesser, daß vermittelst derselben das Zimmer ausgepumpt werde. Eine physikalische Erklärung der Erscheinung ist mir nicht bekannt; aber wir sind

über die Statik der Luft überhaupt noch sehr im Dunkeln und es geht nichts über Versuche.

Von den Vorrichtungen für Privatwohnungen habe ich wiederholt den Arnottschen chimney ventilator empfohlen, ein Ventil, das in das Kaminrohr führt und auch in ein russisches Rohr geführt werden könnte. Bei meiner diesmaligen Anwesenheit in London habe ich aber erfahren, daß nach längerem Gebrauch sich stets um die Klappe her Rußspuren einfinden, ein erheblicher Nachtheil bei gut tapezirten Zimmern. Bei einem Neubau läßt sich dieser Uebelstand allerdings leicht vermeiden, indem man neben dem Schornstein ein kleines Rohr aufführt, das durch den Schornstein erwärmt wird, aber keinen Rauch aufzunehmen hat. Für alte Häuser scheint mir von den ausgestellten Ventilatoren der beste der von Cooke, dessen Patent eine Gesellschaft, die Ventilation and Sanitary Improvements Company, angekauft hat. Die Gesellschaft zählt unter ihren Direktoren einige der ersten medizinischen Autoritäten und arbeitet angeblich mit einem Kapital von 30,000 £. Sie hat viel günstige Zeugnisse von Aerzten, Baubeamten und Schulmännern aufzuweisen. Der Ventilator ist im Wesen das längst bekannte „Fliegenfenster“, das man in Deutschland in Speisekammern und Milchkammern sieht. Er besteht aus einem feinen Drahtnetz, das aber in horizontale Falten gelegt ist, so daß man es mehr oder weniger öffnen kann. Die feinen Löcher verhindern einen fühlbaren Zug, und nach den beigebrachten Attesten ist nicht zu bezweifeln, daß sich auch durch ein solches Geflecht zweierlei Ströme entwickeln, eingehende und ausgehende. Der Ventilator nimmt die ganze Breite einer Scheibe ein und an seinem unteren Rande ist eine zweite Scheibe befestigt, die auf und nieder steigt, je nachdem das Drahtgeflecht zusammengefaltet oder geöffnet wird.

Ueber die Baumaterialien kann nur ein Sachverständiger

urtheilen. Preußen zeichnet sich durch einen Reichthum an Dachbedeckungen aus; dagegen ist die ausgezeichnete Bautischlerei Berlins nur sehr dürftig vertreten. Von einzelnen Baustücken sei zweierlei erwähnt, der Gußmarmor von Weimar in Berlin, in dem unter anderem drei von der Kronprinzessin modellirte Reliefs aus der englischen Geschichte ausgeführt sind, und die Verwendung des Zinkes, in der Berlin stets voran gewesen ist. Pohl hat jonische und korinthische Säulenkapitäler in Zinkrohguß ausgestellt und Peters ein gothisches Kirchenfenster, beides gleich gut ausgeführt, das letztere aber für mich ansprechender, weil es einen Weg zeigt, um die Schwierigkeit zu überwinden, mit der die Gothik in unseren norddeutschen Flachlanden zu kämpfen hatte. Unsere alten Baumeister konnten mit ihren Ziegeln die Zeichnung der Fenstersturze, die tracery, in der ein so großer Reiz dieses Styles besteht, weder so zart, noch so übermüthig ausführen, wie es anderswo in Sandstein geschah. Jenes Fenster zeigt, was mit getriebenem Zink zu leisten ist; sollte nicht dasselbe Material in Guß für denselben Zweck einer sehr ausgedehnten Verwendung fähig sein?

24. Die Töpferei.

Ein weites Gebiet der Ausstellung, und gerade dasjenige, was dem Besucher am Meisten in die Augen fällt, in dem er am Leichtesten zu Hause wird, sich am Schnellsten befreundet und verfeindet, läßt sich kurz bezeichnen als Topf und Kessel.

Der Topf ist vergänglicher als die Erzeugnisse der meisten Handwerke und doch unverwüstlicher als alle. Ein ungeschickter Schlag der Hacke zerbrach die Aschenurne, aber ein Jahrtausend hat die Scherben nicht zu zerstören vermocht. Von unserer ganzen Literatur, gedruckt in diesem Jahr, wird, so

meinen die Papiermüller im Stillen, nach einigen Menschenaltern kein Fetzen mehr übrig sein; und aus den Schutthaufen von Ninive̊h wurden die thönernen Aktenstücke hervorgezogen, die Herodot benutzt hat. Den Namen des Prokonsuls oder Ritters, der in der Villa bei Lymne Castle seine Saison hielt, fischt Niemand mehr aus der Nacht der Vergangenheit auf; aber auf seinen Weinkruken steht lesbar der Name des Töpfers. Für die Geschichte der Töpferei besitzen wir daher unter allen Handwerken das vollständigste Archiv, das in ununterbrochener Folge von der jüngsten Mode bis in die Grabhügel namenloser Geschlechter reicht: und sich in diesem Archive umzusehen, dazu ist vielleicht nie und nirgends eine günstigere Gelegenheit geboten worden als hier, in der Ausstellung und in den zahlreichen Sammlungen, die theils für gewöhnlich, theils für die Dauer dieses Sommers zugänglich sind.

Das Material aller Töpferei, der Thon, entsteht hauptsächlich durch die Verwitterung des Granits. Der Fels hat sich erst zerklüftet und zerbröckelt; alsdann haben Regenfall oder Meeresströmung die feineren löslichen Bestandtheile weggespühlt und in Lagern gesammelt. Im Allgemeinen ist das in einer früheren Erdperiode geschehen; in dem großen Thonlager bei Poole finden sich Reste von Palmen und anderen Pflanzen der subtropischen Zone: an zwei Punkten in Devonshire und Cornwall aber geht der Prozeß noch immer vor sich und wird durch Menschenhand beschleunigt. Der mürbe Granit an den Abhängen des Gebirges wird losgebrochen, zerschlagen und auf einer abschüssigen Fläche ausgebreitet, über die man Wasser leitet. Quer über diese Fläche sind in gewissem Abstande Fanggräben geleitet, in denen Quarzstücke und andere gröbere Bestandtheile liegen bleiben. bis endlich das nur noch mit Thon geschwängerte Wasser in einen flachen Teich gelangt, in dem man es verdunsten läßt; der Rückstand ist Kaolin, der feine

Thon, der das Porzellan giebt. Ueberall auf der Erde, wenige Punkte ausgenommen, hat die Natur freundlicher Weise diese Arbeit besorgt, ehe der Mensch erschien; im Paradiese war gleich ein Thon, ein gar feiner Thon, zur Hand, um die Rippe Adams zu bekleiden, die ihm unter dem Einfluß von Chloroform abgenommen worden; aus den vom Kaukasus herabgewaschenen Lagern wurden die Städte in Assyrien und Babylon erbaut. Anfangs nur an der Sonne getrocknet, dann in Feuer gebrannt, endlich glasirt, haben die Ziegel von Nimrud und Niniveh unsern Chemikern den Beweis geliefert, daß man 800 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung mit den Oxyden von Zinn, Blei, Antimonium und Kupfer die Glasur zu färben verstand. Die Römer hatten in England zwei große Töpferstätten, potteries, eine bei Castor in der Nähe von Peterborough, die man über einen Strich von vier deutschen Meilen verfolgt hat, die andere bei Upchurch. Das in der letzteren verfertigte Geschirr ist von einer schwarzblauen Farbe, die dem Thon durch den Rauch verbrannter Pflanzen gegeben zu sein scheint. Eine dritte Art von römischem Töpfergut wird von den alten Schriftstellern als samische Waare bezeichnet. Ob sie von der Insel Samos eingeführt oder nur dem ächten samischen Geschirr nachgeahmt wurde, ist nicht klar; daß sie aber die werthvollste war, erhellt daraus, daß die Römer sich nur mit ihr die Mühe gegeben haben, zerbrochene Stücke mit Beiklammern wieder zusammenzuflicken. Sie ist von einem schönen glänzenden Roth, wie die römische Töpferwaare vom Rhein. Die Kunst des farbigen Glasirens scheint in der Völkerwanderung untergegangen zu sein. Sie erscheint zuerst wieder bei den Mauren, welche die Wände ihrer Paläste mit glasirten Ziegeln schmückten. Solche Ziegel lernten die Pisaner kennen, als sie den Mauren die Insel Majorca abnahmen im Jahre 1115, und benutzten sie zur Verzierung ihrer Kirchen. Später lernten sie selbst das

Verfahren und wandten es auf Geschirre an; daher der Name Majolica, verderbt aus Majorca, oder auch Rafael-Waare, weil Rafael für die Herzogin von Urbino ein solches Service gezeichnet hat. Das Eigenthümliche dieses Geschirres ist eben so schwer zu beschreiben, als es durch eigene Anschauung leicht aufzufassen ist; wer jemals ein Stück ordentlich angesehen hat, wird die Gattung immer wieder erkennen. Den Stoff muß man nach der heutigen Klassifizirung eine Fayence nennen: zu sehen ist er nur an der Kehrseite der Geschirre, die zum Gebrauch bestimmten Flächen sind durchweg farbig glasirt und zwar mit Farben, die etwas Trübes oder Dickflüssiges haben. Es sind das eben die Farben, über die man damals zu verfügen hatte, und da es darauf ankam, einen groben, grauen Stoff zu bedecken, so waren sie ganz am Platze. Eine sehr beliebte Form in Majolica ist die Schüssel, deren Boden mit Fischen, Schnecken, Muscheln und dergleichen in sehr starkem Relief bedeckt ist. Diese Töpferei erreichte ihre Blüthe in der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Gerade um dieselbe Zeit und während die betreffenden Kunst- und Handgriffe jedem Töpfer in Toskana bekannt waren, fand und vervollkommnete der Franzose Bernard Palissy in langen, mühseligen Versuchen dasselbe Verfahren des farbigen Glasirens. Vor ihm aber ist ein anderer Franzose einzuschalten, dessen Namen unbekannt ist und dessen noch vorhandene Werke hier zum ersten und wahrscheinlich zum letzten Male vereinigt sind. Ich meine den Verfertiger des Geschirres, das den Liebhabern in Frankreich als faïance de Diane de Poitiers, in England als Henri deux ware bekannt und von ihnen mehr als das köstlichste Porzellan begehrt ist. Ueber seine Person ist viel geschrieben und nichts ermittelt; seine Zeit fällt in die Regierungen von Franz I. und Heinrich II.; sein Wohnsitz ist höchst wahrscheinlich in Tours oder der Umgegend zu suchen;

von allen Vermuthungen über sein Leben halte ich die für die gegründetste, daß er ursprünglich Metallarbeiter, Goldschmied gewesen sei. Von seinen Arbeiten haben sich 54 erhalten, von denen die Familie Rothschild 16, das Museum des Louvre 7, das Hotel Cluny 1, das Museum in Kensington 1, der Prinz Galitzin 1 und einige der reichsten Kunstliebhaber in England und Frankreich den Rest besitzen. In Deutschland ist gar nichts davon. Wenn man darnach auch auf einen hohen Preis vorbereitet sein muß, so ist man doch überrascht zu erfahren, daß eine Wasserkanne, 14 Zoll hoch von Fayence vor längerer Zeit 1200 £ gewürdigt worden ist und jetzt einen viel höheren Preis bringen würde. Eine andere Kanne, einen Zoll höher, ist auf 2000 £ taxirt. Von den 54 Stücken sind in dem s. g. Loan Museum, das ich schon erwähnt habe, 23 zu finden. Darunter fünf Gefäße, die wir heute nicht mehr gebrauchen und deren Bestimmung daher Manchem erst gesagt werden muß, aiguières, englisch ewers, Kannen, aus denen man sich Wasser über die Hände gießen ließ, mit Untersätzen dazu. Damals muß die Ueberlieferung aus den antiken Religionen noch sehr lebendig gewesen sein, daß nur fließendes Wasser reinigt, muß man noch gefühlt haben, daß man sich in einem Waschbecken nicht mathematisch rein waschen kann, weil das Wasser darin durch die erste Berührung mit den schmutzigen Händen schon schmutzig wird. Uns sind diese Vorstellungen und Sitten so abhanden gekommen, daß der im Allgemeinen so genaue und so scharf beobachtende Johnson in seinem Wörterbuch ewer erklärt als a vessel to wash hands in, ein Gefäß, in dem man sich die Hände wäscht. Es sollte dem Doktor schwer geworden sein, sich in einer Kanne die Hände zu waschen, deren größester Durchmesser fünf Zoll und deren Hals beträchtlich enger ist. Außerdem mehrere Leuchter, Schalen, sechs Salznäpfe und Anderes. Alle diese Gefäße sind von zweckmäßigen,

dabei anmuthigen und doch edlen Formen; keine zwei Stücke sind einander gleich, und alle scheinen die Erfindung des Künstlers zu sein, wenigstens hat sich für keines ein Muster nachweisen lassen; gab es doch auch damals noch keine Museen. Den Kunstschulen ist ein großer Dienst damit erwiesen, daß Abbildungen aller 54 Stücke in farbigem Steindruck erschienen sind (Recueil de toutes les pièces connues jusqu'à ce jour de la Faïence Française dite de Henri Deux par H. et C. Delange. Paris, 1861). Die überaus reiche Verzierung ist zwiefacher Art, aufgesetzt und eingelegt. Die erstere ist uns, freilich in roher Form, geläufig an dem Bunzlauer Geschirr, die zweite kommt, soviel ich weiß, heute nicht vor. Sie gleicht ganz dem Niello, das die Königliche Eisengießerei in Berlin so vortrefflich liefert, und besteht aus farbigen Thonstückchen, die in das Gefäß eingedrückt sind, ehe es in den Ofen kam. An den meisten Gefäßen sind beide Arten der Verzierung verwandt. Ich begnüge mich mit der Beschreibung der einen Kanne, im Besitz von Mr. Hollingworth Magnial. Der Körper ist eiförmig, rings mit eingelegten Arabesken verziert, in denen der Buchstabe G sich häufig wiederholt; wo das Gefäß am weitesten, sind vier Medusenmasken aufgesetzt. Der Fuß ist mit Reliefleisten von Muscheln und Engelköpfen verziert. Der Hals, ebenfalls reich eingelegt, besteht aus zwei glockenförmigen Stücken, mit den schmalen Enden zusammengefügt, der Ausguß aus einer Muschel, der Griff aus einer Sirene, den Kopf nach unten, welche die Arme auf den Körper des Gefäßes stützt, und deren Füße in zwei Schlangen auslaufen. Die schönen Umrisse des Ganzen und die Ruhe bei soviel Reichthum der Verzierung lassen sich freilich nicht beschreiben. Ein französischer Aussteller, Avisseau in Tours, Nr. 3342, hat sich in Nachahmungen versucht.

Palissy's Leben und Arbeiten sind bekannt. Vom Hause aus ein Glasmaler, setzte er viele Jahre daran, eine Glasur

zu finden, wie man sie in Italien längst kannte, und brachte endlich die prächtige, glänzende Emaille zu Stande, an der seine Geschirre mit einem halben Blick zu erkennen sind; wahrscheinlich mit Hülfe von keltischen Traditionen, die sich durch die spätere Römerzeit und die Stürme der Völkerwanderung in Limoges erhalten hatten. Das Material, das er verarbeitete, unterscheidet sich von allen früheren Fayencen dadurch, daß es viel mehr Kieselerde und viel weniger Kalk enthält.

Die Engländer hatten nichts in der Töpferei geleistet, bis die Gebrüder Elers aus Nürnberg 1690 nach Staffordshire kamen. Handwerksneid vertrieb sie, aber nicht eher, als bis man ihnen die bessere Behandlung des Materials und die geschmackvolleren Formen abgesehen hatte; von ihnen datirt ein kunstmäßiger und künstlerischer Betrieb der ordinären Töpferei in England. Wenn wir das Geschirr von Delft und einiges andere, das in dem Museum in Kensington und in andern Sammlungen zu verfolgen ist, überspringen, so sind wir nun bei dem Porzellan angelangt, das Böttcher 1709 den Chinesen nacherfand. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln der sächsischen Regierung verbreitete das Verfahren sich im Laufe des 18. Jahrhunderts nach Berlin, München, Petersburg und Sèvres, und von den Geheimnissen, die auf der Albrechtsburg so ängstlich gehütet wurden, ist in Meißen nur eine eigenthümliche Art von Vergoldung in Matt und Glanz zurückgeblieben. Das erste englische Porzellan wurde in dem Dorfe Chelsea gemacht, das jetzt eine Vorstadt von London ist. Der Herzog von Buckingham hatte daselbst 1676 durch venetianische Arbeiter eine Glashütte angelegt, von der allerlei fabelhafte Dinge berichtet werden, namentlich daß sie Kaolin aus China habe kommen lassen. Besser beglaubigt ist die Nachricht, daß die Gebrüder Elers, aus Staffordshire vertrieben, als Theilhaber in die Fabrik eingetreten seien und sie in eine Porzellanmanu-

faktur verwandelt haben. Gewiß ist, daß Georg II. Arbeiter, Modelle und Material aus Sachsen beschaffte, und daß Chelsea die Schule und Mutter der englischen Porzellan-Industrie geworden ist. Die Anlage ging im Jahre 1750 ein; die Modelle und ein Theil der Arbeiter kamen nach Derby, wo im nächsten Jahre eine Fabrik eröffnet wurde. Es folgten Rockingham, Leeds, Bristol, im Jahre 1772 Worcester, heute noch eine der besten, und andere Fabriken, deren Namen. dem Sammler wohl bekannt sind. Nebenher gingen die ganz originellen Arbeiten Wedgwoods, geboren 1730, der eine eigenthümliche, steingutartige Masse zu Messergriffen erfand und endlich, mit Hülfe des großen Malers Flaxmann, zu so viel schönen Werken, namentlich zu den Vasen, Kameen, Medaillons in blau und weiß zu verarbeiten lernte. Von Wedgwood stammt die tableware oder, wie man sie heute gewöhnlich nennt, Queen's ware, das gewöhnliche englische Tischgeschirr, ausgezeichnet durch schöne Glasur und die Festigkeit gegen einen derben Stoß und einen plötzlichen Temperaturwechsel, von ihm der Jasper, eine Mischung, welche die Eigenschaft hat, von gewissen metallischen Farben ganz durchdrungen zu werden. An dem östlichen Hauptportal der Ausstellung steht eine Bildsäule des Mannes, der als Lehmkneter anfing und der englischen Töpferei die Ueberlegenheit über alle anderen Länder gab, die auch auf dieser Ausstellung wieder auf das Klarste hervortritt.

Die Massen, die aus Thon hergestellt werden, kann man darnach unterscheiden, ob sie mehr oder weniger dem Glase ähnlich sind. Wenn man sie so ordnet, so kommt an das eine Ende der Reihe der gewöhnliche Mauerstein zu stehen, an das andere das Frittenporzellan und in die Mitte das Steingut. Zu dem Mauersteine haben wir zu stellen das Irdengeschirr, die Massen, die zu Bauornamenten benutzt werden, die Fayencen, die fein oder ordinär, je nachdem die Glasur durchsichtig

ist oder nicht, und die Terracotta. Zum Steingut gehören die Klinker, deren man sich zu Wasserbauten bedient, und das Wedgwood. Das Porzellan wird heute in drei Gattungen unterschieden: erstens „ächtes," porcelaine dure, das eigentlich das weichere ist, aber nicht so leicht springt, zweitens Statuenporzellan, drittens Fritten, porcelaine tendre, das durchscheinend, glasartig ist. Das Statuenporzellan ist wieder von dreierlei Art: ächtes Porzellan, nur unglasirt, von den Engländern statuary genannt; Carrara, das so viel wie möglich dem weißen Marmor ähnlich gemacht wird, weißer und von weicherem Ansehen als das ächte; endlich parisches, Parian, französisch paros, von einem gelblichen Ton, wachsartig, wärmer, etwa wie die Gibson'sche Venus, und nach meinem Geschmack das schönste, weil es die Schatten dunkler erscheinen läßt, also auch die Rundungen besser herausbringt, als das weiße und als der Marmor.

Die Zahl der englischen Aussteller beträgt in dieser, der 35. Klasse 68, der französischen 39, der preußischen 26, der österreichischen 9, der italienischen 13; die übrigen Staaten kommen nach der Quantität kaum in Betracht. Rußland hat einige Prachtvasen, eiförmig, etwas mager von Gestalt, mit vortrefflichen Gemälden, höchst wahrscheinlich das Werk ausländischer Künstler; Dänemark sehr hübsche Biscuitfiguren und ein außerordentlich zart gemaltes Frühstücksgeschirr für zwei Personen, unzweifelhaft dieselben beiden wohlbeleibten Personen, deren Metallstatuetten in der Nähe stehen, den König und die Gräfin Danner. Ich will mit der französischen Industrie anfangen, weil sie zu nützlichen Vergleichungen mit den übrigen und mit ihren eigenen früheren Leistungen Anlaß giebt. Die zahlreichsten Beiträge hat Sèvres geliefert, wie 1855, wo ich immer wieder zu den vier Vasen mit den vier Jahreszeiten zurückkehrte. Es hat, schrieb ich damals, einen unerschöpflichen Reiz, den Gegenstand der ältesten Symbolik des Menschen-

geschlechts in Formen dergestalt zu sehen, die aus dem frischen Leben herausgegriffen sind und aus dem Volke. In den ältesten Denkmälern menschlicher Thätigkeit, in den Thierkreisen der Indier und Mexikaner, in dem Ideenkreise, auf den man aus seinem schwächlichen späten Abglanz einen Rückschluß machen kann, in uralter Weisheit, deren traumhafte Erinnerung unsere Kindermärchen, deren unbewußtes Produkt unsere Zeitrechnung und manches andere Besitzthum sind, in dem Druidenkreis, wie in dem Komtoirkalender steht der Kreislauf der Jahreszeiten geschrieben, mit ihm der Kreislauf der vier Menschenalter, mit ihm, was alles Denken und alles Träumen je aus der Einheit und der Dreiheit gemacht hat. Der Künstler, der die Vasen angegeben, der Elsasser Dieterle, hat uns nicht den Pfeil, das Kaninchen, das Haus und das Schiff der Azteken gemalt, noch einen andern der Cyklen von Symbolen, die unserm Wissen nicht so fern, aber unserm Leben nicht näher stehen. Er malt uns ein Mädchen, die junge Vögel füttert, umgeben von Rosen, ein junges Weib, das Garben bindet, umgeben von Aehren, Kornblumen und Klatschrosen, eine Matrone, die Reisig sammelt, umgeben von Herbstzeitlosen und Hagebutten, von Laub, hier falb, dort noch einmal aufflackernd in den brennenden Farben der ersterbenden Vegetation, eine Greisin am Spinnrocken, umgeben von dem unsterblichen Grün der winterlichen Stechpalme — alles Gestalten, wie sie unter uns wandeln. Das ist kein Hautgout für eine blasirte Minorität, die Langeweile genug, wenn auch oft zu wenig Sinn hat, die Literaturen durchzukosten, das ist demokratische Kunst, ein Klang aus der Zukunft. Die vier Figuren sind mit einer Vollendung ausgeführt, wie nur irgend ein Stück der Ausstellung, das Laubwerk aber nicht in der Tabaksdosenmalerei, die podagristische Kenner durch doppelte Brille bewundern, sondern mit einer Keckheit, die bewunderungswürdig und in der modernen Hof- und

Staats-Kunst ohne Beispiel ist. Die geknickten Roggenhalme sind köstlich, als hätte die Binderin sie von dem Kleide geschüttelt.

Damals gab es in Frankreich noch Menschen, die für sich dachten und empfanden. Wenn auch auf den Boulevards und mit der Wahlurne besiegt, lebte in der Literatur und Kunst noch etwas von der Demokratie, die unter Louis Philipp als eine ecclesia pressa aufgewachsen war. Heute ist die Demokratie verfälscht, vergiftet, liberal-konservativ „organisirt" durch den Exekutor der Napoleonischen Idee; heute denken und empfinden die Franzosen nur, was zu denken und zu empfinden sie durch den Kaiser, die Herren Moequard und de la Gueronnière „eingeladen" werden, es sei denn, daß sie die Freiheit benutzen, sich zu Seiner Majestät getreuen Opposition zu schlagen, das heißt zu der erhabenen Person, welche die Zukunftskronen von Etrurien, Ungarn, Mexiko und Westphalen auf ihrem Haupte vereinigt und einstweilen mit der rothen Mütze Gimpel fängt, in Frankreich und anderswo. Die Franzosen haben jetzt bessere Rinnsteine, billigere Kohlen, schachern mehr, fabriziren mehr von dem, wozu nur eine Hand oder eine Maschine gehört, aber auf alles, wozu Geist oder Gemüth gehört, ist der Bonapartismus wie ein Mehlthau gefallen, auch auf diesen Zweig der Kunst. Die Direktion von Sèvres hat sich angestrengt, die Regierung S. M. auch durch einen neuen Styl in der Porzellanmanufaktur zu verherrlichen und hat ein Dutzend Vasen geliefert in Grün, das nicht grün, in Blau, das nicht blau, in Roth, das nicht roth, in Gelb, das nicht gelb ist, in schmutzigen Farben, die aus so widerstrebenden Elementen zusammengerührt zu sein scheinen, wie die gegenwärtige „Freiheit" der Franzosen. Daß die Chinesen ein ähnliches Grün haben, ist keine Rechtfertigung, und umsoweniger als man ihnen noch nicht den Kunstgriff abgelernt hat, durch den sie ihre stumpfen Farben beleben, nämlich die Glasur in

unzählige feine Risse zerspringen und also irisiren, in Regenbogenfarben schillern zu machen. Das Auge lechzte nach reinen Farben und ward wahrhaft erquickt durch die eine Vase neben den Gobelins, eine Nachahmung der Dieterleschen, mit einem farbigen Bilde, Mohn und Aehren auf weißem Grunde. Auch in der französischen Privatindustrie fehlt es an einem urkräftigen Triebe, wie er seit Wedgwood in der englischen herrscht. Man hascht nach Neuem und bringt es doch nur zu Nachahmungen von Altem; imitations de porcelaine de Chine, porcelaine guillochée imitant les pierres précieuses, imitation des poteries étrusques, pâtes imitant les nacres, l'ivoire et l'émeraude, porcelaine tendre imitant l'ancienne porcelaine de Sèvres. Diese Sachen sind sehr hübsch anzusehen, manche aber haben den Charakter des Porzellans ganz verloren, und von allen ist zu sagen, daß sie nicht für einen großen Bedarf, sondern für ausnahmsweise reiche Leute gemacht sind, für Millionäre. Für the million, wie der Engländer sagt, für die Millionen ist wenig da, und dies Wenige meistens Porzellan und entsprechend theuer. Es fehlt in Frankreich an einem Geschirr wie die Queen'sware, dauerhaft, billig, sorgfältig behandelt. Freilich hat man billiges Porzellan, aber es ist auch danach; mit dieser Einschränkung paßt auf die ganze französische Ausstellung, was der eine Fabrikant von seinem Schaufenster sagt:

Que le millionaire, que la tête couronnée s'arrêtant devant cette vitrine magistrale; là sont pour de grands choix les plus magnifiques pièces qu'ait envoyées l'industrie française; que la fortune aristocratique, le visiteur délicat et difficile cherchent de ces pièces savamment conçues, finement étudiées: il y a de ce bijoux coquets, de ces oeuvres exceptionelles, élaborées dans l'étude du cabinet. Qu'enfin celui dont les aspirations distinguées rêvent le beau, condamné qu'il est au bon

23

marché, veuille une de ces bonnes emplettes qui ne laissent aucun regret et qu'un chiffre tranquille rend possibles; il peut s'arrêter devant cette vitrine accessible à tout. Läßt sich so etwas übersetzen?

Unter den Prachtstücken sind diesmal zu viel **objets de fantaisie**; ich vermisse zwei Aussteller von 1855, Dubois und Jouhanneau, und Stücke, wie die beiden Vasen, die sie geliefert hatten, mit dem Fest der Ceres und dem Bacchantengelage. Als Fortschritte gegen 1855 bezeichnen die Franzosen selbst folgende Punkte: Formung durch Maschinen, allgemeinere Verwendung der Steinkohlen anstatt des Holzes, Anwendung des Luftdruckes, um die Masse in die Formen zu pressen, Benutzung des Sauerstoffes und anderer Gase, um die metallischen Farben zu maneiren, Vervollkommnung der Lithochromie, des farbigen Steindrucks, von dem Macé 1855 die erste Anwendung gemacht hatte.

Unter dem englischen Porzellan sind wenig oder gar keine Phantasiegegenstände; das Meiste ist auf einen derben Gebrauch berechnet, und was nicht, das steht höher als die französischen Künstlichkeiten, ist Kunstwerk. Die Umrisse sind klar und fest, und in der Farbengebung so viel Maaß beobachtet, daß das Material erkennbar bleibt; man weiß, braucht nicht zu errathen, man hat Porzellan vor sich. Nur eine Fabrik, die vorhin erwähnte in Worcester, hat in Roccoco gearbeitet. An dem Tafelgeschirr, auch dem allerkostbarsten, ist nie der Zweck dem Schmuck geopfert; das Geschirr ist zum Essen da, **and no nonsense about it.** Die Firma Wedgwood hat zwei Schränke ausgestellt, einen mit alter Waare, wie der Stifter sie lieferte, und einen mit Majoliken. Mit dem gesunden Sinn, der sich in dem Hause vererbt zu haben scheint, hat man die Majoliken aus Fayence gemacht, nicht etwa das edlere Porzellan unter den dicken Farben versteckt, noch sich in den Farben sklavisch an

die italienischen Vorbilder gehalten, sondern die vollkommneren Mittel, die uns zu Gebote stehen, benutzt und nur den Ton beibehalten. Wenn einmal heute Majoliken gemacht werden sollen, wie es die Mode und freilich sonst nichts gebietet, so müssen sie so gemacht werden. Copeland hat neben einem großen Reichthum an Geschirren eine kolossale Vase gestellt, die ich mit einem Vorbehalt zu Gunsten der Berliner Fabrik für die beste der ganzen Ausstellung erklären möchte. Sie ist eiförmig, glatt, und trägt auf dem weißen Grunde ein breites Blumengewinde, in dem wenige Grundfarben mannigfach schattirt sind. Die Eiform, nach meinem Urtheil überhaupt die schönste, ist von den glücklichsten Verhältnissen; und so scharf ihre Umrisse sich auf den Hintergrund zeichnen, so weich liegen die Farben des Kranzes auf dem tadellosen Weiß. Mit Recht sind die Engländer stolz auf dieses Stück; denn wenn dasselbe auch von einem Franzosen gezeichnet sein sollte, wie es mit vielen anderen englischen Porzellansachen erwiesenermaßen der Fall ist, so hätte es doch der Franzose dem kräftigeren Boden und der gesünderen Luft, in die er versetzt ist, zu danken, daß er nicht dahin gekommen ist, wo die Künstler von Sèvres heute sind. Rose, der in Paris das schöne Service ausgestellt, das die Stadt London zur Bewirthung des Kaisers hatte machen lassen, bewährt seinen Ruf, die delikatesten Farben glücklich aus dem Ofen zu bringen. Ein früher wenig genannter, diesmal durch gelungene Versuche auf den verschiedensten Feldern sehr hervortretender Fabrikant ist Sir James Duke. Ich nenne von ihm einige Vasen und Schüsseln in der Manier Palissy's; Terracotten mit emaillirten Gemälden darauf; schön gemaltes Frittenporzellan, namentlich eine meergrüne Vase mit Vögeln; einen Fruchtkorb, getragen von drei sitzenden Figuren in Parian mit Gold, vortrefflich modellirt und ohne Fehl aus dem Ofen gebracht; endlich mehre Versuche in schwarzem Porzellan, der

Grund matt, die Figuren glänzend, ähnlich wie in der Damastweberei. Davenport, Banks u. Co. zeigen eine reiche Auswahl der schönen Tafelgeschirre, die einen so guten Absatz in Deutschland gefunden haben, darunter ein sehr appetitliches in Dunkelblau und Gold. Die Einführung von englischem Geschirr in Deutschland wird hoffentlich auch die Sitte einbürgern, die Schüsseln verdeckt aufzutragen. Jede Schüssel, mag sie Fleisch oder ein paar Kartoffeln enthalten, mag sie in Windsor oder in der ärmsten Hütte auf den Tisch kommen, hat einen Deckel, wenn er groß ist, von Metall, wenn klein, von Fayence oder Porzellan. In Speisehäusern mit starkem Verkehr besteht er aus Blech, und hat einen flachen Boden, so daß der Kellner eine Menge Schüsseln auf einander packen kann. In der Mitte des Bodens befindet sich ein vertiefter Knopf, an dem man den Deckel aufhebt. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Deckel nicht nur die Wärme zusammenhält, sondern auch zu dem gesunden Appetite beiträgt, mit dem man sich in England an die Speisen macht.

Sehr putzend und wahrscheinlich nicht im Verhältniß theuer sind die ganz eigenthümlichen Vasen von Goß in Stoke on-Trent. Die Masse ist Biscuit (parian); darauf liegt ein Relief von netzförmig verschlungenen Arabesken in Grün und Gold, offenbar von türkischer oder indischer Goldschmidtsarbeit entlehnt. Man glaubt ein Filigrangeschmeide mit Edelsteinen zu sehen, das um das Gefäß gehängt, aber mit richtigem Gefühl hat der Künstler es vermieden, die Täuschung zu weit treiben zu wollen. Nicht dasselbe läßt sich von Granger aus Worcester sagen, der Schalen und Kästchen aus durchbrochenem Biscuit ausgestellt hat, in der Gestalt und in dem Ton des Weiß so ähnlich dem Elfenbein, daß man es dafür halten würde, so lange man es nur ansieht, und daß man, wenn die Berührung die Täuschung zerstört hat, sich fragen muß, was

das Ding vorstellen soll, porzellanenes Elfenbein oder elfenbeinernes Porzellan. Von Minton, berühmt durch seine farbigen Ziegel, ist die große Majolica-Fontaine unter dem östlichen Dome, mit der ich mich nicht befreunden kann — ein Gebirge von schmächtigen Cherubim, die ihre Flügel unter den Armen durch über dem Bauche zusammenfalten und unten in Hermen auslaufen, von pausbäckigen Amoretten, von Tritonen, Delphinen und krausen Zierrathen, aus dem hier und da ein dünner Wasserstrahl aufsteigt und in Sprühregen niederfällt. Es ist zu viel Majolica und zu wenig Wasser. Ich kann mir keinen Ort denken, wo diese Fontaine an ihrem Platze wäre; für ein Haus ist sie viel zu groß, für unsere Parks zu bunt und verschnörkelt, für den Garten des Schah von Persien zu christlich und zu unruhig. Wenn nicht ein Mynheer sich erbarmt und sie zwischen seine mit buntem Sand und Muscheln bepflanzten Beete setzt, so wird sie wohl unter den Raritäten von Sydenham ihr Ende finden. Ich möchte bezweifeln, daß Leon Arnoux, ein französischer Flüchtling, dem seit zehn Jahren die künstlerische Leitung von Mintons Fabrik anvertraut ist, die Zeichnung zu dieser Arbeit angegeben hat. Neben der Kunstschule, die der Prinz Albert gestiftet, haben die Franzosen, die theils bei der Rettung der Gesellschaft vertrieben wurden, theils der geretteten Gesellschaft freiwillig aus dem Wege gingen, einen so sichtbaren Einfluß auf die feinere englische Töpferei geübt, daß die wohlgemästeten Lakaien des „Constitutionnel“, die Nachfolger von Mimi Véron, im Mai d. J. einen Jammerartikel über solchen Mangel an Patriotismus anstimmten. Was das Material der englischen Töpferei angeht, so war es mir neu, aus der schon erwähnten Liverpooler Sammlung zu erfahren, daß die Cauriemuschel, Cyprea moneta, eingeführt und zu Porzellan verwandt wird.

Auch der königlich sächsischen Porzellanmanufaktur in

Meißen, nicht, wie die Engländer hartnäckig sagen, in Dresden, scheint etwas frisches, demokratisches Blut noth zu thun. Als ich zum erstenmale diesen langen Tisch voll Roccocco sah, diesen Wald von Blumen, Schäferinnen, gepuderten Herren, und geflügelten Göttinnen, auf den die Marchschen Statuen ernst und streng herabschauen, fiel mir der Ritter von La Mancha ein, der zu seinem ersten Abenteuer auszieht und sich vorstellt, wie der Geschichtsschreiber dereinst die Erzählung seiner Heldenthaten beginnen werde.

„Kaum hatte der lichtvolle Apollo begonnen, die goldigen Wogen seines schönen Haares über die weite Oberfläche der Erde auszubreiten, kaum hatten die tausendfarbigen Vögelchen mit ihrer zarten süßen Harmonie das erste Licht der rosenfarbenen Aurora begrüßt, die, das weiche Lager ihres eifersüchtigen Gatten verlassend, den Sterblichen sich zu zeigen kam und die Thürme und Balkone der Mancha mit Farben übergoß, als u. s. w." Sollte eine Staatsanstalt nicht einer verkehrten Mode steuern, anstatt sie zu nähren? Wozu immer und immer „nach Watteau" malen — sehr schön, es ist wahr — oder „nach Rubens Liebesgarten", wozu den „Olymp" modelliren, wozu eine unendliche Mühe verwenden auf 66 Figürchen „in Spitzenputz"? Und wozu sind die „69 natürlich staffirten Vögel" bestimmt? für ein naturhistorisches Museum? da wären sie zu theuer; zum Zimmerschmuck? da sind sie zu natürlich. Die Meißener Fabrik hat im vorigen Jahrhundert einen großen Ruf dadurch gewonnen, daß sie damals die beliebtesten Gemälde in ungemein sauberer Miniaturmalerei wiedergab; sie stand damit in der Zeit, ihre Arbeiten stimmten zu der Zimmerdekoration, zu dem Hausrath, zu der Literatur, zu dem Gespräch; aber wo steht sie heute? Weg mit dem Zopfe! Der Liebhaber von „altem Meißner" mag es bei Antiquaren kaufen.

Berlin hat auch diesmal wieder das Meiste geleistet in

der Malerei auf Porzellan, die ich unterschieden haben will, von der Porzellanmalerei. Bei dieser ist die Malerei Ornament für das Gefäß, bei jener ist das Porzellan Material für das Gemälde. Das letztere trifft ganz streng zu bei dem meisterhaft ausgeführten Portrait Friedrichs des Großen nach Graff und bei der Raphael'schen Madonna des Berliner Museums; beide sind auf Porzellantafeln gemalt. Es springt in die Augen, mit welcher Schwierigkeit der Künstler bei solchen Kopien zu kämpfen hat: es stehen ihm nicht dieselben Farbstoffe zu Gebote wie dem Maler des Originales. Pflanzenfarben darf er gar nicht verwenden, weil das Feuer sie zerstören würde, manche Metallfarben verändern sich durch das Brennen, und für gewisse Schattirungen sind mineralische Farben noch gar nicht gefunden. Für diese besonderen Schwierigkeiten wird der Maler auf Porzellan freilich auch durch einen besondern Erfolg belohnt; nicht allein, daß sein Werk dauerhafter ist, die Glätte des Materials und der Glanz der Farben geben demselben auch einen eigenthümlichen, von der Leinwandmalerei verschiedenen Charakter. Etwas anders steht die Sache, wenn solche Kopien auf Vasen gesetzt werden, besonders wenn sie rund um das Gefäß laufen. Es ist alsdann unmöglich, das Bild auf einen Blick zu übersehen und deshalb werden viele Gemälde sich ein für allemal nicht zu einer solchen Darstellung eignen. Auch wo nur ein Theil, etwa die Hälfte der Vase von einem Bilde bedeckt ist, werden die Rundungen entweder das Bild verschieben, um nicht zu sagen verzerren, oder Verkürzerungen und Verlängerungen nothwendig machen. Mich dünkt, Vasengemälde sollten Originalien, sollten mit Rücksicht auf die besondere Form des Materials komponirt sein. Findet man ein Bild, das man kennt und liebgewonnen hat, auf einer Vase wieder, so entsteht ein gewisser Zwiespalt der Empfindung; man weiß nicht, gehört das Bild zur Vase oder die Vase zum Bilde.

Freilich fehlt es wohl heute an Künstlern, die Originalien zu vollen Vasengemälden liefern möchten.

Für die großen Berliner Vasen sind die Gemälde recht glücklich gewählt; der „Triumphzug des Königs Wein" von Schrötter verträgt es wohl, stückweise angesehen zu werden, wie jeder Aufzug; „Nausikaa und Ulysses" fällt im Original etwas auseinander, die Prinzessin kutschirt davon, Ulysses bleibt stehen und sieht ihr nicht einmal nach — was an dem Original eine Unvollkommenheit sein mag, wird hier ein Vorzug; auch die weiblichen Figuren im Schilf und die Rubens'schen Kindergruppen verlangen nicht, auf einmal übersehen zu werden. So große Kompositionen kommen sonst auf der Ausstellung nicht vor, und über die Vortrefflichkeit der Technik ist nur Eine Stimme. Die Form, der wir in der Berliner Ausstellung am Häufigsten begegnen, ist die sogenannte Urbinovase; sie erscheint funfzehnmal mit schwebenden Figuren nach Kaulbach, mit zahlreichen Ansichten von Potsdam, mit dem Bildniß der Kronprinzessin, mit Meernymphen auf einem Grunde von Platinalüstre. Daneben dorische Vasen mit ornamentalem Fries, Weinkühler im Majolicastyl mit den erwähnten Rubensschen Kindern bemalt, Weimarsche Vasen mit Watteaugruppen, Braunschweiger, Chinesische, „Indo-chinesische" Vasen, Voltaire-Vasen, Roccocco-Vasen, ein antiker Krug mit Ziegen, eine Renaissanceschale mit Ansichten von Babelsberg und anderes. Sich auf den Werth dieser verschiedenen Formen einlassen, hieße ein gutes Stück Kunstgeschichte schreiben; nur an den Roccoccovasen kann ich nicht ohne eine Bemerkung vorübergehen: daß ich sie lieber weggewünscht hätte. Daß eine Anstalt mit so reichen Mitteln und so mannigfaltigen Leistungen wie die Berliner Manufaktur, auch diese Form herzustellen vermag, wäre ohne Probe zu glauben; und ein Nutzen oder Genuß ist davon nicht abzusehen. Die Vasen sind blau, unter der Bauchung von einer goldenen

Schärpe umschlungen, welche die Rundung eingedrückt hat, als sei sie um den noch weichen Thon geschlungen worden; das ist ein Widersinn wenigstens für das unbefangene Auge. Es ist schon in Berlin bei der vorläufigen Ausstellung der für London bestimmten Gegenstände bemerkt worden, daß die so verschiedenen Style einander beeinträchtigen. Das ist auch hier und in noch höherem Grade der Fall, weil die Sachen auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängt werden mußten. Auf einem runden Tische und einem kreisförmigen, der ihn umgiebt, sind außer diesen Vasen eine Menge plastischer Arbeiten in Biscuit, ein großer Tafelaufsatz im Roccocogeschmack, mehre vollständige Tischservice, japanesische Kaffeeservice und eine Menge anderer Dinge untergebracht, und man muß es deshalb doppelt bedauern, daß die eine riesige Vase, welche den Mittelpunkt bilden sollte und dem Auge einen Ruhepunkt gewährt haben würde, im Ofen verunglückt ist.

Dekorirtes Porzellan haben ferner Tielsch in Breslau, der sich durch seine grüne Lüstremasse, sehr geeignet für den maurischen und indischen Styl, auszeichnet, Müller in Berlin, der sich besonders auf Kreidezeichnungen in gelbem Grunde gelegt hat, und Rothenbach in Breslau ausgestellt. Schomburg u. Co. in Moabit bei Berlin haben einen sehr erfreulichen Schritt auf dem Wege gethan, auf dem die Engländer uns so weit voraus sind; sie haben eine Masse hergestellt, von ihnen Dauerporzellan genannt, welche beim Sieden und bei gesteigerten Hitzgraden nicht springt, also zu Kaffeemaschinen und Theekesseln, für Spirituslampen und Gaskocher verwendet werden kann. Feines Steingut hat nur Dryander in Saarbrücken geliefert. Unser ordinäres Irdengeschirr fehlt ganz March in Charlottenburg hat die vier Evangelisten, wahrscheinlich nach Thorwaldsen, aus einer eigenthümlichen Terracotta, die sich vortrefflich zu Bauornamenten eignet. Von

unsern vorzüglichen Oefen mit weißer Schmelzglasur hat nur Strahl in Frankfurt ein Exemplar gestellt. Von den ebenso vorzüglichen Mauersteinen des Havelbeckens, namentlich den Joachimsthalern, habe ich nichts bemerkt; Steine erster Qualität sind in England so übermäßig theuer, daß vielleicht ein Geschäft dahin zu machen wäre. Ein sächsischer Fabrikant hat Geschirr von durchlassendem Thon ausgestellt; nach meinem Notizbuch heißt er Harkort aus Altenburg, in dem Kataloge habe ich ihm vergebens durch das Gewimmel von thüringischen Vaterländern nachgespürt. Wer er auch sein möge, zu seinem und seiner Abnehmer Besten wünsche ich, daß er sich für zwei Schillinge einen rothen englischen Butterkühler verschaffen und künftig zum Muster nehmen möge. Ein solcher Kühler besteht aus einem flachen Teller und einer Glocke, alles unglasirt bis auf die Unterseite des Tellers; der Mantel der Glocke ist doppelt, so daß der Zwischenraum mit Wasser gefüllt werden kann; der Knauf der Glocke ist durchbohrt und in dem Teller befindet sich ein Kranz von feinen Löchern, so daß ein fortwährender Luftzug durch die Glocke stattfindet und das an der innern Seite der Glocke ausschwitzende Wasser ebenso schnell verdampft, wie das nach außen durchschlagende.

Die österreichische Porzellanindustrie ist besonders um Karlsbad zu Hause, wo Kaolin, wo Feldspath und Quarz in vorzüglicher Beschaffenheit und in Ueberfluß vorhanden sind, und in Herend in Ungarn, wo es Moritz Fischer gelungen ist, Kaolin aus einer Gebirgsart herzustellen. Die Fischersche Fabrik hat einen alten, auch von Alexander v. Humboldt bezeugten Ruf wegen ihrer vollkommenen Nachahmung des feinen chinesischen Geschirres; sie hat mit ihrer großen Vase das chinesische Grün besser getroffen als Sèvres. Die kaiserliche Fabrik in Wien, die älteste nach der Meißner, hat über 900 Gegenstände ausgestellt, meistens hartes Porzellan. Die Statuetten

sind vortrefflich, in der Kunstmalerei läßt man sich nicht auf so Großes ein, wie in Berlin; das Bedeutendste ist ein Moriamur pro rege nostro Maria Theresia in Palissy's Manier. Das gewöhnliche Tischporzellan scheint vorzugsweise in Smichow bei Prag verfertigt zu werden.

Das porcelaine tendre bildet den Uebergang zum Glase. In den Gräbern von Benihassan, mehr denn 2000 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung erbaut, wenn die Chronologen Recht haben, sind Glasbläser abgebildet, und manches, was seitdem gewonnen, ist wieder verloren gegangen. Alle Künste Kunkels und der Venetianer sind noch nicht wiedergefunden; die Glasfenster des Mittelalters sind noch nicht erreicht, und in den römischen Schriftstellern geht eine Geschichte um von einem Glasbecher, den man verbiegen und wieder zurecht hammern konnte. Die Wanderung, welche die Glasindustrie durch Europa gemacht hat, und der Einfluß der örtlich verschiedenen Materialien lassen sich auf der Ausstellung noch sehr wohl erkennen. Von Venedig kam die Kunst nach Böhmen und Deutschland, von da nach Frankreich, von da nach England. In Venedig krankt sie und gefällt sich in mosaikähnlichen Arbeiten; so auch in Mailand. Das böhmische Geschirr ist das billigste, leichteste und haltbarste, läßt sich aber nicht gut vergolden. In Krystallglas hatte bis vor etwa 15 Jahren England das Monopol; und trotz der glücklichen Konkurrenz, die ihm Baccarat, St. Louis und Clichy seitdem machen, war bis zu dem Handelsvertrage die Einführung fremder Krystallgläser in Frankreich untersagt. In Clichy hat man in neuerer Zeit durch Anwendung von Zink und Borax anstatt des Bleies und der Kieselsäure Krystallglas von einer außerordentlichen Härte und Klarheit erhalten, das, unschätzbar für optische Instrumente, einem allgemeineren Gebrauche noch große Schwierigkeiten entgegensetzt, weil es sich

schwer schleifen und vergolden läßt. Boutemps, dem diese Entdeckung zu verdanken, ist nach England ausgewandert und arbeitet für die Firma Chance Brothers in Birmingham, die denn auch mit ihren Linsen den Preis davon getragen hat.

Für die Verarbeitung des Glases hat der Juryberich von Lord de Mauley, einer der besten, die über die Londoner Ausstellung von 1851 erstattet worden sind, den Grundsatz vorangestellt und, unbekümmert um Mode und öffentliche Meinung, in der Beurtheilung durchgeführt, daß ein gläsernes Erzeugniß nicht schön ist, wenn es die beiden wesentlichen Eigenschaften des Glases, seine Zerbrechlichkeit und seine Durchsichtigkeit, unbeachtet läßt oder, um mich so auszudrücken, beleidigt. Je öfter man die Ausstellung ansieht und mit den älteren Arbeiten vergleicht, desto sicherer wird man sich darüber, daß der Grundsatz richtig ist und im Interesse eines gesunden Geschmackes nicht scharf genug gehandhabt werden kann. Weg also mit den dünnstieligen Weingläsern, die man anzufassen sich scheut! Die alten Künstler machten hin und wieder auch solche Gläser, aber sie umfaßten die Stelle, wo Kelch und Stiel zusammentreffen, mit einem Goldringe, um die Besorgniß des Zerbrechens, wenn nicht für die Hand, doch für das Auge zu beseitigen. Weg mit den dicken Massen, dunkeln Farben und überreichen Vergoldungen! Weg mit den dunkelblauen Vasen von Clichy, denen das Kompliment gemacht wird, man könne sie kaum von dem porcelaine tendre aus Sèvres unterscheiden! Man mache entweder Porzellan oder Glas, aber nicht ein Ding, das, wie die Engländer sagen, weder Fisch, noch Vogel, noch guter Pökelhäring ist. Auch das Milchglas und die noch undurchsichtigere pâte de riz sind nur da gerechtfertigt, wo ein bestimmter Zweck die Undurchsichtigkeit erfordert. Störend ist die Durchsichtigkeit bei den Statuetten, die aus Oesterreich, von Steigerwald

und von einigen französischen Fabrikanten ausgestellt sind. Eine Statue muß undurchsichtig sein, wie der menschliche Körper, den sie darstellt; jedenfalls sollte man den älteren Büsten aus Bergkrystall den Kunstgriff absehen, nur das Gesicht matt zu lassen und das Haar und die Kleidung blank zu poliren. Durchweg in demselben Ton gehalten, sieht eine gläserne Statue vollends fade aus.

Auffallend im Vergleich mit den vorhergehenden Ausstellungen ist die Menge der gemalten Fenster aus England und Frankreich, meistens für Kirchen bestimmt. In England bemüht sich die ecclesiological society, die wir schon bei der religiösen Tischlerei kennen lernten, die Heiligenbilder, die sie nicht ohne Gefahr in die Kirche bringen kann, wenigstens durch die Fenster hereinsehen zu lassen; in Frankreich ist seit dem 2. Dezember eine große Frömmigkeit im Kirchenputze eingerissen. In der Manier sind die beiden bekannten Richtungen vertreten, die alte, die weniger malt als symbolisirt, weniger die Aufmerksamkeit fesseln und von dem, was in der Kirche vorgeht, abziehen, als das schreiende Tageslicht dämpfen, die Lücke in der farbigen Wand harmonisch ausfüllen will, und die neuere, die perspektivisch und mit Licht und Schatten malen will und gegen die einleuchtende Schwierigkeit eines Stoffes, der ganz Licht ist, ankämpft, so gut sie kann. Die vollkommensten Nachahmungen alter Malerei haben die Franzosen Coffetier und Didron geliefert; Nicod hat die pompejanische Kolorirung auf Glasfenster angewandt. In Spiegelglas kämpfen noch immer die Belgier und die Fabrik in Stolberg bei Aachen um den ersten Rang. In geschnittenem Glasgeschirr, cut glass, ist England unerreicht. Die reichste Ausstellung von böhmischem Glase hat die bekannte Firma Lobmayer gemacht, deren Candelaber den Eingang zu der österreichischen Abtheilung zieren, aber vor Lord de Mauley nicht

alle bestehen würden; freilich ist das „Alabasterglas“ so schön, daß man ihm gern Indulgenz ertheilt. Steigerwald in Baiern hat diesmal nicht so riesige Stücke geliefert wie in Paris und hat eine Nebenbuhlerin in der Josephinenhütte in Schlesien. Die schönen und eigenthümlichen Arbeiten von Heckert in Berlin braucht man dem preußischen Leser nicht zu beschreiben.

---

25. In Guildhall.

London, 18. Juli. Wenn ich das gestrige Fest, von dem ich mich in diesem Augenblicke noch nicht ganz erholt habe, für englische Leser zu beschreiben hätte, so würde ich sprechen von extraordinary splendour, von den „Kaufmannsfürsten Englands“, von einer „Milchstraße von Schönheiten“ und würde schließen mit der Versicherung, daß „die Anordnungen den höchsten Kredit auf alle dabei Betheiligten reflektirten“. Da ich aber für Deutsche schreibe, die bei den Engländern in dem Rufe stehen, sehr wissenschaftlich zu sein, mit andern Worten sehr nach Wahrheit zu dürsten, und da ich überdies den sonderbaren Vortheil genieße, mich nicht als Gast der Festgeber betrachten zu dürfen, so werde ich einfach erzählen, was ich gesehen und geleistet habe. Den Anfang will ich mit den Leistungen machen, denn sie sind groß und verkettet mit Dulden und dürfen mir als überverdienstliche Werke angerechnet werden, wenn ich einmal in meinen Pflichten lässig bin. Das Fest wurde gegeben von der „Corporation“ der City. Corporation heißt auf Deutsch Magistrat und Stadtverordnete mit etwas an Zünften. Die City ist die Altstadt, der Kern des wunderbaren Dinges, welches London heißt, und dessen Grenzen durch verschiedene Parlamentsakte verschieden und durch den Sprachgebrauch gar nicht bestimmt sind. Daß die Großhändler zwar ihre Comtoire in der City haben, aber nicht daselbst wohnen, also auch nicht Gemeindebürger sind, daß vielmehr die Corporation im Ganzen aus Tiefenbachern besteht, darf als bekannt vorausgesetzt werden, wenn auch Monsieur Aristide de Grandpierre und seine Leser noch immer die orthodox französische Vorstellung haben, daß der Lordmayor oder Oberbürgermeister

über der Königin stehe, weil sie nicht ohne seine Erlaubniß in die City kommen dürfe. Sobald von dem Vorhaben, ein Fest zu geben, etwas verlautet hatte, wurden alle, die zur Corporation gehören oder irgend wie mit ihr zusammenhängen, von Vettern und Basen bis ins vierte Glied um Einladungen bestürmt. Für die Vertreter auswärtiger Blätter sollen Billets ausgegeben worden sein, aber an die Adresse sind sie nicht gelangt; und Nachfragen haben nur dasselbe Ergebniß geliefert wie die parlamentarische Untersuchung über den Verbleib der 20,000 nach der Krim geschickten Mäntel: weg sind sie, aber Jedermann ist unschuldig. Auch auf Verwendung der Kommissarien des Zollvereins waren keine Preßkarten zu erhalten, was aber durchaus nicht an dem Willen oder der Thätigkeit der betreffenden Herren lag. Woran denn sonst? darüber werde ich nichts sagen; denn obwohl ich mich ganz komfortabel fühle, so bin ich doch nicht so übermüthig, in ein Wespennest zu schlagen. Es sind so viele Preußen hier und sie haben so viel Gelegenheit, Beobachtungen zu machen, daß sie nach ihrer Rückkehr selbst eine öffentliche Meinung über das, was zum Grunde liegt, veranstalten können. Als Beitrag zu diesen Beobachtungen empfehle ich ihnen den heutigen Leitartikel der „Times", der das Universum davon in Kenntniß setzt, daß die kleinen deutschen Staaten vor längerer Zeit in eine Verbindung getreten seien, genannt Zollverein, daß Preußen jetzt seine Absicht erklärt habe, sich diesem Verein anzuschließen, ja daß Aussichten auf einen ähnlichen Schritt Oesterreichs vorhanden seien — und das, nachdem jeder Londoner eilf Wochen lang die Ausstellung, den Katalog und die Zeitungsberichte vor Augen gehabt und natürlich die gediegensten Urtheile über die Industrie des Zollvereins, auf Englisch gesprochen Solferin, gewonnen und von sich gegeben hat! Ich empfehle ferner, diese Nummer der „Times" zu kaufen, mitzunehmen und aufzube-

wahren; denn wer nach einiger Zeit sich auf diesen Präzedenzfall berufen, etwa einen Zweifel äußern wollte, ob es nothwendig sei, den beschränkten Raum deutscher Zeitungen gewissenhaft mit den Erörterungen der englischen zu füllen, der würde sicher auf Denker stoßen, die ihm logisch beweisen, daß die „Times“ das nicht gesagt habe, weil es unmöglich sei, daß sie so etwas sagen könne.

Je näher der Tag rückte, desto schwieriger wurde es, Billets zu haben; und je schwieriger es wurde, desto mehr wuchs natürlich der Reiz; es gab ein furchtbares intellektuelles Gedränge, in dem einer dem andern das Knie auf die Brust setzte. Einige Stunden vor dem Beginn des Festes hatte ich auf einem Schleichwege die Einladungskarte, 10 Zoll lang und 8 Zoll breit, die ich, wie der Glaser eine Fensterscheibe, unter dem Arme tragen mußte; denn welche Tasche hätte das Ungethüm beherbergen können? Das Konzert, das um 8 Uhr begann, habe ich versäumt. Um 10 Uhr trennte ich mich von einer Gesellschaft, in der ich lieber geblieben wäre, hatte drei Meilen, natürlich im Regen, zu fahren, Toilette zu machen, wieder fünf Meilen, natürlich im Regen, zu fahren und langte gegen Mitternacht an. Ein Theil des Vorhofes war in einen hübsch und einfach dekorirten Empfangssaal verwandelt. Das Gebäude besteht aus einer Halle mit gothischen Wänden und Fenstern, aber flacher Decke, 153 Fuß lang, 50 Fuß breit, 52 Fuß hoch, einem geräumigen Keller, genannt Krypte, und einem Kaninchenbau von Gängen, Höfchen, Treppchen, und meistens kleinen Zimmern, in denen ein Polizeigericht, ein kleines Civilgericht und eine Anzahl städtischer Büreaus untergebracht sind. Die Räume und ihre Ausschmückung waren nicht im Entferntesten mit dem Hotel de Ville in Paris oder dem Berliner Opernhause zu vergleichen. Man hat oft davon gesprochen, ein neues Gebäude aufzuführen, aber die Ausgabe

vertagt, bis der kostspielige Kloakenbau fertig sein wird — sehr verständig, denn rein ines Hemd geht über einen gestickten Rock. Die Verzierung hatte etwas peinlich Unruhiges. Gog und Magog, zwei Riesen, die mit den wilden Männern vom Harz und mit anderen berühmten Leuten verwandt sind durch einen Stammbaum, den aufzurollen mir heute die Zeit und die Hülfsmittel fehlen, waren in die Ecke gedrängt worden, um allegorischen Figuren Platz zu machen, die heutzutage eine sehr geschickte und maßvolle Hand erfordern. Eine große weiße Dame stellte, wie ich erfuhr, die City vor; zwei andere, die eine mit einer Druckerpresse, die andere mit einer Bibel, die Journalistik und die Religionsfreiheit. Eine Wand war mit einem Bilde des Ausstellungsgebäudes von 1851, der Büste des Prinzen Albert und einer Zeichnung des Denkmals, das jener Ausstellung errichtet werden soll, eine andere mit dem gegenwärtigen Ausstellungsgebäude verziert und der Raum zwischen diesen größeren Stücken mit Namensverzeichnissen der 1851 und diesmal mit Medaillen bedachten Aussteller, mit Wappen der Gilden und heraldischen Ungeheuer, alles von Pappe, ausgefüllt. Auffallend für den Festländer muß es gewesen sein, daß der Fußboden dieser zum Tanzen bestimmten Halle mit einem Teppich belegt war. Aus einem Fenster in der Ecke eines kleinen Zimmers sah man in einen kleinen Hof, in dem Springbrunnen und Wasserfälle in einem grünlichen Lichte spielten. Die Krypte war mit einer höchst absonderlichen Tapete behangen. Auf einem Stoff wie Kaffeesack waren, wie es schien, mit Kohle, Röthel und einigen anderen groben Farben Figuren gemalt, die bald an aztekische Hieroglyphen, bald an die Pictographie des Peaux rouges erinnerten und hin und wieder durch lateinische Inschriften in angelsächsischen Buchstaben erläutert waren. Ich habe einige dieser Inschriften abgeschrieben: Michaelis et hic transierunt flumen. — Hic

Harold Dux trahebat. — Nuntii Wilielmi Ducis venerunt. — Hic Willem dedit Haroldo arma. — Ein sehr starker Herr von der Corporation, der mich bei der Beschäftigung bemerkte, war so freundlich mir zu sagen, er könne tell me all about it. Indessen beschränkte sich die Information, die ich von ihm erhielt, darauf, daß diese Tapeten sehr alt und sehr merkwürdig seien. Ein Kellner, der das Gespräch mit angehört und das Gesicht dabei vorgezogen hatte, ließ sich nachher abfragen, daß nur drei Stücke alt und die andern nach ihrem Muster gemacht seien. An der Dekorirung anderer Räume war manches von einer Einfachheit, die in diesem Centralfeuer der Civilisation etwas Erquickendes hatte. An zwei Thüren z. B. waren gedruckte Zettel angeschlagen mit den Worten Entrée und Sortie; darunter hatte ein besonders vorsorglicher Vater der Stadt im letzten Augenblicke mit Mundlack zwei Stücke bläulichen Aktenpapiers geklebt, auf denen mit einem Schwefelholz die Uebersetzung geschrieben stand: Way in und Way out.

Die Gesellschaft, die 3000 Köpfe stark war, zählte einige Minister, die meisten Gesandten, aus Sachsen sehr viele Aussteller, aus Oesterreich die Bureaubeamten der Ausstellungskommission und aus Norwegen die Kommis, die den Dienst in der Ausstellung versehen. Man hörte häufig ein Englisch, das Ausländern nicht zum Studium der Grammatik und der Aussprache zu empfehlen wäre. Als ich einmal eine Viertelstunde lang in einem engen Gange hinter einer Dame eingekeilt war und zum Zeitvertreib ihren äußerst komplizirten Kopfputz so lange zu untersuchen mir vorgenommen hatte, bis ich mir alle seine Theile und ihre Ineinanderfügung mit geschlossenen Augen würde vorstellen können, wurde ich durch die Worte, die sie an ihren Begleiter richtete: Look at them flowers! in einem Grade erschreckt, der nicht geschildert, nur mitempfunden werden

kann. Was überhaupt die Damen betrifft, so muß ich als wissenschaftlicher Mensch auf die Gefahr hin, als böser Aristokrat zur Laterne verurtheilt zu werden, erklären, daß die in Chiswick und Hatfield viel hübscher waren. Gegessen wurde mörderlich. Unter den Speisen erregten einige thurmartige Gerichte meine besondere Aufmerksamkeit. Rings an den schräge aufsteigenden Unterbau waren Seekrebse gelehnt, die Köpfe nach oben; da aber diese Geschöpfe sich bekanntermaßen rückwärts bewegen, so blieb mir die Idee des Künstlers zweifelhaft. Waren die Krebse gedacht anstürmend und von dem Verlangen erfüllt, sich des oben befindlichen Gegenstandes zu bemächtigen? Oder waren sie aufzufassen als von diesem hochgestellten Gegenstande wie Emanationen ausgehend und in die niedere Welt hinabsteigend? Diese Gegenstände bestanden in Büsten aus Blancmangé, und zwar an dem einen Gericht der Büste Viktor Emanuels, an dem zweiten des Prinzen von Wales, an dem dritten einer Dame, die von einigen für Italien, von anderen, in die Geheimnisse der Diplomatie Eingeweihten, für die zukünftige Prinzessin von Wales erklärt wurde. Da ich vorher einen Teller mock turtle gegessen hatte, so kann ich aus eigener Erfahrung nur über Seltzer und Früchte urtheilen, die vortrefflich waren. Ich schließe mit einer Phrase, die ich in einer der heutigen Zeitungen finde, und deren Verfasser das Büffet gründlicher untersucht zu haben scheint: „Der Erfolg des Festes war vollständig, und wer daran theilgenommen, wird auf dasselbe zurücksehen als auf eine der Landmarken, die hoch über dem Niveau gewöhnlicher Erinnerungen stehen.“

---

26. Metall.

Das älteste Metallgefäß wird wohl der Kessel gewesen sein, und das älteste Material, in dem er vorkommt, ist die Bronze. In der Bronze sind heute die Franzosen ebenso unbestritten die ersten, wie die Engländer im Thon. Der Reichthum ihrer Ausstellung erinnert an die Beschreibungen von Athen und Rhodus; aber dieser Vergleich, so rühmlich er auf der einen Seite ist, besagt auch, daß die Franzosen sich auf einem seit den ältesten Zeiten ausgetretenen Pfade bewegen. Die Deutschen und die Engländer haben in der künstlerischen Behandlung der Metalle Gebiete betreten, die den Alten verschlossen waren, die Deutschen durch ihre Leistungen in Gußeisen, die Engländer durch die Behandlung des Silbers, durch die Erfindung des Plattirens und durch die Entwicklung der Galvanoplastik. Den größesten Raum unter den Franzosen nimmt Barbedienne mit seiner 40 Schritt langen Aufstellung ein; und wer damit begonnen hat, diese Statuen und Gefäße zu mustern, zu denen die Antike und Michel Angelo die Vorbilder geliefert, dem wird alles Andere fade oder schreiend vorkommen, bis er auf die Arbeiten stößt, die Lerolle nach Modellen und Zeichnungen von Cordier ausgeführt hat. Unter ihnen findet er die Antike nicht nur kopirt, wie Milon von Croton, den griechischen Tisch, die etruskische Vase, das Räuchergefäß, sondern für moderne Bedürfnisse, für Lampen, Pendulen, Kronleuchter, mit Sinn und Geschmack nachgeahmt. Die Aufgabe war allerdings leichter, als unter gewöhnlichen Verhältnissen, weil die bezeichneten Geräthe zum größesten Theil für das pompejanische Haus des Prinzen Napoleon, also für eine verwandte Umgebung bestimmt sind, um so leichter,

als in dem fashionablen Badeort Pompeji allerlei Style zusammenflossen; aber sie blieb immer schwierig genug, um nur durch das Zusammenwirken ausgezeichneter Künstler und Alterthumskenner glücklich gelöst zu werden. Die Alten hatten keine Pendeluhren; eine Form, ein Gehäuse zu benutzen, das ihnen zu andern Zwecken gedient hatte, wäre eine sehr rohe Lösung gewesen; es kam darauf an, Gestalten zu finden, wie die Alten sie geschaffen haben würden, wenn sie Uhren gleich den unserigen gehabt hätten. Es war eine Aufgabe, ähnlich der, welche ein guter Uebersetzer zu lösen hat: sich so auszudrücken, wie der Verfasser gethan haben würde, wenn er in der andern Sprache geschrieben hätte. An dem einen Stück, einer etruskischen Uhr, dient das Gehäuse als Sitz für die Minerva, die Patronin der Mechanik, die Erfinderin des Webstuhls, die Göttin, die von dem ganzen Olymp ihre Zeit am Nützlichsten verwendete, die wenigsten Allotria trieb. Der Kopf und das Nackte sind von Aluminium, das Gewand von Bronze, das Uhrgehäuse von farbigem Marmor. An allen diesen Arbeiten ist die Benutzung der reichen Schätze zu erkennen, die kürzlich aus dem Museum Campana nach Paris gekommen sind. Derselbe Künstler hat eine Reihe von polychromen Bildsäulen, zum Theil in Lebensgröße geliefert, an denen die Mischung des Metalles dergestalt gewählt ist, daß sie die natürliche Farbe von Arabern, Mauren und dunkeln Mischracen wiedergiebt. An den zwei arabischen Frauen scheint dieser Erfolg einfach durch die Zusammensetzung der Bronze, ohne zugesetzte Farbe, erreicht zu sein. Das Gesicht, von dem reinsten arabischen Typus, die Hände und die Füße, die nie in einen Schuh gepreßt waren, sind von Erz, den Körper verhüllt ein Mantel von Onyxmarmor in schweren, prächtigen Falten. Von der Portraitbüste einer Moreske giebt der Künstler selbst folgende Beschreibung:

„Ihre eigenthümliche Schönheit ist das glückliche Produkt

einer Mischung von maurischem und negerischem Blute. Aber das maurische Element, das sie von dem Vater hat, nähert sie dem europäischen Typus. Die vollkommene Regelmäßigkeit ihrer Züge erinnert an die kräftigen Schönheiten, denen man zuweilen in unseren mittäglichen Provinzen begegnet. Ihre ungemein ausdrucksvolle Physiognomie hat das Schmachtende und Weiche der Italienerin, aber erwärmt von dem Feuer des Orients. Auf ihrer Stirn liest man die tiefen Berechnungen ihrer despotischen Leidenschaften. Ihre magnetischen Augen ziehen unwiderstehlich den Gegenstand ihres Verlangens an sich und begreifen mit einem weiten Blick das ganze Land der Träume. Ihre bizarre Tracht, die im Innern des Landes übliche, bringt die Reize der Person auf eine wunderbare Weise zur Geltung. In den Wogen ihres Haares schwimmen Heckenrosen, verloren und sich doch zu einem Kranze fügend. Unter dem Druck des Mieders nähern sich einander in Liebe ihre dunkeln Brüste, die ein goldgesticktes Hemd halb verhüllt und ganz erkennen läßt. Diese schwarze Aspasia zählt unter ihren Eroberungen einen sehr gelehrten und bis dahin sehr besonnenen Philosophen, der vor ihr seine Vernunft abgeschworen hat und das unterhaltende Geschichtchen des Sokrates, „das Genie, gezäumt und gesattelt von Amor“, noch einmal durchzuspielen entschlossen ist.“

Ich gestehe, daß ich ohne die Erläuterung nicht alles das aus der Büste herausgelesen haben würde; auch kann ich die Wißbegier des Lesers nach dem Namen des gezäumten und gesattelten Philosophen nicht befriedigen; und um das Werk zu genießen, muß ich den Namen Aspasia vergessen, vergessen, daß es nicht ein Perikles sein kann, der zu ihren Füßen sitzt, kein Genie, sondern höchstens ein fleißiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Es ist schade, daß diese wieder erwachende Kunst der farbigen Bildnerei in Metall einen ihrer

gelungensten Erstlingsversuche an einer Courtisane zu machen hatte; aber die Künstler in dem wiedergebornen Frankreich scheinen nicht viel Wahl zu haben. Wer erinnerte sich nicht von der Gemäldeausstellung von 1855 eines großen Portraitbildes, das eine Dame, umgeben von ihren Gesellschafterinnen darstellte, und des Vergleiches, der sich jedem Beschauer in denselben Worten aufdrängte! — Das war eine Büste; wünscht der Leser auch eine Statuette desselben Künstlers von ihm selbst beschrieben zu hören, so wähle ich „die Tänzerin von Tunis“, ausgeführt in Gold, Silber und Emaille.

„Ist es nöthig, den Ort und die Zuschauer zu beschreiben? Unsere Maler, unsere Dichter, unsere Romanschriftsteller und selbst unsere Reisen haben uns ja mit den orientalischen Sitten hinlänglich vertraut gemacht. Wer kennte denn nicht heutzutage den kleinen von Bogengängen eingeschlossenen Hof mit seinem Springbrunnen und seinem Orangenbaum, mit seinen Licht- und Schatteneffekten, seiner kühlen und gewürzigen Luft? Wer hätte nicht schon irgendwo einige dieser ernsten und bedächtigen Figuren mit vollen Bärten, in Turban, Kaftan und Pantoffeln niederkauern und sich vollständig versenken sehen in den weichen Divan, einen Tschibuk oder ein Narghile rauchend zu einer Tasse Kaffee oder einem Glase Sorbet? Wer hätte es nicht versucht, einen Zug, einen Blick, ein Lächeln zu erhaschen von den halbverhüllten Köpfen, die in verzehrender Neugier sich über den Balkon lehnen oder an die Gitter des Fensters drücken? Seien wir also ganz bei der Sache, bei der Tänzerin und ihrem Tanz. Die Arme über den Kopf erhoben und ein Tuch in jeder Hand, tritt die Tänzerin auf einen kleinen Teppich, vor dem die Erleuchtung steht, eine einzige Kerze, eine Erleuchtung, von der freilich wenig Licht, aber viel Fantastik ausströmt. Auf ein Zeichen mit der Mandoline beginnt der Tanz: abwechselnd drei Schritt rückwärts und drei Schritt vor-

wärts; freilich nicht viel für den Fuß; aber die Arme arbeiten statt ihrer, lassen die Tücher spielen, und was läßt die Tänzerin sie nicht alles sagen, mit welchen Blitzen durchfurchen sie die Luft, welche köstlichen Arabesken geben ihre weichen, flinken, immer wechselnden Bewegungen! Nach einem züchtigen Vorspiel, einem schüchternen Stottern wird die Sprache der Leidenschaft immer lebhafter, immer dringender, immer deutlicher; die Arme sinken endlich erschöpft und verweigern den Dienst, aber sie kämpft fort oder vielmehr sie liefert eine neue Schlacht. Der Tanz, der sich in der Büste konzentrirt, steigert sich bald zum Delirium; auf weichen Wellenschlag folgt ein tolles Stürmen, ein wahnsinniger Aufschwung; der Körper empört sich gegen die erzwungene Unthätigkeit der Glieder. Die Kehle keucht, die Brust wogt, der Rücken krümmt sich, les seins bondissent, les hanches se dévergondent, die Gelenke krachen und die Sehnen sind gespannt zum Reißen, bis endlich die Tänzerin mit erschöpfter Kraft plötzlich inne hält, den Kopf zurückgeworfen und halb ohnmächtig. In diesem Augenblick vergessen die Zuschauer über ihrer Begeisterung jede Rücksicht. Sie erheben sich in Getümmel, stürzen sich auf die Tänzerin über Pfeifen, Narghiles, Tische, Tassen und Geschirr hinweg. Die einen drücken Zechinen auf ihre schweißtriefende Stirn oder streifen Perlengehänge und goldene Ringe auf ihren Hals, ihre Arme, ihre Knöchel, andere werfen fürstliche Reichthümer zu ihren Füßen nieder. Diese üppigen Tänze veranlassen furchtbare Eifersuchtsscenen, blutige Kämpfe. In Algier erlaubt die Polizei sie nur selten, und nur en petit comité."

Das sollen „die Sitten des Orients" sein! Ach, die Franzosen hätten ganz andere Dinge von den Morgenländern zu lernen, als verfälschten Haschisch essen und tunesische Tänzerinnen seciren. Und was sagt man zu diesen Erläuterungen, die der Künstler selber giebt, zu diesen Zetteln, die er seinen Figuren

in den Mund und den Rezensenten in die Hand steckt? Ich habe Akt davon genommen, weil der Kunstgriff wohl Nachahmung finden wird, und diese Notiz für jemanden, der einmal eine Geschichte des Verfalles schreiben will, ebenso werthvoll sein dürfte, wie die Auskunft, die Balzac über Entstehung der literarischen Reclame, des Wortes und der Sache, giebt.

„Im Jahre 1821 waren die Journale Herren über Leben und Tod der geistigen Schöpfungen und der buchhändlerischen Unternehmungen. Eine Erwähnung von wenigen Zeilen unter den vermischten Nachrichten wurde entsetzlich theuer bezahlt. In den Bureaus der Redaktionen und auf dem Schlachtfelde selbst, in der Druckerei, wo am Abend das Schließen der Form über die Aufnahme dieses oder jenes Artikels entschied, bestand die Einrichtung, daß die großen Verleger sich eigens einen Literaten hielten, der solche Erwähnungen zu redigiren und in wenig Worten viel zu sagen wußte. Diese unbekannten Journalisten, die erst bezahlt wurden, wenn der Artikel erschienen war, blieben häufig die ganze Nacht in der Druckerei, um die Aufnahmen der größeren Artikel, für die, Gott weiß durch welche Mittel, eine Stelle gewonnen war, oder jener kleinen Anzeigen, die seitdem und daher den Namen réclames erhielten, zu überwachen."

Barbedienne und Lerolle zusammen vertreten die Hauptrichtungen in der französischen Bronze, womit wir nicht sagen wollen, daß sie nicht von dem einen oder andern der zahlreichen Aussteller in einzelnen Stücken übertroffen seien, namentlich von Denière, Barbezat, Mage, Thiébant, Peyrol. Moigniez und Mène sind groß in Thiergestalten, Marchand in den Gegenständen, an die man zunächst bei dem Worte Luxusbronze denkt. Boy, Lèfevre, Lambin, Robin, Bénard, Foubert, Meroy, haben sich vorzugsweise auf bronzirtes Zink gelegt, der zuletzt Genannte insbesondere auf Statuetten,

theils kopirt, theils nach Gemälden ausgeführt. Wir erinnern uns aus seinem reichen Lager folgender Gestalten, die in der Regel paarweise zusammen gehören: Faust, Margarethe, Rubens, Columbus, Van Deyck, Shakespeare, Hogarth, Milton, Galilaei, Paul und Virginie. Man stößt sich anfangs an der Täuschung, an der Unächtheit; aber die matte, fleckige Naturfarbe des Zinks erfordert eine Bedeckung, und es ist immerhin ein Gewinn, daß schöne Formen auch dem unbemittelten Liebhaber zugänglich werden. Eine andere Gruppe französischer Aussteller hat Ausgezeichnetes geleistet in Eisenguß, und zwar in kolossalen Stücken, vor allen Durenne. Er zeigt einen Eber und andere Thiergestalten in Rohguß, an denen mir auffällt, daß sie ein viel helleres Kolorit haben als die aus deutschen Hütten, namentlich aus der Ilseburger hervorgegangenen Rohgüsse; anderes bronzirt, z. B. einen Hund, noch anderes weiß angestrichen, wie die Diana. Diese letztere Art der Dekorirung, der Täuschung, will mir nicht gefallen, weil sie das Wesen des Stoffes, des Metalles, ganz versteckt; es giebt kein Metall von dieser Kreidefarbe. Noch andere endlich, unter denen Fenquières zu nennen, haben mannichfache, zum Theil neue Anwendungen der Galvanoplastik gemacht, z. B. durch das Niederschlagen verschiedener Metalle etwas der eingelegten Arbeit Aehnliches hervorgebracht. Von der einen Anwendung ist schwer zu sagen, ob sie alt oder neu, Kupfer auf einen Kern von Eisen niedergeschlagen; denn einige der von Layard gefundenen Stücke beweisen, daß die Assyrier schon darauf gefallen waren, um schlanke Gebilde haltbarer zu machen; natürlich gossen sie Bronze um das Eisen.

Den Uebergang zu den edlen Metallen bildet das Aluminium, das die Franzosen zuerst, 1855, in Barrenform gezeigt und in dessen Behandlung sie bis heute den ersten Rang behauptet haben. Es ist wahrscheinlich das am weitesten ver-

breitete Metall, denn es ist die metallische Basis alles reinen Thons. In Pulverform war es schon Davy bekannt, und Wöhler und andere deutsche Chemiker beschäftigten sich damit; aber erst St. Clair Deville gelangte dahin, es fest darzustellen, und die kleinen Barren, die sich so schwer ansahen und so leicht aufhoben, gehörten zu den Löwen der Pariser Ausstellung. Das spezifische Gewicht des Aluminium ist nämlich 2,5, d. h. es ist nur zwei und ein halb mal so schwer als Wasser; gleichwohl oxydirt es sich schwerer, läuft nicht so leicht an, als Zinn und Zink, ja selbst als Silber. Seine Fabrikation hat sich schnell entwickelt, seit man auf Grönland ein Mineral, Cryolit, gefunden hat, aus dem es vermittelst eines ganz einfachen Schmelzungsprozesses herzustellen ist. Morin, Nr. 49, Frankreich, hat dieses Rohmaterial ausgestellt und die zahlreichsten Anwendungen des Metalls gezeigt, darunter auch Posamentierwaaren, Schnüre, Quaste, Stickereien von Aluminium. Der Benutzung desselben in der Uhrmacherei, zu Reißzeugen und ähnlichen Instrumenten, so wie der Legirungen mit Kupfer habe ich schon früher erwähnt. Die Aluminiumbronze zeichnet sich aus durch ihre Leichtigkeit, ihre Festigkeit gegen die Einwirkung der Luft und ihren goldähnlichen Glanz. Die von dem Engländer Attenborough ausgestellten Löffel aus einer Mischung von 10 Theilen Aluminium und 5 Theilen Kupfer, sind nur durch das Gewicht von Gold zu unterscheiden. Auch die Luftschiffer sollen schon ein Auge auf dieses so leichte und so dehnbare Metall geworfen haben. Die größeste Ausstellung in edlen Metallen, dem Raume nach, hat die bekannte Firma Christoffle aus Paris geliefert, und das größeste Stück darunter ist der silberne Tafelaufsatz für das Hôtel de Ville, eine 20 Fuß lange Gruppe, bestehend aus einem Schiff, dem Wappenzeichen der Stadt Paris, umgeben von Seepferden, Tritonen und Delphinen, alles auf einer Spiegelplatte stehend, und bei

Lampenlicht gewiß sehr prächtig anzusehen. Der Zettel, der daran hängt, verleitete mich anfangs zu einem Irrthum; ich las darauf in großen Buchstaben

donné

par Mr. le Sénateur-Préfet

und bewunderte die Freigebigkeit des Herrn Hausmann. Bei näherer Besichtigung aber entdeckte ich darüber in kleinerer Schrift die Worte:

exécuté d'après le programme.

In den Preisgeschenken hat Christoffle sich von der Mythologie losgemacht und einige Arbeiten geliefert, die eine gewisse Verwandtschaft mit den besten Werken der Berliner Silberschmiede haben, namentlich den Pokal für die concours regionaux, die Ausstellungen aus den drei Ackerbaubezirken, dessen Embleme, darunter eine Mähmaschine, alle aus der Wirklichkeit genommen sind. Ein türkisches Kaffeegeschirr mit den vorschriftsmäßigen zehn Tassen beweist, daß man auch Zweckmäßiges aus Algier aufnimmt, und ein Tafelservice des Kaisers für hundert Personen, daß die allerhöchste Chatoulle wohl gefüllt ist, wie es auch immer mit dem Staatsschatz bestellt sein mag.

Die pariser Goldarbeiten und Schmucksachen sind zu bekannt, alles, was darin erfunden und ersonnen ist, wird zu schnell ausgeführt und nachgeahmt, als daß hier viel darüber zu sagen wäre. Heil dem Manne! glücklich ist er zu preisen, der an diesen Schränken mit Gold und Kohle, mit Edelsteinen und Glas, mit Kränzen und Sternen, mit Orden und Gebetschnüren, mit Uhrgehängen und Hemdenknöpfen, mit Diademen und Ketten, an dieser vanity fair, ohne Wunsch vorübergeht! Abgesehen von der Zierlichkeit der Formen und der Fruchtbarkeit der Phantasie behaupten die Franzosen in zwei Punkten ihre alte Ueberlegenheit, in Emaille und künstlichen Edel-

steinen. Ob die Alten es verstanden haben, Metall zu emailliren, darüber schwebt ein Streit, der sich hauptsächlich um einen egyptischen Schmuck in dem Leydener Museum zu drehen scheint. Im Allgemeinen erreichten sie, was uns die Emaille leistet, durch farbige Harzmassen und durch eine außerordentlich feine, mikroskopische Mosaik; und der Umstand, daß man keine Emaille da gefunden hat, wo sie gewiß vorzugsweise angewendet worden wäre, an den Augen farbiger Bildsäulen, unterstützt die Aeußerung des griechischen Rhetors Philostrat, der im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung am Hofe des Septimius Severus lebte: „Man erzählt, daß die Barbaren, die dem Ocean zunächst wohnen, Farben auf glühendes Erz auftragen; die Farben vereinigen sich mit dem Metalle, werden so hart wie Stein, und das Bild, das sie darstellen, erhält sich." Die große Schwierigkeit, eine Masse herzustellen und so zu behandeln, daß sie sich bei der Erhitzung und Abkühlung gleichmäßig mit dem Metall ausdehnt und zusammenzieht, beschränkte das Emailliren lange Zeit auf kleine Flächen und ist auch in dem emaillirten Kochgeschirr noch immer nicht überwunden. Die größeste, mir bekannte Anwendung für Kunstzwecke, waren die vier Evangelisten, ganze Figuren in Lebensgröße, auf Eisen, welche die Fabrik von Sèvres 1855 ausgestellt hatte. Von den Pariser Goldschmieden, die damals mit Auszeichnung zu nennen waren, hat Rudolphi auch diesmal wieder vortreffliche Emaillen geliefert. Unächte Steine sind von Bender und von Savary in der größesten Vollkommenheit hergestellt; es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß nicht von farbigem Glase die Rede ist, sondern von einer Masse, die aus den Bestandtheilen der ächten Steine gebildet und dem Naturprodukte so ähnlich ist, daß der Laie sie gar nicht mehr unterscheiden kann. Es ist keine verwegene Prophezeiung, daß einmal auch der Sachverständige kein Kennzeichen mehr haben und

der Werth der Edelsteine nur noch durch die Fabrikationskosten bestimmt sein wird. Anders verhält es sich mit den unächten Perlen, die Constant, Valès & Co. aus einer grünlichen Glasmasse und den Schuppen des Weißfisches verfertigen. Die willkürliche Erzeugung ächter Perlen durch eine besondere Behandlung der Auster hat bisher nicht glücken wollen. Die Chinesen, welche keine Heiligenbilder von Messing in die Muschel zwängen und nach Jahren in Perlen verwandelt herausziehen, müssen irgend einen Kunstgriff besitzen, den wir nicht kennen; denn in Schottland, wo es viel Perlenaustern giebt, beschäftigt man sich seit lange angelegentlich, aber erfolglos mit der Sache. Auch Linné's, zu seiner Zeit vielbesprochenes Geheimniß, jetzt in den Händen eines Engländers, muß sich nicht bewährt haben. Sehr reich ist die französische Abtheilung auch an kirchlicher Goldschmiedsarbeit; auch Granger, der 1855 ein vollständiges Lager von Bühnenschmuck ausgestellt hatte, arbeitet diesmal in dem kirchlichen Fache. Dem Herrn mit dem Pferdefuß, falls er als distinguished visitor die Ausstellung besucht haben sollte, muß bange geworden sein beim Anblick aller der Instrumente, die zuletzt gegen ihn gerichtet sind.

England, wie gesagt, hält es hauptsächlich mit Silbergeschirr, getriebenem und durch den galvanischen Strom niedergeschlagenem; und der erste Aussteller der Masse nach, ist der bekannte Elkington, an dem ich 1855 viel auszusetzen fand oder, wie manche Leute meinten, viel schlechte Laune ausgelassen habe. Und siehe da! er hat diesmal keine Medaille erhalten: nur seine beiden französischen Modelleure, Morel und Willms, sind für das, was sie geliefert, prämiirt worden. Freilich hat es den französischen Geschworenen, unterstützt von einigen andern, einen harten Kampf gekostet, gegen die Engländer durchzudringen, welche auch in der Industrie und Kunst die Regel anwenden; quod quis per alium facit, ipse fe-

cisse dicitur. Unsere zahlreichen Landsleute in den englischen Eisengießereien, Maschinenbauanstalten, chemischen Fabriken u. s. w. haben keine so kräftigen Fürsprecher gefunden. Aehnlich ist es mit der Preisvertheilung an die englischen Goldschmiede zugegangen. Hunt und Roskell, denen in den ersten Wochen der Ausstellung die englischen Blätter ein solches Hosiannah sangen, darauf die übrigen secundum ordinem, sind leer ausgegangen, aber ihre Modelleure, der Elsasser Vechte und der Engländer Armstead haben Medaillen erhalten. Ebenso der Italiener Monti, der die besten Sachen für Hancock modellirt hat; daß diese Firma außerdem für ihre eigenen Leistungen mit einer Medaille bedacht worden ist, macht das Uebergehen von Elkington um so bedeutungsvoller. Wenn man übrigens den Pariser Arbeiten ebenso auf den Grund gegangen wäre, so würde wahrscheinlich dem einen oder andern Londoner Goldschmiedsgesellen eine Medaille zugefallen sein; denn wie der englische Juwelier sich für ein Stück ersten Ranges die Zeichnung aus Paris schicken oder von einem Franzosen machen läßt, so schickt der Pariser, wenn er das Aeußerste leisten will, seine Zeichnung nach London zur Ausführung. Da die Zeit soweit vorgerückt ist, daß diese Berichte Niemandem mehr als Wegweiser dienen können, hätte es keinen Zweck, mich bei dem Schrank von Emanuel, seinem geschnittenen Topaz, dem Spiegel des Sultans, bei London und Ryder's großem Smaragd und alle den andern Herrlichkeiten aufzuhalten, die ein Besucher der Ausstellung gesehen haben muß, damit er sagen könne, er habe sie gesehen. Etwas Neues auf diesem Gebiete sind die größeren Arbeiten in blaßrother Koralle, wie sie sich nennen, in der That aus dem Innern einer schönen Muschel, die man sich in dem Schrank von den Bahamas-Inseln ansehen kann. Anziehender als alles das war für mich der abgelegene Schrank von Tennant aus London, mit einer

schönen Sammlung von rohen Edelsteinen und Halbedelsteinen, mit Rücksicht auf die Juwelierkunst ausgewählt. Man fand dort nicht nur ausgezeichnet schöne Exemplare von seltnen Mineralien, wie von Labrador-Feldspath, Isländischem Doppelspath, Sardonyx, brasilianischem Rosenquarz, sondern konnte auch seine Beobachtungen über die beiden Methoden des Schleifens machen, die indische und die europäische. Die Inder gehen in der Regel nicht darauf aus, den Steinen die Formen zu geben, die wir mit unserm abstrakten Wesen „regelmäßige“ nennen, und die man langweilige nennen könnte, die Formen von Körpern, wie die Stereometrie sie zu konstruiren und zu berechnen versteht, sondern man sucht die ursprüngliche Gestalt des Steines soviel wie möglich zu erhalten, schleift ihn zu wie einen Kirschenkern, eine Nuß, eine Mandel, ein Ei, lauter Formen, die in einem andern Sinne sehr regelmäßig, von sehr tief liegenden Regeln oder Gesetzen beherrscht sind. Namentlich die Wehrgehänge sind mit solchen Steinen verziert. Auch bei dieser Methode kommen zuweilen sehr stereometrische Formen heraus, nämlich wenn der Stein regelmäßig krystallisirt ist. Der Koh-i-nur ist auf beide Arten behandelt worden; der Franzose Tavernier, Hofjuwelier von Aurungzeb, schliff ihn eiförmig; die Königin Victoria ließ ihn 1854 mit Verlust eines Drittels der Substanz auf europäische Weise regelmäßig machen.

Unter den deutschen Metallarbeiten wollen wir also das Gußeisen voranstellen. Die Entstehung der feinen Eisengießerei, in der Berlin den ersten Rang in der Welt behauptet, erzählt man in England, z. B. im Katalog des geologischen Museums, so. Um die Zeit, als Preußen sich zu dem letzten Kampfe gegen Napoleon rüstete, zeichneten die Frauen sich besonders aus durch ihren Haß gegen den Unterdrücker und Verderber. Eine harte Schule hatte sie gelehrt, ihre Liebe, ihre Begeisterung, ihre Illu-

sionen nicht mehr, wie es in Deutschland üblich ist, in einem Kultus ausländischer Heroen zu verzetteln, sondern auf das Vaterland zusammenzudrängen. Sie schickten ihr Geschmeide in die Münze, und ein junges Mädchen, die keinen anderen Schmuck zu vergeben hatte, opferte ihre schönen Locken. Als Anerkenntniß solcher Spenden gaben ihnen die Regierung Ringe und kleine Kreuze von Eisen mit der Inschrift: Gold für Eisen. „Solche Spartanergeschmeide", sagt das Handbook of Northern Germany, „werden bis auf den heutigen Tag als kostbare Besitzthümer aufbewahrt." Um dieser Ringe willen habe man zuerst die Kunstgriffe gelernt, das Gußeisen zu feinen Arbeiten zu verwenden. Ich kann hier nicht feststellen, ob die Erzählung richtig ist, wünsche aber, daß sie es sei, daß jedes Stück von feinem Eisenguß daran erinnern möge, wozu damals das Gußeisen und das Schmiedeeisen diente. Die königliche Gießerei ist durch neun Gegenstände vertreten, unter denen ich die Vase, ciselirt und mit Silber eingelegt, voranstellen würde, auch wenn sie nicht von der Jury besonders erwähnt wäre. Das um den Bauch der Vase laufende Basrelief zeigt auf der einen Seite die Borussia, auf der andern die Eris, gezeichnet von Stüler. Die andern Stücke lasse ich in der Reihe folgen, in der sie im Katalog stehen: Standbild Friedrich Wilhelms III., das Modell von Drake; Büsten des Kronprinzen und der Kronprinzessin, nach Originalien von Hagen; ein sinnig gedachter Kandelaber, gezeichnet von Hesse; ein Lampenständer, gezeichnet von Strack; zwei Altarleuchter, ein Taufständer, ein Kandelaber für Kirchen, von Stüler. Wenn es noch nöthig wäre, zum Lobe dieser Arbeiten etwas zu sagen, so würde ich hervorheben, daß sich keiner der Zeichner durch die Meisterschaft der Gießerei in der Behandlung des Eisens hat zu Künsteleien verlocken lassen, sondern daß alle den ernsten Charakter bewahrt haben, den das Material erfordert. Ich

glaube, es wäre im Interesse des Geschäfts gewesen, auch einige kleinere Stücke, die sich zu Kaminaufsätzen eigneten, und Schmucksachen auszustellen; die letzteren würden wahrscheinlich einen guten Markt finden, weil man in England sehr lange und sehr gewissenhaft trauert, sich übrigens durch das complimentary mourning, d. h. das Trauern, das einem nicht zu Herzen geht, nicht abhalten läßt, in Gesellschaften, sogar auf Bälle zu gehen. Ich erinnere mich, daß auf einem großen Balle eine komplimentarisch trauernde Dame die Spitzen und Juwelen der andern damit ausstach, daß sie einen vollständigen Schmuck von Berliner Gußeisen auf einem weißen Kleide trug. Von der Ilsenburger Gießerei habe ich die Rohgüsse schon besprochen, also nur noch der gebeizten Sachen zu erwähnen, namentlich der schönen Frucht-Körbe, an denen sehr früh ein Zettel mit „Verkauft“ erschien. Welche Aufmerksamkeit man längst in England den Arbeiten dieser Hütte geschenkt hat, ist daran zu erkennen, daß man in dem geologischen Museum sich ein Stück im Rohguß mit dem Formsande daran verschafft und den letzteren chemisch zerlegt hat. Ich schreibe die Analyse ab, die man vielleicht in Ilseburg selbst nicht kennt: Silica 79,02,; Alumina 13,72; Eisenoxydul 2,50; Kalk Spur; Magnesia 0,71; Potassium 4,58. Die Einsiedelnsche Gießerei in Lauchhammer, eine würdige Genossin der beiden anderen, hat die mannigfachste Aufstellung gemacht, von Kaminen und Oefen, Utensilien für die Tafel, den Schreib- und den Putztisch und Statuetten von Luther, Lessing, Holbein, Schiller und Göthe; die letzteren sehr gut aber sehr theuer. Der Preiscourant dieser Gießerei erinnert mich an eine Bemerkung, die ich schon früher, unter anderem bei der Berliner Porzellanmanufaktur, hätte machen können. Bei Gegenständen von beträchtlichem Werthe, insbesondere bei Kunstwerken, ist es nicht zweckmäßig, die Preise erst in deutscher Münze auszurechnen und dann mit peinlicher Genauigkeit in

25*

englische zu übersetzen. Es läßt geradezu komisch, wenn der Preis eines Gegenstandes bestimmt ist, etwa auf 20 £ 3s, oder auf 1s 7d. Eins von beiden: man gebe entweder die Preise nur in deutscher Münze an und überlasse es dem englischen Kaufliebhaber, sie zu übersetzen; oder man nehme runde, in England übliche Summen, 20 Guineen und 18 Pence.

In den übrigen deutschen Staaten, auch in Oesterreich, ist in Kunsteisenguß nichts ähnliches geleistet. Von anderem Eisengut sind zu nennen die emaillirten Kochgeschirre von Bartelmus in Neu-Joachimsthal in Böhmen, von Märky und Geimen in Komorau ebendaselbst, von F. W. Krause in Neusalz bei Liegnitz, von der Henriettenhütte ebendaselbst, von Schultheiß in St. Georgen in Baden; die guten und billigen verzinnten Eisenlöffel von Epstein in Lublinitz bei Oppeln und von Kerk Erben in Platten in Böhmen; die Hufeisen von Varenkamp in Düsseldorf; die Geldschränke von Wertheim und Wiese in Wien, von Arnheim und von Fabian in Berlin, Kolesch in Stettin, Sommermeyer u. Co. in Magdeburg, Neumann in Königsberg, Asendorpf in Bremen; die Gasröhren der Gesellschaft für Eisenindustrie in Prag; endlich der Draht, in dessen Fabrikation Deutschland die erste Stelle einzunehmen scheint. Von der Jury sind mit großer Auszeichnung genannt worden: Graf Egger in Kärnthen, Bauer, Biberbach in Nürnberg wegen platenten Drahtes, Heckel in Trier wegen seiner Drahtseile, wichtig für Bergwerke, Schiffe und Dampfpflüge, Hobrecker, Witte und Herbers in Hamm wegen Eisendraht; Heckels Erben, Schmidtmer in Nürnberg, Scheiblein in Roth, alle drei wegen Gold- und Silberdraht; Puth in Blankenstein wegen Gußstahldraht. Ich bedaure, daß ich von dem schmiedebaren Gußeisen von Stotz in Stuttgart nichts als eben den Namen anzugeben weiß.

Ein Artikel, in dem wir ganz unzweifelhaft den Vorrang behaupten, sind die lackirten Klempnerwaaren. Die Tische von Vetter in Ludwigsburg, Deffner in Eßlingen, Ehrhard und Söhne in Schwäbisch Gmünd, mit Vogelbauern, Präsentirtellern, Schlüsselspindchen, Wachsstockbüchsen und hundertlei ähnlichen Dingen, nützlich, zierlich geformt und billig, waren stets von Kaufliebhabern, besonders weiblichen Geschlechtes, umdrängt. Freilich werden diese Waaren nicht eher Eingang finden, als bis einzelne Kleinhändler in London sich ausschließlich damit abgeben; wer englische Waaren ähnlicher Art führt und nicht ganz unabhängig von dem Fabrikanten ist, darf sich nicht damit befassen. Dem einen Artikel, wenn ich nicht irre, von Deffner, ist auch in Deutschland Verbreitung zu wünschen; es ist ein Waschbecken für den Hausflur, von lackirtem Blech, mittelst zweier Haken an der Wand zu befestigen, und ein kleiner, ebenso befestigter Eimer darüber mit einem Hahn, durch den man sich das Wasser kann über die Hände laufen lassen. Auch von den englischen Blechwaaren ist eins sehr empfehlenswerth, der lackirte Reisekoffer, der viel leichter ist, als Holz, besser schließt, als Holz oder Leder, von den Mäusen nicht angegriffen werden kann, immer sauber zu halten ist und so gefällig aussieht, daß man ihn zur Aufbewahrung von Papieren in die Stube stellen kann. Die weißlackirten Kragen (Vatermörder) von Blech sind auf Reisen sehr bequem, weil man sie jeden Morgen selbst waschen kann, also mit einem Exemplar ausreicht.

Die zweite Metallindustrie, die in Deutschland und besonders in Berlin gepflegt und eigenthümlich entwickelt wird, ist die in Zink. Das getriebene gothische Fenster von Fr. Peters und die gegossenen Säulenkapitäler von Pohl sind schon bei den Bauornamenten erwähnt worden. C. von Diebitsch hat den Stoff, der so willig Form und Farbe annimmt, benutzt, um in dem maurischen Styl, aus dem er bekanntlich ein be-

sonderes Studium gemacht hat, einen prächtigen, fünfzehn Fuß hohen Blumenbehälter herzustellen. Das vielgegliederte Werk erinnert an die Alhambra, geht aber über dieselbe hinaus durch die Menschengestalten, die nachzubilden der Koran verbietet. Ein würfelförmiger Unterbau, mit Kindergruppen in Hautrelief verziert, trägt einen säulenartigen Schaft und dieser eine weite Blumenschaale von außerordentlich zarten Umrissen, bedeckt mit Basreliefs. Zu dem einen dieser Bildwerke, dem Ministerium Hohenzollern, das die zur Absendung nach London bestimmten Gegenstände vorzeigt, würden wir ein arabisches Motto empfehlen, das der Wessir Harun al Raschid's sich zur Warnung im Glück und zum Trost in Widerwärtigkeit gewählt hatte: „Auch dies wird vorübergehen." Wie schön würde die Schaale sich 1851 in den Glaspalast geschickt haben, als das Laub der Ulmen noch zart und die Phantasie noch jung war! Das größeste Werk von Geiß ist der schwedische Zweikampf, in galvanisirtem Zinkguß ausgeführt nach Modellen des Professors Molin in Stockholm. Da die Gruppe vor der Absendung nach London einige Tage in dem Atelier zu sehen war, so wird sie den meisten Berliner Kunstfreunden bekannt sein. Sie bezieht sich auf eine Sitte, die sonst in Schweden unter dem Landvolk bestand und in abgelegenen Thälern noch bestehen soll: die Kämpfer, völlig entkleidet, werden Brust gegen Brust durch einen Riemen, der um ihre Hüften läuft, zusammengekoppelt; jeder hat in der rechten Faust ein kurzes Messer, wie ein Schusterkneif, von dessen Klinge er ein, zwei oder mehr Zoll vorstehen läßt, je nachdem die Forderung lautet; jeder bemüht sich, die Waffe des Gegners dadurch von sich abzuhalten, daß er mit der linken Hand ihn am rechten Handgelenke packt. Eine Stellung, wie dazu ersonnen, das Spiel der Muskeln zu furchtbar schöner Entfaltung zu bringen! An dem Untersatz zeigen vier Reliefs, uralten Mustern nachgebildet und mit Runenschrift,

die Entstehung und den Ausgang des Streites. Auf dem ersten sitzen die beiden Freunde und zechen; auf dem zweiten streckt der Eine seine Hand nach der Geliebten des Andern aus; auf dem dritten kämpfen sie; auf dem vierten kniet sie an einem Grabe. Die Gruppe war in der schwedischen Abtheilung ausgestellt und Tidemand's Gemälde in der norwegischen; den Deutschen beißen immer die Hunde! Geiß hat ferner gestellt eine Juno, bronzirt, nach der Antike in dem Berliner Museum, eine Schäfergruppe, desgleichen, nach einem Modell von Franz, und die Niobe der Florentiner Gallerie in weißer Marmorfarbe. Ich weiß nicht, ist es Einbildung oder ein richtiges Gefühl, daß ich diese Farbe auf dem Zink besser vertragen kann als auf dem Gußeisen; vielleicht liegt der Grund darin, daß das Weiß aus einem Zinkoxyd besteht, also die natürliche nur etwas vervollkommnete Haut des Metalles ist.

Die reichsten Beiträge aus Berlin hat das Atelier von Meves geliefert, den göttlichen Dulder Odysseus und den schnellfüßigen Achilles nach Tieck, Venus und Cupido nach Wagen, Thierstücke nach Wilhelm Wolff und andere zu Saaldekorationen bestimmte Gruppen nach guten Meistern vortrefflich ausgeführt; alles bronzirt und fein schraffirt, wie die Franzosen es zuerst mit ihren echten Bronzen gethan. Dieselbe Werkstatt hat auch eine Auswahl geschmackvoller Gußeisenwaaren aufgestellt. Von Zinksachen sind endlich noch zu nennen zwei liegende Löwen von Mertins, ein Fenster und andere Baustücke für Kirchen, getrieben wie die Peters'schen von Mulack und eine große Vase mit zwei Silenköpfen, weiß gemalt, und zwei bronzirte Hirsche, welche durch die Lebendigkeit des Ganges an das Pferd Friedrichs des Großen an dem Berliner Denkmal erinnern, von Pohl. Kurhessen stellt Büsten, Statuen und Thierstücke von Zimmermann in Hanau.

In Bronze und Messing steht Deutschland zurück, an der

Ausstellung gemessen, nicht nur in Kunst- und Luxussachen, sondern auch in Nützlichem und Nothwendigem. Aus der ersten Klasse sind nur zu nennen die Arbeiten von Bernstorf und Eichwede (Altar für die Godehardi-Kirche in Hildesheim) und die Schillerstatue von Busch in Mainz; aus der zweiten die Stobwasser'schen Lampen und die Hanauer Sachen, welche letztere nicht selten als Pariser gehen sollen; die „Vorrichtungen zur Vertheilung des Wassers in Städten," zahlreich in der französischen und noch zahlreicher in der englischen Abtheilung, fehlen.

Die Berliner Goldschmiedekunst ist durch Sy und Wagner, Vollgold, Friedeberg, Meves vertreten, durch die erste Firma u. a. mit dem aus freier Hand getriebenen silbernen Schilde, welchen der rheinische Adel dem Kronprinzen zum Hochzeitsgeschenk machte, durch die zweite mit dem Ehrengeschenk der Stadt Berlin, durch die dritte mit einem silbernen Tafelaufsatz mit den Statuetten von zehn preußischen Feldherren. Diese Kunstwerke sind ihrer Zeit in Berlin ausgestellt und vielfach beschrieben worden. Es genügt daher zu sagen, daß sie reiner, man könnte sagen antiker erdacht und weniger prahlerisch ausgeführt sind als die englischen und französischen, mit denen die Vergleichung am nächsten liegt. Meves, derselbe, dessen Zink- und Eisenarbeiten vorhin erwähnt sind hat ein silbernes Schachspiel, Kreuzfahrer und Sarazenen, gestellt, dessen Ciselirung von keinem andern Stücke der ganzen Ausstellung erreicht wird und ein halbes Menschenleben gekostet haben muß. Von Goldschmuck und Juwelierarbeit haben Frankfurt a. M. und Pforzheim ein ganzes Palais Royal geliefert, aus dem ich das Diadem von mattem Golde mit Amethysten und Perlen von Becker mitnehmen würde, wenn ich es an eine entsprechende Blondine zu vergeben hätte, und wenn der Polizeimann es erlaubte; denn zum Kaufen ist es zu theuer, obgleich die

Pforzheimer Sachen durch ihre Billigkeit die Entrüstung der Londoner Goldschmiede erregen. Die Straußenfeder von Brillanten von Kobeck aus Wien soll vielen Damen direkt und vielen Herren indirekt unruhige Nächte verursacht haben. Aus Berlin hat nur Schwarz Bijouterien ausgestellt, darunter kleine Büsten in Silber.

Die beiden Schmucksteine, die Deutschland eigenthümlich, sind die Granate und der Bernstein, jene aus Böhmen, dieser von der Ostsee. In der Behandlung der Granate besteht eine feste Tradition; man bringt nur Granaten zusammen, so viele wie möglich, und versteckt sogar das Gold der Fassung; sehr gewöhnlich ist es, in die Mitte eines Feldes von facettirten Steinen einen größeren, in der Gestalt eines halben Eies geschliffenen zu stellen, der durch diese Form zu einem Karfunkel wird. Karfunkel ist nicht ein besonderes Mineral, sondern eine rund geschliffene Granate; Spencer in London hat den Amethyst ebenso behandelt, mit sehr hübschem Erfolge. Ich muß eine früher gemachte Bemerkung wiederholen, daß ein reiner Granatenschmuck, so schön er ist, doch einmal nicht zu jedem Kleide und jedem Gesichte paßt, und daß zu dem tiefen gesättigten Roth sich doch sehr schöne Kontraste in andern Steinen müßten finden lassen. Auch von dem Bernstein habe ich zu wiederholen, was ich 1855 gesagt. In der Behandlung des Materials oder doch in der Auswahl der eingesandten Stücke ist ein stätiger Fortschritt zu beobachten. Er zeigt sich in dem Verschwinden der nichtsnutzigen kleinen Nippessachen und in dem bewußten und folgreichen Bestreben, dem Stoffe Anwendungen und Formen zu geben, die seiner Natur, ferner Zerbrechlichkeit und Halbdurchsichtigkeit, entsprechen. Ausgestellt haben K. A. Westphal in Stolp, Mielke in Worms und einige Fabrikanten aus Wien und Hamburg.

Von den Metallarbeiten anderer Länder finde ich außer

den schon erwähnten japanesischen Bronzen nur ein Gitterthor für ein Landhaus, von Franci in Siena, hervorzuheben, aus Eisen getrieben. Es besteht aus zwei breiten Bändern, dem oberen von Weinlaub, dem unteren von Aehren, verbunden durch ein Geflecht von Stricken, und ist eben so vorzüglich ausgeführt als sinnig erfunden; der Bart der Gerstenähren ist das Aeußerste, was der Hammer leisten kann.

Beschließen wir diese lange Wanderung an den antiken Schmucksachen, die der Vizekönig von Egypten ausgestellt hat. Mit ein oder zwei Ausnahmen rühren sie von dem Leichenschmuck der Königin Aah-Hoteh, der Mutter von Amosis, dem ersten Könige der achtzehnten Dynastie, her, die etwa 1900 vor Christo gelebt hat, — so versichert Mariette, der Direktor des Museums in Cairo. Ich glaube, wenn alle egyptischen Museen sich zusammenthäten, könnten sie nicht eine Sammlung aufstellen, die diesem leider in sehr ungünstiges Licht gestellten Schranke gleich käme. Zunächst fällt in die Augen ein Diadem von massivem Golde, auf dem zwei Sphinxe den Namensring der Königin halten; die Seiten und der hintere Theil des Reifes ist mit Lapis Lazuli, Türkisen und Karneolen besetzt. Daneben hängt ein Beil, das auf dem Stiele in Hieroglyphen den Stammbaum des Königs, auf der Klinge in Relief die Opferung eines Kriegsgefangenen trägt; ein breites kragenförmiges Halsgeschmeide, ähnlich dem auf der Insel Sardinien gefundenen, welches das britische Museum besitzt, aber mit drei Bienen als Berloquen, die ganz klar beweisen werden, daß die Familie Bonaparte die legitimste ist; eine schwere Kette, eine Elle lang, an der ein Scarabäus von unvergleichlicher Arbeit hängt; ein Brustschmuck, auf dem der König dargestellt ist zwischen zwei Gottheiten, welche das Reinigungswasser über ihn ausgießen; endlich ein goldenes Schiff mit Ruderern von Silber, das eine weibliche Gestalt in Gold, wahrscheinlich die

Seele der Königin, trägt. Diese Gegenstände, mit Ausnahme des Scabaräus, könnten unsere Goldschmiede vielleicht in vieljähriger Arbeit nachmachen; nicht so die kleinen Götter- und Thiergestalten von der eigenthümlichen Farbe, die als bleu d'Egypte bekannt ist.

27. Gewebe, Leder, Gummi.

Zu den vier Webestoffen, die wir benutzt sehen, soweit unsere Kenntniß von dem Menschengeschlecht zurückreicht, haben wir keine redenswerthe Erwerbung gemacht. Viertausend Jahre haben wir von der Arbeit unserer, vermuthlich sehr uncivilisirten Vorfahren gezehrt; denn Arbeit hatte es gekostet, die zwei Thiere und die zwei Pflanzen, das Schaf und den Seidenwurm, den Flachs und die Baumwolle, zu zähmen. Baumwolle kommt zwar wild in ziemlich brauchbarer Verfassung vor, aber je näher die wilde der cultivirten steht, desto näher liegt auch die Vermuthung, daß sie der verwilderte Abkömmling einer cultivirten ist. Eben deswegen haben wir noch viel vor uns. Es ist sehr übereilt zu sagen, Jute tauge nur zu Säcken und andern groben Geweben oder Geflechten. Die Jute allerdings, die vor sieben oder acht Jahren, als der russische Krieg den Hanfhandel störte, aus der ersten der besten Wildniß Indiens gerissen und in England probirt wurde; aber wer will uns denn heute sagen, wie diese Pflanze sich nach zehn- nach hundert- nach tausendjähriger Kultur entwickelt haben, was aus ihrer jetzt schon bemerkbaren Fähigkeit, in der Küpe die brennendsten Farben anzunehmen, geworden sein wird? Denn es kommt ja nicht allein auf die Kultur der Pflanze an, sondern auch auf die Behandlung der Faser; unsere Vorfahren haben nicht nur den Flachs veredelt, sondern auch mit einem wunderbar glücklichen Griff das Rösten erfunden, das wir erst in der

allerneuesten Zeit durch ein schnelleres und sonst zweckmäßigeres Verfahren zu ersetzen gelernt haben. Uebrigens liefert die englische Abtheilung schon den Beweis, daß allerlei Anderes aus Jute zu machen ist als grobe Teppiche; die Gewebe von Grimond, Paterson, Thompson sind zum Theil sehr fein und Smieton, Nr. 3796, hat gelungene Versuche gemacht, Jute mit Baumwolle und mit Flachs zu verarbeiten. Was von dieser Pflanze, gilt in noch höherem Grade von den Ersatzstoffen für Baumwolle, die im Laufe dieses Jahres vorgeschlagen und auch schon verworfen worden sind. Von den Versuchen mit Zostera marina z. B. habe ich keine nähere Kenntniß, muß aber sagen, daß die Richter schlecht gewählt waren; der Baumwollenspinner wird natürlich jede Faser verwerfen, die sich nicht in seine Maschinen fügen, nicht ein Gespinnst liefern will, das gleich dem baumwollenen ist. Die Pflanze heißt auf Englisch grass-wrack und ist gemeint, wenn wir im Deutschen schlechtweg von Seegras sprechen; sie hat die Gestalt eines schmalen Bandes, ist im frischen Zustande grün und wird, wenn trocken, erst braun, bleicht aber unter dem Einfluß von Sonne und Regen und wird zuletzt silberweiß. Uebrigens habe auch ich kein Vertrauen zu ihr, denn sie bricht leichter in der Quere, als sie in die Länge spaltet.

Die so augenfällige und so wenig beachtete Thatsache, daß unsere Kulturpflanzen zu ihrer Zähmung und Einbürgerung ganz ungeheure Zeiträume erfordert haben, führt auf sehr gewichtige Bedenken gegen die Modelehre, daß ein Land ein Produkt nicht bauen dürfe, welches aus einem anderen Lande billiger bezogen werden könne. Wenn diese Wissenschaft immer gegolten hätte, so würde es sonderbar auf der Erde aussehen. Als Roger von Sicilien 1130 weiße Maulbeerbäume, Grains und Arbeiter aus Griechenland hatte nach Palermo kommen lassen, verging gewiß manches Jahr, daß ihm das Pfund Seide

theurer zu stehen kam, als wenn er es in der Morea gekauft hätte; und vollends die Sendung der byzantinischen Mönche nach China war nach dem großen Dogma „Billig kaufen, theuer verkaufen" eine schlechte Speculation und arge Vergeudung von Nationalvermögen gewesen. Der amerikanische Krieg, das Ausbleiben der Baumwolle, die Verwüstung der Felder und die zu erwartende Umwälzung der Arbeits- und Lohnverhältnisse in den Südstaaten haben jene Lehre und alle Sätze, mit denen sie zusammenhängt, auf eine Probe gestellt, in der sie schlecht bestanden sind. Die ganze moderne Industrie, wie sie an den Geweben sich zuerst entwickelte, in ihnen die riesenmäßigsten Fortschritte gemacht hat, so ist sie auch durch die Gewebe zum erstenmale an sich selbst irre geworden. Im Jahre 1791 schickten die vereinigten Staaten die erste Baumwolle nach England, 541 Ballen; vor einigen Jahren gingen in Liverpool nicht selten an einem Tage 20,000 Ballen um. Je stärker die Spindel in England zog und zupfte, desto größer wuchs der Wocken in Amerika; je mehr das Gespinnst sich anhäufte, desto schneller verschlang es der mechanische Webestuhl; und als die Wiesen eng und die Hände knapp wurden für die Bleiche, erfand Berthollet das Bleichpulver. Auf keinem andern Gebiete ist die Handarbeit und die häusliche Industrie so sehr verdrängt, sind so viel Länder in Mitleidenschaft gezogen, ist die Industrie so sehr von Zuständen und Veränderungen, die außerhalb derselben liegen, abhängig geworden.

Von Baumwollenwaaren war unter den obwaltenden Verhältnissen nicht viel zu erwarten. Von den Berliner Fabrikanten hat kein einziger ausgestellt, aus Preußen überhaupt 14; aus Chemnitz 3; aus Bayern 1; aus Baden 4; aus Hannover 1; aus Würtemberg 11. Einige sächsische Fabrikanten arbeiten, wie die Muster zeigen, für die Levante. Aus Oesterreich, wo die Wasserkraft der Gebirgsbäche zum Betriebe

benutzt wird, haben 23 Fabriken ausgestellt, unter denen aber die Spinnerei in Haratitz, die größeste auf dem Festlande, zu vermissen ist. Aus England 55, von denen die aus Manchester sich zusammengethan haben. An Neuigkeiten sind mir nur aufgefallen die bedruckten Kattunbänder und sponge cloth, Schwammzeug, ein lockerer, den türkischen Handtüchern nachgebildeter Stoff zur Reinigung von Maschinentheilen, von Brittain in Manchester (3643). An den Mustern ist seit 1851 ein großer Fortschritt zu bemerken, der den Kunstschulen in Kensington und in Queen Square zu danken ist. Es ist Sitte geworden, daß die Fabrikanten ein Thema bestimmen und Preise aussetzen und aus den eingelieferten Arbeiten und den Beurtheilungen derselben durch Sachverständige selbst lernen. Man bemerkt durchweg, daß an Möbelbezügen, Tischdecken, Teppichen, die „conventionelle" Behandlung der Blumen, wie sie im Orient üblich ist, und die naturgetreue Darstellung nur an Gardinen, Vorhängen und Tapeten angewandt wird. Die Hemden mit Infanterie, Kavallerie und Artillerie, die Gardinen mit Kaffeemühlen und Rohrstühlen sind verschwunden. Im Allgemeinen scheinen die Schülerinnen mehr Geschick zu entwickeln als die Schüler, und ich würde zwei Muster, eins mit blauer Winde, von Charlotte James und eins mit Brombeerranken von Mary Julyan, gern diesen Blättern beifügen Aus Frankreich 62 Aussteller, zu denen die Departements der Loire, der Rhone und der untern Seine die meisten gestellt haben. Aus Belgien 42, darunter die Regierung mit einer Sammlung von Geweben aus den 68 Webeschulen in Flandern. Diese Schulen verdanken ihre Entstehung dem Zusammentreffen einer Linnenkrisis mit einer Hungersnoth. Die Kosten werden von dem Staate, von der Provinz und von der Kommune gemeinschaftlich getragen. Der Lehrling tritt mit dem zwölften Jahre ein, erhält sofort Lohn und, wenn er ausgelernt hat,

aus einer Kasse, die durch Abzüge von dem Lohn gebildet wird, die Mittel zur Anschaffung eines Webstuhls. Der Unterricht erfolgt in Fabriken, deren Eigenthümer sich zum Abschluß entsprechender Verträge bereit finden lassen. Aus der Schweiz haben 20 ausgestellt; aus Italien 16.

Während in der Baumwollenmanufaktur, ihren Maschinen und Kunstgriffen England der Lehrer des Festlandes gewesen ist, müssen wir uns vor dem Leinen das Geständniß machen, daß wir uns die Meisterschaft hatten von den Engländern entreißen lassen und nur mit der äußersten Anstrengung es ihnen wieder gleich thun. Ein Dutzend Hemden von real Osnabruck war einst in England ein beneidenswerthes Stück in einer Ausstattung; und ein ebenso festes, feines, klares Gewebe hervor zu bringen, ein Gedanke, der den Engländern gar nicht in den Sinn kam. Heute ist zwischen Belfast und Bielefeld ein so scharfes Rennen, daß ich eine ziemlich weitläuftige Rechnung habe vornehmen müssen, um auszumachen, wer das feinste Gewebe geliefert hat. Das feinste Belfaster Linnen, ein Stück birdseye diaper, hat 44 Fäden Kette auf 5 Millimetre; das feinste westphälische, von dem Herforder Verein für Leinen aus reinem Handgespinnst, 8000 Fäden auf 34 Zoll, also $44\frac{884}{889}$ Fäden auf 5 Millimetre, wenn ich richtig gerechnet habe, was der geneigte Leser selbst untersuchen kann, wenn er sich erinnert, daß ein Fuß Preußisch gleich 0,314 Metre. Das größeste Stück von englischem Damast ist das „Royal Crimean Hero Table-sloth“ von Devar, das folgende Bildnisse zeigt: Victoria, Louis Napoleon, Cardigan (Is Lord Cardigan a hero? ist der Titel einer einst viel gelesenen Broschüre), Miss Nightingale, Prinz Fürchteblei u. a. Außer den genannten beiden Fabrikationsstätten leisten Schlesien und Belgien das Meiste. Von den Bielefelder Fabrikanten sind 15 so verständig gewesen, gemeinschaftlich auszustellen; sollte dabei

der Einzelne wirklich Gefahr laufen, daß, was er Gutes geliefert, in der unmittelbaren Nachbarschaft mit einem Bessern leidet, so wird der Nachtheil gewiß aufgewogen durch den imponirenden Eindruck des Ganzen, der doch auch jedem Einzelnen zu Gute kommt. Ueberhaupt haben in dieser Klasse, die auch den Hanf begreift, 33 Preußen ausgestellt, davon 13 aus Schlesien. Von den 12 Medaillen ist nach der amtlichen englischen Liste eine an A. Willmann und Söhne in Patschkey bei Breslau, Nr. 1531, ertheilt „für Ausdauer und gute Erfolge in der Anwendung des Schenk'schen Verfahrens." Die in Deutschland veröffentlichte Liste enthält den Namen nicht; wahrscheinlich haben die Herren Geschwornen, wie das nur zu oft vorgekommen, eine Verwechselung begangen. Die Franzosen leisten nur in feinen Cambreys etwas und ich halte ihr Fabrikat für das beste, obgleich die französischen Damen sehr erpicht darauf sind, irischen Cambrey einzuschmuggeln Die Holländer, für deren Leinen wir sonst eine Liebhaberei hatten, haben etwas Damast aufgelegt, scheinen sich aber mehr mit Hanf, mit Segeltuch und Tauwerk zu beschäftigen.

Seidenwaaren haben aus Frankreich 124 Aussteller geliefert, davon 81 aus dem Departement der Rhone, 22 von der Loire; aus England 62, aus Preußen 33, aus Oestreich 28, aus Belgien 5, aus Italien 123. Neu in der französischen Industrie ist die Verwendung der chinesischen und der japanesischen Seiden, mit denen die Franzosen noch nicht so gut umzugehen wissen, wie die Engländer. Unter den zur großen Konsumtion bestimmten englischen Seidenwaaren stehen die irischen Poplins obenan. Es giebt nichts Kleidsameres und Haltbareres; ein solches Kleid, mit einem weißen Kragen und weißen Manschetten dazu, giebt die Frische, die an der Haustracht der Engländerinnen so besticht, und da die Fabrikanten gerade in diesem Zweige sich verständiger Weise an alte, ein-

fache Muster, namentlich an Tartan halten, so befriedigt der Stoff auch in dieser Beziehung den wählerischsten Geschmack. Die Bielefelder und die Barmener Fabrikanten hatten sich zusammengethan und haben das gewiß nicht zu bereuen; ihre Industrie ist dadurch auf eine ganz andere Weise zur Geltung gekommen, als wenn sie sich verzettelt hätten. Außer diesen beiden Gesammtausstellungen hat die Jury ausgezeichnet Andreä, vom Bruck, Scheibler, Schrörs, van der Westen, Hipp und Vetter wegen Sammet (Andreä ist auch wegen seiner breiten Plüsche bemerkenswerth), Heimenthal wegen gezwirnter Seide, Oehme in Berlin wegen Hutplüsch, Schumacher und Schmidt, Seyfferdt und te Neues, von Bauer wegen seidener Bänder, Engelmann u. Bohnau, Jacobs u. Co., Küppers u. Kniffler, Küppers u. Co., Maehler u. Trappau, Schröder u. Co. wegen ihrer Seidenzeuge. Unter den zahlreichen Medaillen, die auf Italien gefallen, sind zwei für Färbung, eine (Bruni in Mailand) für ein mineralisches Schwarz, die andern (Levinstein u. Co. daselbst) für 6000 Schattirungen von Nähseide. Aus dem Oestreichischen hat Italien nur eine Nummer gestellt; die meisten Beiträge sind aus Tyrol und Wien, einige aus der Militärgrenze und Siebenbürgen; unter den Ausstellern befinden sich die Zöglinge des Taubstummeninstituts in Wien, und unter den Ausfuhren belaufen die Troddeln zu den Fez der Türken sich auf eine beträchtliche Summe. Ein gutes Stück Kunstweberei sind die Fahnen und die Standarten des östreichischen Heeres, die auf jeder Seite ein anderes Bild tragen.

Wir kommen zu den Wollenwaaren. Unter allen Läden ist der Tuchladen der am wenigsten anziehende; Niemand bleibt vor den Fenstern stehen, die Probekarte zu betrachten, Niemand geht hinein, der nicht wirklich etwas kaufen will oder, richtiger gesagt, etwas kaufen muß. An den grauen Um-

schlägen der Tuchballen ist nichts zu sehen und wenn wir ihren entwickelten Inhalt befühlen, weil wir gesehen haben, daß andere Leute es so machen, so geschieht es mit dem peinigenden Bewußtsein, daß wir eigentlich nichts davon verstehen und höchstens über die Farben ein eignes Urtheil haben. Auch auf der Ausstellung haben die Tuche von einer ähnlichen Ungunst zu leiden; das sah man an dem flüchtigen Schritt der Besucher, die sich in die Tuchgassen verirrt hatten, und an den ersten Urtheilen der Blätter über den Zollverein. An englischen und französischen Journalisten war das zu entschuldigen; die deutschen hätten wohl vorher wissen sollen, daß unsere Tuche eine gute Figur machen würden. In der That steht der Ruf derselben bei den Sachverständigen, die es am Nächsten angeht, bei den Importeuren anderer Länder, so fest, sind die Absatzwege so gesichert, daß viele unserer größesten Fabrikanten sich gar nicht veranlaßt gefunden haben auszustellen und daß daher die Ausstellung, wenn auch von den Leistungen, doch nicht von der Masse dieses Gewerbszweiges ein richtiges Bild giebt. Namentlich ist die Lausitz, die sich seit dem Jahre 1851 so gewaltig entwickelt hat, sind die Orte Spremberg, Forst, Cottbus, Sommerfeld, Soran nur sehr unvollständig vertreten.

Um eine Uebersicht zu gewinnen, wollen wir die Wollenwaaren nach den drei natürlichen Gruppen durchgehen, Tuchen, Kammwollen und Teppichen. Zu Tuchen dient die im neunten Kapitel beschriebene Streich- oder Kratzwolle (laine courte, laine de carde, short wool, carding wool), welche die Fähigkeit hat, sich zu filzen. Die Kammwolle (laine longue, laine de peigne, étaim, estame, longue wool, combing wool) von dem Niederungsschaf, dem deutschen Landschaf und den langen Merinos, liefert die glatten Wollenzeuge. Zu beiden Gattungen erzeugt Deutschland das reichste und vortrefflichste Material; denn wenn auch an unsern Landschafen nicht Fasern

von einem Fuße und darüber zu sehen sind, wie an den Leicestervließen, so werden gerade zu den feinsten Stoffen die Wollen von nicht über 5 Zoll Länge ausgewählt. Auch scheint es, daß in den Gegenden, wo die Tuchmacherei sich am blühendsten entwickelt, das Wasser ganz besonders geeignet ist; jedenfalls trifft das in Elberfeld mit dem türkischen Garne zu. Die Tuche des Zollvereins sind zusammengestellt und in der Richtung von Westen nach Osten, vom Rhein nach der Oder, jede Abtheilung aber mit Rücksicht auf die Farben geordnet; sie hängen lose, während die Engländer die ihrigen stramm gezogen hatten; auf die Schränke ist, wie bei den Seidenzeugen, etwas verwandt. Ueber die Mannichfaltigkeit unserer Tuchindustrie und ihre Beziehungen zum Auslande kann man sich am Leichtesten unterrichten an der Ausstellung von Förster in Grüneberg, der seine Fabrikate in sechs Rubriken geordnet hat: für Nordamerika, Westindien und Brasilien: für England, Holland, die Schweiz und Australien; für die La Plata-Staaten und die Westküste von Südamerika; für Aegypten und die Levante; für Ostindien, China, Japan; für Deutschland, Frankreich, Italien, Skandinavien. Jedes dieser Länder macht besondere Ansprüche, entweder um des Klimas oder der Zolleinrichtungen oder der Mode oder, was die Hauptsache ist, um der Gewöhnung willen. In Europa beherrscht der Fabrikant den Konsumenten; ich muß das Tuch tragen, was die letzte Messe gebracht hat, ich mag es schön und zweckmäßig finden oder nicht. Im Orient ist viel Geld verloren worden, so lange man sich auf Versuche einließ, die Barbaren mit dem Neuesten bekannt zu machen, und wird viel Geld verdient, seit man sich begnügt, die Waaren genau so zu machen, wie sie dort immer gewesen sind, und richtiges Maaß und ehrliche Arbeit zu liefern. Auch in der letztern Beziehung hat die europäische Industrie bittere Erfahrungen zu machen gehabt, für die nicht blos die

Schuldigen zu bezahlen hatten. Der Kaufmann in Shanghai kümmert sich wenig darum, ob die freie Konkurrenz die beste Polizei ist; wenn er aus einem bestimmten Staate einmal ein Stück mit unrichtiger Ellenzahl oder von ungleicher Beschaffenheit erhalten hat, so will er mit dem ganzen Lande nichts zu thun haben. Die für China bestimmten Tuche heißen in England seit alten Zeiten spanish stripes, spanische Streifen, und die Bezeichnung ist auch in den deutschen Handel übergegangen. Das Beste in diesem Artikel, und mehr als England, hat Mayer in Eupen geleistet.

Da der Zollverein in Tuchen die Palme davongetragen hat, so können wir die andern Länder übergehen und wollen nur noch drei Spezialitäten Berlins erwähnen: den wollenen Plüsch, in größester Vollkommenheit von Keben, die Stickwolle, in England bekannt als Berlin wool, am besten von Müller in Fulda und Bergmann & Co in Berlin, und die billigen, gleichfalls nach dem Ort genannten, wollenen und halbwollenen Shawls. Diese junge Industrie hat sich bewunderungswürdig entwickelt; kaum zwanzig Jahre alt und mit den ungünstigen Verhältnissen einer Residenzstadt kämpfend, beschäftigt sie heute eine Menge von Arbeitern und ein beträchtliches Kapital, liefert den wenig bemittelten Ständen eine zweckmäßige, kleidsame Tracht und dem Handel einen beträchtlichen Ausfuhrartikel. Man muß sich der alten, halbwollenen Umschlagetücher mit den rohen Farbezusammenstellungen auf den rechten Seiten und den langen, losen Schußfäden auf der Kehrseite erinnern, um den Fortschritt zu ermessen an diesen Shawls, die auf beiden Seiten zu tragen, deren Weberei an den besseren Sorten so sauber ist, daß der Laie sie für gestickt halten könnte, und in deren Muster sich die besten Vorbilder und oft eine sehr hübsche Erfindung zeigen. Ich nenne z. B. von den Artikeln der Firma Brach & Co., an denen sich überhaupt alle Vorzüge am besten

vereinigt zu finden scheinen, das Tuch mit dunkelm Grunde, auf dem ein weißes Muster wie eine Spitzenmantille liegt. Die übrigen Aussteller in diesem Zweige sind Aron & Levy, D. J. Lehmann, Becker & Auerbach, A. Schneider. Der indischen Shawls habe ich schon erwähnt; über die ihnen nachgebildeten französischen und englischen finde ich seit 1855 nichts Neues zu bemerken, als daß sie den Vorbildern immer näher kommen; die besten sind von Duché, Brierre & Co. und von Fr. Hébert. Für die besten Wollenstoffe zu Damenkleidern halte ich die Linseys von Macdougall & Co. in Inverneß (Nr. 4096); die Zeuge haben breite senkrechte Streifen, getrennt durch ganz schmale, und gleichen in Mustern und Farbenabstichen den Zeugen von Madagaskar und aus den Gräbern von Peru. Wer das große Probenbuch der Firma durchblättert, sehe sich auch die dahinter hängenden Tartans darauf an, daß sie von dem schottischen Landvolk gesponnen und auf dem Handwebstuhl gewebt sind, und überzeuge sich durch das Gefühl, daß Handgespinnst schmiegsamer ist als Maschinengarn. Damen finden ganz in der Nähe, in der Gesammtausstellung von Glasgow, einen Gegenstand, der sich sehr gut zu diesen Linseys und Tartans schicken dürfte, Kragen und Manschetten mit buntem Zwirn gestickt.

Auf die Klasse, in welche diese Kragen gehören, kann ich mich übrigens nicht einlassen; die Unterscheidungen sind so zahlreich und so fein, daß selbst erfahrene Damen unsicher darüber werden. Die betreffende Jury ist angewiesen, die Kanten nach folgenden Rubriken zu bearbeiten:

1. Pillow lace, ganz mit der Hand gearbeitet; a) Valenciennes, Mecheln, Honiton, Buckingham; b) Guipure, mit der krummen Nadel gearbeitet; c) Silk Lace, die Blonde genannt wird, wenn weiß, und Chantilly, Puy, Grammont und Schwarz Buckingham, wenn schwarz;

2. Kanten, zu denen der Grund mit der Maschine gemacht, die Verzierung mit der Hand gearbeitet und aufgesetzt ist; Brüssel, Honiton und appliqué lace;

3. Nets und Quillings, mit der Maschine gemacht, plan, als Bobbin-nets, Tülles, Blonden, Cambray, Mecheln, Malines, Brüssel, Alençon u. s. w.;

4. Kanten, der Grund mit der Maschine gemacht, die Verzierungen entweder ganz mit der Maschine oder theils mit der Maschine, theils mit der Hand gemacht, whether tamboured, needle-embroidered or darned;

5. Kanten, ganz mit der Maschine gearbeitet, Besätze, lange und kurze Schleier, Schärpen, Shawls, Volanten, Gardinen.

Es gab eine Zeit, wo auch die Männer in diesem schwierigen Kapitel zu Hause sein mußten; wohl uns daß sie überstanden ist und nicht wieder kommen wird. In dem Testament des Kardinals Alberoni findet sich folgende merkwürdige Stelle:

„Die Mode der Halskrause, golille, hat einen unermeßlichen Einfluß auf die Entwickelung Spaniens gehabt. Sinnbild der Gravität, giebt sie den geringsten Bewegungen des Körpers etwas Pedantisches; der Bürgerliche hält so eifersüchtig wie der Grande erster Klasse darauf, daß das steife Stück Pappe nicht beschädigt wird; und der Bauer schätzt eine Metze Zwiebeln, die er, die golille um den Hals, gebaut und geerntet hat, höher als tausend Scheffel Weizen, die er nicht anders gewinnen könnte, als wenn er wenigstens während der Hälfte des Jahres seine majestätische Halskrause daheim ließe. — Den Verfall des Landbaues in Spanien der geringen Einwohnerzahl zuzuschreiben, ist ein falsches, empirisches Raisonnement. Fremde Ansiedler einladen, war ein Fehler, den die gute Absicht kaum entschuldigt. Würde der Spanier Leute, die um zu arbeiten sich sechs Tage in der Woche der edlen golille

entkleideten, für seines Gleichen ansehen? Kann man Ausländer dazu einladen, sich zu einem Gegenstande der Verachtung zu machen?“ Was sagen die Historiographen des Weltgeistes dazu, den Verfall eines Landes von einer Halskrause herzuleiten?

Auch über die Teppiche und gewürkten Tapeten bleibt wenig zu sagen. Die Gobelins sind zum Ueberdruß beschrieben und gefeiert. An den englischen Teppichen ist seit 1851 eine Klärung des Geschmackes zu bemerken; damals liefen gedankenlose Nachahmung älterer und orientalischer Muster und eine zügellose Erfindung wild durcheinander; jetzt stehen in Folge der Kunstschulen und der Arbeiten von Redgrave und andern zwei Methoden einander mit Bewußtsein gegenüber: die getreue Darstellung von Naturgegenständen und das orientalische Muster, das von solchen Gegenständen nur die Motive nimmt. Die erste, die Rabelais schon so treffend verspottet hat, wird noch immer von vielen Käufern vorgezogen, also auch noch immer von vielen Fabrikanten, z. B. von Templeton, vielleicht gegen besseres Wissen, geliefert, aber die zweite gewinnt sichtlich immer mehr Boden, und der ganz grobe Ungeschmack, die Darstellung von Gebäuden, Thier- und Menschengestalten, ist in England fast verschwunden. In einer nichtenglischen Stadt wurde mir einmal zugemuthet, einen Teppich in meiner Stube zu dulden, auf dem ein Reiter in himmelblauem Gewande, auf einem Goldfuchs sitzend, eine Dame in Rosa auf dem Sattelknopf, über eine grünspahnfarbene Wiese mit Vergißmeinnicht hinsprengte. Was kann dagegen hübscher und korrekter sein, als ein Mittelstück von weißen, verschlungenen Kreisen mit Blättern darin; ein dunkelgrüner Grund mit braunem Rankenmuster und dunkelrothe Eckstücke mit einem geometrischen Muster in Schwarz? Wenn man nur wüßte, wer es erfunden. Eine Neuigkeit in England ist das Camptulicon, eine dicke, außerordentlich elastische Masse aus Kork, Gummi und Guttapercha.

Auch in Preußen hat die Teppichweberei sichtliche Fortschritte gemacht, deren es im Allgemeinen weniger in den Mustern als in dem Material und der Fabrikation bedurfte. Die smyrnaer Teppiche von Gevers & Schmidt in Görlitz und Kühn in Cottbus finden mit Recht allgemeinen Beifall, und Dinglinger in Berlin überhebt uns der Mühe, die Brüsseler künftig aus England zu beziehen. Sehr erfreulich ist es auch, daß wir jetzt von den Cocosmatten, die so sehr zur Reinlichkeit und zum Comfort beitragen, eine Fabrik im Lande haben, die Toepfer'sche in Stettin.

Die Stellen der Alten, welche davon sprechen, daß die Germanen sich in Felle gekleidet, sind häufig mißverstanden worden. Diese Felle waren sehr verschieden von dem Schafpelz, den vor der Einführung des Tuches sogar die Senatoren trugen, die patres pelliti des Properz, und den Juvenal als Tracht der Geizhälse verspottet; es waren Pelze, kunstvoll bearbeitet und schön verziert, namentlich Rennthierpelze, renones, wahrscheinlich sehr ähnlich den Arbeiten der Kanadier, bewundert und schnell angenommen von den Römern, die sich noch unter vier Hemden der Winterkälte zu erwehren suchten. Im zweiten und dritten Jahrhundert waren deutsche Pelze in Rom sehr fashionabel, und gegen das Ende des vierten untersagte der Kaiser Honorius sie bei strengen Strafen, damit nicht die gothische Tracht eine Vorläuferin der gothischen Herrschaft werde. Die Römer rechneten die Felle nach decuriis, wovon das Wort Decher kommt, das die heutigen Juristen in Deutschland, Dänemark, Schweden und England stutzig macht, wenn es ihnen in dem Prozeß eines Weißgerbers vorkommt. Wie die symbolische Bedeutung des Hermelin entstanden, ist nicht ausgemacht. Die Prinzessinnen am Hofe Karls des Großen hatten Hermelinmäntel mit Edelsteinen besetzt; den ersten Hermelin auf Purpur scheint sich der norwegische Seeräuber Harold Si-

gurdson aus der Beute des Südens und Nordens zusammengestellt zu haben. Canui Laward erscheint zu Anfang des 12. Jahrhunderts in einem solchen Gewande in einer Volksversammlung und mußte von Heinrich Skateler, dem dänischen Thersites, viel Stichelreden hören. Im Mittelalter trieben die Ritter großen Luxus mit Pelzen und heute noch sind die Besätze an der Staatstracht des Adels, der Richter und die Gemeindebehörden in England ein wichtiger Gegenstand für die Kürschner, während anderweitige Ritter sich des Pelzes nur zu Wildschuren und Fußsäcken und auf dem Wappen bedienen. Die kanadische Ausstellung mit einer reichen Sammlung von Pelzen und ausgestopften Thieren ist daher auch der Aufmerksamkeit der Heraldiker und politischen Restaurateure zu empfehlen. Gegen den Mottenfraß, der sich neuerdings in dem englischen Hermelin sehr bemerkbar gemacht, hat Mr. Nicholai, Hofkürschner der Königin, in dem Bericht, den er 1851 als Geschworner erstattet, kein besseres Mittel vorzuschlagen gewußt, als tüchtiges Ausklopfen.

Leder ist in großen Massen vorhanden; das Allgemeine über die verschiedenen Bereitungsweisen kennt jeder; Besonderes über die ausgestellten Stücke habe ich beim Mangel sachverständiger Kenntniß nicht zu sagen. Die Chemie hat für die Lederbereitung verhältnißmäßig erst wenig geleistet. Ueber verschiedene in England patentirte Prozesse zur Abkürzung der Arbeit sind die Urtheile sehr getheilt, so über die Methode von Spilsbury, der die Sauce mittelst einer hydraulischen Presse in die Poren treibt, von Drake, der mehrere Häute zu einem Beutel zusammennäht, denselben mit der Sauce füllt und dann einem starken Drucke aussetzt, der den Inhalt durch die Poren treibt, von Herapath und Cox, welche die Häute glatt an einander nähen und wie Papier ohne Ende zwischen Walzen durchgehen lassen. Die Einzelnheiten des Verfahrens sind lokal sehr

verschieden, weil sie durch die vorhandenen Häute, den billigsten Gerbestoff und die gewöhnlichste Verwendung des Leders bedingt sind. Schwarzmann in München und Raichlen in Genf haben Erzeugnisse eines neuen Verfahrens ausgestellt, aber das Verfahren natürlich für sich behalten. Frankfurt a. M. macht mit seinen lackirten Ledern den Franzosen eine so gefährliche Konkurrenz, daß die jury d'admission ausdrücklich darauf aufmerksam macht, die großen Häuser in Paris hätten, um sich besser gegen das Ausland zu behaupten, auch das Gerben der zu lackirenden Leder in die eigene Hand genommen. In der von einem Franzosen vor 30 Jahren wieder erweckten Kunst, das Leder zu Tapeten und Bezügen zu pressen, haben George in London und Hubenicht in Wien Gutes geleistet. Unter den Kolonien steht Neu-Süd-Wales obenan, und das Leder einer Boa Constrictor aus Brasilien, fingersdick, wunderbar weich und mit den Schuppen daran, habe ich wohl schon erwähnt.

Im Alterthum war bei den asiatischen Völkern der Schuh das Symbol der Herrschaft und des Besitzes. Rama zieht im Walde seine goldgeschmückten Schuhe aus und übergiebt sie und mit ihnen die Herrschaft dem Bharata. Eine dunkle Erinnerung daran, wahrscheinlich fortgepflanzt durch die alttestamentliche Prozedur der Wittwe gegen den Schwager, der sie nicht heirathen will, scheint die deutschen Bauern geleitet zu haben, als sie den Schuh als Feldzeichen aufsteckten, und Karl XII., als er seinen Stiefel als Präsidenten des Geheimraths nach Stockholm schickte.

Paris und Warschau haben die besten Schuhmacher der Welt, und viele darunter sind Deutsche. Es ist alles da, ausgenommen der spanische Stiefel. Die „niedlichen Stelzen“, mit denen Wilhelm Meister bei einer gewissen Gelegenheit spielte, in unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit und in hinreichender

Anzahl, für tausend Philinen; ein Pole würde sie für Champagnergläser ansehen. Daneben Reiterstiefel, die Erfindung der Paphlagonier, für die Cent Gardes, und Schuhe für Goldgräber mit Sohlen wie Festungsthore. Gummi und Guttapercha in allen möglichen Anwendungen. Die Hauptsache aber sind die sabots, die Holzschuhe, in denen die Franzosen, man möchte sagen, das Unmögliche leisten. Wie wichtig ihnen das Kleidungsstück ist, beweisen die vielen bildlichen Anwendungen des Wortes. Sabots heißen die Klauen und Hufe der Säugethiere, die metallenen Fußenden der Meubel, die Hemmschuhe, die halbbedeckten Badewannen; sabot bedeutet den Pumpenstiefel, die Schweifspule der Knopfmacher, das Leitholz der Seiler, den Simshobel der Tischler, die Kreiselschnecke und eine schlechte Violine. Man sagt sprüchwörtlich: il dort comme un sabot, er schläft wie eine Ratze; on l'a vu venir à Paris avec des sabots, er hat mit nichts angefangen; il a du foin dans ses sabots, er hat Geld im Kasten; elle a cassé son sabot, von einer jungen Dame, die Unglück gehabt hat, und faire des diableries de ses sabots, den Teufel im Leibe haben. Die Engländer haben sich seit dem hundertjährigen Kriege über die Holzschuhe der Franzosen moquirt und in der Krimm dem Himmel gedankt, daß ihre Verbündeten ihnen damit aushelfen konnten. Drollige Nemesis, ein Sohn Albions in Sabots!

Wir sehen den Kloß, in der Regel aus Eichen-, Buchen-, Nußbaum- oder Ulmenholz, erst ganz roh, dann durch einige Beilschläge zugespitzt und mit einem Hacken versehen, dann ausgehöhlt durch ein eisernes Werkzeug, genannt der Löffel. Dann beginnt ein Messer die feinere Arbeit, schneidet alles weg bis auf eine kleine Spitze und ein Stück Hackenleder und liefert einen Ueberschuh, dem nur noch ein elastischer Riemen über den Fuß und der schwarze Lack fehlen, oder schnitzt das Oberleder in durchbrochener Arbeit, die mit einer Unterlage

von Atlas einen allerliebsten Morgenschuh giebt, oder ahmt die Näthe und Falten, die Knöpfe oder Bänder eines Halbstiefels nach, an dem der untere Theil lackirt, der obere in der natürlichen Farbe des Holzes gelassen und nur polirt wird. Die feineren Sachen werden so theuer und theurer als Lederzeug; der ordinäre Holzschuh kostet einen halben Frank das Paar, wovon der Arbeiter die Hälfte verdient. Es ist auffallend, daß diese billige und für Landleute so zweckmäßige Bekleidung nicht anderwärts Eingang findet. Warum soll der deutsche Landmann aus teutonischem Selbstgefühl sich in schlechten Stiefeln nasse Füße holen? Der französische Bauer hat nicht nur einen trockenen Fuß, sondern wenn es gar kalt ist, schüttet er heiße Asche in seinen Schuh, läßt sie darin, bis das Holz anfängt zu rauchen, zieht ihn wieder an und findet sich äußerst behaglich. Die Sache ist wichtig für die Civilisation, denn ein Mensch mit nassen Füßen ist inhuman. Und welcher Segen wäre eine Nachfrage nach Sabots für die verarmende Gebirgsbevölkerung!

Ich kann in dieser Verbindung noch einen Stoff erwähnen, der der mannichfachsten Anwendung fähig ist. Gummi Elasticum brauchte man vor dreißig Jahren, um Bleistiftstriche weg zu löschen. Knaben kamen hin und wieder auf den Einfall, lange, dünne Streifen aus einer Flasche zu schneiden und zu einem Ball zusammen zu wickeln; und die Studenten benutzten den sonderbaren Stoff als Refrain zu einem sonderbaren Liede. Vor zwanzig Jahren fing man an, die Flaschen auf einen Leisten zu schlagen und Ueberschuhe daraus zu machen, oder die Flaschen gleich von Hause aus wie einen Schuh zu formen. Mit diesen Schuhen fiel man häufig auf die Nase oder auf andere Körpertheile, je nach dem es kam, erhitzte und erkältete man sich demnächst die Füße und verdarb man sich die Stiefel, weil sie von der zusammengehaltenen Ausdünstung angegriffen wurden, die Handschuh, weil man beim Ausziehen

die Hände zu Hülfe nehmen, und die Tragebänder, weil man sich zum Behuf der Operation bücken mußte. Eins dieser zahlreichen Leiden, das der Gummi einem zufügte, wurde ungefähr um dieselbe Zeit durch den Gummi beseitigt; aus dem Gummiball ging der Gummihosenträger hervor. Den größten Verdruß aber setzt es, wenn man ein Loch in den Stiefel gerissen hatte; frische Schnittflächen heilten ohne Weiteres durch den Druck zusammen, aber ein Loch im Stiefel zu stopfen, bemühte sich selbst die höchste naturwissenschaftliche Instanz kleiner Städte, der Apotheker, vergebens. Vor zwanzig Jahren erregte hie und da jemand Aufsehen durch ein Gewand, das ein sonderbares Rauschen und Knistern von sich gab und in der Kälte so hart wurde, wie ein Brett, genant Makintosh. Die Gummihose, im ewigen Kampf mit den Trägern und den Stegen, war eine zu flüchtige Erscheinung, als daß man ihr eine besondere Periode widmen könnte. Seit einigen Jahren endlich kennt jedermann die Gummikämme, wenigstens aus Zeitungs-Annoncen. Ich weiß keinen Stoff, der, so lange Zeit unbenutzt geblieben und dann in so kurzer Zeit so vielfach nutzbar gemacht, der Boden so großer Industriezweige geworden ist.

Der weiße Saft, den gewisse Pflanzen, unter dem gemäßigten Himmelsstriche Europas z. B. die Wolfsmilch und der Mohn, von sich geben, wenn sie verwundet werden, hat mit der Milch noch andere Eigenschaften gemein als die Farbe. Wie bei der Milch beruht seine Undurchsichtigkeit darauf, daß er aus zwei mechanisch getrennten Stoffen besteht, die sich verschieden gegen das Licht verhalten, aus einer wässrigen Flüssigkeit und aus unauflöslichen Kügelchen, die darin schwimmen. Wie bei der Milch steigen diese Kügelchen allmälig nach oben und bilden eine Art von Sahne, die etwa die Hälfte der Substanz ausmacht. Damit hört aber die Aehnlichkeit auf; die Sahne

der Milch ist ein Fettkörper; die Sahne der milchigen Pflanzensäfte ist eine Zusammensetzung von Kohle und Wasserstoff. In großen Massen wird dieser Stoff nur von tropischen Gewächsen gewonnen, in Ostindien, namentlich in Assam, von der **Ficus elastica**, in Java von andern Arten des Feigenbaums, in Brasilien und Centralamerika von der **Siphonia elastica**, im indischen Archipelagus von der **Urceola elastica**, einer Schlingpflanze von riesiger Größe, von der man durch Zapfen 50—60 Pfund jährlich gewinnen soll, in Madagascar von der **Vahea gummifera** und im tropischen Amerika von dem Kuhbaum, dessen Saft von den Eingeborenen getrunken wird. In der ostindischen Abtheilung sind Proben des rohen Stoffes ausgestellt, wie die Indier ihn in Gefäßen, zuweilen in Gruben auffangen oder mit Hülse von Lehmformen, die man nachher zerschlägt und herausnimmt, zu Flaschen und Schuhen gestalten. Seine merkwürdigen Eigenschaften wurden in Europa zuerst durch Condamine bekannt, der 1735 eine Denkschrift darüber veröffentlichte, aber ohne Erfolg. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden kleine Stücke eingeführt und zum Auswischen der Bleistiftstriche benutzt. Die Engländer nennen ihn deswegen **India-rubber**; die Franzosen haben den indischen Namen Caoutchouc beibehalten.

In der Gestalt, in der er eingeführt wird, enthält der Kautschuk eine Menge von Pflanzenresten, Staub und andern Unreinigkeiten, die häufig betrügerischer Weise beigemischt sind. Um sie zu entfernen, läßt man ihn zweimal durch eine Maschine gehen, die eine dem Kauen ähnliche Operation bewirkt. Während er das erstemal zwischen den mit Zähnen besetzten Cylindern zerkaut wird, läßt man einen fortwährenden Strom von kaltem Wasser hindurchgehen, der doppelten Zweck erfüllt, eine Erhitzung zu verhüten und die fremden Stoffe wegzuspülen. Bei der zweiten Operation läßt man das Wasser weg; der

Kautschuk erhitzt sich durch die Friktion, wird klebrig und schließt sich zu einer Masse zusammen, aus der man demnächst durch Druck die Luftblasen und andere Ungleichheiten entfernt. Anderweitige Benutzungen der so gewonnenen reinen und gleichförmigen Blöcke als für das Zeichnen sind nach und nach von den Engländern, Franzosen und Amerikanern entdeckt worden. Makintosh zerschnitt die Blöcke in dünne Scheiben, tränkte diese in Naphta oder Terpentinspiritus und trug sie dann auf gewebte Stoffe auf. Die Eigenschaft des Kautschuk in einer Temperatur, die sich dem Gefrierpunkt des Wassers nähert, seine Elasticität zu verlieren, ein großer Uebelstand an den Regenröcken von Makintosh, wurde von den Franzosen benutzt, um Gewebe aus Gummifäden herzustellen. Man zerschneidet die Blöcke erst in Platten, dann in Fäden, zieht diese unter dem Einfluß einer höhern Temperatur in die Länge, wickelt sie auf Spuhlen nnd setzt sie dann einige Zeit der Kälte aus. Nachdem sie in diesem Zustande verwoben sind, und zwar im Aufzuge, bringt man den Stoff in eine Temperatur von 48 bis 56 Grad Reaumur, in der die Gummifäden sich wieder zu ihrer ursprünglichen Länge und Dicke zusammenziehen. Aber auch in dieser Anwendung bleiben die beiden Uebelstände, daß der Kautschuk in der Kälte wieder hart und unelastisch wird und daß er in der Wärme leicht zusammenklebt.

Dem Amerikaner Goodyear aus Newhaven in Connecticut gebührt das Verdienst beide beseitigt zu haben durch die „Vulkanisirung“; der Engländer Hancock, der in englischen Werken als selbstständiger Erfinder genannt wird, sogar mit gänzlicher Uebergehung Goodyears, hat durch chemische Analyse der Goodyeard'schen Fabrikate das Recept gefunden. Seinen Namen hat dies Verfahren daher, daß der Kautschuk mit Schwefel gesättigt wird, entweder trocken unter der Presse oder in einer Auflösung, und dann einer Temperatur von 120°

Reaumur ausgesetzt, also gleichsam in einen Vulkan gesteckt. Die Franzosen nennen ihn caoutchouc souple. Vulkanisirter Kautschuk klebt weder in der Hitze, noch wird er in der Kälte starr. Unzählig sind die Anwendungen, die der Stoff in diesem Stadium der Erfindung erfahren hat. Schon auf der ersten Londoner Ausstellung gab es Badewannen, Ventile, Büchereinbände, Kissen und Matratzen, Schwimmgürtel, Beschläge von Wagenrädern, Billardbande, Gasröhren, Thürfedern, Bogensehnen, Eisenbahnbuffer, Papier zu Landkarten und Tapeten, Tischdecken, Filzteppiche, Rettungsboote, Pontons, Puppenköpfe. Außerdem aber hatte Goodyear schon damals einige Sachen ausgestellt, die Produkte eines ganz neuen Prozesses waren, Knöpfe und Messergriffe. Auf seine Erfindung des Vulkanisirens hatte er in Europa keine Patente genommen, um nicht sein Verfahren bekannt zu machen und, wie das nur zu oft geschieht, Konkurrenten zu erwecken, die dasselbe mit einer kleinen Veränderung nachmachen und denen nur durch kostspielige Prozesse das Handwerk gelegt werden kann. Durch die Erfahrung mit Hancock gewitzigt, hat er diese neueste Erfindung, das caoutchouc durci, überall patentiren lassen und verkauft die Konzessionen zur Anwendung seines Verfahrens auf bestimmte einzelne Gegenstände. So sind außer seiner eigenen, in der ein Kapital von zwei Millionen Dollar angelegt ist, in Amerika 22 Fabriken entstanden, die zusammen eine Maschinenkraft von 1200 Pferden anwenden und jährlich 5 Millionen Pfund Material verarbeiten. Für Frankreich hat Morey das Patent auf caoutchuc durci gekauft und außer seiner eigenen in Metz noch sechs Fabriken konzessionirt. Einzelne Anwendungen des vulkanisirten Kautschuk werden in Frankreich von drei, in Belgien von einer Gesellschaft ausgebeutet; in Deutschland durch die große Fabrik in Harburg. Die Erhärtung geschieht im Wesentlichen dadurch, daß man

den Gummi mit Magnesia vermischt und einem bestimmten, sehr hohen Hitzengrade aussetzt, und kann im Groben mit dem Trocknen des Kirschharzes an der Sonne verglichen werden. Der so gewonnene Stoff widersteht den meisten Säuren der Luft, der Hitze, der Kälte, der Feuchtigkeit, ist durch verschiedene Behandlungsweise in dem Aggrezatzustande des Leders, des Holzes und des Metalles herzustellen, nimmt eine schöne Politur und alle möglichen Farben und galvanoplastische wie andere Vergoldung an, läßt sich pressen und hämmern. Ohne besondern Farbenzusatz ist er tief schwarz.

Vollständige Auskunft über seine Geschichte fand man 1855 in einem Werke von Goodyear, von dem ein Exemplar in der Ausstellung auflag, gedruckt natürlich auf Gummipapier und gebunden in Gummi. Außerdem war von Goodyear, von Morey und von andern eine unglaubliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen ausgestellt: Schuhe, die mit Löchern durchbohrt sind, zu klein, um das Wasser von außen ein-, aber groß genug, um die Luft von innen auszulassen, jedes Loch ein mikroskopisches Ventil; Kleidungsstücke aller Art; wasserdichte Tapeten, davon eine Art, mit farbigem Sand beworfen, von Gagin in Clinenaueurt, zur Außenbekleidung der Wände; Landkarten; Zelte; Pontons; Rettungsboote; Schwimmgürtel; Taucheranzüge; Ringe, um Wagen in das Gestell zu hängen, an Stelle von Springfedern; Bilderrahmen; Meubel, solide oder fournirt; Sattelgestelle; Büchereinbände; Hähne für Fässer &c.; Knöpfe; Wasserkannen; Gewehrkolben; Säbelscheiden; Patrontaschen; Spuhlen und andere Maschinentheile; Toiletten- und Weberkämme; Blankscheits; Stäbe für Schnürleiber, Sonnen- und Regenschirme; Spazierstöcke; Brillengestelle von außerordentlicher Dünne, Biegsamkeit und Haltbarkeit; Griffe zu Messern und Werkzeugen aller Art; Lineale für Reißzeuge mit Eintheilungen in Millimeter; Hautrelifs mit und ohne

Vergoldung; Schmucksachen, Kästchen und Quincaillerie aller Art. Auch der rothe Sammet, mit dem die Schränke verhangen waren, und die goldenen Schnüre und Quasten daran waren von Gummi.

Goodyear fehlt diesmal und von den mannichfaltigen Anwendungen seines Erzeugnisses sind nur Kämme, chirurgische Instrumente und Operngucker zu bemerken. Auch über den Ausfall des Versuches, Schiffsböden mit Platten von erhärtetem Gummi zu beschlagen, habe ich nichts erfahren können.

28. Papier und was darauf steht.

Den Geweben verwandt ist der Filz, in großer Vollkommenheit ausgestellt von den Kirgisen, und eine Art von Filz ist das Papier; das Papier, auf welches die 90 Seiten Instruktionen der Eastern Counties Eisenbahn gedruckt sind für Lokomotivführer, die zuweilen, wie neulich bei einem Unglücksfalle an den Tag kam, nicht lesen können! Natürlich, daß das Material knapp wird und man Himmel und Erde durchsucht und durchversucht nach einem Ersatz für Lumpen. Wie vom Zucker und zur Zeit des Laffargeschen Prozesses vom Arsenik, kann man vom Papier sagen, es giebt wenig Stoffe, aus denen es nicht wäre gewonnen worden. In dem botanischen Museum in Kew liegen Proben von Papier aus Torf. Zu der pariser Ausstellung waren die Franzosen besonders rührig gewesen; sie hatten Papier gestellt aus Halfa (Lygeum Spartum) einem algierischen Gewächse, das die Römer zu groben Stricken benutzten, aus der Zwergpalme, aus den Fasern der Banane, des Lindenbastes, der Binse, der Yucca, des Sumpfkolbens, der Agave und der Fichtnadel. Pielte aus Pont d'Oie in Belgien zeigte eine reiche Auswahl von Strohpapier, Toskana Papier und Pappe aus Asphodil, Ceylon verschiedene

Speisen aus Pisang und Madras zwölferlei Papier aus meistens ungenannten indischen Fasern. Goodyear, wie im vorhergehenden Kapitel erwähnt, hatte seine Erfindung in einem Buche beschrieben, dessen Papier aus Gummi bestand. Von allen diesen neuen Versuchen hat nur einer zu dieser Ausstellung eine Frucht getragen, de la Rue hat sich mit gewohnter Energie auf das Lygeum, englisch Esparto, geworfen. Dafür haben wir diesmal Papier aus Hopfenranken von Barling in Maidstone und von zwei Ausstellern Dahmen in Peckham und Dimsdale in Forestgate, Sammlungen von Fasern, die zu Papier dienen oder doch dienen könnten. Ferner hat sich diesmal eine Industrie sehen lassen, die sonst im Schatten blieb, weil sie ein böses Gewissen hatte und sich selbst für eine Verfälschung hielt, die Verarbeitung des Pappelholzes zu Papierspeise. Strohpapier haben ausgestellt Burgers u. Ward, von Hafer; Poli aus Lucca, Gaedicke aus Berlin und die östreichische Kommission. Die letztere hat, wie schon einmal erwähnt, ihren Katalog auf Maispapier drucken lassen, die deutsche Ausgabe auf eine Mischung von Maisstroh und Leinen, die französische von Maisstroh und Baumwolle, die englische von Maisstroh, Leinen und Baumwolle; der Pappdeckel der deutschen Ausgabe ist ganz von Mais, und einem jeden Exemplar ist ein Blatt von purem, ungebleichtem und mit seinem ganzen Pflanzenleim erfüllten Maisstroh vorgeheftet, das fest wie Pergament und dabei durchsichtig ist. Des japanesischen Papieres habe ich in dem fünften Abschnitt erwähnt.

Die englische Abtheilung ist sehr dürftig, sowohl in der Zahl der Aussteller, als in der Mannichfaltigkeit der ausgestellten Artikel. Von Papiermüllern sind nur 12 da, von denen nur vier zu den größeren gerechnet werden können, es fehlen folgende große Firmen, die 1851 ausgestellt hatten: Venables, Wilson und Tyler, Whatman, Wilmot, Crompton, Alnut,

Johnson, Cowan, Speier und die diesmal Erschienenen haben keine vollständigen Sortimente aufgelegt. Der Grund dieser Zurückhaltung soll darin liegen, daß man es seit Aufhebung der Papiersteuer den auswärtigen Fabrikanten erschweren will, sich zu orientiren. Die erste Papiermühle in England soll ein Deutscher, Spielmann 1588 in Dartford in der Grafschaft Kent angelegt haben. Diese Angabe ist freilich angefochten worden, weil Jack Cade in Heinrich IV. einen Lord köpfen läßt, der „zum Nachtheil des Königs, seiner Krone und Würde, eine Papiermühle gebaut." Jedenfalls wurde Kent und blieb bis auf diesen Tag ein Hauptsitz des Gewerkes. Den größesten Theil des Materials lieferte in England die Baumwolle, und zwar nicht in Gestalt von Lumpen, sondern von havarirter roher Wolle und von Sweeping, das heißt Abfall, Kehricht aus den Spinnereien, der vor dem amerikanischen Kriege auf 30 Millionen Pfund jährlich geschätzt wurde. Der Handel mit dieser Substanz und ihre Verwendung und Mischung werden vor den Ausländern sorgfältig geheim gehalten. Auch über die Behandlung des Strohs, das in großen Massen verbraucht wird, weiß man nur, daß dasselbe mehr zerkocht als zermahlen wird. Das englische Papier ist dick, sehr stark geglättet, pergamentartig, besonders das Briefpapier, was sich daraus erklärt, daß, nachdem das Papier die Bütte verlassen, thierischer Leim aufgetragen wird; ungeleimtes Druckpapier ist in England unbekannt, also auch die Kunst des Planirens. Wenn behauptet wird, daß das englische Schreibpapier dem deutschen und französischen in Gleichmäßigkeit der Farbe nachstehe, so soll das wohl nur heißen, daß man es in Deutschland und Frankreich besser machen kann, sobald man es darauf anlegt; vergleichen wir aber die Papiersorten, die in den drei Ländern im gewöhnlichen Gebrauche sind, so steht England weit voran. Die Schattirungen, die man hier unterscheidet,

sind **cream**, milchweiß, **yellow** und **blue**. **Laid** bedeutet, daß dem Maschinenpapier durch Siebwalzen, s. g. **dandy rollers**, ein künstliches Wasserzeichen beigebracht ist, oft so täuschend, daß man Büttenpapier vor sich zu haben glaubt; der Gegensatz dazu ist **wove**, glattes Maschinenpapier. Eine merkwürdige Entstehung hat die Bezeichnung **foolscap**, Narrenkappe; das lange Parlament ließ die Krone, die bis dahin als Wasserzeichen üblich gewesen war, durch eine Narrenkappe ersetzen, und daher heißt das Schreibpapier in Folio, dessen sich die Gerichte und Behörden bedienen, immer noch **foolscap**, obgleich die meisten Fabriken ein anderes Wasserzeichen in das Sieb oder in die Walzen gesetzt haben. Aus Stroh werden namentlich die ungeheueren Massen von Papier gemacht, die zum Einwickeln gekaufter Waaren dienen; die Verkäufer sind darin sorgsamer und freigebiger als in Deutschland, ein Viertelpfund Thee wird in zwei Papiere geschlagen und über's Kreuz beschnürt, und Kupfergeld wird in einem anständigen Laden nie anders als in einem sauber geleimten Säckchen überreicht. In Deutschland wäre diese Vorsicht sogar bei dem Silbergelde sehr wünschenswerth, in dessen hohem Gepräge zuweilen ganze Düngerablagerungen stecken. Einen bedeutenden Handelsartikel bildet das **pottery tissue paper**, ungeleimtes Seidenpapier, vermittelst dessen die Zeichnung auf gewöhnliches Thongeschirr aufgetragen wird; das beste liefert Lamb in Newcastle-under-Lyne.

Die Verschiedenheit der Papiersorten nach der Verschiedenheit des Gebrauches ist in England noch nicht so entwickelt wie in Japan, aber das Geschäft in Schreibmaterialien, **stationary**, zerfällt in sehr bestimmte Zweige: **law stationary** für Gerichte und Anwalte, **school st.** für Schulen, **commercial st.** für die Handelswelt, **ladies st.** für Damen, **mourning st.** für Trauer, **wedding st.** für Hochzeiten und was damit zusammenhängt. Alles ist darauf berechnet und unaufhörlich wird darüber ge-

sonnen, die Korrespondenz zu erleichtern; bei der nach deutschen Begriffen ganz unerhörten Masse von Briefen, die man hier zu schreiben hat, ist die kleinste Ersparniß an Zeit und Mühe ein Gewinn. Für die größeste halte ich den Styl, in dem kurze Mittheilungen zwischen einander fernstehenden Personen geschrieben werden. Wie die Römer mit dem Eingang Cicero s. d. Attico, Cicero grüßt den Attikus, so wird mit der Eingangsformel Mr. N. presents his compliments to Mr. X. die Anrede und die Unterschrift erspart und all das Kopfbrechen und Abwägen, das sie in Deutschland kosten und worüber mancher Brief ungeschrieben bleibt. In England wurden die fertigen Konverts erfunden; ich erinnere mich eines Studiengenossen, der, so oft er einen Brief abzuschicken hatte, zu einem Bekannten kam, mit dem Ersuchen, ihm ein Konvert zu machen, was absolut über seine Fähigkeiten ging. In England wurden die Konverts weiter verbessert durch das Gummiren, welches die Weitläuftigkeit des Siegelns ersetzt. Beiläufig bemerkt, daß gummirte Konverts nicht heimlicher Weise geöffnet werden könnten, ist ein Irrthum, über den jeder englische Bediente lächeln würde; wenn er Zeit dazu hat und überhaupt dazu aufgelegt ist, hält er die Briefe seines Herren in den Dampfstrahl, der aus der Tülle des Theekessels aufsteigt, und erweicht damit das Gummi, ohne das Papier im Geringsten zu beschädigen. Das Sicherste ist, erst gummiren und dann siegeln und recht feines Papier wählen. In Amerika, wo noch mehr geschrieben wird, kamen die spottbilligen Konverts aus altem Tauwerk auf. Englisch sind die writing pads, die Unterlagen von vielen, an den Rändern auf einander geleimten Bogen Löschpapiere, amerikanisch die hölzernen clips, kleine Klammern, durch welche man Briefschaften und andere lose Papiere, die zusammengehören, einstweilen zusammenhält, beides nicht genug zu empfehlen. Die american clips kosten das Stück einen Penny, im Dutzend

weniger. Schreibtische sind in England selten, außer in Studier- und Geschäftszimmern. Eins der ersten Geschenke, was das heranwachsende Kind erhält, ist ein writing desk, ein Schreibkasten, der das Schreibmaterial und die eingegangenen Briefe enthält, aufgeklappt ein kleines Pult darstellt, und für gewöhnlich in dem Schlafzimmer verwahrt wird. Man hat sie zu jedem Preise, von dem schlichten Fichtenkasten, mit gelbem Schafleder beklebt, bis zu der Schatoulle von Jaracanda oder Schildpatt mit ciselirtem Golde; und den Wiener Fabrikanten, wie Klein, Krebs, Müller u. a., deren Holz- und Lederkästchen dem englischen Publikum soviel besser zusagen, als die französischen Galanteriewaaren derselben Art, dürfte zu rathen sein, daß sie sich auf diese desks legten, aber in der innern Einrichtung genau die englischen Muster kopirten.

Der erste große Schritt nach der Erfindung des Lumpenpapiers war die Papiermaschine, erfunden von Robert in Essonne bei Paris, 1799, patentirt von Didot 1801, und von Fourdrinier so hergestellt, wie sie heute ist. Nach der alten Weise wird jeder einzelne Bogen aus der Bütte geschöpft; die Walzen der Maschine liefern Papier ohne Ende. Das Maschinenpapier ist brüchiger als Büttenpapier, weil es rascher getrocknet ist. Die Franzosen haben in großer Zahl ausgestellt und in Einzelnem, namentlich in dem Papier zur Photographie, das Beste geleistet.. Sie unterscheiden Papiere schlechtweg und papier de luxe und rechnen manches zum Luxuspapier, was in England ganz gewöhnlich ist — ein Gegensatz, der überhaupt die Ausstellungen der beiden Länder charakterisirt; in England findet das Beste schnell so viel Käufer, daß es bald nicht mehr als Luxusartikel erscheint.

Das deutsche Papier hat Ehre eingelegt. Aus Preußen sind prämiirt Behrend in Cöslin, wegen seines vegetabilischen Pergamentes, Ebart in Berlin, Ebbinghaus in Lethmate, Hösch in

Düren, Stättenmüller in Lorenzdorf, Koch in Kippemühle, Schmitz in Düren, Schöller in Düren, Tenge in Dalbke und die Berliner Patentpapierfabrik, die wegen ihrer in der Bütte mit Pflanzenleim geleimten Papiere mit ganz besonderer Auszeichnung genannt ist; aus Oesterreich: Leidesdorf, Lorenz und Söhne, Smith u. Meyniez; aus Baiern: Leo Hänle wegen seines vortrefflichen Gold- und Silberpapiers; aus Sachsen: C. F. A. Fischer; aus Würtemberg Schäuffelen, Völker und Söhne. Von den andern Ländern ist wenig zu sagen; Spanien ist groß in den Cigarettenpapieren, mit dem es die Küstenländer des Mittelmeeres versorgt und von dem auf der großen Brücke in Constantinopel ganze Berge zum Verkauf aufgeschüttet liegen; Holland liefert ein wasserdichtes Packpapier.

Wollen wir unsern Schreibtisch mit dem Besten ausstatten, so werden wir wählen eine Goldfeder von Mordan in London, in eine Auflösung von Osmium und Iridium getaucht und unverwüstlich, so lange man sie nicht einem deutschen Goldschmidt zur Reparatur gegeben hat, Dinte von Croc in Aubusson, die fast allen Reagentien widersteht, und Bleistifte von Faber in Nürnberg.

Seit 200 Jahren wird das Papier immer hübscher und immer mürber, also immer schlechter, wie Pielte 1851 in einer Sammlung von Papieren seit 1760 anschaulich gemacht hatte. Aehnlich verhält es sich mit dem Druck, und daran kann ich mir den Rückschritt nicht so leicht erklären. Unsere berühmtesten Werkstätten liefern keine so gleichen Buchstaben und keine so gleichen Spatien, wie sie sich in alten Drucken, z. B. in dem **Pars secundus** finden; ebenso wenig ist das **Grec du Roi** je übertroffen oder nur erreicht worden, das griechische Alphabet, das Franz I. gießen ließ. Ich besitze ein am Ende des dreißigjährigen Krieges in Deutschland gedrucktes Werk, mit dem ich jeden Papiermüller und Drucker ärgern kann. Nur in der Her-

stellung von Facsimiles alter Drucke wissen Friedländer in Berlin und Perrin in Paris die Genauigkeit der alten Schriftsetzer und Drucker zu erreichen. Es ist ferner auffallend, daß auf diesem Gebiete die Erfindungen sich so langsam verbreiten; in Amerika versteht man es seit Jahren, ein Buch auf eine Platte abzuklatschen und von derselben Hunderte von Abzügen zu machen. Die meisten Neuigkeiten der Ausstellung beziehen sich auf Kupfer-, Stahl-, Stein- und Holzdruck, schwarz und in Farben, geben aber wenig zu berichten, weil die Verfahrungsweisen in der Regel geheim gehalten werden. In diesem Fache prämiirt sind von Deutschen Lichtenberg, Ort fehlt, Schulgen, desgleichen, Storch in Berlin, Perthes in Gotha, Breitkopf u. Haertel in Leipzig, Giesecke u. Devrient ebendaselbst, Braun u. Schneider in München, A. Beckar ebendaselbst. In der eigentlichen Druckerei ist vielleicht das Merkwürdigste ein von Miß Faithful ausgestelltes Buch, das von Arbeiterinnen gesetzt, gedruckt und gebunden ist.

---

29. Die Preisvertheilung.

London, 12. Juli. Bei der Ausstellung von 1851 und, wenn ich mich wohl erinnere, auch bei der Pariser wurden die Namen der Aussteller, denen Medaillen oder ehrenvolle Erwähnungen zuerkannt worden, am Schlusse bekannt gemacht. In dem Bedürfniß nach attractions, das von den Kommissarien Ihrer Majestät immer dringender empfunden wird, je näher der Augenblick der Abrechnung rückt, hat man diesmal eine besondere Festlichkeit veranstaltet, die gestern am 11. d., vor sich ging. Sie hatte in ihrem Zwecke eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Preisvertheilungen in den englischen Schulen, und dieser Vergleich, wenn einmal gemacht, schug auch in der äußern Erscheinung durch und warf neckische Lichter auf allen pomp and circumstance dieses höheren Volksfestes. Ein wie ganz anderes Ding war das vorjährige Berliner Turnfest!

Da die 12,000 boys, welche beschenkt oder belobt werden sollten, nicht füglich alle „vorkommen" konnten, so mußte man zu ihnen gehen; es gab also eine Prozession, die von dem Katheder ausging und dahin zurückkehrte. Dieser Katheder oder Thron, derselbe, der bei der Eröffnung gedient hatte, war unter dem Einen Baume im Garten aufgerichtet, zwischen dem großen, aber leeren Treibhause und dem Wasserbecken. Wenn es geregnet hätte, wie es bis jetzt jeden Tag gethan hat, so würde man ihn nicht benutzt, sondern den ersten Akt im Treibhause vorgenommen und sich von dort durch die Arkaden, welche den Garten umgeben, in das Ausstellungsgebäude verfügt haben. Es regnete aber diesmal nicht. Gegen 12 Uhr waren in dem Treibhause versammelt die Minister, die Kommissarien der Königin, die Kommissarien von 1851, der Lord Mayor, der Vor-

stand der Society of arts und der Vorstand der Horticultural Society. Bald darauf erschienen die Personen, die in dem Programm bezeichnet waren und natürlich heute in allen Zeitungen bezeichnet werden als „die internationalen Vertreter,“ international representatives; ich bitte, auf diesen absurden Ausdruck zu fahnden, falls er nach Deutschland kommen sollte, und ihn bei Zeiten wie ein falsches Geldstück auf den Tisch zu nageln, ehe er in Umlauf gesetzt wird. Er schreibt sich von dem ebenso absurden Namen her, den die Ausstellung in der amtlichen Sprache führt, International Exhibition, und der durch den guten Witz persiflirt worden ist: wenn ein Engländer eine Französin heirathe, so entstehe ein international baby. Gemeint sind damit die Personen, die besonders beauftragt worden, fremde Regierungen bei der Ausstellung zu vertreten, der Pascha von Egypten für die Türkei, der Prinz Carignan für Italien, und wo keine solche besonderen Vertreter vorhanden waren, die Gesandten, unter denen Adams den würdigsten Eindruck machte. Die ganze Gesellschaft verfügte sich auf die Estrade unter dem Thronhimmel. Beim Hinaufsteigen begegnete — ich bedauere, der Kölnischen Zeitung diesen Schmerz bereiten zu müssen — dem Premier das Mißgeschick, auf der obersten Stufe auszugleiten und auf alle Viere zu fallen, als wolle er einen Salam verrichten. Es ist nichts dabei zu lachen, wenn ein alter Mann fällt; aber sehr lächerlich ist es, ärgerlich darüber zu werden, daß jemand von einem alten Manne sagt, er sehe wie ein alter Mann aus, und etwas lächerlich auch, wenn der alte Mann, wie Lord Palmerston während des Umzuges that, krampfhafte Anstrengungen macht, das Mienenspiel eines jungen Flitzers anzunehmen. Der Garten gewährte in diesem Augenblicke einen sehr hübschen Anblick, wenn man davon absah, daß er einen Garten vorstellen sollte. Bäume und Blumen, wie ich früher erwähnt, fehlen darin; aber die weiten Rasen-

flächen und das Mauerwerk an den Bassins und den Abhängen waren hier mit dichten Massen, dort mit einzelnen Gruppen geputzter Damen bedeckt, und dicht um den Thron her waren die Geschwornen in ihren mannigfachen Trachten wie eine bunte Rabatte aufgepflanzt.

Lord Granville hielt folgende Anrede an die Gesandten:

„Ich habe das Vergnügen, im Namen der Kommissarien Ihrer Majestät die ausgezeichneten Vertreter fremder Völker willkommen zu heißen, die uns die Ehre erweisen, an dem heutigen Vorgange Theil zu nehmen. Die Bereitwilligkeit, mit welcher die auswärtigen Staaten der Einladung der englischen Regierung entsprochen haben, wird von dem englischen Volke hoch gewürdigt. Ich habe nun die Vertreter zu ersuchen, daß sie den Bericht entgegennehmen, den die Vorsitzenden den Juries erstattet haben. Sodann werden die Listen der Auszuzeichnenden den Kommissarien Ihrer Majestät übergeben werden. Bei der Bekanntmachung derselben in dem Gebäude erbitten wir die Mitwirkung der Vertreter, da es den Ausstellern der einzelnen Länder erwünscht sein muß, von einem Vertreter ihres Staates zu erfahren, wie ihre Leistungen von den Geschworenen beurtheilt worden sind. Bei dem Umgange durch das Gebäude wird es den Vertretern nicht entgehen, daß die Industrie aller Völker seit der letzten internationalen Ausstellung sich merklich entwickelt hat, eine Entwickelung, welche die Erwartungen eines erlauchten Fürsten gerechtfertigt, der leider nicht mehr ist, welche zum großen Theil der Gelegenheit zum Vergleichen zu verdanken ist, die die periodischen Ausstellungen gewähren, und welche als Ausgangspunkt für neue Fortschritte dienen wird."

Lord Taunton verlas darauf den Bericht der Vorsitzenden der Geschwornen, dem folgendes als Hauptsache zu entlehnen ist: Die Zahl der Juries war 65. Was ihnen die Arbeit nicht wenig erleichterte, war die Entscheidung der Kommissäre, daß

nur eine einzige Gattung Medaillen zuerkannt werden sollte. Im Verlauf der Prüfung zeigte sich jedoch, daß viele Artikel, wenn nicht eine Medaille, doch eine besondere Erwähnung verdienten; und so gaben die Präsidenten dem Wunsch der Juries nach und gestatteten die Classifikation der „Ehrenvollen Erwähnungen.“ Die Jurymitglieder und Genossen, die mit der Prüfung der Ausstellungsgegenstände zwei Monate lang beschäftigt waren, zählten zusammen 615 Personen, wovon 287 Ausländer und 328 Engländer waren. Sie hatten die Probeleistungen von mindestens 25,000 Ausstellern zu beurtheilen. Die Zahl der zuerkannten Medaillen beträgt nahezu 7000, und die der ehrenvollen Erwähnungen ungefähr 5300. Das Verhältniß der Zuerkennungen zur Ausstellerzahl ist größer, als bei der Ausstellung von 1851, aber kleiner als bei der von 1855.

Die Geschworenen, nach Klassen geordnet, mit einem Banner vor jeder Klasse, erinnerten an die Aufzüge der Zünfte, die man auf dem Festlande sieht, erinnerten aber zugleich daran, daß die Zeit der Zünfte vorüber ist; es pfuschen ihnen zu viel Bönhasen in das Handwerk, Militär-, Civil- und Marineuniformen, Mitglieder von Universitäten in ihren Talaren, Juristen in ihren Roben und Männer in Hoftracht mit Haarbeutel und Kniehosen; und der Katalog ergab zu diesen Portraits eine Reihe berühmter Unterschriften. Obmann der Maurer war der Marquis von Salisbury, der Militairschneider Viscount Ranelagh, der Photographen Baron Gros, der Uhrmacher Viscount de Villa Major aus Portugal, der Teppichwirker der belgische Gesandte van de Weyer, der Sattler der Earl von Beßborough, der Tapetenmacher Lord Ashburton, der Goldschmiede Lord Stratford de Redcliffe, der Töpfer Mr. Gladstone. Uebrigens waren viele der auswärtigen Geschwornen schon abgereist. Die Arbeiter waren auch diesmal in dem Zuge nicht vertreten; die Banner wurden von Liniensoldaten getragen, die man überhaupt

in der Ausstellung nützlich zu verwenden kein Bedenken gehabt hat. Der Zug trat durch einen östlichen Eingang in das Gebäude, kroch zwischen den Ackerbaumaschinen hindurch und durchschnitt das Schiff, dessen Mittelgang durch Barrieren freigehalten war. Die Gallerien und das Schiff waren mit drei Reihen von Damen besetzt, die von 10 Uhr bis ¾ auf 2 sich in Geduld und Bonbonsessen geübt hatten. Durch das ganze Gebäude waren Musikkorps vertheilt, von denen immer mehre zugleich spielten, häufig in solcher Nähe, daß man mit dem rechten Ohr das eine und mit dem linken das andere hörte. Wie das französische und das belgische, die zu dem Tage herübergekommen waren, ihre Sache gemacht haben, kann ich nicht berichten, da ich fern von ihnen stand; die andern vollführten, weil die Blasinstrumente nicht stimmten, einen unerträglichen Spektakel, namentlich die Trompeter der beef-eater, die dem Zuge vorangingen. Die Musikanten des Paschas von Egypten vollends thaten einem eine Tortur an, von der man bei längerer Dauer hätte toll werden können, nicht wegen schlechter Stimmung der Instrumente, sondern wegen der Melodie, die wie das unablässig wiederholte Gekreisch eines wilden Vogels klang und keinen andern Schluß hatte, als daß sie einmal abbrach. In der englischen Hälfte waren Deputationen der Aussteller aufgestellt, denen man die Listen der Preisgewinner überreichte; die Medaillen sind noch nicht fertig, und es ist die Rede davon, aus ihrer Vertheilung wieder eine Festlichkeit zu machen — wenn ich bitten dürfte, ohne Musik. In der auswärtigen Hälfte geschah die Vertheilung an die Kommissarien, die sich je vor dem betreffenden Lande in eigens dazu eingerichteten und ausgeschmückten Räumen versammelt hatten und des Zuges harrten. Oesterreich, Frankreich, Rußland, Spanien, Italien hatten Büsten oder Gemälde der regierenden Fürsten aufgestellt, Nord-Amerika das schöne Bild von Cropsey, Herbst am Hudson, die Schweiz

eine Flagge mit den Wappen der einzelnen Kantone, Schweden eine Porphyrvase mit frischen Blumen, Norwegen die lebensgroßen Puppen eines bäuerlichen Brautpaares, Rom einige der besten Mosaiken mit den Schlüsseln und der Tiara darüber, der Zollverein ein Bouquet von Fahnen der einzelnen Staaten zwischen den beiden größesten Vasen der Berliner Porzellanmanufaktur. Als der Zug das Schiff passirt hatte, wurden die Barrieren weggenommen und es folgte eine Scene, die ich beschreiben würde, wenn ich nicht die Furcht der „Volkszeitung" vor Augen hätte, die, nicht beirrt durch Kenntniß des Einzelnen, die höhere Anschauung von dem Ganzen, was die Engländer sind, zu eigen hat. Aber aus einem englischen Blatte, dem „Morning Star," werde ich doch übersetzen dürfen.

„Der Engländer ist von Natur ein Heerdenthier, es macht ihm ein besonderes Vergnügen, die Kraft seiner Ellnbogen dadurch zu bethätigen, daß er sie in die Rippen seiner Nachbarn stößt. Wenn er in den Weichen des Mitmenschen, der vor ihm steht, einen empfindlichen Punkt erspäht, so wirft er sich mit Wollust darauf und genießt das Stöhnen, das er erpreßt. Aber selbst in einem so unschuldigen Vergnügen sollte Maaß gehalten werden, und daran ließen die Besucher der Ausstellung es gestern fehlen. Sie drängten, drückten und quetschten, traten einander auf die Hühneraugen, verwickelten sich in Anderer Crinolinen mit einer Tollmannswuth (maniac fury) als ob das Gebäude in Flammen stünde und fünf Minuten über Leben und Tod entschieden. Freilich waren 44,276 Personen versammelt, aber wir haben an Schillingtagen fast anderthalbmal soviel Besucher gesehen und nicht den zehnten Theil der Rohheit und wilden Rücksichtslosigkeit beobachtet, wie gestern von Personen, die entweder ein Saisonbillet besaßen oder 10 Schilling Eintrittsgeld bezahlt hatten. Eine Dame wurde ohnmächtig, aber kein Mensch nahm Rücksicht darauf. Das Gedränge ging weiter

und mit einer Hartnäckigkeit, daß die Berührung gewisser Fäuste mit gewissen Köpfen ein wohlthätiger Anblick für unser menschliches Gefühl gewesen sein würde."

Welches auch der wahre Begriff von Albion sein mag, mögen die Landsleute, die herüberkommen wollen, sich das Eine gesagt sein lassen:

Hüte Dich vor einem englischen Gedränge!

30. Moral.

§. 1.

Der Leser, der mit Ungeduld dem Ende entgegen gegangen ist, wird das Gefühl von Erleichterung zu schätzen wissen, mit dem ich Katalog und Griffel niederlege und noch einmal, zum letzten Male, die Feder aufnehme. Seit zuerst der Gedanke angeregt wurde, eine zweite Ausstellung in London zu halten, bin ich der Ansicht gewesen, daß sie im Jahre 1862 zu früh kommen würde; der Ausfall hat das Urtheil bestätigt, die Ausstellung, so anziehend Einzelnes darin war, hat im Ganzen nicht gefallen; sie hat nicht, wie ihre Vorgängerin, einen Tag aufzuweisen, an dem 100,000 Gäste unter ihrem Dache versammelt waren, die Gesammtzahl der Besucher bleibt um etwa 500,000 gegen 1851 zurück, und während damals ein Ueberschuß von 150,000 Pfund verblieb, sind diesmal nicht die Kosten eingekommen. Auch mit dem sonderbaren Einfall, nach Neujahr in dem ausgeräumten Gebäude den jungen Bräutigam, den Prinzen von Wales, den Snobs für Geld zu zeigen, wird das Defizit schwerlich gedeckt werden. Mit welchen Gründen die Zweifel an dem Gelingen bekämpft und beseitigt wurden, und wie diese Gründe vor dem Erfolg zu Schanden geworden, verdient in Erinnerung zu bleiben als ein lehrreiches Experiment auf einem Gebiete, auf dem das mächtige Hülfsmittel wissenschaftlicher Forschung, das Experiment, nur selten anwendbar ist.

Die Industriellen hielten allgemein dafür, daß es noch nicht an der Zeit sei. Fragte man im Jahre 1860 die Einzelnen nach dem Warum, so hörte man Gründe, die leicht zu widerlegen oder durch Gegengründe aufzuwägen waren, Gründe, die der Antwortende sich wahrscheinlich erst in Folge der Frage

zusammengesucht hatte, denn das Urtheil war eines von denen, die nicht mit Bewußtsein gewonnen, nicht durch eine Verstandesthätigkeit gebildet, sondern das unabhängig von dem Willen entstandene Resultat zahlreicher Erfahrungen, Beobachtungen, Kenntnisse und Einflüsse; es war eines von den Urtheilen, die wir wohl Instinkt nennen. Es war zu vergleichen dem Wurfe, mit dem ein geübter Schleuderer das Ziel trifft; er weiß nichts von der Anatomie der Muskeln, von der Anziehung der Erde, von den Eigenschaften der Parabel, von den Gesetzen der Perspektive, von der Dichtigkeit und dem Widerstande der Luft, aber er trifft, denn er ist geübt im Werfen. Die Society of Arts, die sich darauf erpicht hatte, die Ausstellung zu Stande zu bringen, ließ sich nicht darauf ein, die gegen das Unternehmen vorgebrachten Gründe zu widerlegen, dieselben schienen ihr dessen, und vielleicht mit Recht, nicht werth; sondern sie beauftragte einen Statistiker, Gründe aufzusuchen, die für das Unternehmen sprächen. Derselbe wies nach, daß die erste Ausstellung von so und so viel Personen besucht worden sei und so und so viel eingebracht habe; daß damals so und so viel Aussteller wegen Mangels an Raum zurückgewiesen worden; daß seitdem die Bevölkerung der drei Königreiche um so und so viel, der benachbarten Länder mit Ausnahme von Frankreich um so und so viel, die Einkommensteuer, der Maßstab des Wohlstandes, um so und so viel gewachsen sei; daß seitdem so und so viel Meilen Eisenbahn gebaut und so und so viel Dampfschiffe in den überseeischen Dienst eingestellt, daß von den nothwendigen Bedürfnissen die Steuern um so und so viel herabgesetzt worden seien. Er führte damit den Beweis, daß die Ausstellung gelingen müsse, und überzeugte so sehr, daß eine Menge vornehmer Herren, den Prinzen Albert an der Spitze, sich mit beträchtlichen Summen für die Deckung eines etwaigen Ausfalls verbürgten, und daß man für dies häßliche Gebäude mehr ausgab, als das Feenschloß in Hydepark gekostet hatte.

Weshalb ist nun die Ausstellung doch nicht gelungen? welcher Umstand war in dem Beweise übersehen? Ich will diese Frage, bei der man leicht in das Schicksal jenes Gelehrten verfallen könnte, nicht erörtern, nur auf einen Umstand hinweisen, der nicht vorauszusehen war: hätte der Prinz Albert noch gelebt, so wäre mancher Mißgriff, manche Taktlosigkeit vermieden worden. Uebrigens bin ich weit entfernt zu behaupten, daß die Statistik, obwohl sie erst in der Kindheit ist, immer Unrecht oder daß der Instinkt, der in den modernen Völkern altersschwach wird, immer Recht behalte. Aber ich sehe in dem Falle ein hübsches und lehrreiches Beispiel, daß die Wissenschaft außerhalb der Mathematik sich zuweilen irrt und der gewöhnliche Menschenverstand, auch in sehr verwickelten Verhältnissen, das Richtige treffen kann, daß deshalb die Beobachtung an dem Instinkt einzelner, richtig ausgewählter Individuen nicht zu verwerfen ist.

Es war aber noch etwas Anderes, was neben dem unbehaglichen Vergleiche mit den vorhergehenden Ausstellungen, und in viel höherem Grade noch den Schluß meiner Berichterstattung herbeiwünschen machte. Es war das Verlangen, mich zu einer Betrachtung zu sammeln, zu der auch die gelungenste Ausstellung gerade jetzt herausgefordert haben würde. Es war der Drang, mich zu erinnern, daß die Alten, deren Arbeit uns in so vielen Dingen das Muster, in nicht wenigen ein unerreichtes Vorbild hinterlassen hat, keine Industrieausstellungen hatten; daß in den olympischen Spielen nicht den Kranz und in Rom nicht eine Krone erhielt, wer „wunderhübsch gearbeitete Zahnstocher, das Tausend zu 9 Pence", geliefert, oder sich durch „vorzügliche Manufaktur von Polizeihandschellen" ausgezeichnet oder „eine sinnreiche Mausefalle" erfunden hatte*); daß wir gemahnt sind,

*) Siehe das Verzeichniß der Prämiirten, No. 2540 Zollverein; 6102, 6137 England.

nicht um des Lebens willen das einzubüßen, um des willen es der Mühe lohnt zu leben. Es war nebenher das Verlangen, an meinen Gedanken über die Ausstellung von 1851 zu sehen, was seitdem sich in der Welt geändert hatte, in den Dingen und in den Vorstellungen, an Andern und an mir.

Die Revolution, deren letztes Waffengeklirr kaum verklungen war, als England die erste Weltausstellung ausschrieb, hatte die bürgerliche Freiheit, die Selbstbestimmung und eine aus ihr erwachsende Gliederung des Staates zum Ziel gehabt. Dagegen richtete die siegende Reaktion ihre mechanische Gewalt; danach lechzten die Niedergeworfenen; das vor Allem sah und beneidete der Festländer, den die Ausstellung nach England gelockt hatte; das beherrschte die Phantasie des Flüchtlings, der den Daheimgebliebenen die Wunder des Krystallpalastes zu beschreiben hatte*), leitete seine Arbeit, wenn er sich befähigt und berufen hielt, den Kampf fortzusetzen. Die bürgerliche Freiheit zu gewinnen und die Staatsform demgemäß umzugestalten, das war das Ziel, das damals unter dem Worte Demokratie verstanden wurde; Verrückung der Grenzen, Veränderung der völkerrechtlichen Verhältnisse nur insoweit, als jenes Ziel nicht anders erreicht werden konnte, nur als Mittel zum Zweck. Man sprach von Volk im Gegensatz zu der Regierung. So war es mit den Deutschen, die in dem wiedererstandenen Bundestage nur die Maschine der Unterdrückung, nicht das Band, ein schlechtes, doch ein Band der deutschen Stämme sah; so mit den Franzosen, die von der Präsidentenwahl des folgenden Frühjahrs ihre Befreiung von den Burggraven erwarteten; so mit den Italienern. In Sardinien erfüllte eine kluge dynastische Politik die Forderungen der Demokratie; in Neapel spielte das Märtyr-

*) Vergl. Skizzen aus der Industrieausstellung aller Völker von L. Bucher. Frankfurt a. M. 1851.

thum Poerio's, der freilich weder so viel gethan, noch so viel gelitten hat, wie die Italiener nach dem späteren Geständniß des Journalisten della Gattina der Welt weiß gemacht, weil sie eines Helden bedurften, um die Theilnahme der Konstitutionellen zu gewinnen, und in Ermangelung eines solchen unter dem Namen Poerio „erfanden". In der Lombardei und in Ungarn fiel das Ringen nach bürgerlicher Freiheit zusammen mit dem Kampfe gegen die Herrschaft eines deutschen Fürstenhauses.

Was heute die Völker bewegt und sich unter dem Namen Demokratie versteckt, ist etwas ganz anderes, ist das Verlangen nach Eroberung, nach Gebietsvergrößerung; ihm dienen, nach außen wirkend, die Kräfte, die sich sonst gegen die Gewaltherrschaft im Innern gerichtet hatten; ihm wird die bürgerliche Freiheit willig zum Opfer gebracht. Die Franzosen haben sich in einen Zustand, viel unwürdiger, sklavenhafter als der von 1851, ergeben; aber sie haben Nizza und Savoyen gewonnen, sind mit der Eroberung Mexicos beschäftigt und erwarten von dem nächsten Kriege in Europa den Erwerb des linken Rheinufers — Geduld mit dem Widerspruch! ich weiß Alles, was die Franzosen dem Deutschen darüber zu sagen pflegen, und vielleicht etwas mehr. Die Italiener verlangen nicht nur Rom und Venedig, sondern auch Südtyrol und Triest, miniren in den La Plata Staaten, hetzen die Griechen auf und hoffen, von der Türkei die ehemaligen Besitzungen der Venetianer, Genuesen und Pisaner zu „revindiciren." Wenn, sagte die „Nordische Biene" vom 2. August, die italienischen Staatsmänner die Sache richtig anzufassen wissen, so kann Italien in den Ereignissen, die sich unter den Slaven vorbereiten, eine große Rolle spielen. Die Interessen von St. Petersburg und von Turin sind in dieser Beziehung dieselben, denn die Befreiung der Südslaven von der Herrschaft der Muselmänner ist für Italien ebenso wichtig, wie für Rußland. Das rothe Kreuz des Hauses Savoyen kann

nie ein gefährlicher Nebenbuhler für das blaue Andreaskreuz werden; im Gegentheil, es dürfte ein nützlicher und mächtiger Bundesgenosse für die Vertheidigung der Interessen der Slaven an dem Adriatischen und an dem Schwarzen Meere werden. — Am 22. Oktober brach die Revolution in Athen aus und schleuderte den Vorwurf gegen den König, daß er die „nationale Würde gedemüthigt," d. h. nichts erobert habe.

Die demokratische Partei in Polen hat die Verständigung zwischen der Aristokratie und der russischen Regierung, die sofort einen Gewinn an bürgerlicher Freiheit eingebracht hatte, zerrissen und schreit, während sie unter den alten Druck zurücksinkt, nach allem Lande, das jemals unter polnischer Herrschaft gestanden, von Danzig bis nach Odessa. Kossuth proklamirt eine Konföderation von Magyaren, Slaven und Wallachen, natürlich mit der Präsidentschaft der Magyaren, und ist erbötig, die ungarische Verfassung mit ihren Freiheiten an einen Bonaparte mit seinem bonapartischen Regimente hinzugeben.

Nur Deutschland soll auf der neuen Karte von Europa nichts gewinnen: im Gegentheil, alle diese Eroberungsgelüste sind direkt oder indirekt gegen Deutschland gerichtet, auf Gebiete, die zu Deutschland gehören, deutscher Herrschaft unterworfen oder von deutscher Kultur beherrscht sind. Alle diese Gelüste können nur befriedigt werden unter der Voraussetzung, daß der österreichische Staat zerstört wird und daß die Deutschen unter sich Felonie, wenn nicht Brudermord begehen. Und Bestrebungen, die nur unter der Voraussetzung ihr Ziel erreichen können, fanden und finden zum Theil heute noch warme Theilnahme bei den Liberalen in Norddeutschland. In Betreff der Italiener ist es wohl noch nicht nöthig, Beläge zu sammeln, und in Betreff der Polen, Ungarn, Südslaven will ich die gesammelten zurückhalten, bis etwa Einer den Muth haben sollte, befremdet zu thun. Aber mehr, die Liberalen in Norddeutschland haben,

so viel an ihnen lag, gethan oder wenigstens geredet, um auch die Voraussetzungen herbeizuführen. Diejenigen unter ihnen, die einst Demokraten waren, haben das gethan, indem sie ihre Vergangenheit verleugneten, eine Vergangenheit, die bis in das Jahr 1859 reicht, ohne auch nur den Versuch einer Rechtfertigung zu geben. Als im April 1849 die Kaiserdeputation eingeholt werden sollte, in Leichenwagen, lehnte die Linke der zweiten Kammer es ab, sich zu betheiligen. Die Union, der Bundesstaat innerhalb des Staatenbundes, wurde als eine todt zur Welt gekommene Mißgeburt verlacht, und in den Wahlen für Erfurt gab kein Demokrat seine Stimme ab. Was ist seitdem in den preußischen Demokraten vorgegangen, welche andere Erleuchtung ist über sie gekommen? Niemand hat darüber etwas zu sagen gehabt, man müßte denn die Redensart „Wir sind praktisch geworden" für eine Erklärung gelten lassen. Was ist seitdem in Deutschland oder draußen geschehen, was eine dauernde Aenderung des Urtheils rechtfertigen könnte? Wir wären begierig auf die Antwort. Wie ist es also zugegangen, daß man den Maßstab der Radowitz'schen Politik wieder aus dem Schmutze aufgenommen, in den man ihn 1850 getreten hatte? daß man bei den Herbstwahlen des vorigen Jahres die „preußische Spitze" wie einen Geßlershut aufpflanzte, an dem man nur Einem schweigend vorüber zu gehen erlaubte? Daß man die Spitze jetzt in die Reichsverfassung von 1849 wickeln, unter Manchesterwissenschaft verhüllen, und noch immer nicht entschlossen und vor allem Volke aufgeben will? Die Spitze, die nur mit „Blut und Eisen," mit Bruderblut und fremdem Eisen, geschmiedet werden kann. Denn das ist der tiefe Humor, würdig von einem Aristophanes behandelt zu werden, daß jenes Wort des neuen Premierministers die lautere Wahrheit ist; die Verehrer der Spitze, die sich darob entsetzen, spielen entweder jetzt oder haben früher geträumt.

Welcher Zauber hatte den Umschlag bewirkt?

Ein kleines Taschenspielerstück mit Worten. Man hat das Wort Volk, in dem Sinne von 1848, vertauscht mit dem Worte Nationalität; und siehe! es steht nicht mehr Volk gegen Regierung, sondern Volk gegen Volk, und eine gewisse Regierung befindet sich außerordentlich wohl dabei.

Wer eine allmählig und aus verschiedenen Quellen zusammengeflossene Strömung bekämpfen will, wie sie allein mit Erfolg bekämpft werden kann, der mag darauf rechnen, nach einander zwei Vorwürfe zu hören, erst: was bringt der Mann da für Absonderlichkeiten vor! später: was quält der Mann sich mit so allbekannten Sachen! dazwischen liegt eine Zeit, in der man gar nichts sagt. Ich weiß nicht genau, in welchem Stadium wir sind, und möchte mich lieber dem zweiten als dem ersten Vorwurf aussetzen.

§ 2.

In Umlauf gesetzt wurde das Wort Nationalitätsprinzip, zunächst in einem kleinen Kreise Wissender, von der Giovine Italia, deren Stifter, in deutscher Literatur und Philosophie wohl bewandert, es vielleicht aus Fichte'schen Gedanken ausgeprägt. Nur daß er, was der Deutsche dem deutschen Volke beimaß, für das italienische, einstweilen im Stillen, in Anspruch nahm, jetzt laut in Anspruch nimmt.

„Nein," sagt Mazzini in seinem Aufruf an die Italiener vom 26. September d. J., „die Monarchie kann nicht Italien machen; und wenn sie, dank unsern Opfern und unserer Thätigkeit auf der einen, dank ihrem Ehrgeiz nach der großen Krone auf der andern Seite, es dahin bringen sollte, den ganzen Boden zu erobern, so würden wir den Leib, nicht die Seele Italiens haben, nicht den Traum unseres Lebens, das Ziel unseres Wirkens, ein Land, groß in Konzessionen und im Streben, geheiligt

von Liebe und Frieden, im Stande, so Gott will, zum dritten Male der Führer unter den Völkern Europas zu sein. Nein, die Monarchie kann uns das nicht geben." *)

Auch die russische Diplomatie hat schon vor einem Menschenalter mit dem Nationalitätsprinzip gearbeitet, und es ist möglich, daß ihr die Priorität in der Erfindung des Ausdrucks gebührt.

Eine stichhaltige Definition hat bisher kein Mensch gegeben; daß das Prinzip, wie man es immer definiren möge, in der Anwendung auf die vorhandenen Verhältnisse, auf die praktische Politik sofort den Dienst versagt, daß es nur auf Italien allenfalls paßt, vorausgesetzt, daß man, wogegen die Neapolitaner und Sizilianer mit Dolch und Kugel protestiren, die Piemontesen als Italiener betrachten will, endlich, daß das Prinzip, wenn es ausgeführt werden könnte, eine Entwicklung, die so alt wie die Geschichte ist, zum Stehen bringen würde, alles das will ich nicht hier zum zehnten Male auseinander setzen. Man kann in der Widerlegung noch tiefer greifen. Es wird keinen Naturforscher in Deutschland geben, der nicht Darwin's „Entstehung der Arten" gelesen; und auch wer mit dem Grundgedanken des Werkes nicht einverstanden ist, dürfte schwerlich gegen folgenden Ausspruch des gefeierten Verfassers etwas einzuwenden haben:

„Eine große Gruppe (von Thieren und Pflanzen) wird nur langsam eine andere große Gruppe überwinden, deren Zahl verringern und so deren Aussicht auf künftige Abänderung und Verbesserung vermindern. Innerhalb einer und derselben großen Gruppe werden die neuen und höher vervollkommneten Unter-

*) Aus der englischen Version, welche Mazzini der „Times" eingeschickt. In der deutschen, so viel ich bemerkt, zuerst durch die „Kölnische Zeitung" verbreiteten Uebersetzung fehlt diese, auch in einer andern Beziehung sehr bemerkenswerthe Stelle.



gruppen immer bestrebt sein, durch Verzweigung und durch Besetzung von möglichst vielen Stellen im Staate der Natur die früheren und minder vervollkommneten Untergruppen allmählig zu verdrängen. Kleine und unterbrochene Gruppen und Untergruppen neigen sich immer mehr dem gänzlichen Verschwinden zu. In Bezug auf die Zukunft kann man vorhersagen, daß diejenigen Gruppen organischer Wesen, welche jetzt groß und siegreich und am Wenigsten durchbrochen sind, d. h. bis jetzt am Wenigsten durch Erlöschen gelitten haben, noch auf lange Zeit hinaus zunehmen werden. Welche Gruppen aber zuletzt vorwalten werden, kann Niemand vorhersagen, denn wir wissen, daß viele Gruppen von ehedem sehr ausgedehnter Entwicklung heute erloschen sind. Blicken wir noch weiter in die Zukunft hinaus, so läßt sich voraussehen, daß in Folge der fortdauernden und stäten Zunahme der großen Gruppen eine Menge kleiner gänzlich erlöschen wird, ohne abgeänderte Nachkommen zu hinterlassen, und daß demgemäß von den zu irgend einer Zeit lebenden Arten nur äußerst Wenige ihre Nachkommenschaft bis in eine ferne Zukunft erstrecken werden."

Es ist kein Grund erfindlich, weshalb das nicht auch von dem Menschen, von dem Physischen des Menschen, gelten sollte; und wenn im Politischen, das Wort im weitesten Sinne genommen, der Wille ins Spiel kommt, so wird der Wille der kleineren, weniger entwickelten Racen, nicht zu weichen und zu erlöschen, überwogen von dem Willen der größeren, vollkommneren, sich auszubreiten, ganz zu schweigen von Intelligenz, Kapital und Fleiß und den steigenden Proportionen, in denen das Kapital und eine gewisse Intelligenz sich mit einer steigenden Bevölkerung entwickeln. Und Naturkundige, wissenschaftliche und populäre, denen jener ewige Kampf der Arten ganz geläufig ist, wenn von Thieren und Pflanzen die Rede ist, tragen sich in der Politik mit dem Nationalitätsprinzip, das jenen Kampf durch einen

ewigen Frieden beschließen soll, hören andächtig zu, wenn jemand Europa in so und so viel Gartenbeete, jedes mit einer besondern Pflanze, abpferchen will! Und das angesichts der Ausstellung, in der die Gruppen zeigen, was sie können, zu der z. B. das russische Polen 34 Aussteller, darunter 18 mit nichtpolnischen Namen, gesandt hat, einen Polen ungerechnet, der in Paris lebt und gebildet ist, aber in Rußland ausgestellt hat. Wahrlich, eine seltsamere Erscheinung als die vielbespottete Schublade, in der die Engländer die Religion, abgesondert von dem übrigen Inhalt des Kopfes, aufbewahren sollen.

Aber es handelt sich für mich nicht darum, was das Nationalitätsprinzip ist, angenommen, daß es anderswo als in der Einbildung existire, sondern darum, wie das Wort Nationalitätsprinzip gehandhabt wird. Alle wissen einen sehr nützlichen Gebrauch davon zu machen, ausgenommen der Deutsche; denn alle Andern haben den Egoismus, den der Engländer nur scherzend ausspricht, aber sehr ernsthaft in seinem Handeln, im Privatleben und in der Politik befolgt, „zu behalten, was man hat, und zu nehmen, was man kriegen kann," alle Andern haben den Patriotismus, der dem Auslande gegenüber alle innern Zwistigkeiten und Gegensätze vergißt — sie würden es nicht für Pflicht des Liberalismus gehalten haben, den Namen einer Königin Maria von Neapel zu betrampeln; alle haben den politischen Sinn, der eine abstrakte Wahrheit wohl zum Leitstern aber nicht zum Ziele nimmt.

Die Franzosen haben sich Savoyen angeeignet, weil es eine Sprache spricht, die ungefähr französisch klingt, das italienisch sprechende Nizza, weil die Alpen die natürliche Grenze Frankreichs bildeten, und wünschen das linke Rheinufer zu nehmen aus verschiedenen Gründen. Die Blauen sind davon unterrichtet worden, daß der Kaiser dieses Ziel fest im Auge habe, und sind seitdem günstiger auf ihn zu sprechen. Sie würden den Erwerb, wenn einmal gemacht, mit eisernen Krallen fest-

halten. Man hat ihnen auch, vielleicht weil man sie nicht für sehr erfinderisch hält, die erforderlichen Gründe für diese „scheinbare Abweichung von dem Nationalitätsprinzip“ an die Hand gegeben: der Rhein sei die natürliche Grenze Frankreichs; Paris müsse der mathematische Mittelpunkt des Landes werden; Frankreich mit seiner nichtwachsenden Bevölkerung bedürfe von Zeit eines Zuwachses an Zahl und eines Zusatzes von anderm Blut, und enfin! ces gens-là werden ja Mitglieder der großen Nation. Wie es kommen würde, könnte man gedruckt lesen in dem Bericht, den Roberjot im Septbr. 1795 an den Konvent erstattete über die besetzten Territorien; aber wer wird solche alten Scharteken lesen! Was die Rothen, die sehr tugendhaft sind, so lange sie außerhalb jeder Versuchung stehen, sagen würden, wenn sie etwas zu sagen hätten, lasse ich auf sich beruhen.

Die Engländer sind große Gönner der Nationalität, außer in Irland, denn das würde, wenn sich selbst überlassen, an Frankreich fallen; außer in den jonischen Inseln, denn die haben sie ja nur in Folge der Wiener Verträge, nur im Auftrage Europas, im Besitz; außer in Wales, denn „es ist kindisch, wenn so ein versprengtes Bruchstück einer Race eine Existenz für sich führen will“, außer in Gibraltar, denn — so ist der kürzlich erhobene Antrag, die Festung abzutreten, poetisch beantwortet worden —

> What tenants, in all the wide world can you find,
> That would hold it so much for the good of mankind?

oder auf deutsch:

> Wen fändet Ihr in der ganzen weiten Welt,
> Der es, wie wir, zu der Menschheit Wohl behält?

Mazzini verfügte im Jahre 1833 in der „Instruktion für die Affiliirten“:

„Italien begreift 1) das festländische Italien, die Halbinsel zwischen dem Meere im Süden, dem oberen Cirkel der

Alpen im Norden, den Mündungen des Var im Westen und Triest im Osten; 2) die Inseln, die nach der Sprache ihrer eingeborenen Bewohner italienisch und dazu bestimmt sind, mit einer besondern Verwaltung, in die politische Einheit Italien einzutreten." *) Es muß für Mazzini ein stolzes Gefühl sein, daß er durch diese vor dreißig Jahren geschriebenen Worte Millionen zum Echo seiner Gedanken, zu den Puppen seines Willens gemacht hat. Es ist immer noch wahr: im Anfang ist das Wort.

In einem Manifest an die Deutschen, 1861, sagte er in Betreff Triest's: „wir verlangen nichts als das Recht der freien Volksabstimmung", wohl unter der Voraussetzung, daß die Abstimmung nach seinen Wünschen ausfallen werde. Als es aber um dieselbe Zeit verrathen worden, daß Cavour Sardinien für Rom angeboten habe, und als ein bekannter französischer Agent nach der Insel abgegangen war, um die Abstimmung in Scene zu setzen, sagten die Italiener nicht, wie gewisse andere Leute unter ähnlichen Verhältnissen: schade d'rum! wenn wir nur erst die Einheit haben, werden wir das Verlorene schon wieder bekommen, sondern die mazzinische Societa unitaria in Palermo erließ folgende Erklärung:

„Daß keine Regierung, kein Parlament, noch die Nation selbst das Recht hat, irgend ein Stück ihres Gebietes abzutreten oder zu veräußern, daß keine Provinz, kein Bruchstück Italiens das Recht hat, sich selbst von dem Mutterlande zu trennen, daß jede derartige Abstimmung einer Bevölkerung, selbst wenn sie vermittelst ehrlich gehandhabten allgemeinen Stimmrechts erfolgt, **ipso jure** nichtig, ist; daß alle, die an einer solchen Abstimmung Theil nehmen, als Landesverräther betrachtet werden sollen."

Durando hat auch die südlich von dem oberen Cirkel der Alpen belegenen Kantone der Schweiz für das Mutterland in

---

*) **Guiseppe Mazzini Scritti etc.; Milano 1861; T. I p. 108.**



Anspruch genommen und ist dafür von der Aktionspartei „unvorsichtig“ gescholten worden. Das panslavistische Comite in London, dessen Kopf die jugendlichen Russen für berufen hält, das altersschwache Europa zu wiedergebären, richtete im Juli d. J. einen Aufruf*) an die Bulgaren, Serben, Polen, Czechen, Slovaken, Mähren, Croaten, Wenden, Großrussen, Klein- und Weißrussen zur Bildung eines großen republikanischen Bundes: „Keine unserer Nationalitäten darf darnach streben, ihre Herrschaft auf eine andere auszudehnen, die“ — so wird vorsichtig und ganz nach Darwin hinzugesetzt — „die einer selbstständigen Existenz fähig ist.“ Auch wendet sich der Aufruf „nicht bloß an die slavischen Nationen, sondern auch zugleich an andere Stämme, die frühere historische Wechselfälle durch gemeinsame Schicksale mit uns verbanden, namentlich an die Ungarn, Lithauer, Rumänen und an die Ueberreste des mongolischen und finnischen Stammes“ — alles kraft des Nationalitätsprinzips.

Welcher Hokuspokus wird vollends in dem türkischen Reiche getrieben, wo eine Handvoll Händler, die an den Küstenplätzen wohnen, über 16 Millionen eines Racengemengsels herrschen wollen — kraft des Nationalitätsprinzips und des Katechismus, wie der russische Gesandte von Krüdener vor dreißig Jahren, von der Schweiz aus den Vetter Michel griechentoll gemacht mit der Nationalität und dem Homer.

Und inmitten dieser allgemeinen Komödie wandelt der deutsche Liberale von der ausschließlich ächten Farbe einher, als wenn ihm jemand — Demosthenes wolle die Entlehnung verzeihen — eine Alraunwurzel in den Mund gesteckt hätte, beschäftigt, das Nationalitätsprinzip in einem chemisch reinen Deutschland zur Erscheinung zu bringen. Stehen übrigens Volk

*) Abgedruckt in der „Vossischen Zeitung“ vom 20 Sptbr.

gegen Volk und, genau besehen, die Völker gegen das deutsche, das sie wegen seiner großen Prinzipienhaftigkeit beloben und mit der Süßigkeit der allgemeinen Verbrüderung kitzeln, die von Garibaldi, von Elihu Burritt, von Volney, von Bernardin de St. Pierre, von der Apokalypse vorhergesagt ist, so stellt in der kleindeutschen Partei ein Theil des deutschen Volkes sich gegen den andern, will acht Millionen Deutsche ausstoßen, weil sie deutsche Sprache und Kultur über die alten Grenzen hinausgetragen, weil sie erobert und erworben haben!

So wäre denn also die Umwandelung, die seit einigen Jahren mit der norddeutschen Demokratie vorgegangen ist, wohl gar das Werk einer im Auslande angelegten, auf die Schwächen des deutschen Charakters gut berechneten Intrigue? das Resultat des „Studiums der deutschen Frage", womit jemand um die Zeit der Zusammenkunft in Baden beschäftigt war?

Wer möchte das sagen! Aber daß es auf ein Haar so aussieht, das läßt sich behaupten, und daß eine Menge von Umständen, theils innerlicher, theils äußerlicher Natur, einer solchen Intrigue zu Statten gekommen sein würden, das ist leicht zu beweisen.

§. 3.

Mit den Umständen innerlicher Natur meine ich nicht die Eigenthümlichkeit des Deutschen, die bald Idealismus, bald philosophischer Sinn, bald Innerlichkeit, bald Selbstverleugnung, bald ich weiß nicht, was sonst genannt wird. Ich will in diesem Punkte Alles zu- oder vorgeben, was man irgend verlangen möchte, und mich mit der einzigen Bemerkung begnügen, daß die Deutschen nicht immer so gewesen sind. Ein englischer Reisender aus dem 16. Jahrhundert, aus dessen Werk in dem „Annual Register" ein Auszug gegeben ist, schildert die Deut-

schen damaliger Zeit gerade so, wie der deutsche Reisende heute die Engländer findet, sehr praktisch, sehr wohlhabend, sehr voll Selbstgefühl; „alles was nicht deutsch sei, betrachteten sie als schlecht.“ Ich will mich an Konkreteres, Spezielleres halten, will mich bemühen, die Sache anzufassen, wie ein Engländer es thun würde.

Der preußischen Demokratie war über ihrer, gerechtfertigten, Enthaltung vom öffentlichen Leben die Zeit lang geworden; sie war daher geneigt, die erste Gelegenheit zur Thätigkeit zu ergreifen. Sie empfand eine, sehr achtungswerthe, Dankbarkeit für die Erleichterung, welche die Regentschaft gebracht hatte. In andern norddeutschen Staaten herrschte Unzufriedenheit, sehr gegründete Unzufriedenheit, mit Zuständen, deren man mit eigener Kraft nicht Herr werden konnte und deren Beseitigung von dem Bundestage nicht zu erwarten war. Dazu kam die Kleinstaaterei; kann man sich über einen Thüringer wundern, dem Kleindeutschland allmächtig groß erscheint? Freilich wächst der Mensch mit seinen Zwecken, aber nicht jeder hat den Muth, wie Gagern, zu bekennen, daß er gewachsen sei.

Drängten alle diese Momente nach Preußen hin, so mußten, wenn man sich einmal mit dem Gedanken einer deutschen Krone befreundet hatte, naturgemäß alle Momente, die von Oesterreich abstoßen konnten, um so lebendiger werden. Man verrannte sich in das falsche Dilemma, entweder ein kaiserlich österreichisches oder ein königlich preußisches Deutschland, was freilich um so weniger zu verwundern war, als die Hochkonservativen und ein großer demokratischer Leserkreis seit lange mit talmudischer Sophistik genährt waren. Den entscheidenden Wendepunkt brachte der italienische Krieg. In der sehr schwierigen Lage, in welche die deutsche Demokratie versetzt war, und die man in Paris sorgfältig vorausberechnet hatte, trieben die Theilnahme für die angegriffenen Deutschen und die verdachtsvolle Abneigung

gegen den Mann des 2. Dezember das unbefangene Gefühl auf die Seite Oesterreichs. Aber die Börse wollte keinen Krieg und wurde daher heftig protestantisch. Das Wort Ultramontanismus fiel auf fruchtbaren Boden; denn daß jemand katholisch und frei sein könne, scheinen manche Leute absolut nicht begreifen zu können, die doch selbst frei und protestantisch sind. Im Sommer 1859 näherte die deutsche Partei, die sich in Erfurt versucht hatte, durch Vermittelung von Kleinstaatlern sich den preußischen Demokraten. Sehr konservative Persönlichkeiten begünstigten die Verschmelzung als das beste Mittel, die Demokratie sich selbst untreu zu machen, sie um ihre Gewalt über das Herz des Volkes zu bringen. Es entstand der Nationalverein, wie es scheint, nach dem Muster der Turiner Gesellschaft, die den Annexirungen so erfolgreich vorgearbeitet hatte. Man kam in Beziehungen zu der Diplomatie und empfand den ganzen Reiz, den es hat, zuerst hinter die Koulissen der Haupt- und Staatsaktionen zu sehen, zu lernen, daß viele Dinge sich nicht machen, sondern gemacht werden, vielleicht ein wenig Hand anzulegen, hatte aber noch nicht die Erfahrung, daß man in solcher Gesellschaft auch selbst „gemacht" werden kann. Manchem mochte es verlockend sein, unter den Flügeln des Adlers, dessen Fänge er kurz zuvor noch so hart gefühlt hatte, ein bischen anständige Revolution zu treiben.

Ein äußerlicher Umstand, der diese Entwicklung der Dinge beförderte, war es, daß gerade um diese Zeit die „Studien zur gegenwärtigen Lage Europa's" von dem Herrn Professor Carl Vogt in Genf erschienen waren. Der Herr Verfasser, der sich in seinen Untersuchungen stets „nach dem Polarstern der Nationalität richtet, der durch die trüben, verdüsterten Wolken von Zeit zu Zeit hervorschimmert" (S. IX.) kommt zu dem Resultat, „daß nur in der Zerstückelung des Kaiserstaates die Zukunft Deutschlands gesucht und gefunden werden kann" (S. 132.),

daß „Deutschland in dem bevorstehenden italienischen Kriege neutral bleibt und Preußen sich an die Spitze dieser Neutralität stellt" (S. IX.), „daß der Augenblick gekommen ist, wo Deutschland durch richtige Regelung seiner Maaßnahmen zu einer nationalen Konstituirung gelangen kann" (S. 132.) Das Buch wurde in Norddeutschland mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, und sein Inhalt läßt sich heute noch häufig in Zeitungsartikeln erkennen, deren Verfasser selbst vielleicht die Quelle ihrer Gedanken vergessen haben. Aber noch in einer andern Richtung hat dieses Buch, wenn meine Beobachtung mich nicht täuscht, einen sehr nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Sowie der Gedanke, gerade im gegenwärtigen Augenblicke und mit Zertrümmerung oder doch mit Ausschließung Oestreichs unsern Vaterlande eine nationale Konstituirung zu geben, fester wurde, mußte sich auch die Erkenntniß aufdrängen, daß man bei dem Werke mit dem Kaiser Napoleon in Berührung kommen werde, in eine feindliche oder freundliche. Es gehört wenig Belesenheit in der Geschichte, wenig Kenntniß von Frankreich und wenig Menschenverstand dazu, nicht einzusehen, daß Frankreich die Konsolidirung Deutschlands nicht mit Gleichgültigkeit ansehen werde, wie die diplomatische Phrase lautet. Sollte man sich gegen Oestreich und Frankreich schlagen? Der Gedanke könnte nur bei Politikern aufkommen, die sich eine erfrischende Jugendlichkeit bewahrt haben. Sollte man sich mit Louis Napoleon verständigen, mit ihm zusammenwirken? — Was würde ein deutscher Demokrat zur Zeit der ersten Londoner Ausstellung oder gar einige Wochen nach ihrem Schlusse dazu gesagt haben? Die Kaiserliche Regierung selbst hatte schon früh diese Schwierigkeit gefühlt und Versuche gemacht, sie zu überwinden.

Als von der Absicht, das Kaiserreich wieder herzustellen, verlautet hatte, schlossen die drei östlichen Mächte einen Vertrag, in dem sie sich verpflichteten, das Kaiserreich nicht anzu-

erkennen. Jemand verschaffte sich das Aktenstück und ließ es in dem „Morning Chronicle“ abdrucken. Bald nachher äußerte ein ausgezeichneter Diener und naher Freund der kaiserlichen Dynastie zu Jemanden, der es weitersagen sollte und auch weiter sagte: „Wir haben Ruhe und Ordnung gemacht, aber wir sind auch die Revolution.“ In dem Winter 1852 auf 1853 kamen französische Emissäre nach London und setzten sich mit Mitgliedern der verschiedenen Emigrationen in Verbindung. Wer darüber und über anderes, was vielleicht bald wieder an der Tagesordnung sein wird, etwas nachlesen will, ist auf den in diesem Punkte richtigen Bericht eines deutschen Polizeiagenten zu verweisen, der vor Kurzem veröffentlicht worden ist.*) Die Annäherung wurde verschieden aufgenommen. Bei einem deutschen Flüchtlinge hatte sie, wenn der Agent recht berichtet, zu folgendem Raisonnement geführt. „Der Kaiser der Franzosen muß, will er seinen Thron nur halbwegs befestigen, früher oder später einen Krieg anfangen In diesem Kriege hat er die Schweiz, Italien, Polen, Ungarn und Deutschland, mit einem Wort, fast alle Völker auf seiner Seite, denn wenn wir von einem solchen Kriege auch nicht die Durchführung rein demokratischer Prinzipien zu erwarten haben, so haben wir immer den größten Schritt zur Erreichung des eigentlichen Ziels gethan, sobald wir durch einen Krieg unsere nationale Einheit unter was immer für einem Oberhaupte, erlangen; das Andere giebt sich schon mit der Zeit.“

Außer bei gewissen Magyaren, die eigentlich Slovaken, und gewissen Wallachen, die eigentlich verlaufene Fanarioten sind, wollte indessen diese Ansicht lange Zeit keinen Eingang finden;

*) Enthüllungen aus der höheren Region der politischen Spionage, herausgegeben von Vandermeulen. Berlin, 1862, bei Reinhold Schlingmann.

auch die dem Kaiserreiche wohlwollenden deutschen Blätter fanden es bei aller Geschicklichkeit sehr schwer, den instinktmäßigen Widerwillen des deutschen Volkes zu überwinden. 1859 wurde zum erstenmale von einem angesehenen deutschen Demokraten öffentlich derselbe Gedanke ausgesprochen. Nachdem Herr Professor Vogt die Verdienste des Kaisers um die Nationalität der Wallachen hervorgehoben und sich über die „eigenthümliche Laune des Schicksals" gefreut hat, „welche diesen Menschen zwingt, gegen seinen Willen sich als Bannerführer für die Selbstständigkeit der Nationalitäten in erste Linie zu stellen" (S. 35.), nachdem er die Ansicht ausgesprochen, daß „ein ähnliches Verhältniß jetzt gegenüber Italien obzuwalten scheine," so will es ihm S. 36 „bedünken, daß man dieser Politik seine Zustimmung schenken und seine Beihülfe zusagen müsse, so lange dieselbe in den Schranken der Befreiung der Nationalitäten sich hält. Ist diese Befreiung einmal durch diesen Schicksalsmenschen erfolgt, sei es nun mit seinem Willen oder gegen seinen Willen, ist einmal Italien von der Existenz als geographischer Begriff erlöst und zu derjenigen eines staatlichen Begriffes fortgeschritten, dann wird man weiter zusehen können, welche Gaben die Zukunft in ihrem Schoße birgt, und welche Haltung man zu beobachten hat." Die Besorgniß, daß man für die Dienste des Schicksalsmenschen, für die Kameradschaft des Bannerträgers mit Gebietsabtretungen werde zu bezahlen haben, beruhigt der Herr Verfasser durch Aufstellung des Unterschiedes zwischen dem ersten und zweiten Kaiserreich, daß das zweite nicht die Ländergier des ersten habe. Obgleich er in einer Zeitungsfehde mit dem Schreiber dieses im verflossenen Sommer versichert hat, daß er heute noch jedes Wort der „Studien" unterschreibe, so dürfte er in diesem Punkte jetzt wenig Anhänger zählen; im Gegentheil, die Redensart, die Pozzo di Borgo ausgetüftelt und die vor drei Jahren einmal an mir versucht wurde: „Was ist an

dem linken Rheinufer gelegen, wenn Ihr nur zur Einheit gelangt!“ soll Cours bekommen haben. (Aber Holz und Hanf werden auch in Kleindeutschland wachsen!)

Einen desto größeren Erfolg hat er mit den obigen, auch in dem Original gesperrt gedruckten Worten gehabt; sie sind die Maxime großer Massen geworden, und zwar in der Formel: Wir müssen mit Louis Napoleon gehen, so lange es uns zusagt.

Und das ist ein schwerer Fehler und ein großes Unglück gewesen. „In der Politik mit Jemandem gehen“ ist ein bildlicher Ausdruck, und Bilder gehören nicht in die Wissenschaft. Es mag sich ihrer jemand für sich selbst bedienen, um eine Masse von konkreten Dingen und seine Anschauung davon für sich selbst, gleichsam in einer Hieroglyphe zusammen zu fassen; ein Bild mag das richtige Ende eines Nachdenkens sein. Aber es ist gefährlich für den Hörer und kann nie der Ausgangspunkt eines richtigen Nachdenkens werden. Dieses Bild aber ist unter allen Umständen falsch. Man geht mit einem Freunde, einem harmlosen Menschen; man geht nicht einen weiten gefährlichen Weg durch fremde Gegenden mit einem Unbekannten, wenn man nicht in die Irre geführt, im Stich gelassen sein will; man unternimmt nicht eine Reise auf gemeinschaftliche Kosten mit einem Thug. Mich dünkt, die Italiener zahlen zu schweres Lehrgeld für die alte Wahrheit, daß jeder Vergleich hinkt.

Aber einmal aufgenommen, wucherte die Vorstellung so üppig, verlor die Abneigung gegen den Reisegefährten sich so schnell, daß eine unverschämte Brochüre, die zu der Zusammenkunft von Compiegne erschien und eine „Rektifizirung der Grenze“ bei Saarlouis forderte, von der „Kölnischen Zeitung“ als „ein Friedensthor“ bezeichnet werden, und daß am Tage jener Zusammenkunft ein Berliner Blatt sagen konnte:

„Freilich ist Louis Napoleon nicht dazu angethan, um auf seine Bürgschaft mit Sicherheit rechnen zu können, während ein

Wort unseres Königs den Stempel der Unverbrüchlichkeit in sich trägt. Aber L. Napoleons Lage ist darnach, daß man solcher Versicherung trauen könnte; und lautete sie dahin, daß Frankreich keine Gelegenheit benutzen oder begünstigen wolle, um einer innerlichen Reorganisation Deutschlands entgegen zu wirken, ja, ginge sie dahin, daß Frankreich in solchem Falle jede Intervention des Auslands verhüten wolle, so wäre damit der Gegendienst aufgewogen, wenn ihm von Seiten Preußens das Zugeständniß gemacht wird, daß man im Todesfall L. Napoleons dem Thronerben Frankreichs kein Hinderniß in den Weg legen werde."

Das Blatt war die „Volkszeitung." Eine Reorganisation Deutschlands, bei der L. Napoleon — und gegen wen? Schildwache steht! Und welche Faust hat sich an jenem 1. Oktober geballt, welche Stimme sich erhoben? Glatt, wie die Frühstückssemmel, mit der es aufgetischt wurde, ging das Gift hinunter. Woher es nur gekommen sein mag? hatte Jemand es, fertig destillirt, der „Volkszeitung" in die Hand gesteckt, oder war es auf ihrem ureignen Sumpfe gewachsen? Deutsch ist der Gedanke so wenig, wie die Sprache, in der er vorgetragen ist; die Stelle enthält sieben Verstöße gegen die Syntax. Die Franzosen und die Engländer würden nicht drei Tage einen Journalisten dulden, der so mit der Sprache umginge.

So wuchs die Partei der preußischen Spitze. Man hatte Fühlung rechts und links, und hinten und vorn, und rührte einen großen Staub auf. Eine Eigenschaft alles jungen öffentlichen Lebens und ein Fluch der Vormundschaft, unter der das preußische Volk zu lange gehalten worden, ist die Unduldsamkeit, welche den, der anders urtheilt und nicht jede Schwenkung, jeden Abfall prompt mitmachen will, kurzweg für einen Narren erklärt; die Feigheit, die heute den Genossen von gestern verleugnet und morgen die Verleugnung verleugnen wird; die

Unehrlichkeit in der Diskussion, in der Behandlung von Gegnern und von unbequemen, nicht in die orthodoxen Vorstellungen, nicht in den „korrekten" Gang der Weltgeschichte passenden Thatsachen, wo man sie nicht ganz beschweigen kann; endlich eine Logik, die man einer gereizten, eigenwilligen Frau allenfalls zu Gute hält: Zu den Großdeutschen gehören Ultramontane, folglich ist der großdeutsche Gedanke ultramontan. Oder: Du sagst, Italien sei nicht einig und unabhängig, folglich bist Du ein Feind der Einheit und Unabhängigkeit Italiens — wie wenn wir Jemanden, weil er es kalt findet, einen Feind der Wärme schelten wollten!

Solche Stimmungen, zu denen sich in der Geschichte aller Zeiten Analoga finden, ziehen eine Zeitlang aus sich selbst eine immer wachsende Kraft. Man sagt sich nicht gern los, wenn man eben das Gefühl der Stärke zu kosten beginnt, welche die Vereinigung giebt. Man nährt nicht gern Zweifel, wenn es bei Strafe der Unpopularität verboten ist zu zweifeln. Man trägt Scheuklappen und will Scheuklappen tragen. Eine Provinzialstadt bezog vor zwanzig Jahren ein französisches Journal und einige Exemplare der Heidelberger, der Augsburger, der Brockhaus'schen Zeitung, heute nicht ein einziges nichtpreußisches Blatt. Aber wenn zehn auf diese Weise genährte Kleinstädter einer Meinung sind, so glauben sie jeden Einzelnen, der anders urtheilt, überstimmt zu haben, auch wenn der Eine zehnmal soviel Gelegenheit gehabt hat, sich zu unterrichten. Was helfen dabei Setzmaschinen und cylindrische Pressen! sie werden zu Werkzeugen der halben Wahrheit, die bekanntlich schlimmer als die ganze Lüge ist. Man erhält aus England, Frankreich, selbst aus Rußland viel eingehendere Mittheilungen als aus Oestreich und Süddeutschland. Die lächerlichen Vorstellungen von Oestreich, die man sich in gebildeten Kreisen Norddeutschlands aus Konkordat und Finanznoth zusammengesetzt hatte, sind auf dem

Juristentage in Wien bei dem Seidel Champagner in ergötzlichen Geständnissen zum Vorschein gekommen; mancher hat erst durch den Besuch erfahren, was die „Berliner Revue" damit hatte sagen wollen, in Oestreich sei die Ordnung Gottes gründlicher als irgendwo zerstört. Literatur, Geschichte, alles wird in solchen Stimmungen mit der orthodoxen Farbe angestrichen, auf den orthodoxen Leisten geschlagen. Schiller wurde zum Kleindeutschen gepreßt, und dazu von einer Coterie, die ihn sonst auf Katholizismus oder, wie man heute sagen würde, Ultramontanismus anzuschnüffeln pflegte. Ebenso Fichte; man hört oft den Satz citiren, in dem er sagt: Oestreich kann Deutschland nicht einigen, aber selten den andern, in dem er hinzusetzt: Preußen auch nicht. Und dabei geräth man in sittliche Entrüstung, wenn von Gegnern ebenso mit der Geschichte umgegangen wird.

Endlich kam eine Volkswirthschaft ins Spiel, deren Grund-Sätze keineswegs mathematisch feststehen, und die, selbst wenn wir die volle Gewißheit von ihrer Richtigkeit hätten, niemals die Politik eines Staates beherrschen, sondern immer nur ein Moment der Politik sein darf, wenn nicht der Staat und die Wirthschaft selbst verderben sollen. In dem Motto, welches die englischen Baumwolleninteressenten auf ihre große Denkschrift gesetzt haben, Cotton knows no politics, liegt, ihnen unbewußt, ein artiger Doppelsinn: das Motto ist richtig in dem Sinne, den sie, dem heutigen, alltäglichen Sprachgebrauche gemäß, mit dem Worte politics verbinden — die Baumwolle weiß nichts von Parteikämpfen — ist aber auch richtig nach dem alten Sinne von politics, d. h. science of government — die Baumwolle versteht nichts von der Regierungskunst. So fest hält darauf die englische Aristokratie und so gelehrig folgsam ist das englische Volk, daß der Premierminister dem großen Apostel jener Volkswissenschaft, dem von L. Napoleon am Seil seiner

eigenen Thorheit geführten Mr. Cobden, auf seine Auseinandersetzung, daß England sich nicht wehrhaft zu machen brauche, wörtlich in das Gesicht werfen durfte: „bleib bei deinem Leisten!"

Aristokratie! höre ich mit Achselzucken ausrufen. Ja, Aristokratie. Wenn eine Aristokratie patriotisch bleibt, so hat eine unpatriotisch gewordene Nationalpartei nicht das Recht, gegen sie zu wiederholen, was der Volkspartei von 1848 wohl anstand. Mit Aristokratie ist natürlich nicht ein preußischer Kleinadel gemeint.

Alle Strömungen, die geholfen hatten, die kleindeutsche Partei zu bilden und die wiederum von ihr waren genährt worden, vereinigten sich zuletzt, mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Geschicklichkeit geleitet und gespeist, wie in einem gewaltigen Induetor in dem Worte Italien. Italien, das Land, an dessen Vergangenheit die Geisteswurzeln, an dessen Natur und Kunst die Erinnerung oder das Sehnen jedes Gebildeten hängen, war nun die Verkörperung des Nationalitätsprinzips; Italien war das Vorbild für Deutschland, Piemont für Preußen; Italien, der Feind Oestreichs, aber nicht, so hatte man sich einreden lassen, ein Feind Deutschlands, der Feind des Papstes, also, so hatte man sich selbst eingeredet, der natürliche Bundesgenosse des Protestantismus; Italien endlich ein Gegenstand für den liebebedürftigen, durch die Faustschläge Macdonald's und die Fußtritte Lord Palmerston's in den Wittwenstand geschleuderten Michels. Italien wurde seine Dulcinea. Wer heute den Don Quichotte liest, der lernt begreifen, daß Cervantes unsterblich ist. Was auch die gesunden Sinne, was auch der gesunde Menschenverstand seiner Hausgenossen, seines Knappen, seiner Reisegefährten, was auch seine eigenen Sinne sagen mögen: „Es kann nicht so sein," antwortet der Ritter mit sanftem Fanatismus, „es ist nicht so; denn dann

hätte ja das Nationalitäts-, nicht doch, dann hätten ja die Ritterbücher Unrecht."

„Also Sie meinen —, also Sie wünschen — — ?" — Auf die Frauenzimmerlogik habe ich vorweg geantwortet. Ich meine, daß man die Dinge in Italien ansehen soll, wie sie sind, und ich wünsche Italien alles möglich Gute, nur nicht auf Kosten Deutschlands.

Jede Täuschung, die man sich über Italien macht, kam dem „Bannerträger der Nationalitäten" zu Gute; konnte man denn einen Mann herzlich hassen, der ein so herrliches Werk, wenn auch gegen seinen eigenen Willen, zu Stande gebracht hatte? Daß die Italiener sehr wohl wissen, wie sehr das Ausland sich über ihre Zustände täuscht und täuschen läßt, das verrieth der Vorschlag, den ein Garibaldianer auf Aspromonte dem Anführer der königlichen Truppen machte: „Lassen Sie uns dies Gefecht, lassen Sie uns die Thatsache, daß es zum Bürgerkriege gekommen, verheimlichen." Aber vor jenem „höllischen Gewehrfeuer" der Piemontesen war auch der Nebel verflogen, in den L. Napoleon, der König-Gentleman, Cavour, Ratazzi, Garibaldi und Mazzini ihre Einverständnisse und Zerwürfnisse dem italienischen Volke verborgen hatten. Die andere Hälfte der Wahrheit bricht durch, und das Bemühen der deutschen Italienissimi, sie abzuhalten, gleicht dem Bestreben, einen Gletscherbach bei steigender Sonne mit den ausgespreizten Fingern zu stauen. Um die Zeit jenes Zusammenstoßes ließ es sich an der Haltung der Presse deutlich beobachten, daß die Kleindeutschen stutzig waren, einige Tage schwankten, für welche Seite sie Partei nehmen, ob sie das offizielle Italien, ihren „natürlichen Bundesgenossen", angreifen oder das Garibaldische, weil es unterlegen, staatsmännisch benärgeln sollten. Das Gefühl der großen Massen gab den Ausschlag. Aber, auch wenn der brave Soldat und gute Parteigänger, der liebens-

würdige Schwärmer und glühende Patriot, den die Dynastie mit zwei Flintenkugeln bezahlt hat, leben sollte — und wer sollte ihm das nicht wünschen! — die Enthüllungen zu machen, die „die Welt in Erstaunen setzen sollen", so wird lange Zeit verstreichen, ehe die Zerstörung des Irrthums, der in dem Wort Italien lag, rückwärts wirkend alle die Irrthümer zerstört, die aus ihm Nahrung gezogen hatten, in ihm zusammengeflossen waren. Es sträubt sich die Eigenliebe, die Recht behalten will; und die Intrigue, vorausgesetzt daß eine existirt, wird alles aufbieten, den Klärungsprozeß zu verzögern, bis sie in der Trübe ihr Netz zugezogen hat. Die Zwischenläufer werden eine kleine terreur versuchen, erst mit Achselzucken und Schimpfen in französischem Deutsch, dann vielleicht mit anderen Mitteln, denn es stehen große Dinge auf dem Spiele: der Kopf brütet aber in diesem Augenblick über einer neuen täuschenden Formel. **Quand il parle, il ment; quand il se tait, il conspire.**

Inzwischen steht die kleindeutsche Partei hart vor den Konsequenzen ihres Thuns. Sie mag den Fragen ausweichen wollen, aber die Fragen rücken ihr auf den Leib. Sie, die die „klugen, taktvollen Italiener" nicht genug dafür zu beloben weiß, daß sie das Erreichbare ergreifen und mit dem Vollkommneren sich zu gedulden verständen, will sie alles, auch was neben dem Bundestage von den Regierungen geboten wird, als unvollkommen verwerfen und vereiteln, will sie Brod und Butter von sich stoßen, weil ihr das Butterbrod nicht gleich geschmiert in den Mund gesteckt wird? Sie, die die „negierenden, nihilistischen" Großdeutschen nicht genug dafür tadeln und verspotten konnte, daß sie wohl ein Direktorium zu fordern aber nicht ein Reglement über die Zusammensetzung desselben fix und fertig vorzulegen wüßten, will sie in der That das deutsche Volk foppen mit dem byzantinisch-theologischen Problem einer „Regierungsgewalt, die Einen Willen hat, aber

nicht aus Einer Person besteht," und erzeugt werden soll in der Retorte eines deutschen Parlamentes, das doch nur durch die Regierungen oder durch eine Revolution ins Leben gerufen werden kann? Sie, die „keinen Quadratschuh deutscher Erde hergeben" wollte, soll sie Deutschland unter der Obhut des Kaisers „innerlich reorganisiren" und den Preis bezahlen, „damit Frankreich auf der Höhe seiner Schicksalsmission bleibe"? Der naturwissenschaftliche, nationalitätliche und pamphletliche Vetter, der bis zur Großjährigkeit des Prince Imperial die Rolle des Thronfolgers im dynastischen Interesse zu spielen, die Sympathien, die sich dem Regierenden abwenden, einzufangen und bei der Familie zu erhalten hat, ließ kürzlich den Preis in seinem Blatte bezeichnen. Sollen wir Deutschen unsere Errettung vor Schmach, Zerfall und Verlust wirklich nur dem verdanken, daß ein innerer Konflikt, die Frucht einer zweideutigen Politik nach außen, die Regierung und das Volk in Preußen wechselseitig bindet? nur dem, daß die Regierenden „ja nicht den Entschluß und die Kraft haben", das zu thun, wozu man sie noch vor einem Jahre drängen wollte? nur dem, daß die Dränger inne geworden, daß sie nur Treiber gewesen, daß, wer sich selbst zur Bracke bestellt, sich nicht wundern darf, wenn die Peitsche des Jägers ihm um die Ohren schwirrt? Wird nicht der Instinkt des Volkes das Gewebe von Trugsal zerreißen, worin die Sonntags-Politiker sich selbst gefangen haben?

Soll es denn aber Nationalität sein und bleiben, so nehmt von dem Italiener die Erklärung an, daß Nationalitätsprinzip die Arbeitstheilung unter den Völkern bedeute, daß das Vollbringen Eurer Arbeit, welches zugleich das Erfüllen einer Pflicht gegen das Menschengeschlecht ist, gewisse geographische Verhältnisse voraussetzt und erzeugt, daß ein Volk erst seine Werkstatt haben muß und dann „groß in Concessionen" sein mag.

Erhebt Euch zu dem durch die Geschichte gerechtfertigten Bewußtsein, daß Euch die Arbeit beschieden ist, Racen, die nicht „einer eigenen Existenz fähig sind", in Euch aufzunehmen, mit Bewahrung ihrer Vorzüge, wenn sie deren haben, in friedlichem Schaffen, wie es bisher geschehen, mit Gewalt, wenn sie es nicht anders wollen, mit dem Pfluge oder mit dem Schwert; daß Euch die Arbeit beschieden ist, für die anderen der „Führer," der „Verjünger", das „Schicksalsvolk" zu sein. Wem, der germanisches Blut in den Adern hat, und nicht der Sohn eines Bedienten ist, kann denn das schwer fallen? Speit die Alraunwurzel aus! Denkt nicht schlechter von Euch selbst als der russische Staatsmann, der im Jahre 1834 eine Denkschrift damit schloß:

> Deutschland ist das Herz Europas. Seine Revolution in Glaube und Lehre hat die Welt auf zwei Jahrhunderte erschüttert; eine deutsche Revolution in Staat und Gesellschaft würde nicht minder heftig, nicht minder dauernd wirken.

Soll es denn einmal ein Bild sein, vor dem Ihr Euch erwärmt, so sei es das Bild, das Fichte von der Zukunft Eures Volkes zeichnet:

> „Ein wahrhaftiges Reich des Rechts, wie es noch nie „in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für „die Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt „erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen „als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht be„stehen konnten, für Freiheit, gegründet auf Gleichheit „alles dessen, was Menschengesicht trägt. Nur von den „Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck „da sind und ihm langsam entgegenreifen, — ein anderes „Element für diese Entwicklung ist in der Geschichte nicht da."

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

Sir John Retcliffe, Zehn Jahre! Zweiter Abschnitt von Villafranca. Historisch-politischer Roman. 4 Bände in 32—36 Lieferungen. Gr. 8. Elegant geheftet. Preis jeder Lieferung 6 Sgr.

J. D. H. Temme, Dunkle Wege. 1. Theil. Zweite Auflage. 8. Elegant brochirt. 1862. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Dasselbe. 2. Theil. 1863. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

— — **Schwarzort.** Großer historischer Original-Roman. 3 Bände. Elegant geheftet. 1863. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.

A. von Winterfeld, Das Manneken P..s von Brüssel. Eine Humoreske. Zweite Auflage. Mit illustrirtem Umschlag. 1863. Preis 15 Sgr.

— — **Geheimnisse einer kleinen Stadt.** Komischer Roman. 2 Bände. 8. Mit illustrirtem Umschlag. 1863. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

